This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

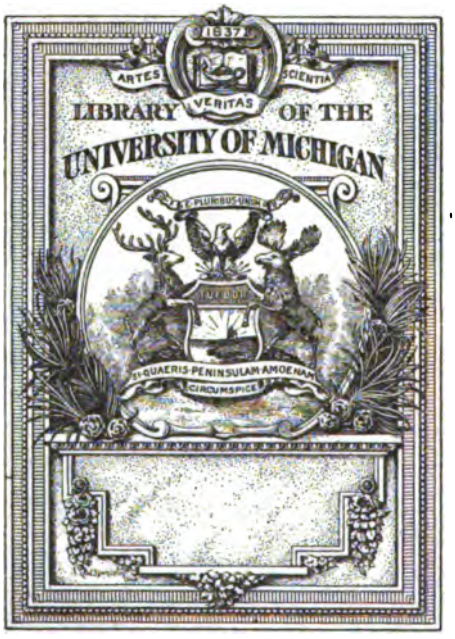
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,388,839


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

~~3.5.6:4.~~

838
L640
S35
1884
A

1780. Aus F. H. Jacobis Nachlaß.

Lessing.

38980

Geschichte seines Lebens und seiner Schriften

von

Dr. Erich Schmidt,
Professor an der Universität Berlin.

Zweiten Bandes zweite Abtheilung.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1892.

Inhalt.

Seite

Drittes Buch. Wolfenbüttel.

II. Capitel. Der theologiſche Feldzug.

Berengar 348
Reimarus 354
„Beiträge“ 382
Semler 395, 475
Gegner der Fragmente 405, 413, 450, 474
„Duplik“ 409
Goeze 415, 456
Leſſings Antworten 437
Cenſur 465
Nachlaß 478

III. Capitel. Nathan der Weiſe.

Vorgeſchichte 486
Ringparabel 488
Boccaccio 503
Geſchichtliches. Marin 514
Voltaire 520
Compoſition 526
Entwurf 533
Menſchen 534
Vers 566
Aufnahme 571
Theater 575

IV. Capitel. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Freimaurerei 582
„Ernſt und Falk“ 588
Politik 593
Geiſtesart 604
Entwicklung. Leibniz 620
Determinismus 625
„Erziehung“ 629
Analyſe 635
Seelenwanderung 650
Spinoza. Jacobi 659
Zweifel 670

V. Capitel. Sprache. Seite

Geschichtliches 683
Sonderart. Dialekt ꝛc. Manier 695
Deutlichkeit. Entwicklung 709
Lebendigkeit 715
Brief 720
Dialogisches 728
Bewußtheit 724
Gleichnis 726
Persönlichkeit 735

VI. Capitel. Lebensausgang.

Amt. Haus. Gäste 737
Braunschweig 747
Weimar 750, 776
Hamburg 751, 760
Jacobi 756
De la littérature allemande 764
Jülich-Cleve 768
Tod 771
Nachrufe 773

Anmerkungen 780
Register 811

Drittes Buch.

Wolfenbüttel.

II. Capitel. Der theologiſche Feldzug.

„Ich habe es längſt für meine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen, quid liquidum sit in causa Christianorum.“
„Ärgernis hin, Ärgernis her!“

Des leidenden Mannes vielerprobte Freundin iſt die Arbeit. Wie die Göttin ihrem heldenhaften Liebling in höchſter Bedrängnis neuen Muth in die Seele haucht, ſo richtet Thätigkeit den Gebeugten auf und ſtellt ihm, kann ſie auch das Verlorene nicht heimbringen, Werth und Ziel ſeines Daſeins vor Augen; vor ihm der Tag, und hinter ihm die Nacht. Für den unwiederbringlichen Schmuck und Genuß ſetzt er die fortdauernde Kraft des Wirkens ein, und die edle Reſignation wohnt in ſeiner Bruſt, daß, wie Schopenhauer es ausdrückt, der Menſch nicht glücklich, wol aber heroiſch leben kann. So denken wir uns Leſſing nach dem Zuſammenbruch ſeines hart und ſpät erkämpften Hausfriedens nicht lang in dumpfem Hader mit den finſtern Mächten, die es ihm nicht ſo gut werden ließen wie anderen, ſondern über alle wiederkehrenden Anfälle leidenſchaftlichſter Bitterkeit hinaus bald Herr ſeiner ſelbſt und mit angeſpannteſter Energie fortfahrend in der Bewältigung großer Aufgaben. Bis ans Sterbelager der lieben Frau folgen ſie ihm; in ſein ſtummes Brüten fällt die Ausforderung des Gegners; vom Grab hinweg eilt er die Niederlage ſeiner Lebensfreuden in geiſtigen Fehden zu vergeſſen. Ganz giebt er ſich dieſem Hauptzweck hin. Seine Schöpferkraft ſcheint aufs Höchſte geſteigert, ſeine Unruhe weniger denn je zu beſchwichtigen. Schlag auf Schlag,

jeder Kriegskunst gerecht, entfaltet sich seine Polemik, und aus der athemlosen Folge dieser kritischen Gänge und ihrer abgebrochenen oder nur gedachten Ergänzungen dringt jetzt, so schonungslos der ungeschonte Mann seine Sache führt, so hageldicht die Streiche seines Spottes, Hohns, Zorns fallen, so scharf er die Sätze spitzt, ein gewaltiger Herzenston hervor, der in dieser Fülle noch nie bei ihm erklungen ist. Mitten in verschlagener Minirarbeit und offener Zerstörung baut er einen Altar der Liebe und predigt ein mildes humanes Evangelium; beides, den Grimm des Kampfes, wie die Versöhnung mit allem Hader der Menschheit als ein Geprüfter aus der vollen Schale des Leids schöpfend. Mit gewohntem Sarkasmus vergleicht er die Arbeit, die ihn „fortbuseln" läßt, dem Schlafmittel des Kranken: „Theologisches Laudanum" heißt nun die Hauptarbeit seiner Wolfenbüttler Zeit, der gleich auf der Schwelle ein bedeutender kirchengeschichtlicher Fund den prophetischen Stempel aufgeprägt hatte und deren theologische Aussaat und Ernte den von Haus aus berechneten Plan eines großen Strategen enthüllt.

Schon im October 1770 sollte die gelehrte, zumal die gottesgelehrte Welt erfahren, daß der neue Bibliothekar der ihm anvertrauten Schätze werth sei und auch Versunkenes zu heben wisse: Lessing überraschte durch die Ankündigung eines längst verloren geglaubten Tractates über das Abendmahl vom „Berengarius Turonensis". Die von Lessing geplante Herausgabe dieser Handschrift des zwölften Jahrhunderts, De cena Domini et transsubstantiatione, ist erst 1834 erfolgt; über die Schrift und den Urheber hat sich durch Sudendorf, Reuter und andere seither helleres Licht ergossen, als Lessings „Erläuterungen und Rettungen" vermocht hatten. Sie geben sich als Briefe an C. A. Schmid, den treuen Genossen aller bibliothekarischen Ausgrabungen, durch seine gründliche Forschung über Adelmann, Berengars Mitschüler und späteren Gegner, auch Anreger dieser Berichte, die nach Lessings Art nicht mit der Thür ins Haus fallen, sondern erst nach längerer Spannung die Freude des Fundes verrathen.

War die Schrift verschollen, ihr Urheber, Berengarius von Tours, gestorben 1088, des Abälard Zeitgenoß, des Fulbert selbständiger Schüler, war es nicht, und er war keineswegs bloß in kirchengeschicht-

lichen Compendien eingesargt, sondern oft und immer wieder genannt in den auf- und abwogenden Abendmahlsfehden vom sechzehnten Jahrhundert an. Luther selbst gedenkt sein misverständlich mit harten Worten, die grimmen Flacianer rühren die leidigen Händel von neuem auf, Zwingli möchte Berengar als Gesinnungsgenossen ansprechen, das folgende Säculum trug der Forschung wichtigen Stoff zu; ja selbst Voltaire interessirte sich für das alte Opfer geistlichen Zwanges und trat im Essai sur les mœurs, in dem Capitel über Religion und Aberglauben, für Berengar gegen Lanfranc ein mit sympathischen Worten: Bérenger n'avait raisonné qu'en philosophe ... cette rétractation forcée ne fit que graver plus avant ses sentiments dans son cœur. Il mourut dans son opinion.

Die „Rettung" des Standhaften und die „Erläuterung" seiner Ansichten, beides beschäftigte Lessing lebhaft. Das erste Moment erregte ihn menschlich, das zweite, an sich kühler, ohne subjective Wärme in der Abendmahlsfrage angefaßt, gewann doch dadurch persönliche Anziehungskraft, daß die pietätvolle Freude, dem armen absterbenden Alten zu Kamenz, der an den früheren Schriften des Sohnes keinen oder nur sehr geringen Antheil hatte nehmen können, eine in sein Fach schlagende dogmengeschichtliche Bescherung zu machen, Lessings Hand führte. Gottholds letzter Brief meldete dem Vater: „Gleich anfangs habe ich unter den hiesigen Manuscripten, deren an sechstausend vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche sehr wichtig ist und in die theologische Gelehrsamkeit einschlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher sich in dem elften Jahrhunderte der Lehre der Transsubstantiation widersetzte. Von diesem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich sagen darf, daß noch kein Mensch etwas weiß; ja, dessen Existenz die Katholiken schlechterdings geläugnet haben. Es erläutert die Geschichte der Kirchenversammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwidersprechlichsten Beweise, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegriff Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat und keineswegs einer Meinung davon gewesen, die der Reformirten ihrer beikäme. Ich werde das ganze Manuscript herausgeben und lasse bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächstens senden will." Im Sommer 1770 mit Freund

Schmid, der dann eine Abschrift anfertigte, „ganz berengarisch", empfindet Lessing trotz den üblichen Redensarten über Lumpereien, Bettel, thörichte Arbeit große Freude am Werk. Er will im Herbst eine Edition als leichte Mühe erledigen und nennt später noch dieses im würdigen Quart dargebotene Buch dasjenige, bei dessen Abfassung er das größte Vergnügen gehabt habe und die Zeit ihm am wenigsten lang geworden sei.

Wol lohnte Berengar der Mühe näheren Studiums. Zweifel über die giltige Abendmahlslehre hatten seinen kühnen Geist zur aufklärerischen Prüfung der Tradition insgemein fortgetrieben. Die siegreiche Ansicht des Paschasius Radbertus über die Transsubstantiation stieß ihn ab. Prüfend durchlief er die dogmatischen Streitigkeiten der letzten Jahrhunderte, nicht bloß auf ihre altsanctionirte, sondern auch auf ihre innere Gewähr hin und lehnte sich auf gegen Tradition und Kirche, durch inquisitorische Gewalt geprüft, im Kampfe mit der Autorität gehärtet. Er suchte Stützen in der alten Patristik und verwarf, philologisch aus- nicht unterlegend, die Geltung des bloßen Buchstabens der Bibel, um in so freisinniger Haltung von Concilsentscheiden und einer äußeren Mehrheit an die innere Majorität der Wahrheit zu appelliren, dafür zu disputiren mit Wort und Feder und besonders über die cena domini um die Mitte des Jahrhunderts mit dem gefährlichen Lanfranc ein Duell des Rationalismus mit der Orthodoxie auszufechten, das trotz der Gunst Papst Hildebrands 1079 äußerlich mit seinem Fall endete, indeß er bei seiner freien Auffassung blieb und, klüglich, ja kläglich unterduckend, über die einzelne Frage hinaus doch gegen Concil und Kirche das Freidenkerthum wahrte. „Also" sagt Reuter „ist der zweite Abendmahlsstreit geworden, was der erste nicht war, ein Kampf um die höchsten Kriterien der religiösen Wahrheit, ein Conflict der Tendenz der negativen Aufklärung unmittelbar mit dem damaligen autoritativen Kirchenthum, mittelbar mit dem Christenthum der positiven Offenbarung."

Auf solche weitere Perspectiven aber ist Lessing hier als Kirchenhistoriker nicht eingegangen. Seine mit vielen Textproben belastete Untersuchung rechnet scharfsinnig die Concilien nach, obwol sie auch hierin den Nachfolgern Correcturen offen ließ, und verliert sich mehrfach in dürre und wirre Einzelheiten, wie denn Lessing selbst gesteht, er habe bei der

Eile, seinen Fund zu veröffentlichen, den Hauptinhalt zu wenig herausgearbeitet. Er läßt es an historischem Hintergrund und eingehender Charakteristik der betheiligten Personen fehlen. Er — aber gerade darin liegt der menschliche und auch der schriftstellerische Reiz des Büchleins — er hebt als Retter seinen Helden zu hoch, indem er den behutsamen Sophisten ganz übersieht, der trotz allem Kampfeseifer den Mantel nach dem römischen Winde hängte und als gewandter Agitator auch politische Kniffe und Schliche nicht verschmähte, kurz kein so gerader und unentwegter Streiter war, wie Lessing uns überreden möchte. Denn der objective Archivar und Urkundenforscher stimmt einen sehr persönlichen Brustton an, wo er auf die „Bekehrung" des Berengar, auf die Frage nach der Rückhaltlosigkeit seiner Bekenntnisse, auf den verpflichtenden Dienst der Wahrheit überhaupt zu sprechen kommt. Er kann es schlechterdings nicht glauben, daß ein Mann die mit reifstem Verstand errungene Wahrheit Jahrzehnte lang trotz allen Gefahren beharrlich bekenne und ausbreite, um sie plötzlich, in einem Augenblicke, wo die Schätze der Wahrheit den unveräußerlichsten Werth vor allen anderen behaupten, zu verläugnen. Ein solcher Erweis müßte alle Untersuchung der Wahrheit verleiden. Lessing will das grausame Märchen von dem Rückfall in die flachen Begriffe der Kindheit so wenig hören, wie die plötzlichen Bekehrungen auf dem Todtenbette, wo nicht ein hitziges Fieber oder, was noch schrecklicher ist, Einfalt und Heuchelei dem ruhebedürftigen Kranken zweideutige Worte abpressen. Auch die starke Triebfeder der Ehre eines empfindlichen Geistes setzt der Vertheidiger späterhin in Bewegung, nicht als die edelste zwar für den Wahrheitsfreund, aber doch als wirksame Wasserkraft, die keinen Stillstand des Rades duldet.

Es bedarf keiner Wortverschwendung dafür, daß Lessing hier nicht für Einen Fall im Leben einer fernen historischen Persönlichkeit, sondern ganz allgemein und zugleich vernehmlich genug im eigenen Namen spricht. Aber zwischen geschminkter Wahrheit, Überzeugungsmaskerade, kupplerischer Beredsamkeit und einem aus dem Stoff berechneten und den Zeitumständen angepaßten Vortrag, einer niemals lügenden, wol aber weislich zurückhaltenden, das Esoterische und das Exoterische mischenden Argumentation besteht ein großer Unterschied, und es heißt nicht Lessings Charakter verdächtigen, wenn man den Lobredner der

Wahrheit seinen Tempeldienst vom „Berengarius Turonensis“ an ohne ein beständiges unverhohlenes Auspacken aller und jeder einschlägigen Privatansicht vollziehen sieht. Man sollte nicht über Wunderkritik reden dürfen, ohne mit dürren Worten zu gestehen: ich selbst glaube kein Wunder? nicht über ein Stück alter oder neuer Christologie, ohne im Eingang oder Nachwort den eigenen Unglauben an die Gottheit Jesu auszuklingeln? nicht im dankbaren Gefühl der protestantischen Grundlagen unserer Bildung und in freier Bewunderung menschlicher Größe einen Luther preisen dürfen, ohne darzuthun, welche Kluft unsere Weltanschauung von der seinen trennt? Im gegebenen Fall: Lessing hat über das Abendmahl gewiß glimpflicher geurtheilt als König Friedrich, der „keine abscheulichere und lästerlichere Absurdität als seinen Gott zu essen“ kannte, c'est le dogme le plus révoltant, le plus injurieux à l'Etre suprême, le comble de la folie et de la démence (an Voltaire, März 1776) — aber Lessing, unberührt von der Weihe des Charfreitags oder gar vom Liebesrausch der Pietisten, hat für seine Person das Abendmahl weder in dieser noch in jener Form, weder in Luthers noch in Zwinglis Sinn begehrt und das christliche Passah jedenfalls in keinerlei Gemeinschaft mit Mystikern und Christgläubigen, vielmehr aus dem nüchternen Interesse eines historisch-kritischen Betrachters dieses frommen Brauches und der damit verknüpften Lehren gewürdigt. Seine Briefe über Berengar laufen denn auch in ruhige Fragen aus. Sie „betreffen einzig die Geschichte des Dogmas; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte“. Ein Bild deckt auch hier Lessings eigene Fremdheit gegen das hochgelobte Sacrament: „Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen und am wenigsten wird mir es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken.“ Entschiedener Unionsfreund will Lessing seine Finger nicht in die alte Wunde legen, die immer noch von streng-lutherischen Zwinglihassern offen gehalten wurde, denn ihm heißen die Reformirten „verschieden denkende Brüder“. Gleichwol bemüht sich Lessing gar geflissentlich, mit Genugthuung, und kaum dem wahren Sachverhalt entsprechend, Berengars Lehre von der wesentlichen Gegenwart des Leibes und Blutes Christi in engen Einklang mit Luthers schleierhafter Auffassung zu bringen. So sehr wird ihm Berengar ein

früher Vorläufer der Reformation, daß er ein neues kirchengeschichtliches Arsenal aufthut zu Gunsten „unserer Kirche", „unseres Glaubens", den strengkatholischen Widersacher Lanfranc wie in eigner Sache angreift, „päpstlichem Misglauben" die Spitze bietet, einem Briefe des Bischof Eusebius den einfältigen unbedingten Schriftglauben nachrühmt und in der Fülle antikatholischer Polemik gegen hohe und niedere Priester, Geschichtschreiber und Dogmatiker selbst für die gelehrten Benedictiner der Histoire littéraire de la France, für Männer vom Rang eines Martene, eines Mabillon, des großen Schöpfers neuer historischer Hilfswissenschaften, kein gutes Wort findet. Was Wunder, daß dieser aus Lessings lebhaftem Temperament quellende, durch den Hinblick auf die armselige Kamenzer Studirstube erwärmte Eifer und die ruhige Theilnahme an dem so bedeutsamen Abendmahlsstreit, verbunden mit ansehnlicher, offenbar mühelos aufgebotener Gelehrsamkeit und dem Reiz eines überraschenden Fundes, nicht bloß die Lobsprüche der wissenschaftlichen Theologie weckten, sondern daß über ein seit der Rettung des Lemnius erregtes Mistrauen hinweg sogar die Orthodoxie diesem Lessing als einem Nathanael freundlich zuwinkte. Aufgeklärte Freunde schüttelten den Kopf. Wer dem Gemunkel über Lessings bevorstehenden Übertritt zum Katholicismus und italienische Ansiedelung ein Ohr geliehen hatte, stutzte nun vor der gegentheiligen Überraschung. Die Gelehrten folgten wie gewöhnlich ihrem eingeschränkten Fachinteresse: Ernesti, der philologische Theolog, ein Anhänger der Lutherischen Abendmahlslehre, erkannte seinen einstigen Schüler des Doctorhutes der facultas venerabilis werth, die profanen Philologen, von denen Reiske eine bescheidene, fast geringschätzige Ankündigung des Berengarfundes aus Wolfenbüttel empfangen hatte, dachten im Herzen: Lessing möge nur nicht tiefer in die Lanfrancos und Berengarios gerathen, denn „den Gang des menschlichen Verstandes in theologischen Ungereimtheiten wissen wir so ziemlich"; was bei Lessing den Nachhall findet: das „schale Lob der Theologen" solle ihn nicht zu weiterer Beschäftigung mit ihren „Quisquilien und Ungereimtheiten" verführen. Aber in Stunden der Bedrängnis hat er es später nicht verschmäht, den Schild dieses „Berengarius" vorzuwerfen.

Daß die Rettung des alten „Ketzers" von vielhundertjähriger Verfolgung und Fälschung, der mannhafte Protest gegen alle Ketzer-

macher, welche von jeher grausame Anklagen für unumgängliche Selbstvertheidigung ausgeben möchten, die bis zur Herzlichkeit gesteigerte Parteinahme für den Einen Freien gegen den Dogmenglauben seines Zeitalters und gegen die gewaltthätig den Widerruf erpressende Kirchenautorität eine große allgemeine Bedeutung habe und schwerer in die Wagschale falle als Lessings vermeintes treues Lutherthum, sprach niemand nachdrücklich aus, auch sein jugendlicher Recensent Johannes Müller nicht, und niemand konnte damals gewahren, wie Lessing in dieser Haltung, theils als objectiver Herausgeber kirchengeschichtlicher Urkunden, theils persönlich mitstimmend, schon auf ein ganz anderes Unternehmen, auf einen ganz anderen handschriftlichen Fund ziele.

Am 1. März 1768 war Hermann Samuel Reimarus aus einem langen Leben stiller Arbeit abgeschieden. Mit der Ruhe eines Weisen hatte er dem Tod ins Angesicht geschaut. Als Lessing ein Jahr später mit Elise und dem Doctor eine dauernde und folgenreiche Freundschaft schloß, konnte er die große Bibliothek vor ihrer Versteigerung nach Lust benutzen, und bei rasch gedeihendem Vertrauen that sich ihm auch das geheime Hausarchiv der Reimarer auf. Er durfte nicht bloß theologische, philologische, dramaturgische Werke entleihen, sondern auch einen Einblick thun in die verschwiegenen Blätter, denen der Alte durch lange Jahre seine tiefsten Zweifel, seine beherztesten Schlüsse aufgeprägt hatte, während die Welt nur den frommen Teleologen sah.

> Genieß der Seligkeit des Christen und des Weisen,
> Der für die Ehre Gottes denkt.

rief Hamburgs Gelegenheitsdichter am Sarge des „unsterblichen Reimar", in dessen Nachlaß doch der Zündstoff einer antichristlichen Empörung glomm.

Sehr langsam war Reimarus' ernster Sinn von einzelnen jugendlichen Bedenken über Bibelstellen, nach einer strenggläubigen Zeit, wo ihn apologetische Werke in eine getroste Sicherheit eingewiegt hatten, zur Skepsis fortgeschritten; aber auch dann suchte er sich noch einzureden, daß Gott uns schwachen Menschenkindern nur ein beschränktes Verständnis erschließe und daß eben nicht jedes Wort der Schrift inspirirt sei, bis sein Glaube an der Klippe der Trinität scheitert, selbst-

quäleriſches Gebet keine befreiende Schwinge mehr findet und die Lehre von den ewigen Höllenſtrafen, welche die ungeheure Mehrheit der Menſchen ſchuldlos dahinraffen ſollen, ihm Mark und Bein durchſchauert. Auf der andern Seite entſetzt er ſich vor der unbegreiflichen Bosheit und Halsſtarrigkeit des auserwählten Volkes. Solchem peinvollen Schwanken ſteckt endlich der beherzte Entſchluß ein Ziel: die Religion, die ihm wie allen Kindern im unmündigſten Alter ohne Wahl und Prüfung von den Vorfahren her aufgedrängt worden ſei, mit kalter Wahrheitsliebe zu unterſuchen, das Ergebnis möge ausfallen wie es wolle. Er kann nicht auf dem Standpuncte des Kindes beharren, ſondern muß mit eigenen Augen zuſehen, ob der chriſtliche Glaube als der echte und rechte über die andern, falſchen Religionen triumphire. In einem ergreifenden Monolog, worin er ſich ſelbſt die innere Nöthigung und Reinheit ſeiner Abſichten lebhaft vorhält, ſchlägt er jeden Verdacht gehäſſiger Neuerungsſucht nieder. Viele Jahre hindurch hat er ſeine geheimen Aufzeichnungen, die ein ſchneidendes Nein zum andern fügen, von neuem geprüft und ſtichhaltig befunden; darum blickt er der Todesſtunde gelaſſen entgegen: „Ich genieße ſeit der Zeit eine ungeſtörte Befriedigung des Gemüths, der ich mich in meinem Buſen freue.“ Umſonſt mahnten die paar vertrauten Freunde, unter ihnen der deiſtiſche Naturdichter Brockes, zu öffentlichem Bekenntnis, das doch dem friedliebenden Weſen des ſtillen Mannes trotz aller Würdigung der beigebrachten Gründe zuwiderlief. Denn er geſteht, „daß ich ſtets gerne Streitigkeiten ferne geblieben bin“, und unvergeſſen war in Hamburg der Trotz mächtiger Glaubensſtreiter nach oben und unten, manches Beiſpiel amtsbrüderlicher Gewaltthätigkeit. Die gelehrte Welt kannte ihn als Gräciſten und Orientaliſten, als bewährten Docenten und Schulmann. Er war würdig, in der Vaterſtadt Edzardis Profeſſur zu erben und auch den litterariſchen Nachlaß ſeines Schwiegervaters Fabricius zu verwalten; Göttingen bot ihm Gesners Lehrſtuhl für griechiſche Sprache und Litteratur an. Nach der Vita Fabricii und dem vollendeten Dio Caſſius kehrte er zu den philoſophiſchen Studien ſeiner Wittenberger Zeit zurück und zeigte ſehr zurückhaltend in den verbreiteten, ſelbſt von der Orthodoxie belobten „Abhandlungen von den vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion“ (1754) nur die maßvolle, Wolffiſch gefärbte, aber nicht unſelbſtändig

begründete Verehrung des persönlichen Gottes, der die Welt aus dem Nichts geschaffen und ihren Lauf nach seiner unendlichen Vollkommenheit vorbestimmt habe. Noch Kant rühmt diesen Reimarischen Beweis für das Dasein Gottes als unübertroffen. In diese Theologie und Unsterblichkeitslehre mischten sich freilich schon freigeistige Scrupel gegen alle, der absoluten Causalität Gottes fremden, Wunder nach der Schöpfung, aber der Gegner des Atheismus und Materialismus redete lauter als der unchristliche Philosoph. Hamburg sah ihn mit dem eifrigen Senior Wagner auf gutem Fuß und erfuhr wenig von seiner Bemühung, durch wolinstruirte Freunde den neuen Katechismus zur naturalistischen Pflanzschule zu machen. Seine „Vernunftlehre" (1756) bezeugte den scharfen Logiker, die „Allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere", im Gegensatz nämlich zur Vernunft des Menschen, den denkenden Naturfreund. Wie größere Philosophen des Aufklärungszeitalters sprach er wol von Jesus als einem sittlichen Vorbild, schwieg aber von Christus dem Erlöser, ohne geradezu das Visier des Bibel- und Dogmenfeindes antichristlich zu lüften, denn er fühlte sich nicht berufen, in dieser Zeit der Verhetzung und Verdammung seine und seiner Familie Existenz und Namen zu Markte zu tragen. Reimarus war ein Freier, aber kein Befreier, sein Kampfplatz die einsame Gelehrtenstube, nicht das Forum, und wer die Entwicklungsbahnen der menschlichen Aufklärung auch nur durchflogen hat, wird dem in sich gekehrten, zuwartenden Einsiedler weder Feigheit vorrücken, noch das Martyrium des Schweigens anheften. Ein Latitudinarier wie so viele Zeitgenossen erklärt er: „Lieber mag der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn (obwol es ohne meine Schuld geschehen würde) mit Wahrheiten ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag der Weise sich, des Friedens halber, unter den herrschenden Meinungen und Gesinnungen schmiegen, ducken und schweigen, als daß er sich und andere durch gar zu frühzeitige Äußerung unglücklich machen sollte." Wol beklagt er bitter, das den Türken, Juden, Herrnhutern gegönnte Privileg sei allein dem vernünftigen Tugendfreund vorenthalten, aber er hofft doch auf eine rasche religiöse Gährung und Klärung, und seine Resignation entbehrt der tröstlichen Ausschau in eine ersehnte helle Zukunft nicht. Für diese nahen großen Auseinandersetzungen möchte er in abgelegener Werkstatt

Wehr und Waffen geschmiedet haben: „Bewahrt sie also als einen geheimen Schatz mit gewissenhafter Verschwiegenheit auf den Fall der Noth.“ So will er nicht sowol angreifen, als gegen orthodoxe Vorstöße decken, und bezeichnend genug nennt dieser friedsame Widerchrist sein verneinendes Geheimbuch eine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes“.

Das Reimarische Werk ist das starke Glied einer langen, ungleichmäßigen Kette, deren erste Ringe schon im Todeskampfe zwischen Heidenthum und Christenthum geschmiedet wurden und deren Mittelstücke die erstarkte Kritik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts zusammenschweißte. Bei der unmöglichen Vereinbarung zwischen Philosophie und Glaube, wie sie Leibniz und seine Schule inconsequent einhaltend und abbiegend ausführten, konnte Reimarus nicht bleiben; zu sichten und beiderseitig zu befreien wie Schleiermacher war dem irreligiösen Kopfe versagt. Die Wurzeln des Christenthums glaubte er zu durchsägen, wolbelesen in den Urkunden früher und später Aufklärer, welche die Bücher des alten und neuen Bundes mit ihren Fragezeichen und Strichen versehen hatten und immer fort versahen. Hier sei, mit begrenzter Wahl, Weniges angedeutet.

Hat selbst Luther hie und da wider den Stachel des Kanons gelöckt und in der Verlegenheit wol einmal das alte Testament den Juden zugeschoben, so steht die Kritik bei Spinoza auf der hohen, freien Warte des „Theologisch-politischen Tractats“: die verschiedenen Bestandtheile der Bibel werden qualitativ gewerthet, ihre Göttlichkeit verneint, der Accommodationslehre gemäß so manche gesetz- und moralloſe Geschichte aus der Berechnung für die Menge erklärt, mit feinen Winken dichterische Darstellung oder Vorurtheil des jeweiligen Verfassers ins Treffen geführt, die Zwangsheirat zwischen Theologie und Philosophie gelöst, die Sittenlehre auf Elementarsätze zurückgeleitet, die Aufhebung der Naturgesetze im „Wunder“ als gottlos mit allgemeinen tiefgründenden Erwägungen, aber auch mit dem Hinweis auf die steten Widersprüche der Zeugen wie der Chronisten abgelehnt, die ursprüngliche Einfachheit biblischer Lehren und Gebote dargethan. Spinoza behandelt die Bibel durchaus wie ein profanes Buch aus verschiedenen Federn. Er rechnet mit der Individualität der Verfasser, fordert und bewährt strenge philologische Schulung und will von der

Entstehung, Urhebcrschaft und Eigenart einzelner Stücke allmälig zum späten Kanon bringen. Seine höhere Kritik schiebt, nicht als erste, den Moses als Autor bei Seite und verschmäht gelegentlich eine sehr nüchterne Zahlentafel nicht, um die chronologische Verwirrung der Königsbücher klar zu machen, wie auch Reimarus das Rechenexempel in Ehren hält. Dem neuen Testament gegenüber zurückhaltend, zeigt Spinoza doch das Urchristenthum in einer menschlichen, von Parteien bewegten Entwicklung, würdigt Paulus als philosophisch gebildeten Heidenlehrer im Contrast zu den Judenaposteln und nimmt den vier, im Grund aus Predigt und Erzählung erwachsenen Evangelien jeden Anspruch auf göttliches Dictat. Und seine ausdrücklich nicht für weitere Kreise bestimmte, in mehreren Hauptfragen erst vom neunzehnten Jahrhundert fortgeführte Abhandlung wirkte hinüber auch auf die Pariser Bibelkritik eines Richard Simon, den kein Geringerer als Semler noch 1776 in Deutschland gemein machte.

Ungestümer ging nach mancherlei Vorboten, durch Befreiungsacte der Philosophie beschleunigt, Englands Deismus gegen die biblischen Wälle vor, und unser Reimarus hat dessen Hauptkämpen, die Collins, Tindal, Toland, Woolston, natürlich aus erster Hand, schon auf seiner Jugendreise, kennen gelernt, lange bevor der „Versuch einer vollständigen Engelländischen Freydenker-Bibliothek" ihre Schriften den Deutschen vermittelte und auch die riesige Apologetik, voran der große Lardner, in Übertragungen und Berichten auf die Leipziger Messe zog.

Alt war das Bestreben, Religion und Sittlichkeit scharf aus einander zu halten, ohne Würdigung der mächtigen religiösen Impulse, bis Shaftesbury vertiefend, verfeinernd, vermittelnd sein Ideal des Virtuoso aufpflanzte; lang vorbereitet die Ausscheidung einer unhistorisch genug construirten natürlichen Religion, die aller Zusätze und Auswüchse der positiven entledigt werden müsse. Von vielen Seiten her wurde der Glaube an Offenbarung heiliger Schrift durchlöchert, der verdächtige Schatz altteſtamentlicher Weissagungen Christi aufs Korn genommen, der mosaische Ursprung des Pentateuch vernichtet und solche Zersetzung des Kanons im Allgemeinen wie im Einzelnen, schlagend z. B. für Daniel, fortgeführt, Wandel und Fälschung des Textes behauptet. Was sich hinter den Puritanerdämmen gestaut hatte, mußte im vollen Strom überfließen, und den französischen Dragonaden

antworteten über den Kanal weg Locke's „Briefe über Toleranz" mit der Forderung freier Kritik, freier Sittlichkeit, freien Bekenntnisses, freier Rückkehr zur ursprünglichen Religion Christi. Im Bibelsturm griffen die minder Radicalen gern zur bequemen Handhabe der so dehnbaren Accommodation, wie man etwa den von der emancipirten Naturforschung mit Kopfschütteln geprüften Schöpfungsbericht allenfalls für eine dem schwachen Begriffsvermögen der jungen Menschheit angepaßte widerspruchsvolle Allegorie gelten ließ, und wie auch Voltaire, in der Heimat der free-thinkers geschult, scheinbar demüthig verzichtete, um sich vor dem Gott, der dies und das in weiser Umhüllung uns darzureichen „geruhte", zu beugen. Sein grenzenloser Haß gegen die infâme und ihre Pfaffenschaft ist eine Brandfackel aus dem englischen Feuer. Die Priester lügen, ruft Collins; des Irrthums und bewußten Betruges dazu zeiht Blount Propheten und Evangelisten. Aber auch Keime Straußscher Mythologie sind im englischen Deismus ausgestreut, der von tale, fable, romance spricht und Sagen aus der aufgeregten Volksphantasie emporsprießen sieht. In England und Frankreich Verachtung der Menge, obgleich die ausschweifende Hoffnung auf ein nahes Ende des Aberglaubens, wie der Urchrist das Himmelreich vor der Thür erwartet hatte, diesem kalten Mundus vult decipi gröblich widerspricht, da die ersehnte priesterlose Selbstherrlichkeit der natürlichen Religion hienieden doch nur nach vollendeter Volksaufklärung walten konnte. Wie Englands religiöses Leben noch jetzt Secten aller Art und Laienprediger aus niederem Stand hervorruft, so fehlt im Deismus nicht die demokratische Stimme. Während der gelehrte Deist einen liberalen Kirchenvater tummelte und trotz dem auch die zuchtlose Kanonkritik treffenden Veto des größten heimischen Philologen den Abgott aller Aufklärer und Popularphilosophen, Sokrates, als Gesinnungsgenossen und atheniſches Prototyp Christi feierte, machte ein wackerer Mann aus dem Volke, Chubb, Jesum zum bürgerlichen Lehrer, dessen unentstellte Religion, schlichten Conventikeln schlicht dargeboten, durchaus mit der natürlichen Religion zusammenfalle; womit der größte religiöse Genius der Menschheit wolwollend auf ein demokratisches Mittelmaß herabgedrückt wurde. Die wichtigsten Probleme, das Urchristenthum und das Alter des Kanons, wurden schief gestellt und mit kecken Misgriffen erledigt, so daß den Toland und Woolston

gegenüber Lardner's vielgepriesene „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte" (1727 ff.), 1750 unter Baumgartens Leitung verdeutscht, den stärksten Eindruck machen mußte: eine apologetische Einleitung in das neue Testament, eine kirchenhistorische Rettung des Kanons, eine Bestätigung der Wahrheit christlicher Religion durch die erhärtete Wahrheit evangelischer Geschichte. Ohne schriftstellerische Reizmittel füllte Lardner, darin noch für Walch ein Muster, ganze Bände mit patristischen Zeugnissen, um zu beweisen, daß nichts im neuen Testament der Abfassung durch die heiligen und unabhängigen Augen- und Ohrenzeugen widerspreche · und dem Kanon sein ehrwürdiges Alter gesichert sei. In Deutschland war vor allen Mosheim, der die Kirchengeschichte als Forscher und als sauberer Stilist in neue Bahnen lenkte, schriftlich und mündlich mit großem Erfolge thätig. Die Apologetik stand um Lessings Geburt, im dritten Zehend des vorigen Jahrhunderts, auf einer achtunggebietenden Höhe, von der sie allgemach auf der Rutschbahn neologischer Ansteckung und unpraktischer Beweise in Salbaderei und Gepolter ohne wissenschaftliche Wucht, ohne gemüthliche und sprachliche Wärme sank, bis unter Hamann und Herder die Empfindung gegen die Dictatur des Verstandes vordrang und später ein mit modernem Geist gesättigter Sohn der bildungsfeindlichen, aber an einfachen Dogmen hangenden und in echt religiösem Abhängigkeitsgefühl lebenden Brüdergemeinden den gebildeten Religionsverächtern sagte, was Religion sei, auf welchem Grunde sie wachse.

„Meinen Jesum laß ich nicht" war das A und das O der von der Orthodoxie so scheel angesehenen Stillen im Lande. Aber die schonungslose Behandlung der Patriarchen und Richter, Könige und Propheten, die gleichzeitig von Bayle, dem advocatus diaboli, mit ätzender Schärfe fortgesetzt, von den Encyclopädisten behutsamer aufgenommen, bei Voltaire und Friedrich bis zur Parodie beliebt wurde, mußte über den alten Bund hinaus wirken. Schwärmte Tindal, ein ethischer Mensch, aber kein Historiker, und ein Utopist gleich Rousseau, für die hehre Tugend des uralten Naturalismus, statt wenigstens mit Hume vom Polytheismus anzuheben; verurtheilte Morgan die auf ein Diesseits beschränkte Äußerlichkeit des mosaischen Gesetzes, entkleidete derselbe Zweifler, der aber vor Reimarus einen poetisirenden Zug voraus hat, die alttestamentlichen Ehrenmänner ihrer sittlichen Ansprüche und

erklärte er rationalistisch etwa die Fahrt durchs rothe Meer ohne Hilfe des Wunders; faßten Engländer und Franzosen den Samuel als ränkesüchtigen Pfaffen, David als genialen, aber höchst lasterhaften König — so übertrug Woolston die Methode auf die Wunder der Evangelien, Toland erklärte den Kanon für spät und gefälscht, und mitunter wurde selbst die menschliche Hoheit Jesu nicht verschont. Der Gottmensch war wieder Mensch geworden, für Voltaire nur ein Zimmermannssjunge! Und die ehrerbietiger in ihm, dessen Botschaft eine neue Weltgeschichte aufthat, den rein sittlich Lebenden und Lehrenden anschauten, hielten es doch für keinen Raub, seinen nächsten Anhang zu verdächtigen, als könne den Meister achten, wer die von ihm berufenen Jünger schmäht. Ein Beispiel, das bedeutsamste: da Woolston, scheinbar vermittelnd, seine Stange zwischen die streitenden Parteien zur Rechten und zur Linken warf und das neue Testament als Erfüllung des alten deutete, um zugleich den ganzen Wundernimbus wegzublasen, setzte er den Hebel am kräftigsten an der Stelle an, wo für den Schriftgläubigen wirklich die Gottheit Christi auf dem Spiele steht, bei der Auferstehung. Er erfindet die Zuschrift eines Rabbi, der sogleich unter die Taufe eilen will, wenn jemand ihm dies Wunder beweisen und seine sonnenklaren Gegengründe, das sei eitel Lug und Trug, entkräften könne. Man machte wol die römischen Soldaten trunken, meint der Rabbi und theilt dem Petrus die Rolle eines verwegenen Cavalleristen zu. Die Auferstehung sei nur von Christi Jüngern, also nur von Interessirten, behauptet worden. Diesen Glauben für alle Zeit zu erhalten, habe wieder im Interesse der Priester gelegen. Aber das Märchen werde schon durch die Widersprüche in den vier Evangelien als Märchen erwiesen. Der Rabbi entlarvt die Engel am Grab als zwei aufgestellte Posten und schließt: auch so wackere Gesellen wie die Jünger mochten wol einen Leichendiebstahl begehen, um den Ruf ihres Propheten und ihren eigenen zu retten, den Weibern eine abgekartete Komödie vorspielen und die Auferstehungsfabel durch die flinken, so gern übertreibenden Frauenzungen in Umlauf setzen. Woolston freilich, der verschiedene Wunder auf dem Wege bildlicher Vergrößerung erklärt, in einem Fall echtrationalistisch mit bloßem Scheintod rechnet, im andern zwischen Betrug und Allegorie, dem Feigenblatt für all die aufgedeckten Blößen, wählen läßt, Woolston will

seinerseits in der Auferstehungsgeschichte nicht mit dem bösen Rabbi stimmen, vielmehr statt des Betruges Sage und Dichtung weben sehn. Gleichviel: Christus war nicht auferstanden von den Todten, war also nicht Gottes Sohn, sondern eine verwesliche Creatur; oder er war gar nicht am Kreuz gestorben. Ein Sturm der Entrüstung brauste durch die englische Kirche, es regnete Gegenschriften, Sherlock's apologetische Gerichtsverhandlung als die beste Zeugenharmonie wurde wieder und wieder aufgelegt, ins Französische und Deutsche übertragen, Annet's geschickte Antwort eröffnete eine neue Phase des Streites, worin dem Deisten der Triumph blieb, daß die gläubigen Harmonisten die Widerspruchslosigkeit der Evangelien sehr widersprechend bewiesen. Unter dem Schwall der Schriften fehlt auch die einer modernen Theologie erhalten gebliebene elende Ausflucht, verschiedene Begebenheiten anzunehmen, und ähnliche Verkleisterung nicht.

Reimarus, der Gelehrte des Bücherzimmers, hat die Vorgänger und Zeitgenossen genau gekannt, Spinozas Tractat wie die riesige Litteratur des englischen Deismus, Bayles Wörterbuch wie die „Encyclopädie", des Holländers Balthasar Becker antimosaische „Bezauberte Welt" wie des Wolffianers Schmidt naturalistische Bibelparaphrase, Dippels zur Forderung einer großen Toleranzgemeinde aller Frommen in der weiten Welt aufsteigende Verwerfung des Kanons, wie die wüsten Herausforderungen des verachteten Edelmann, der zwischen der in einem liebreichen Leben ausgeprägten Lehre Christi und der systematischen Lehre von Christo einen „großen Unterschied" machte, auch die Auferstehungsgeschichte für bloße Fraubasereien nahm und in seinem trostlosen Nomadenleben mit Hamburger Frommen und Unfrommen zusammenstieß. Aber Reimarus wollte kein mit Citaten gespicktes Buch über Bücher schreiben, sondern, frei vom Rüstzeug der theologischen Zunft, sein Privatbekenntnis über das alte und neue Testament, über Judenthum und Christenthum, über den allein giltigen und dem Weisen genügenden Deismus ablegen. Und wenn er einmal auf Bayle anspielt, lehnt er es sogleich ab, sich mit fremden Federn zu schmücken.

Seine „Schutzschrift" hat zwei Redactionen durchlaufen, deren erste mindestens einige Zeit vor Brockes' im Januar 1744 erfolgten Tod fallen muß, während die zweite mit so manchen Dämpfern, Besserungen und Erweiterungen bis in die letzten Lebensjahre des gründlichen

Verfassers hinaufreicht. Sie zerfällt in zwei Theile von mehr als zweitausend Seiten zu fünf und sechs Büchern, deren Gliederung an apologetische Werke wie das von le Vassor erinnert: der eine ist, nach persönlichem Vorbericht und langen Anklagen gegen die Unterdrückung vernünftiger Religion in der Christenheit, dem alten Testamente gewidmet, der andere steigt von den Wurzeln des Christenthums zum neutestamentlichen Kanon, beide sind von einem rückhaltlosen Radicalismus erfüllt. Kein Engländer, kein Franzose überbietet den Hamburger Professor an verneinender Consequenz, kein Deutscher hat dem alten und dem neuen Bunde so auf Tod und Leben den Proceß gemacht, mit solchem Scharfsinn, solchem Ernst, den auch manche Wiederholung bezeugt, solcher Klarheit des Ausdrucks, der sich gern zu monologischen Ausrufen und gehäuften Fragen belebt, durch sein Lieblingswörtchen „Mein!" ironisches Staunen kundgiebt, den Herren Theologen das Ungereimte fein deutlich und umständlich vorbuchstabirt und gelegentlich einen derberen Spott einflicht, wie zur Addition der Wachtelernte in der Wüste den Tischsegen: „Nun so friß denn, daß du Fleisches satt werdest."

Die lange Einleitung behandelt die Duldung der Deisten, die Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln, die Offenbarungslosigkeit des alten Testaments, die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung. Reimarus verurtheilt das aufgezwungene und angedichtete Taufgelöbnis, die Katechisation zum blinden Glauben, die lästernden Predigten gegen die Vernunft, den feindlichen Glaubenseifer. Er huldigt dem Kernsatze, daß echte Tugend ihren Lohn nicht mosaisch in zeitlichen Belohnungen oder christlich in Verheißungen für das Glaubenwollen, sondern in sich selbst allein finde. Aus dem „halbjüdischen System" der von keiner Theopneustie erfüllten Apostel will er nur das Gute herauslesen, was Verstand und Willen des Menschengeschlechtes bessern kann, den großen Rest aber in den Wind schlagen, da eine ferne Winkelreligion nicht der Menschheit fromme, vielmehr grobe Unwissenheit, Aberglaube, falsche Sicherheit bei lasterhafter Lebensführung, heuchlerische Werkheiligkeit, fanatisches und schwärmerisches Unwesen, Spaltung und Verfolgung, endlich als nothwendiger Gegenstoß der bare Atheismus die üblen Früchte des Christenthums seien. Dieser unhistorische Eiferer sieht das praktische Liebesgebot und die vernünftige

Religion Jesu alsbald durch die Glaubensgeheimnisse, Streitigkeiten und widerspruchsvollen Schriften des apostolischen Zeitalters verdunkelt; ihm ist die Patristik nur ein Wust von Irrthümern, das Mittelalter eine Brutstätte der Unsittlichkeit und Thorheit, die Reformation eine gesunde, aber halbe Regung der Vernunft ohne Fortgang zu einem Christianisme raisonnable, sondern zu neuer Glaubensblindheit. Wenn nun Lutheraner und Calviniſten stritten, so rufe jeder, des andern Lehre laufe der gesunden Vernunft entgegen — also sei die Vernunft dann gesund, wenn sie ins System passe, aber blind, sobald sie das System regelrecht prüfe. Er haßt die Pfaffen wie Voltaire und spricht es dem jungen Haller nach: „ist auch je eine Bosheit begangen worden, die nicht auch ein Mönch gethan?" Ohne eine Ahnung von dem mystischen Religionsbedürfnis des Individuums steift er sich in allen Dingen auf seine Vernunft; sagt der Gegner: das ist über der Vernunft, so erwidert er ohne Leibnitzens fromme Unterscheidung: das ist gegen die Vernunft, weil es in sich ungereimt und mit allen Wahrheiten der Geschichte, Physik, Moral unvereinbar erscheint. Diesem Rationalismus konnte das alte tiefsinnige Credo quia absurdum nur wie ein Schrei des Wahnsinns oder der Heuchelei erklingen. Die einfache Wahrnehmung, daß bei zahllosen Nebenmenschen sich eine gesunde Vernunft mit einem tiefen Glauben vertrug, also sehr verschiedene Mächte des Geistes und Gemüthes spielten, machte auch Reimarus nicht.

Eine allgemeine Offenbarung, die jeder Mensch auf eine gegründete Art glauben könnte, wird als unmöglich bezeichnet, und diesen Reimarischen Negationen über die Erbsünde und die der Weisheit Gottes widerstreitenden Mängel früherer menschlicher Erkenntnis, über das unausbleibliche Verblassen einer Offenbarung und die nichtige Beweiskraft der Wunder, über den Unsinn der Taufe und die prüfungslose Fortpflanzung des Bekenntnisses entgegnete später Lessings verkleidete „Erziehung des Menschengeschlechts" nur scheinbar im Sinne der Kirche. Der Satz blieb bestehen, so verwegen und so dürr auch vieles in den Gründen ist, und daß eine allzeitige unmittelbare Offenbarung übernatürlicher Erkenntnis an alle Menschen ohne ein ununterbrochenes Offenbarungswunder nicht denkbar sei, hat Kant bestätigt. Reimarus läugnet die Allgemeinheit, den religiösen

Beruf der Juden, die Möglichkeit christlicher Welteroberung, wobei z. B. aller Erfolg von Heiden-, Türken-, Judenmissionen rundweg bestritten wird und der Ausbreitung des Christenthums wie der Bibellectüre die paradoxeste Unbill geschieht. Auch lese jeder aus der Bibel heraus was er wolle, der Christgläubige halte sich an den frommen Betrug eines durchaus ungöttlich zusammengeschmiedeten Kanons und habe für die Offenbarung nichts als die petitio principii, daß die Schrift Gottes Wort sei. Geoffenbart sollte ferner ein altes Testament sein, das im Gegensatze zu andern Orientalen, Griechen, Römern nichts von der Unsterblichkeit weiß und erst nach der babylonischen Gefangenschaft den Übergang aus Vielgötterei und Abgötterei zu strengem Jehovah- und Gesetzesdienst, Bildung und Unterricht meldet?

Der Kritiker des alten Testamentes ist nicht nur ein unhistorischer, sondern auch ein unpoetischer Kopf. Aber man bemerke wol, was auch Lessing in einem Brief an Mendelssohn auseinandersetzt, um die verschiedene Kritik der Profangeschichte und der Patriarchengeschichte zu begründen: daß Reimarus die bekämpfte, welche im alten Testament keineswegs die Denkmäler hebräischen Alterthums, östlicher Kosmogonie, jüdischer Poesie, Mythologie, Heldensage, Geschichte u. s. w. erblickten, also keine Lowth, Michaelis, Herder, vielmehr solche, die dem achtzehnten Jahrhundert diese Bibel als ein verbindliches Glaubens- und Sittenbuch predigend, aus- und unterlegend vor Augen hielten, die Gott mit Abrahams Samen lobten, sich an der Christologie des alten Bundes als einer göttlichen Vorbereitung erbauten, keinen Zweifel an der unbedingten Wahrhaftigkeit des Schöpfungsberichtes, der Arche Noäh, des Gebotes Josuas an die Sonne und all der großen und kleinen Wunder gestatteten. Da mag denn Reimarus wol ein gutes Recht haben, diese Wunder, die er glauben sollte, mit seinen fünf Sinnen zu prüfen, diese Menschen, die er als Muster und als Leuchten des auserwählten Volkes verehren sollte, mit dem Maßstab seiner modernen Ethik zu messen. Und das hat er unerbittlich gethan. Vor seinem strengen Blick kann Altvater Noah nur schlecht bestehen. Faßt er alle Motive der Geschichte Abrahams auf einem Blatte zusammen, so ergeben sich ihm lauter zeitliche Dinge ohne christliche Ideen und göttliche Offenbarung, so ist Sara eine alte kinderbegierige hysterische Madame, der Erzvater ein habsüchtiger

Betrüger, der eine Niederträchtigkeit nach der andern begeht, und ein schlechtes Exempel für die Nachkommen, kurz alles andere denn ein Mann Gottes — „und wir überreden uns von der Kindheit an, daß alles, was von Abraham geschehen, göttlich gethan sei." So ist das Opfer Isaaks keine symbolische Action, sondern der Molochdienst eines unsinnigen Fanatikers. Und nun die folgenden Glaubenshelden: Loth mit seinen sauberen Töchtern! Isaak, dessen verworrene Geschichte so beredt gegen eine Verfasserschaft Mosis zeugt! Jakob, der um die Erstgeburt und um Herden oder Weiber schachert, „als ein Blutigel feist gesogen"! Seine Söhne, selbst Joseph, der im Glück zum ärgsten Leuteschinder und Kronjuden wird! So thürmt der empörte Sittenrichter ein ungeheures Sündenregister gegen die vermeinten Boten einer höheren seligmachenden Erkenntnis auf. Er zerschneidet jede außerordentliche Gemeinschaft Gottes mit derlei boshaften Seelen und erkennt im jüdischen Nationalstolz des Geschichtschreibers den Quell dieser behaupteten göttlichen Privilegien. Eine Scandalchronik soll das christliche System vorbilden? Reimarus analysirt nun in sehr eingehender Paragraphenreihe die Geschichte Mosis, die Unmöglichkeit seiner göttlichen Sendung, mit besonderem Behagen die innern und äußern Widersprüche der ägyptischen Wunder. Er raisonnirt schlagend als Naturkundiger und als Rechenmeister und widmet ein großes Capitel, Ziffer auf Ziffer, Beleg auf Beleg, Trumpf auf Trumpf, mit scharfer Schlußpolemik gegen den wackeren Commentator Clericus dem Durchzug durch das rothe Meer, auch seine geographische Gelehrsamkeit reichlich verwerthend. So ein Fabulist schreibe die ganze Judenschaft auf der Ochsenpost binnen drei Stunden hinüber, spottet er, hat aber gerade hier Kritikern wie Döderlein und Michaelis manche Blöße geboten. Er schöpft aus den Begebenheiten in der Wüste eine neue Fülle von Erweisen, daß Moses, ohne göttlichen Beruf zur Offenbarung einer seligmachenden Religion, nur der anmaßende Stifter einer sogenannten Theokratie gewesen sei, wobei unser Polyhistor seinen Scharfsinn weidlich an den Wachteln und dem Manna letzt und einen zweiten Triumphzug gegen die orthodoxen Vertheidiger des buchstäblichen Thatbestandes zurücklegt. Hier blickt auch flüchtig der Schimmer einer poetischen Auffassung der Sage durch, wie Reimarus beim Sonnenstillstand durch Josuas Gebot einen schwungvollen orientalischen Poeten

„aus dem Gedichte eine Geschichte" machen läßt. Freilich verquickt er moralisch-politische Aberweisheit und den ausschweifenden Judenhaß, der dieser Schutzschrift für die Deisten allenthalben eigen ist. „Die ganze Race taugt nicht", lautet sein summarisches Urtheil, das auch auf die modernen Epigonen losschlägt, wie in einer später gestrichenen Stelle über Lug und Trug, Gewinnsucht und Schinderei der Alten: „Vollkommen würdige Väter der Juden! als welche ihnen in allen Stücken bis auf den heutigen Tag völlig ähnlich sind." Reimarus findet das Wasserwunder in hellenischen Dichtungen wieder: „Überhaupt ist fast kein biblisches Wunder, davon man nicht ähnliche in der heidnischen Historia fabulari aufweisen könnte. Aber bei andern Nationen hat das tempus mythicum doch noch ein Ende, und es folgt bald das tempus historicum, wo man aufgehört hat, Abenteuer aus der Geschichte zu machen. Hergegen bei den Ebräern ist von Anfang bis zu Ende alles mit dem Wunderbaren durchflochten. Und dennoch ist, nach ihren eigenen Urkunden, das Betragen derselben jederzeit so voller Schandthaten und Bosheiten gewesen, daß keine Nation auf der Welt weniger verdient hätte, daß Gott um ihrenthalben Wunder thäte, als eben diese." Endlich erscheint Moses völlig im Lichte des großen Betrügers; man mag sich erinnern, daß die Bibliothek des Reimarus auch „zwei Manuscripta de tribus impostoribus" barg, und auch in der langathmigen Anklage gegen den „unvergnüglichen Habegeist" der Priester die Geistesverwandtschaft mit Voltaire, um nur Einen zu nennen, wiederfinden. So wie es leicht ist, in allgemeinen Tendenzen und einzelnen Erweisen die nahe Berührung mit den manchmal ausdrücklich citirten englischen Deisten zu zeigen. Ihm heißt der Hiob ein unklares Drama und das Hohelied ein fleischliches Epithalamium, der Prediger Salomonis eine weltliche Klugheitslehre und die Sprüche eine Sammlung bürgerlicher Moralia, während die Psalmen den ganzen Schwulst orientalischer Dichtung zur Schau tragen.

Er zergliedert pragmatisch, moralisirend, hie und da mit höherer Kritik des Textes, die Geschichte der Richter und gelangt, nachdem er in Samuel einen pfäffischen Politiker abgemalt hat, bei König David auf die Spur Bayles, um mit tieferem Ernst, ebenso unhistorisch wie triftig gegenüber der orthodoxen Beleuchtung, den meuternden, grau-

samen, straßenräuberischen, geilen König, der noch als alter abgenutzter Fuhrmann nicht zufrieden sei die Peitsche knallen zu hören, seiner vorbildlichen Idealität zu entkleiden und nach weiterer Wanderung durch die Königszeit, wie am Schlusse der Patriarchengeschichte, in einer summarischen Häufung das Facit zu ziehen: auch hier walten keine wahren Gottesdienste, keine reine Tugend, keine selbstlose Frömmigkeit, sondern Misbrauch des Namens Gottes, Gier, Gewalt, Betrug als Triebfedern fast all der Menschen, deren überliefertes Dasein eine göttliche Offenbarung sein soll, und die Blüten echter Gottesverehrung und Menschenliebe sind verloren im Unkraute der Ceremonien, das Wesentliche durch das Unwesentliche erstickt, der Gottesbegriff heidnisch und unwürdig, die Messiaspropheten je nach den Zeitläuften schwankend und keinesfalls „von der angeblichen Verheißung eines geistlichen Erlösers" voll, die Sittenlehre an zeitliches Wol und Wehe gebunden, ohne gute Lehrbücher und Schulen, die Unsterblichkeit erst in so später Zeit unter fremdem Einflusse geglaubt, daß auch hier die göttliche Offenbarung hinfällig wird, der alttestamentliche Kanon ganz allmälig, nicht göttlich, sondern menschlich in seinen Theilen entstanden, das Wenigste darin aus erster Hand auf uns gekommen, vieles unter falschen Verfassernamen und in mannigfacher Verwirrung, manches aus bestimmt nachzuweisender vorgerückter Zeit, die Masse erst sehr spät für kanonisch erachtet. So folgt Reimarus wiederholend, ändernd, erweiternd dem Spinoza und anderen Vorläufern, nicht gemeint auf dem Weg in den neuen Bund hinüber seine Methode zu ändern.

Auch der neutestamentliche Kanon ist spät und in gewissem Sinne zufällig, die — heute so sicher auf Nero bezogene — Apokalypse eine abschreckende Phantasterei, die Evangelien Menschenwerk geraume Zeit nach Christus als unter einander mehr oder weniger abhängige Compendia entstanden, das Johannesevangelium platonisch-mystisch, die Briefe eben Briefe von Menschen an Menschen, kurz das neue Testament kein einheitliches Geschenk göttlicher Offenbarung, sondern ein spät sanctionirtes Corpus von Schriften aus verschiedenen Federn und darum wie alle menschliche Überlieferung jeder Kritik offen. Bot diese Betrachtungsweise nichts schlechthin Neues, so ist Reimarus, nach Strauß' überzeugender Darlegung, bei der zweiten Redaction über die

Lehre Jesu noch von dem akademischen Führer der Kritik des Kanons, Semler, beeinflußt worden, also bis zuletzt nicht müde gewesen zu lernen und zu bessern. Er scheidet die ewigen Elemente der natürlichen Religion, zu der Jesus esoterisch seine Vertrauten und durch sie die Menschheit führen wollte, und die zeitlichen Elemente und Einkleidungen, die nicht der ganzen Menschheit, sondern dem jüdischen Haufen gehörten. Er scheidet ferner, nicht als Erster, die Lehre Jesu und die Lehre der Apostel. Aber Reimarus führt eine revolutionäre Auffassung mit all dem unaufhaltsam vordringenden Scharfsinn durch, der Unklarheiten durch eine neue Prämisse zu heben sucht: der Tugendlehrer Jesus wollte der politische Messias werden, den die Juden ersehnten, das Himmelreich vor der Thür sollte trotz alledem ein weltliches Reich sein. Er faßt später seine Ergebnisse dahin zusammen:

„Die entfernte Veranlassung" des Christenthums „war ein falscher jüdischer Wahn, womit die Propheten das gemeine Volk in seinen Drangsalen hingehalten hatten, daß einmal aus dem Geschlechte Davids ein Messias oder gesalbter weltlicher König zu Jerusalem entspringen, die Juden von aller Unterdrückung ihrer Feinde erlösen und ein großes herrliches Reich unter ihnen aufrichten würde" ...

„Die nähere Veranlassung des Christenthums ist die Unternehmung Jesu von Nazareth, einen solchen Erlöser vorzustellen und sich als einen König Israels mit Hilfe des Volks und seiner Jünger ausrufen zu lassen; als wohin sein öffentlicher Eintritt in Jerusalem nebst der ungestümen Störung des Gottesdienstes und der aufrührerischen Predigt wider die Obrigkeit zielte. Dieses unmächtige Unternehmen ist ihm und den darauf hoffenden Jüngern mislungen und hat sich durch seine Kreuzigung als eitel bewiesen".

Es versteht sich von selbst, daß diese Auffassung jeden Glauben an Gottessohnschaft und Dreieinigkeit, Mittleramt und Gnade, daß sie auch die Freude des Gerechten auf das himmlische Jerusalem und die Pein des Ungerechten in der ewigen Hölle radical verwarf. Reimarus zerpflückte die wolberechneten Wunder Jesu und seiner Jünger als Täuschungen und Erfindungen im Dienst eines Systems und ging, gestützt auf eine kluge Anleitung zur Wunderkritik insgemein, ohne seine Truppen im Kleingefecht gegen alle Heilungen, Erweckungen

und dergleichen zu verzetteln, mit gesammelter Wucht gegen zwei Vesten des Christenthums vor: Auferstehung und Ausgießung des heiligen Geistes. Hier war mehr als Woolston und Annet, deren Vorarbeit Reimarus allerdings trefflich nutzte, als er, ein unerbittlicher Untersuchungsrichter, die Zeugen der Auferstehung in jedem Punkt eines Widerspruchs nach dem anderen bezichtigte und im Laufe des haarscharfen Verhöres wirklich so schlagend überwies, daß diese klaffende Disharmonie der Evangelien seitdem jedes Apologeten spottet, wenn auch den Christgläubigen sein unabweisliches Bedürfnis nach dem auferstandenen Menschensohn über die Kluft reißt und die historische Kritik seit Lessing mit anderen Motiven als dem Leichendiebstahl der Jünger, die einen Staatsstreich um jeden Preis gebraucht hätten, und der „Erdichtung Matthäi" rechnen gelernt hat.

Nach Reimarus ist Jesus als verunglückter „conquérant" am Kreuz gestorben. Bis dahin hatten sämmtliche Apostel nur die Chimäre von Jesu weltlichem Reich und der ihnen versprochenen Mitregentschaft auf den zwölf Stammesstühlen im Kopf; ihr Anhang gedachte, Himmelsactien aus der Heilandscasse zu kaufen. Der Bankbruch ward „die allernächste Veranlassung des neuen christlichen Systems ... In ein paar Tagen, da alle ihre Hoffnung auf das vorige System mit einem Male verschwunden war, satteln sie um und ergreifen das System des leidenden Erlösers; sagen, der Messias habe erst müssen leiden und sterben nach der Schrift, er sei aber vom Tode auferstanden ... Es ist augenscheinlich, daß die Apostel bloß aus Noth wegen fehlgeschlagener Hoffnung von einem falschen System auf ein anderes gleich falsches gefallen waren und ihre vorigen fleischlichen Absichten unter einer andern schmiegenden Gestalt so gut möglich auszuführen gedachten." Dies System war aus der Schrift nicht zu erweisen, denn die angezogenen Stellen zielen sämmtlich anderswohin. Eine Auferstehung hat nicht stattgefunden. Den Auferstandenen hat in den vollen vierzig Tagen bis zur Himmelfahrt außer den Aposteln niemand gesehen. Die Apostel wagten sich mit ihrem Zeugnis von der Auferstehung und den Erscheinungen Jesu erst spät und dann widerspruchsvoll genug hervor. Die Hoffnung der Urchristen — und hier traf Reimarus in seinen Constructionen das Richtige — war auf den nahen Eintritt des tausendjährigen Reiches geheftet, aber Jesus

und dies Reich sind nicht gekommen. Beim Pfingstwunder ging es menschlich, allzumenschlich zu, wie bei jeder religiösen Gründung. Und die Geschichte der jungen Kirche zeigt sie sofort von Parteiungen getrieben; Reimarus aber ist nicht im Stande diese fruchtbare, von Semler bis Baur immer tiefer ergründete Beobachtung einsichtig zu verfolgen. Auch den Paulus thut er ohne Sympathie ab, und indem er seine großen Centraldogmen mit aller Entschiedenheit verwirft, führt er mittelbar Streiche gegen die Lutherische Dogmatik. Das Ergebnis dieser durchaus ehrlichen, unermüdeten und klugen, aber in ihrem Pragmatismus und Moralismus der Geschichts- und Religionsphilosophie baren Untersuchungen war somit ein durchweg negatives. Gezeigt war die Ungöttlichkeit des ganzen Kanons. Grell beleuchtet die vielgepriesene Musterhaftigkeit des auserwählten Volkes Gottes, das Reimarus geradezu unbändig haßt. Vernichtet die Christologie des alten Bundes. Der neue aber, mittelst verwegener Combinationen und durch eine himmelschreiende Geringschätzung der Triebkräfte größter weltgeschichtlicher Ereignisse, als Ausgeburt eines mislungenen judenpolitischen Putsches und Gebilde des Wahns und Trugs herabgewürdigt, seine Wunder wie Staub zerblasen, der Kern der Jesulehre auf Elementarsätze der natürlichen Religion zurückgeführt. Ihnen wollte der vernünftige Verehrer Gottes treu anhangen, alles andre war ihm nur ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Irrthums und priesterlicher Täuschung. Was der Mahometdichter im Oedipe sagt, glaubt auch Reimarus von den „Herren theologis“:

Notre crédulité c'est toute leur science.

Dies das Buch, das im Stillen, wie die Mine des Funkens, nur einer kühnen Hand harrte, um als umfassendstes und unbarmherzigstes Bekenntnis eines Widerchristen die deutsche Christenheit zu erschüttern.

„Er hatte von seinem Vater freilich eine, in diesem Hause gleichsam erbliche Unzugänglichkeit für jede Offenbarung geerbt“, erzählt Rist von dem Sohn, mit dem herzhaften Zusatz, derselbe fromme, ja heilige Mann sei durch selbstlose Wolthätigkeit und demüthiges Gottvertrauen dem Himmelreiche näher gekommen als mancher Wortchrist. Ihm galt bis an sein Lebensende die väterliche „Schutzschrift“ für ein „Panier der Freiheit“, für dessen würdige Erhaltung er im

Stillen ſorgte, auf daß man es entrolle, wenn die Gelegenheit es fordre „und beſonders wenn Schwärmer die Menſchheit wieder in den Katholicismus zu ſtürzen drohen ſollten". So dachte der Doctor im Grunde über das gefährliche Teſtament des Alten nicht anders als die ungeſtümere Eliſe, deren Briefe — ſie ſind viel reicherer Mittheilung höchſt würdig — von freundlich häuslichem Geplauder und litterariſchen Intereſſen in Liebe und Haß immer wieder den ihr ans Herz gewachſenen großen Fragen der Aufklärung zuſteuern und dem Reiche der Vernunft huldigen. Während der Doctor ſeinen phyſikaliſchen und ärztlichen Studien oblag und über die beſten Blitzableiter ſann, wünſchte Eliſe Blitzſtrahlen auf den von ihr recht Voltairiſch verdammten Fanatismus herab. Wo Leſſing, Mendelsſohn, der jüngere Freund Auguſt Hennings für die Aufklärung ihre Stimme erheben, in Deutſchland wie in Dänemark, da iſt ſie mit ganzer Seele dabei, hier ungeduldiger als die gereiften Männer, dort frauenhaft mäßigend. Kann es keinem Zweifel unterliegen, daß auch große Geiſter der Aufklärung, Voltaire, Friedrich, in falſcher Würdigung der religiöſen Macht und der ganzen Entwicklung des geiſtigen Lebens einen raſch und raſcher um ſich greifenden Eroberungszug des Deismus erwarteten und gleichſam die Herrſchaft des Lichtes ſo nahe glaubten wie Moſes das gelobte Land, ſo darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Lichtfreundin Eliſe von Einem kühnen Zug auf gewonnenes Spiel rechnete und gern den „ſchönen Traum" unaufhaltſamer Duldung und Aufklärung träumte. Sie glaubte einem Entſcheidungskampf zwiſchen der Vernunft und der Orthodoxie zuzuſchauen und möchte durch die „Schutzſchrift" eine Feſtung aufrichten, woran die Dunkelmänner ſich die Köpfe einrennen ſollten. Es iſt lang ins Gebiet der Fabel verwieſen, daß Leſſing insgeheim eine Abſchrift erworben oder, mittelſt einer bei den Reimarern unmöglichen Durchſteckerei, die Blätter hinter des Doctors Rücken von Eliſe erhalten habe, vielmehr iſt von Seiten des Gebers und des Empfängers zu allem Überfluſſe bezeugt, daß die Aushändigung durch das männliche Familienhaupt erfolgte. Aber der Charakter der beiden Geſchwiſter, dazu die gedruckte und ungedruckte Correſpondenz lehrt: Johann Albert Hinrich war bei dem Vertrage zwiſchen Leſſing und den Reimarern der behutſamer zuwartende Theil, Eliſe der treibende, deſſen weiblicher Übereifer

ebenso oft durch Lessings Säumen auf harte Proben gesetzt, als ihr gerader Sinn durch die nothwendigen Schachzüge seiner Politik beirrt ward. Der Doctor wünschte keine Veröffentlichung, da er die Besorgnisse des Vaters theilte und um alles nicht seiner ehrwürdigen Mutter die Pein feindseliger Erörterungen über ein, ihr wahrscheinlich noch unbekanntes, antichristliches Werk ihres Gatten zuziehen wollte. Vergebens erklärt Lessing später, nachdem er schon ein Rudel Füchse mit brennenden Schwänzen ausgeschickt hat, alle Gefahr der umfassenden Mittheilung auf sich allein nehmen zu wollen — Reimarus fügte sich diesem Begehren nicht. „Viel zu furchtsam", dem Freunde das ganze Manuscript, d. h. die gesammte endgiltige Redaction der „Schutzschrift" anzuvertrauen, ließ er es dabei bewenden, daß Lessing, offenbar ohne eine bestimmte Vollmacht öffentlicher Benutzung, allmälig sieben Bruchstücke aus der ersten Niederschrift in Druck gab. Er gestattete nur noch die Vergleichung eines vielbestrittenen Abschnittes nach der Fassung letzter Hand und lüftete, nachdem er das Gerücht, sein Vater sei der Urheber, entschieden zurückgewiesen hatte, erst in seiner letzten Lebenszeit 1814 durch Schenkung einer Copie der beiden Bände, die urschriftlich der Hamburgischen Stadtbibliothek verblieben, nach Göttingen selbst den Schleier, der doch schon lange so durchsichtig war.

„Wegen des Bewußten werde ich auf allen Fall solche Anstalt machen, daß es durch die dritte Hand niemanden als seinen rechten Herren überliefert werden soll", schreibt Lessing in Hamburg, den 10. April 1770, an Reimarus, der dann nach Wolfenbüttel mit seinem, von befreundeten Predigern getheilten, Dank für den wahrheiterkämpfenden Berengar und etlichen Scrupeln über Mendelssohns Bibelexegese die Meldung sendet: „Was Sie aus unserm Codice verlangen, gehet hierbei". Ein Nachtrag oder eine Collation wird gemeint sein, wenn anders „unser Codex" die Schutzschrift bedeutet. Offenbar wollte der Doctor das geistige Testament seines Vaters nicht aus den Händen geben, und nur so begreift es sich, daß die minder geklärte, bündigere erste Fassung dem Vollstrecker Lessing zufiel.

1762 hatte Voltaire im Kampfe gegen die infâme ein verborgenes Werk auszugsweise zu Tage gefördert, das hundert Jahre später gleich der viel gründlicheren und durchschlagenderen Reimarischen Schutzschrift in David Strauß einen neuen zärtlichen Pflegevater fand, das

ſogenannte Testament von Jean Meslier. Dieſer 1733 hochbetagt geſtorbene Landgeiſtliche der Champagne war bei Lebzeiten ſcheinbar ein gläubiger Hirt der Gemeinde geweſen, der er nach ſeinem Tode durch die Widmung politiſch und religiös aufrühreriſcher Denkwürdigkeiten ein Licht über ſociale Misſtände und die Eitelkeit aller Religionen der Welt aufſtecken wollte, um die Lüge ſeines Daſeins durch ein grelles freſſendes Feuer wegzubrennen. Das Teſtament Mesliers iſt in ſeinem volkswirthſchaftlichen Radicalismus bedeutſamer als in ſeinem religiöſen Nihilismus und, von Voltaire wie ein abſeits liegendes Scheit raſch in die Flamme der Aufklärung geworfen, hat es keine ſelbſtändige Wirkung gethan.

Ganz anders Reimarus. Der erſte leiſere Ruf aus dem Grabe verhallte; die folgenden, geſteigert bis zur unerhörteſten Anklage gegen Jeſus und ſeine Jünger, weckten einen Aufruhr in der geſammten theologiſchen Welt Deutſchlands, über die verſchiedenſten Parteien der Kanzel und des Lehrſtuhls hinaus auch die Laienwelt erfaſſend, in der Heimat des Deismus von Coleridge, der ſelbſt an eine Übertragung dachte, als eine Summe Voltaireſchen Witzes, Humeſchen Scharfſinnes, Lardnerſcher Gelehrſamkeit angeſchaut. Unter denen, die ſtatt bloßer Fragmente das Ganze des Bibelſtürmers begehrten, erſcheint auch Herder: an Leſſing ſelbſt wandte er ſich mit einem Verlangen, das, damals unerfüllbar, den Schreiber ſpäter, als Leſſings nachgelaſſene Briefwechſel hervorkamen, zwar nicht gereute, aber möglicher Misverſtändniſſe wegen ängſtigte.

Leſſings erſter Plan war allerdings darauf gerichtet, alle Truppen des alten Reimarus mit einem Schlag ins Feld zu werfen. Er beſprach das kühne Unternehmen mit ſeinen Berliner Freunden, ja Moſes, dem hinterdrein ein albernes Schartekchen antiſemitiſch die Urheberſchaft zuſchob, bekam im Herbſt 1770 die Handſchrift auf den Heimweg mit. Und gerade der Hinblick auf Mendelsſohn mußte ebendamals Leſſings Eifer, die Schutzſchrift auszuſenden, kräftig ſchüren. Vor kurzem hatte der fromme Genfer Bonnet aus einem größeren Werk über Palingeneſie einen beſonderen Theil gelöſt und erweitert, die Recherches philosophiques sur les preuves du Christianisme (1770). Sein Überſetzer Lavater forderte, während Bonnet ſelbſt die Zumuthung eines derartigen Entweder-Oder verläugnete, den jüdiſchen

Plato öffentlich auf, diese „Beweise" zu widerlegen oder unter die Taufe zu gehen. Mendelssohn, der vor allen Zusammenstößen mit streitbaren Theologen so weit als nur möglich auszubiegen liebte, befand sich diesem „Friß Vogel oder stirb" des ungestümen Bekehrers gegenüber in einer peinlichen Lage, da es für ihn, den Israeliten und Führer der freieren deutschen Judenschaft, doch große Bedenken hatte, von Berlin nach Zürich hin die „Beweise" für das Christenthum zu bestreiten. Er war anfangs dem jungen Propheten arglos entgegengekommen und mußte sich nun aus dieser gefährlichen Umarmung loswinden, ohne den zudringlichen Täufer, den Lessing als Schwärmer und Wunderthäter ins Tollhaus wies, nach Verdienst züchtigen oder in der Weise Lichtenbergs auslachen zu können. Wenn nun Lessing vorsprang und die „Beweise" sammt der Lavaterschen Einladung mit dem Schilde des Reimarus auffing, wenn er durch die Reimarischen „Beweise" gegen das Christenthum nicht bloß seinen Freund aus der ungemüthlichen Bedrängnis löste, sondern eben jetzt, wo wieder einmal der apologetische Weizen blühte, den Hagelsturm aus dem Schlauch entließ? Mendelssohn selbst fand „zu viele Bitterkeit" in der Schutzschrift, und wenn er nach Lessings Tod gegen den wahren Thatbestand brieflich behauptet, er habe sie nie gelesen, wie er Lessings Zänkereien überhaupt nie um der Sache, sondern nur um der eigenthümlichen Art und Weise willen angesehen habe, so kann man sich denken, daß der zaghafte Mann 1770 und 1771 mit solchen Wagnissen nichts zu schaffen haben mochte. Nicolai wies auf äußere Schwierigkeiten hin; denn wie schlaff auch der erzrationalistische Oberconsistorialrath Teller die Zügel der Censur anzog, in diesem Falle würde er doch kaum den Passirschein ausgestellt haben. Darum bot Lessing zwar bei Geldangelegenheiten im Dezember 1771 das Manuscript seinem Verleger Voß für seinen Todesfall als sicheres Nachlaßstück an, bedachte aber drei Jahre später, wo es sich nur um ein Bruchstück handelte, die nöthigen Geschäftsrücksichten und war, schon weil die Reimarer sich all dem widersetzten, 1778 nicht in der Lage einem mehrmals gestellten Antrag des Gothaer Ettinger auf Druck des „bewußten Werkes" zu folgen.

So begnügte er sich denn mit einzelnen Geschossen, und die Wirkung war nicht geringer. Fragen wir aber, warum Lessing über-

haupt die Reimarische Geheimschrift aus dem umschattenden Gewahrsam herauszog, obwol er selbst unmöglich ohne starken Vorbehalt im Ganzen und Einzelnen dem Alten beipflichten konnte, so bietet sich mehr als ein Beweggrund. Er besaß aus der Feder eines durch gelehrte und populäre Schriftstellerei berühmten, mit reichen Bürgertugenden geschmückten Mannes ein antichristliches Werk von der äußersten Consequenz, nur in wenigen Partien mit Allegaten belastet, faßlich, lebendig, durchaus angethan jeden, der ein Interesse für oder wider die Sache des Christenthums hatte, aufzuregen; ein starker Gährstoff für eine Zeit, wo die alte Orthodoxie abzusterben, die Apologetik auf eine schiefe Ebene gedrängt, die Neologie der Professoren und Prediger selbstgenügsam mit den brennenden Fragen im Reinen schien. Alle Probleme des Deismus, auch seine Duldung im politischen und gemeinen Leben, der Offenbarung, des ganzen Kanons, der Christologie mußten, wenn diese Bombe platzte, von neuem durchgesprochen werden. „Wenn ein Faß Most im Keller in Gährung geräth", sagt Lessing einmal im Gutachten über die jetzigen Religionsbewegungen, „gerathen sie alle in Gährung". Eine solche „Fermentation", die zur Aufklärung und zum Wachsthum beiträgt, sollte von der geheimen Füllung des Reimarus ausgehen. War doch Lessing stets bereit, diese Gährung, ohne welche es keinen hellen Trank giebt, auch durch die Zufuhr minderwerthiger Stoffe zu fördern und zuzureden, wenn etwa Bruder Karl den Dolmetsch irgend eines französischen Libells für den Naturalismus machen wollte. Er selbst gewann durch Veröffentlichung der rücksichtslosen Fehdebriefe eine Handhabe, seine eigenen lang vorbereiteten und durchgearbeiteten Ansichten, sei es in unmittelbaren Beilagen, sei es in der Folge von Antworten auf die unausbleiblichen und gewiß mannigfaltigen Erwiderungen an den Mann zu bringen. „Ich muß es nur bekennen, daß ich mir gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort meine Augen selbst dabei zu haben. Ich habe den Ungenannten, vermuthlich zwar nicht wider seinen Willen, aber doch ohne seinen Willen in die Welt gezogen ... Ich habe ihn darum in die Welt gezogen, weil ich mit ihm nicht länger allein unter einem Dache wohnen wollte ... Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen oder weiter aus einander bringen, und dieser Dritte

kann niemand als das Publicum sein." Auf jede Miene, auf jedes Wort, womit man seinen lichtscheuen Gast empfangen würde, wollte er achten und seinen Spruch dazu sagen. Und in Scherz und Ernst bewegte ihn während dieses Feldzuges eine Prophezeihung des Cardanus, der so nochmals seinen Retter beschäftigte, es werde gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr große Veränderung in der christlichen Religion erfolgen. „Was der Schwärmer ohne Überlegung vorhersagte, kann des Ungefähr ohne Absicht erfüllen", heißt es in Lessings nachgelassenem Bruchstück über diese Weissagung, und natürlich zielt er dabei auf die Reimarische Umsturzbewegung und ihre Folgen.

Lessings eigene Theologie war bis zum „Berengar", abgesehen von den der Kirchengeschichte angehörigen „Rettungen" und den ohne seinen Namen ausgegangenen Litteraturbriefen gegen den „Nordischen Aufseher", im Stillen geblieben. Nur ein paar Freunde wußten um jene alten Entwürfe über das praktische Christenthum bei Gelegenheit der Herrnhuter, über die freie Vergeistigung der Dreieinigkeitslehre und der Dogmatik insgesammt im „Christenthum der Vernunft", „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion" ohne Offenbarung durch conventionelle Zusätze zur natürlichen Gottesverehrung, über die geschichtliche „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", worin Lessings pragmatische Erklärung sich wol bis zur wörtlichen Wiederholung der hämischen Anklagen englischer Deisten gegen das Urchristenthum verlor.

Nicht daß er nachher sein Damascus gefunden und in der Auffassung des ethischen Gehaltes, des Dogmas, der historischen Entwicklung wesentlich andre Bahnen eingeschlagen hätte; aber im Bekennen von gleicher Kühle, ward er, seit Breslau und nun während der einsamen Zwiegespräche mit dem Schatten des Reimarus, im Begreifen tiefer. Der einstige Radicalismus, der das Christenthum nur durch das Ansehen eines Stifters, welcher „vorgab", seine Satzungen kämen von Gott, geweiht und nicht zuletzt durch Neugier und Rottenwesen fortgepflanzt sah, war abgethan, sein Ohr taub für die ungeheuerlichen Verdächtigungen des Reimarus. Nichts anderes besagt das Geständnis (an Moses, 9. Januar 1771): er besorge nicht erst seit gestern beim Wegwerfen gewisser Vorurtheile ein wenig zuviel mit weggeworfen zu

haben, das er werde zurückholen müssen; aber, fügt er so schroff wie möglich gegen jeden Gedanken einer Bekehrung zum positiven Glauben hinzu: „daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu schleppen". So unumwunden erklärt sich Lessing in all seinen Briefen für einen Nichtchristen, der aber das Christenthum und in ihm den Protestantismus ganz anders verstand als der landläufige Rationalismus, wie er sich ohne zuzulernen in Nicolais „Allgemeiner deutscher Bibliothek" breit niederließ. Launig antwortet Claudius dem Japaner, der ihn nach Lessings Sitz fragt: der brauche seinen eigenen Stuhl, denn die gewöhnlichen Bänke paßten nicht für ihn oder vielmehr er passe nicht für sie, er sei unparteiisch. Wenn Lessing also nicht mit der Orthodoxie hausen konnte, deren Untergang er herbeisehnte, so lehnte er zugleich die Neologie ab, deren laue Halbheit er verachtete. In jungen Jahren, da er alle Schriften für und wider das Christenthum heißhungrig verschlang, hatte der beweisende Apologet seinen selbständig prüfenden Sinn in die Arme des Zweifels gestoßen und der triumphirende Läugner ihn wiederum angestachelt das Christenthum als Herzenssache zu erhalten. Vor allem verhaßt war ihm das Schaukeln zwischen Orthodoxie und „vernünftiger" Religion. Er selbst stand nach seinem witzigen Vergleich unter den Gläubigen und den Rationalisten, wie er als Dichter der „Minna" unter den Sachsen und den Preußen gestanden, für sich allein, mit eigenen Augen forschend: quid liquidum sit in causa Christianorum. Ein decidirter Nichtchrist, wie Goethes Bekenntnis an Lavater lautet, gesteht Lessing mit aller wünschenswerthen Offenheit, Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen, und bezeichnet es demgemäß als seinen Endzweck, den Zweifel an der Evidenz einer positiven Religion im Busen ihrer Anhänger zu schüren. Der radical verneinende Reimarus war ihm lieber als der kalt und warm blasende Makler, der Theologie und Philosophie verkuppelte, der radical bejahende Orthodoxe lieber als der über den verschiedenen Überzeugungsgrund hinwegschauende Orthodoxist, der dem Verstand aufzudrängen suchte, was das Gemüth begehren und umfangen muß. Da er selbst, ohne auf seinem deistischen Standort die Gottessohnschaft des reinen Tugendlehrers Jesu zu postuliren, doch das Bedürfnis anderer

Seelen verstand und einsam davon überzeugt war, welche gewaltige Geistesarbeit auch in der neuerdings so hochnäsig verachteten Nachfolge Luthers das Gebäude der Dogmatik aufgebaut habe, konnte er nur mit Verdruß den rührigen Nicolai und seine Mannen ihr Spülicht ergießen sehen. Die Beziehungen wurden immer lockerer, und nur die treue Bruderliebe, die den Verödeten zu reicherer Mittheilung antrieb, ließ sich die allzuoft in leeres Geschwätz verlaufenden Aufklärungstiraden Karl Gotthelfs gefallen. Der alte Berliner Genosse, der sich einmal im „Sebaldus Nothanker" den Spaß machte, Lessingsche Anklagen gegen die inconsequenten Neuerer einem Orthodoxen in den Mund zu legen, Nicolai zuckte wol die Achsel und meinte, Lessing sei eben stets auf Paradoxien erpicht gewesen und verfolge auch jetzt eigenwillig eine excentrische Bahn. In der That ist nie eine Partei unduldsamer und so innig von dem hohen Bewußtsein, die alleinige Wahrheit erfaßt zu haben, durchdrungen gewesen, als die Aufklärung gemeinen Schlages. Lessing erklärte brieflich (20. März 1777), daß er „nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf der Hut sein zu können". Das Vertragen freilich konnte nur einen zeitweiligen Waffenstillstand bedeuten, der die andre Partei aus ihren Schanzen rief.

Lessings eingehendste, jedes Misverständnis beseitigende Erklärung über seine Stellung und Taktik liegt vor in dem vielberufenen Brief an Karl vom 2. Februar 1774: „Ich sollte es der Welt misgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein Jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Subeleien einen andern Zweck hätte, als jene große Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieses thun zu können glaube. Und was ist simpler als diese Art? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mist-

jauche baden. Und was ist sie anders, unsere neumodische Theologie, gegen die Orthodoxie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? Mit der Orthodoxie war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, erkundige dich doch nur nach diesem Punkte genauer, und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Stückwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eigenen."

Um dieselbe Zeit, wo Lessing dergestalt für Orthodoxie und Rationalismus das drastische Bild von unreinem Wasser und Mistjauche wie das Gleichnis vom einstürzenden Haus und der Flickarbeit gebrauchte, mag er den kleinen köstlichen Dialog über ein Gemälde „Hercules und Omphale" geschrieben haben, kein Fragment, sondern ein rundes satirisches Stücklein gegen die Philosophie, die als Hercules im aufgezwängten, in den Nähten platzenden Purpurkleide den Wocken der mit Demonstrationen behangenen und dem drohenden Knotenstock Sorites bewaffneten Omphale-Theologie abspinnt. So hat Lessing später als scherzender Kirchenhistoriker den arianischen Philosophen — und er nennt einmal das arianische System noch unsinniger als das

orthodoxe — auf dem Concil zu Nicäa vorgeführt, um das ganze Aufgebot von siegreichen Ausflüchten und Sophismen endlich am einfältigen Glaubensbekenntnis eines ungelehrten Mannes zerschellen zu lassen.

Es ist natürlich, daß ein Geist, der alle Sectenstifter von Grund des Herzens haßte und dessen Neigung, im Disput allerdings auch paradox dem allgemeinen Opfer beizuspringen, etwas Verblüffendes haben konnte, selbst von den Nächsten leicht misverstanden wurde. Und Lessing war vielgewandter Odysseus genug, um den Kriegsplan mit aller Vorsicht zu entwerfen und schon an der Kriegsführung an sich seine Lust zu haben. Er gab in der Reimarischen Gemeinde, wenn Elise berichtete, wie tapfer der junge Hennings einem orthodoxen Landpastor die Wahrheit gesagt habe, sein Urtheil dahin ab, es schade der Person und der guten Sache mit Meinungen dieser Art so frei herauszugehen, erwartete also den Erfolg von einer gedeckten Stellung, während Reimarus in solchen Zeitläuften ganz im Verborgenen bleiben wollte. Endlich bestätigen Lessings Briefe, was schon der Feind witterte ohne den Meister des Stils packen zu können, „daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht alles, was ich γυμναστικῶς schreibe, auch δογματικῶς schreiben würde".

Nachdem der Plan, die ganze „Schutzschrift" in Druck zu geben, auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen war, entschloß sich Lessing sie stück- oder gruppenweise, mit einer berechneten Steigerung in der Auswahl der Geschosse, an den Tag zu fördern. Der „Berengarius Turonensis" hatte bewirkt, daß die theologische Welt keines feindlichen Überfalles von ihm gewärtig war. Aber, seinen stummberedten Reimarus vor Augen, schrieb Lessing schon im Spätherbst 1770 an Frau Eva die ironischen Worte: „Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bei unsern Lutherischen Theologen gesetzt habe. Machen Sie sich nur gefaßt, mich für nichts Geringeres als für eine Stütze unserer Kirche ausgeschrieen zu hören. Ob mich das aber so recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren."

Unbedenklich würde ihm auch ohne die Berengarischen Lorbeern die 1772 erbetene Censurfreiheit für seine Wolfenbütteler „Beiträge" gewährt worden sein. Dies Privileg gleich anfangs zu Reimarus'

Gunsten auszunutzen und aufs Spiel zu setzen, verbot sich um so mehr, als in der herzoglichen Zusage die übliche Bedingung, man nehme an, daß nichts der Religion und den Sitten Nachtheiliges gedruckt werde, enthalten war. Auch wurde das Erscheinen dieser „Beiträge" durch allerlei Umstände hinausgeschoben: „Emilia Galotti" drängte zum Abschluß, das Unbehagen in dem neuen öden Ort lähmte die Arbeitsfreudigkeit, und die endlich flott gewordenen beiden ersten Stücke brachten 1773 im Januar und October neben dem uns schon bekannten philologisch-historischen „Mischmasch" immer noch nichts von Reimarus, wol aber zwei Aufsätze, die, im stillen Gegensatze zu der neuesten den theologischen Wocken abspinnenden Philosophie, Leibnizens Stellung auf dem Grenzgebiete so geflissentlich objectiv behandeln, daß noch neuerdings wegwerfend von Lessings Scholastik gesprochen werden konnte: „Leibniz von den ewigen Strafen" und „Des Andreas Wissowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit."

Im ersten Fall galt es dem Ernst Soner, einem Altdorfer Socinianer um 1600, dessen allgemein für sehr scharfsinnig anerkannte Schrift von der Endlichkeit der Höllenstrafen als überaus seltener Druck im Finstern schlich und manchmal als unwiderleglich erwähnt wurde, bis Leibniz einen Neudruck rüstete und eine, schon von Mosheim benutzte, von Lessing veröffentlichte Vorrede dazu schrieb. Der „große Mann" — „der", fügt Lessing bei, „wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben" — erklärte sich freimüthig und sicher über die Verbreitung einer heterodoxen Schrift: sie schade, nur Wenigen zugänglich, um so mehr, denn die Menschen seien geneigt alles Unbekannte zu überschätzen, und die Herausgabe fromme am meisten, wo eben das Lesen zur Widerlegung genüge. Pagenkopen aber huldigte dem gemeinen Wahn, daß Leibniz die Demonstration Soners, weil er sie herausgeben wollte, auch gebilligt haben müsse; was für Lessings Fall eine durchgängige Übereinstimmung mit der Reimarischen Schutzschrift bedeuten würde. Diesen Wahn zu streifen und das gute Recht freier Editionsthätigkeit hier zu berühren war dem Hüter der Schutzschrift eine willkommene Gelegenheit, doch nur Nebensache gegenüber dem Leibnizschen Beispiel aus jener großen Reihe von Versuchen, wie sie seit den ersten Jahrhunderten bis auf Hegel und weiter angestellt worden sind, um christliche Dogmen speculativ

zu vergeistigen, geoffenbarte Wahrheiten in Vernunftwahrheiten auszubilden. Lessing selbst wandelte schon lang auf dieser Bahn. Wenn er jetzt im Eingang die Hoffnung aussprach, der neu entbrannte Streit zwischen Zeloten und Vernünftlern über die Ewigkeit der Höllenstrafen möge endlich entschieden und beigelegt werden, so konnten nur blöde Augen darin und im Folgenden Lessings Glauben an Hölle und Teufel nach dem groben Sinn etwa des sechzehnten Jahrhunderts lesen, denn es bedarf gar nicht seiner brieflichen Ausfälle gegen die abgeschmackten sinnlichen Begriffe von der Beschaffenheit der Hölle, sondern bloß eines etwas schärferen Zusehens, um Lessings Hölle nur in der Sphäre des Gewissens zu finden.

Leibniz, wie er in der Theodicee das Übel an das Böse knüpfte, erklärte die Unendlichkeit der Strafe aus der Unendlichkeit der Sünde, nicht aus der Ewigkeit Gottes. Lessing sagte nun, ihm komme es hier nicht sowol auf die vertheidigte Wahrheit als auf den Vertheidiger an, dessen Gesinnungen und Gründe misdeutet und verkannt worden seien. Darüber setzte er sich mit Mosheim und viel eingehender mit dem trefflichen Aufklärer Eberhard auseinander, der nach Lessings kühler Kritik gerade in einem Buch über Sokrates, also trotz dem Gorgias, die Ewigkeit der Strafen nicht hätte bestreiten sollen. Der Berliner Rationalismus fand es ungerecht, daß Lessing, während er selbst in orthodoxer Tonart zu sprechen schien, einem gefährdeten Prediger keine Hülle verstattete. Manche dieser subtilen Darlegungen bietet ein großes allgemeines Interesse, voran die gegen schiefe Urtheile über Leibnizens Schmiegsamkeit gerichtete Unterscheidung zwischen Exoterisch und Esoterisch: „Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“ Und später: „Aber wozu dieses Alles? Will ich Leibnizen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? Oder will ich ihn in allem Ernste bis zum Ärgernis unsrer Philosophen orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch

ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte, weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr Wahres liege als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den Letztern zu wenig."

Das lange Citat ist ein unschätzbarer Fingerzeig, auch in Lessings an das Überkommene und Zeitverwandte angelehnten Lehren seiner letzten Epoche durch den exoterischen Vortrag in den esoterischen Kern zu bringen. Wie er selbst hier, Eberhard im Verständnis des Leibnizschen Gedankenzusammenhanges nach allen Seiten überbietend, aus Leibnizens Hypothese über Wachsthum und Vollkommenheit, aus seiner großen esoterischen Wahrheit, nichts in der Welt sei „insulirt" und ohne ewige Folgen, des Philosophen Vertheidigung der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammnis ableitet und seinerseits eine verinnerlichte Auffassung von Himmel und Hölle, Lohn und Strafe esoterisch mittheilt, exoterisch aber der alten Kirchenlehre vom Fegefeuer als einem Mittelzustand auf der unendlichen Stufenleiter der beiden Reiche das Wort redet, um endlich, mehr zuspitzender Epigrammatist als demüthiger Diener, zu fragen: „O, meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?"

Desgleichen verkündigte Lessing nicht sein eigenes Credo, wenn er den socinianischen Sätzen des Wissowatius Punkt für Punkt die halbvergessene Defensio Trinitatis per nova Reperta logica, von Leibniz an Boineburg gerichtet, beidruckte und zeigte, daß den waffenkundigen Philosophen die Syllogismen des Gegners nicht schreckten, aber ihn keineswegs zur Rettung der Dreieinigkeitslehre durch neue philosophische Gründe, sondern zur Abwehr des Vorwurfs, diese Lehre sei mit sich selbst und unläugbaren Vernunftwahrheiten in Widerspruch, herausforderten. Ganz richtig fühlte sich Moses an seines Freundes älteren Entwurf über das Christenthum der Vernunft erinnert. „Completer Nonsens", antwortete Lessing, müsse dieser Beitrag erscheinen, aber auch hier denke und handle Leibniz als Leibniz, denn es sei unstreitig besser eine unphilosophische Sache sehr philosophisch zu vertheidigen, als unphilosophisch zu verwerfen und zu reformiren. Dieselbe Tendenz wie oben: Leibniz sollte auch hier um des Systems, nicht der Wahrheit willen der Kirche nach dem Munde gesprochen, den Orthodoxen geheuchelt, einen ungeglaubten Glauben simulirt haben! Da vielmehr die Seele seiner ganzen Philosophie sich gegen die Abgötterei des Socinianismus empöre, daß ein bloßes Geschöpf vollkommen genug sei um neben dem Schöpfer auch nur genannt zu werden. Unparteiisch weist Lessing auf den Grund aller natürlichen und jeder geoffenbarten Religion hin. Oben hieß es, man könne über die verschiedenen Christushypothesen urtheilen ohne zu glauben; nun wird ohne Bekenntnis gefolgert: ist Christus nicht wahrer Gott, so sorgt der Muhammedanismus viel eifriger und echter für die Ehre des einzigen Gottes als Christus, der, mochte er sich auch nie für Gott ausgeben, doch hundert Zweideutigkeiten sagte. Aber wenn Lessing nicht bekennt und nicht zu bekennen braucht, was er glaube, so erklärt er aufs unzweideutigste, wie er über Glauben und Beweis in der modernen Theologie denke. Nachdem er die Seichtigkeit des Geistes gescholten, die in der Theologie ebenso leicht als in der Philosophie auf halbem Wege Halt mache, knüpft er an die gangbare Meinung, Leibniz sei von der Orthodoxie gleich entfernt wie vom Socinianismus gewesen, weil er von der ganzen Sache nichts „glaubte", die nachdrückliche Mahnung an eine für und wider die positive Religion mit Beweisen eifernde Gegenwart: „Er glaubte! Wenn ich doch nur wüßte, was man mit

dieſem Worte ſagen wollte. In dem Munde ſo mancher neuen Theologen, muß ich bekennen, iſt es mir wenigſtens ein wahres Räthſel. Dieſe Männer haben ſeit zwanzig, dreißig Jahren in der Erkenntnis der Religion ſo große Schritte gethan, daß, wenn ich einen älteren Dogmatiker gegen ſie aufſchlage, ich mich in einem ganz fremden Lande zu ſein vermeine. Sie haben ſo viel dringende Gründe des Glaubens, ſo viel unumſtößliche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals ſo kurzſichtig ſein können, den Glauben an dieſe Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten." Alles was einſt Vermuthung, Abwehr, Ermahnung an Nichtchriſten war — „alles dieſes haben ſo viele unſerer neuerern Gottesgelehrten zuſammen ſo in einander gekettet und einzeln ſo ausgefeilt und zugeſpitzt, daß nur die muthwilligſte Blindheit, nur die vorſätzlichſte Hartnäckigkeit ſich nicht überführt bekennen kann. Was der heilige Geiſt nun noch dabei thun will oder kann, das ſteht freilich bei ihm; aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, ſo iſt es ebendas? Sie haben bewieſen, und ſo ſcharf bewieſen, daß kein billiges Gemüth an der Gründlichkeit ihrer Beweiſe etwas wird auszuſetzen finden". Leibniz freilich, fährt Leſſing ironiſch fort, ſei ſo weit noch nicht geweſen und habe allerdings weder an Dreieinigkeit noch an ſonſt eine geoffenbarte Lehre der Religion geglaubt, wenn glauben gleich bedeutend ſei mit: etwas aus natürlichen Gründen für wahr halten. Für Leibnizens altväteriſche Meinung gab es vielmehr immer zweierlei Gründe für die Wahrheit unſerer Religion, menſchliche oder erklärbare, göttliche oder unerklärbare. So iſt, abgeſehen von dem hiſtoriſchen Gewinn dieſer Leſſings eigene Stellung zur Trinitätsfrage ignorirenden Abhandlung, ihr Hauptergebnis in dem zweiſchneidigen Satze zu ſuchen, daß Religionswahrheiten nicht vernunftmäßig bewieſen, aber auch nicht durch Gegenbeweiſe zerſtört werden können. Das ruft er einer Zeit zu, wo Orthodoxie und Rationalismus ihre Beweiſe hin und her ſchoſſen, und man verſteht, warum Leſſing an Käſtner ſchrieb, er habe ſeine beſondern Gründe zu einem Neudruck der Leibnizſchen Defensio. Für den Argwohn der Berliner, daß er der Orthodoxie den Hof mache, mußte ihn der Beifall einiger Wenigen, unter ihnen der Erbprinz, tröſten. Auf Eberhards beſcheidene Antwort über die Höllenſtrafen hat er im Sturmjahre 1778 nicht

erwidert, modernen Arianismus nur noch gestreift in theologischen Bruchstücken.

Während in den beiden, Leibniz gewidmeten Aufsätzen der Vorrang nicht dem ketzerischen Neuerer, sondern seinem Bestreiter zufällt, theilt ein vierter mit dem ersten, dem „Berengarius Turonensis", die Tendenz einer kirchengeschichtlichen Rettung, dies Mal ohne jeden Schein des Pactirens. Das im Herbst 1774 ausgegebene dritte Stück der „Beiträge" brachte nämlich den Aufsatz: „Von Adam Neusern, einige authentische Nachrichten". Der unruhige und unselige Mann, dem hier nach langer Verunglimpfung zu seinem Rechte geholfen werden soll, ein Schwarmgeist des sechzehnten Jahrhunderts, war vom Lutherthum zur reformirten Kirche übergegangen und als Pfarrer an der Peterskirche zu Heidelberg zusammen mit dem Ladenburger Inspector Johannes Sylvanus nicht bloß in hitzige Kämpfe um die Kirchenzucht, sondern auch in gefährliche Zweifel über die heilige Lehre von der Dreieinigkeit und Gottheit Christi gerathen. Die Pfälzer Hoftheologen waren rasch bei der Hand, nach dem berühmten Beispiel der von Calvin an dem Antitrinitarier Servet vollzogenen Henkerjustiz Folter und Block für die ketzerischen Frevler zu verlangen. Friedrich der Fromme willigte nach langem Zaudern in ihr grausames Begehren, und Sylvan fiel am 23. December 1572 als abschreckendes Opfer der Heterodoxie. Neuser aber entrann in demselben Zeitalter, das allenthalben gegen den türkischen Bluthund donnerte, vor der Verfolgungswuth der heimischen Amtsbrüder, nachdem er auf dem Sprunge zur Flucht sogar einen Brief an den Sultan entworfen, aber nicht abgeschickt hatte, um den Erbfeind gegen Deutschland zu empören. Er fand nach langer Irrfahrt in Constantinopel ein friedliches Asyl, ward Muhammedaner und starb in der Fremde. An den Namen des zum Islam entlaufenen Pfarrers heftete sich alle Schmach des Renegatenthums. Dafür gab es keine mildernden Umstände, und noch Jöcher konnte den Apostaten nicht schwarz genug abmalen, — „doch Jöcher ist ein gar zu elender Compilator", fügt Lessing geringschätzig bei. Ihm war ein höchst interessantes ausführliches Schreiben Neusers an einen Landsmann in die Hände gefallen, das treuherzigen Tones die Odyssee des Flüchtlings erzählt und seinen Versuch in Siebenbürgen festen Fuß zu fassen wie die Verhandlungen mit dem Pascha zu Temesvar

ſo dramatiſch darſtellt, daß Karl Leſſing, immer ruſchelig, nach der erſten Lectüre den Neuſer zum Helden eines Schauſpiels machen wollte. Man vernimmt, wie der ausgeſtoßene Ketzer dem vornehmen Türken ſeine mit dem Alkoran getheilte Verehrung des einigen Gottes beweglich vorträgt. Da, wo die erſten Streitigkeiten über die Trinität ausgebrochen, wolle er aus der Quelle ſchöpfen. Jenen unbedachten Brief habe er doch zurückbehalten und was er darin dem Großtürken gegen Deutſchland geſchrieben, ſei deshalb ſo ungiltig wie ein widerrufenes Teſtament. Auf eine gedruckte Rechtfertigung verzichtet er und genießt, da ihm die ganze weite Welt von England bis Polen keine Stätte vergönnt hat, durch Gottes Fügung in Conſtantinopel Schutz und Schirm des großmüthigſten Kaiſers, dem er mit rührender Dankbarkeit anhängt, des pfälziſchen Gefängniſſes ledig und weit vor dem Schuß der Ketzerrichter, die inzwiſchen den Sylvanus aus dem Leben geräumt hatten und, zumal auf Grund des vorgefundenen Sendbriefes, mit ihm ſelbſt nicht glimpflicher umgeſprungen wären. In ſeinem Gewiſſen iſt er ruhig und vertraut, ein hartnäckiger Arianer, dem Einen Gott. Der Arm der Widerſacher kann ihn nicht mehr faſſen — warum ſollte er dem Freunde jetzt an dieſem fernen ſichern Orte die lautere Wahrheit vorenthalten? „Was für einen Nutz hab ich, daß ich ſolches ſchreib? Keinen, ſondern allein, wie ich gemeldt hab, der Wahrheit zu gutt".

Und nun bringt Leſſing 1774 das 1574 abgefaßte Rechtfertigungsſchreiben des alten Schwaben oder Pfälzers in Wolfenbüttel an den Tag, mit hinreißenden Begleitworten. Bene est, ſo hätten 1701 die reformirten Herausgeber der Monumenta Palatina über die Lutheraner geäußert, quod saltem nil in gratiam Neuseri scripserint. „Bene? Ich ſage, ſchlimm iſt es, daß es nicht geſchehen! Schlimm, daß nach zweihundert Jahren ich der Erſte ſein muß, der einem unglücklichen Manne bei der Nachwelt Gehör verſchafft! Einem unglücklichen Manne, den man aus der Chriſtenheit hinaus verfolget hat! Oder, wenn er Unrecht hatte, daß er ſich hinaus verfolgen ließ, hat er darum in nichts Recht? Hatten ſeine Verfolger darum — ich will nicht ſagen gewonnen Spiel — denn das haben ſie leider! — ſondern in allen gutes aufrichtiges Spiel gegen ihn, weil ſie ihn endlich zu einem Schritte brachten, den freilich niemand vertheidigen kann? Wenn der Ausgang

die Seele der Geschichte sein soll, wenn man nach diesem alles Vorhergegangene beurtheilen soll, so wäre es ebenso gut, wir hätten gar keine Geschichte". Er bittet um Revision des Processes und entfaltet eine glänzende Meisterschaft der Vertheidigung, die uns lebendig in die Vorzeit zurückführt und fortwährend Reflexe auf die Gegenwart wirft. Nichts Wuchtigeres als diese Ausfälle gegen jede zum weltlichen Schwert greifende Orthodoxie, die „Wütherei gegen Irrende", die „blutdürstigen Bedenken gehässiger Theologen". Als Sylvan wegen vermeinter Mitschuld an jenem Briefe hingerichtet werden sollte, stimmten die Juristen gelinder — aber „die Theologen verlangten Blut, durchaus Blut". Ihr Votum ist noch vorhanden. Lessing schlägt es auf, um — unmittelbar bevor sein Reimarus den „Herrn Theologen" unter die Augen treten soll — warnend zu rufen: „Welch ein Bedenken! Wem müssen nicht die Haare zu Berge stehen bei diesem Bedenken! Nein, so lange als Ketzergerichte auf der Welt sind, ist nie aus einem eine sophistischere, grausamere Schrift ergangen". Damals wurde nur aus dem Grund uneingestandener, vielmehr zurückgegebener Gotteslästerung entschieden und dann, wie das Calviniſtengericht, ohne Raum für Reue und Besserung, sich im Namen Gottes ausdrückte, die von Gott eingesetzte Strafe standhaft exequiret. Höhnisch wirft Lessing ein: „Also nur erst den Kopf ab; mit der Besserung wird es sich schon finden, so Gott will!"; aber er läßt es nicht bei dem blutigen Spott bewenden, sondern fährt, immer mit stiller Rücksicht auf Neusers Nachfolger im „Beitrag", voll tiefer Leidenschaft fort: „Welch ein Glück, daß die Zeiten vorbei sind, in welchen solche Gesinnungen Religion und Frömmigkeit hießen! Daß sie wenigstens unter dem Himmel vorbei sind, unter welchem wir leben! Aber welch ein demüthigender Gedanke, wenn es möglich wäre, daß sie auch unter diesem Himmel einmal wiederkommen könnten!" Vorklänge der Anti-Goezen. Es ist zu jedem im Vollbesitz des ausschließlich Echten und Rechten schwelgenden Kirchenregiment gesprochen, was Lessing beim Entscheid des Kurfürsten fragt: ob er denn einen andern heiligen Geist gehabt habe als den, der aus Genf wehte?

Wie viel war bis zur Gegenwart über die Asche Servets geschrieben worden! — „muß man schlechterdings ein Ausländer sein, um unsere Aufmerksamkeit zu verdienen?" Mit klarer, scharf zwischen

Zeugnis und Nachrede scheidender, auf historische Wahrheit oder doch wenigstens Wahrscheinlichkeit gerichteter Kritik rettet Lessing den Neuser, bis er, bei seinem Lebensende angelangt, das nach elendem Klatsch nicht die Ruhr, sondern die Syphilis herbeigeführt haben sollte, mit einem verächtlichen: „Mich ekelt, gegen alte Weiber zu streiten!" die Feder wegwirft. Nicht auf die von Lessing untersuchten, zuletzt durch Häusser und Kluckhohn weiter verfolgten und von Taylor-Hausrath romanhaft aufgegriffenen Einzelheiten der Neuserschen Händel kommt es hier an, sondern auf die allgemeinen Gesichtspunkte und den Faden, der zwanglos zu Reimarus hinübergesponnen wird. Da giebt es den schmählichen Begriff „Ketzer" nicht, und in Neusers ruhigem Brief kann der Leser kein wundes und peinigendes Gewissen entdecken; aber wenn Lessing den Anklägern zuruft „Apostat und Mameluke so vielmal, als man will", findet doch auch er, dem ein thörichtes Gerücht die Erbschaft Winckelmanns auch im Sinne des Abfalls zum Katholicismus zugemuthet hatte, strenge Worte über das Renegatenthum. Die Scham, welche in Neusers Brief an den Freund das Geständnis seines Übertrittes unterschlagen hatte, weiß er nachzuempfinden und zu allgemeinem Ausdruck zu bringen, um endlich Lavater und anderen Proselytenmachern den Abschied zu geben mit dem Satze: „Recht wol, daß sich die Religionen unter einander den Übertritt selbst so erschweret haben, daß nicht leicht ein ehrlicher Mann zu einer von der andern laufen wird." Seine durchgeführte Abwehr aller theologischen Verfolgung schlägt zugleich Brücken von einem Lager ins andre, seine Beschirmung des einen kleinen „Ketzers" gilt allen, die ehrlich auf andern Pfaden als dem gemeinen nach Wahrheit suchen, und in eigener Sache thut er über Erastus, den „intimus" Neusers und zugleich den Freund eines strengen Orthodoxen, die Äußerung: „Ein Anderes ist, der Vertraute irriger Lehrsätze sein, und ein Anderes, solche Lehrsätze selbst hegen."

Ein unmittelbarer Übergang, als würde nur ein neues Capitel des gleichen Stoffes begonnen, führt zur Mittheilung: „Von Duldung der Deisten. Fragment eines Ungenannten." Die hauptsächlichste Betrachtung, auf welche Neusers Geschichte einen denkenden Leser leite, habe ihn, so erklärt Lessing, an Bruchstücke eines sehr merkwürdigen Werkes unter den jüngsten Handschriften der Wolfenbütteler Bibliothek

erinnert, besonders an eines, das er nun als Probe vorlege. Und Lessings Fiction stellt den „Ungenannten" — so hieß Reimarus fortan, wie seiner Apologie seitdem der Name „Fragmente" geblieben ist — als ein Opfer der wilden Orthodoxie dar, gleich Neuser, aber im Gegensatz zu Neuser geschirmt von einem duldsamen, gütigen Fürsten aus dem Hause Braunschweig. Das Fragment selbst schrie auf jeder Seite gegen die Verfolgung in der ganzen Christenheit, zumal bei den Protestanten, die einst Neuser ins Elend hinausgejagt hatten. „Gehe nur!" rief der Ungenannte dem Glaubenslosen zu. „Wohin? Zu den Juden, Türken und Heiden?" — wieder taucht das Bild Neusers auf, der als vernünftiger Verehrer Gottes vom Kreuze zum Halbmond geflüchtet war, zu demselben Alkoran, aus welchem auch der Ungenannte das Vornehmste der natürlichen Religion herauslas.

Wer war nun dieser Ungenannte? Lessings kurzes Vorwort sucht den neugierig forschenden Blick seiner Leser auf einen verschrieenen Mann abzulenken, den sogenannten Wertheimer Schmidt. Johann Lorenz Schmidt hatte 1735 als junger Informator im Dienste der freigeistigen Grafen von Wertheim in einem wüsten Quartanten von über tausend Seiten, betitelt „Die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messie Jesus", eine unerträglich weitschweifige, das Klarste platt beschwatzende, das Hohe, Wunderbare, Geheimnisvolle herabdrückende und abstreifende Paraphrase geliefert, zu der er, ein tapferer Wolffianer, den Anstoß durch Wolffs Begehren nach einer deutlichen Bibel empfangen haben will. Seit Locke's unglücklicher Umschreibung der pauliniſchen Briefe war diese Litteratur in Schwung gekommen, und den mit antideistischen Anmerkungen gepanzerten Testamenten Englands und Deutschlands setzte Schmidt sein aus dem Bibelwort, der wässerigen Paraphrase und dem entsetzlichen Schwall der Fußnoten zusammengebrautes Pentateuchwerk entgegen, ohne in der Weise Bahrdts feuilletonistisch zu moderniſiren, aber schwunglos wie der redliche Damm. Eine wahre Sintflut ist in diesem keineswegs sehr dreisten Commentar über die fünf Bücher Mosis ergossen und eine eherne Geduld erforderlich, um nicht schon gleich am Eingang „Alle Weltkörper, und unsere Erde selbst, sind anfangs von Gott erschaffen worden. Was insonderheit die Erde betrifft" die ungefüge Last gähnend bei Seite zu stoßen, sondern von Adham zu Jizchak und zu Mosche, nach den Regeln der

Wo'redenheit und der Grundsprache der Israelen, sich durchzuringen. Die langathmige Vorrede führt mit Nennung etlicher Deisten in eine gährende Zeit religiöser Kämpfe gelassen ein. Sie verräth überall eine consequente Wolffsche Schule und gipfelt im Wunsche, das, auf diesen ersten Theil beschränkt gebliebene, Bibelwerk möge eine gründliche Erkenntnis Gottes und die Ausübung rechtschaffener Gottseligkeit befördern. Dafür steckten die Theologen den unreifen Wertheimer ins Loch und confiscirten sein übereiltes, trotz aller Vorsicht und Langweiligkeit dem Wunder- und Prophezeiungsglauben gefährliches Buch. Eine mannhafte Beschwerde vermochte in Regensburg nichts als die Anweisung eines anderen Kerkers, dem Schmidt entsprang. Er wurde ein Märtyrer seines unerfreulichen, aber ehrlichen Rationalismus. In der Zeit, da er unter einem fremden Namen in Altona weilte und u. a. Tindals Hauptwerk sammt Fosters Widerlegung, Spinozas Ethik nebst Wolffs Entgegnung verdeutschte, gewährte ihm auch Reimarus Unterstützung, obwol er 1736 den Wertheimer in einer Zeitung wegen ungeschickten Schaukelns zwischen Deismus und Orthodoxie von der Bibel weggejagt hatte. Früh gebrochen, fand Schmidt in Wolfenbüttel ein Asyl; hier ist er 1751 gestorben, und die handschriftliche Umarbeitung seines deutschen Pentateuch soll, wie Lessing in den Collectaneen notirt, dem Herzog verblieben sein. Die Wolffsche Bildung, die — übrigens sehr anfechtbaren — orientalistischen Kenntnisse, den Wolfenbütteler Aufenthalt nahm Lessing für seine Fiction, die Fragmente möchten von Schmidt stammen, in Anspruch, wobei er insgeheim auch eine ableitende Verwerthung der Hamburger Beziehungen überlegt haben wird. Die Zeit, das fünfte Jahrzehnt, stimmte etwa zur Abfassung der ersten Reimarischen Redaction; doch braucht man nur eine Seite des Wertheimers gelesen zu haben, um die bare Unmöglichkeit des Lessingschen Spieles zu erkennen. Der Erfinder selbst gab, als Mascho und andere ihn bestritten, seinen „Einfall", seine „übereilte Vermuthung" preis und griff nach einer neuen Deckung, indem er mehrmals den Umlauf vollständiger Handschriften behauptete, während er selbst nur Bruchstücke einer älteren Fassung vor sich habe. An Reimarus dachte zunächst niemand. Das Fragment, ein allgemeines Vorspiel und durch eine längere Ausführung zugleich ein Beleg für die Gelehrsamkeit des Ungenannten, blieb überhaupt ohne jeden irgend erheblichen Widerhall, denn solche

Beschwerden über den schlimmen Stand der vernünftigen Deisten inmitten einer unvernünftigen, unduldsamen Christenheit waren nichts Neues und den Gestrengen gar nicht so unangenehm zu hören, da sie ihre Macht bezeugten. Auch Lessings Zugabe machte kein Aufsehen. Er hatte zunächst die Fragmente rühmlich charakterisirt: „Sie sind mit der äußersten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußersten Ernste geschrieben. Der Untersucher vergißt seine Würde nie; Leichtsinn scheint nicht sein Fehler gewesen zu sein, und nirgends" — das war wol zu viel gesagt — „nirgends erlaubt er sich Spöttereien und Possen. Er ist ein wahrer gesetzter Deutscher in seiner Schreibart und in seinen Gesinnungen. Er sagt seine Meinung geradezu und verschmähet alle kleine Hilfsmittel, den Beifall seiner Leser zu erschleichen". Dann fügte er nur, um den Ungenannten nicht ganz ohne Geleit abtreten zu lassen, ein paar lose Seiten hinzu, die das Verhältnis des alten und des neuen Ketzers zum Muhammedanismus streifen, die einzelne Frage der altjüdischen proselyti portae, d. h. der von Reimarus für Deisten erachteten Judengenossen, theils einschränken, theils mit Anwendung auf die Gegenwart berühren, und endlich in raschen Sätzen, nicht ohne die Genugthuung, daß heute im protestantischen Deutschland alle bürgerliche Verfolgung von Schriften und Schriftstellern aufgehoben sei, das sogenannte vernünftige Christenthum herausfordern, von dem man leider so eigentlich nicht wisse, wo ihm die Vernunft, wo ihm das Christenthum sitze.

Dieser Epilog zielte mitten in die theologische Bewegung der Zeit. Das Fragment erschien, als Damm 1772 mit seinem altfränkischen Testament die Trinität wegraisonnirt und rationalistisch aus Kreuzestod und Auferstehung eine bloße Ohnmacht herausgeklügelt, als Bahrdt 1773 seine neumodischen Fratzen geschnitten hatte, als auf den Höhen der akademischen Gelehrsamkeit der Neuschöpfer altteſtamentlicher Wissenschaft, Michaelis, und der Vater der modernen Kanonkritik, Semler, die Blicke der gesammten theologischen Welt auf Göttingen und Halle gerichtet hielten.

Unter dem starken Einfluß der von ihm gern überschätzten Engländer errang sich Michaelis die Befreiung aus der Enge seiner Hallenser Studienzeit und das große epochemachende Vermögen: orientalische Urkunden orientalisch zu erklären, wobei auch die Analogie

reichlich verwerthet, hebräische Alterthumskunde ausgebreitet, grammatische Sicherheit als Grundlage aller Interpretation für klare Paraphrasen ohne Stilkunst aufgeboten wurde. Behutsam, aber doch unbekümmert um die Forderungen des Lutherischen Schriftprincips, ging er mit den Bestandtheilen des neuen Testamentes um, indem er der Inspiration nur ein kleines Gebiet einräumte und unter den „Göttlichen Büchern des neuen Bundes" sichtete, strich, anzweifelte. Für seine Person mußte er gestehen, daß er den inneren Beweis des heiligen Geistes nie gespürt habe, und er freute sich, nicht Professor der Theologie zu heißen, da trotz seinem Glauben an die „Hauptsache unserer Religion" eine Unterschrift der Symbole ihm „viel Unruhe verursacht" hätte. Lessing bewunderte die historisch-philologische Meisterschaft des Göttinger Gelehrten, war aber dem Menschen, seinem ehemaligen Gönner, abhold, nicht bloß, weil zwischen Michaelis und dessen Schul- und Fachgenossen, dem lieben Reiske, eine böse Spannung bestand, sondern auch, weil persönliche Begegnung an der Leine 1766 nur entfremdend gewirkt hatte. Der leidige Professorenhochmuth und Lessings freier Stolz waren auf einander gestoßen. Michaelis in seiner Lebensbeschreibung vergleicht misgünstig die Leutseligkeit britischer Gäste mit dem absprechenden, „sehr hoch einherfahrenden" Wesen seines berühmten Landsmannes und schildert die Verlegenheit des guten Dieze, der Lessingen eingeführt hatte. Wichtiger als dieser äußere Verlauf ist das von dem Ohrenzeugen Schulz in seinen „Bemerkungen über J. D. Michaelis litterarischen Charakter" berichtete ergebnisreiche Gespräch des zünftigen und des unzünftigen Theologen. Lessing gab geradezu den Anlaß zu Michaelis' erläuternder Übersetzung des alten Testaments (1769 ff.), indem er sich ironisch darüber beschwerte, daß die Christen so wenig von dem erführen, was die Schriftgelehrten in ihren Studirzimmern ausmittelten, in ihren Hörsälen vortrügen und in ihren lateinischen Werken bekannt machten. Lessing wollte also die Scheidemauer zwischen der kritischen Universitätstheologie und dem Publicum niederreißen, den Gewinn der neuen Kritik populariſiren, den Zustand, daß diese Kritik sich hinter der spanischen Wand einer todten Gelehrtensprache wie eine ängstlich behütete Geheimlehre vor der lebendigen Antheilnahme der Laien verbarg, beseitigen. Es war nothwendig diesen scheuen Professoren ein weiteres Auditorium aufzuthun

und Muth einzublasen: denn wie seiltänzerisch rettete der profane Göttinger Deuter der Genesis die Inspiration wenigstens für den Schöpfungsbericht, der ihm doch nur ein urzeitlicher Mythus war; wie vorsichtig verschloß Reiske seinen Hiobcommentar im Pulte; wie grundsätzlich beharrte Ernestis zurückhaltende Theologie hinter den lateinischen Schanzen; wie streng schied Semler zwischen der vielgestaltigen Privatreligion der stillen Kammern und der öffentlichen, von geistlichen Beamten geleiteten, keinen Bahrdtschen Neuerungen auszusetzenden Staatsreligion. Diese große, aber verschwiegene Theologie auf einen offenen Markt mit lauter Resonanz zu locken, zu rufen, zu zwingen, war Lessings vornehmste Absicht. Er selbst hat im Kampf um die Reimarischen Waffen die Ergebnisse Semlers jedem eingeprägt, der Ohren hatte zu hören. Es galt der Erkenntnis, die später Eichhorn kurz also formulirte: „Die Schriften des neuen Testaments wollen menschlich gelesen und menschlich geprüft sein."

Johann Salomo Semlers Hauptwerk, die „Abhandlung von freier Untersuchung des Canon", 1771—75, übte eben damals, noch unvollendet, aber in Tendenz und Resultat klar, die stärkste Wirkung, so daß der Wertherdichter 1774 allen verständlich war, wenn er in der Caricatur einer Frau Pfarrerin den Zug anbrachte, der dürre, kränkliche Blaustrumpf melire sich in die Untersuchung des Kanons. Semler, von den fleißigen deutschen Stubengelehrten der alleremsigste, nur zwischen Katheder und Schreibepult rastlos und zugleich formlos getheilt, bot hier die Summe seiner Kritik. Aus einer gedrückten Jugend, deren treue Spiegelung in der Autobiographie Gustav Freytag zum Gemeingute gemacht hat, war seine Bahn allmälig angestiegen. Nun saß Semler in Halle auf dem Lehrstuhl des dankbar verehrten Baumgarten und durfte befreit und befreiend im Verfolg seiner ungeheuren Schriftstellerei und Lehre der Zeiten gedenken, wo die jungen Theologen die Lectüre eines Grotius und anderer Bibelstürmer nur mit schweren Strafen erkauften. Auch er hatte in den sanften Banden des Pietismus gelegen; seinem schwachen Bruder war darin alle Lebenskraft erstickt, ihm dagegen blieb eine schlichte Ergebenheit gegen den gütigen Gott, ohne alle Schwärmerei für das Jesulein der Gemeinde, und pietistische Scheidung zwischen Kirchlein und Kirche, Privatreligion und Theologie trieb ihn an, weitab von den Pfaden Mosheims, die Ent-

wicklung der Religion Christi in den Parteien, Büchern, Dogmen der christlichen Religion mit „Modestie" im Ausdruck, aber aller Strenge kritischer Methode zu prüfen. Die Ausbildung des Lutherthums war seiner riesigen Belesenheit bis in alle Winkel bekannt. Wie Gottfried Arnold durchsuchte er die gesammte Ketzergeschichte. Als Philolog begrüßte er in Erasmus den Vater der neutestamentlichen Kritik, als Historiker sah er sich durch Basnage gefördert. Er wollte seine Facultät nicht länger durch einen Zaun von den Werkstätten der weltlichen trennen lassen, denn die Wissenschaft sei nur Eine und der Anspruch nichtig, daß von der Theologie „immer so sehr groß und prächtig geredet" werde. Er hielt es mit dem Reformator Luther gegen die kleinen „Päpste" der Orthodoxie, mit den Helmstädtern gegen Calov und seine Enkel. Kein lauter Rufer im Streit — und woher sollte diesem allzeit eingeengten, in kleinlichen Verhältnissen schleichenden Dasein der heroische Pulsschlag kommen? — ist er doch trotz dem anschwellenden Geschrei der empörten Rechtgläubigkeit, die dem Braven satanische Bosheit, dem Unbefangenen greuliche Irrlehren vorwarf, fürbaß geschritten, bis ihm endlich bange wurde vor den Geistern, die er hatte rufen helfen.

Semler protestirte dagegen, die Theologie, die wie jede Wissenschaft fortschreitende Veränderungen durchlaufe, festzunageln. Er verlangte protestantische Lehrfreiheit, nach allzulanger Knechtschaft unter dem „Handgewehr" der Compendia und der „orthodoxen Routine" theologischer Ober- und Untergerichte; „gern lasse ich mich widerlegen, aber überschreien, verketzern, anathematisiren lasse ich mich nicht." Das lutherische Schriftideal entthronte er: die christliche Religion ist nicht die Bibel, und in der Bibel sind keineswegs alle Bücher gleich unentbehrlich zur Heilswahrheit. Ja, er gleitet wirklich dem Naturalismus zu, dessen man ihn so oft zieh, wenn er schon 1759 behauptet, daß der größere Theil der Bibel bloß die natürliche Religion wiederhole, die auch ohne Bibel den Menschen bekannt sei, während der kleinere Theil die sehr wenigen Sätze vortrage, welche die heilige Schrift von der natürlichen Religion unterschieden. Sein positives Glaubensbekenntnis über das Christenthum ist schwer zu fassen, nicht sowol, weil nach Michaelis' collegialem Tadel was Herr Semler sagt oder sagen will überhaupt dem Verständnis trotzt, als weil Semler zwar

seine Meinung von der Gnade mit offener Heterodoxie ausdrückt, seine Christologie aber auf den vagen Satz beschränkt, christgläubig sei wer an Christum als befreienden Heiland glaube. Moralische Ausbesserung ist auch ihm wie der ganzen Aufklärung die Hauptsache, der „Gehalt" des Christenthums. Und so viel Semlers Erledigung der urchristlichen Probleme der Forschung unsers Jahrhunderts seit Baur übrig gelassen hat, die Inspiration des Kanons war zu Ende geträumt, eine neue geschichtliche Betrachtung eröffnet. Für Semler heißt Kanon nicht Maß, Norm, Regel, sondern einfach Reihe. Diese Reihe für gottgegeben zu erachten gehört nicht zur christlichen Religion. Die christliche Religion in ihrem Grund und ihrer Fortpflanzung hängt nicht von einem hebräisch-griechischen Kanon ab. Im Einzelnen haben Stücke wie Ruth, Esther, Chronica, das Hohelied u. s. w. mit unserer Religion nichts zu schaffen. Andre Zeiten, andre Leser: darum sind die historischen Schriften des alten Bundes für die Juden von höherer Wichtigkeit als für uns, die wir nicht an ein auserwähltes, um Geschichte und Cultur der übrigen unbekümmertes Volk glauben. Nur die abgethane altjüdische Denkart kann in den Thaten Simsons und der Könige Göttlicheres als in den Begebenheiten anderer Nationen entdecken. Die Lehren des alten Testamentes sind nach dem besonderen göttlichen Plan „in Regierung des menschlichen Geschlechts" dem kindlichen Standpunkt der ehemaligen Juden angepaßt, z. B. durch die Einkleidung des Sündenfalls oder den Schöpfungsbericht, den nur „ganz einfältige Leute" in Bausch und Bogen festhalten könnten: „Die Hauptsache ist, Gott ist als Urheber von den andern Dingen außer ihm zu unterscheiden. Dieser Lehrsatz wird in dieser Einkleidung beschrieben, um ihn diesem Volke bekannt und eindrücklich zu machen. An physikalische, astronomische, mathematische Untersuchungen, zu denen Menschen aufgelegt sind nach ihren ganz andern Umständen, ist in jener Zeit, unter diesem Volke der Juden, gar nicht gedacht worden. Wer solche Untersuchungen anstellen kann, hat keine Verbindlichkeit, sie hintanzusetzen." So führt Semler den Grundsatz durch, daß die Bibel neben ihrer Religionslehre eine Menge Elemente enthält, die, ohne unlöslichen Zusammenhang mit der Religion, jeder wissenschaftlichen Kritik offen stehen.

Wie Semler gern einen gediegenen Auszug aus dem alten

Teſtament zu chriſtlichem Hausgebrauch und Unterricht ſähe, mit Ausſcheidung des Specifiſch-Jüdiſchen, ſo iſt ihm weiter die altteſtamentliche Vorbereitung auf Chriſtus zu „undeutlich". „Die alte vorüberſeiende Haushaltung Gottes unter den Vorfahren der jetzigen Juden" konnte nicht die Baſis einer Juden und Heiden vereinigenden Chriſtenlehre ſein, und die Heiden kamen ohne das ferne Licht des Judenthums zu Chriſtus. Hier nun liegt der Schwerpunkt der Semlerſchen Erweiſe: Jeſus kleidete ſeine Lehre für die Juden in eine „morgenländiſche Vorſtellungsart", und ſeine Wunder, für unſere Gegenwart deshalb von geringerer Bedeutung und zum Theil aus einer bibliſchen Dämonologie als Nichtwunder zu erkennen, zielten auf die Bekehrung der damaligen Juden. Es gilt alſo das „Judenzende" der chriſtlichen Frühzeit temporär und local als „Particularia" zu betrachten, dieſe Schalen, welche den Kern umhüllten, als unweſentlich zur Religion hiſtoriſch zu verſtehen und beſonders im heidenchriſtlichen Paulinismus die fortſchrittliche Religion des Geiſtes zu umfaſſen. Wir müſſen uns vom Buchſtaben befreien. Schon der Umſtand, daß kein genuiner Text vorliegt, verbietet die Annahme einer wörtlichen Inſpiration. So wird Semler, indem er der göttlichen Inſpiration nur die neuen Begriffe von Gnade und Vergebung ſparſam überläßt, Griesbachs Vorfahr in der Recenſion des orientaliſchen und des occidentaliſchen Textes. Er ſcheidet Gloſſeme aus. Er achtet philologiſch auf den Sprachgebrauch und bricht einer heute unendlich verfeinerten Methode die Bahn. Hatte Luther, als er kühn das „Deuterokanoniſche" in den Hintergrund ſchob, eine Sonde in die apoſtoliſchen Briefe geſenkt, ſo verwarfen Michaelis und Semler den pauliniſchen Urſprung des Hebräerbriefs. Die Kritik erkannte z. B. im Schluß des vierten Evangeliums einen fremden Nachtrag, und ſtellte mit aller Schärfe den Satz auf, daß das Evangelium Johannis und die, von Semler wahrhaft gehaßte, Apokalypſe nicht denſelben Verfaſſer haben könnten. Sie prüfte die Evangelia menſchlich als die Erzeugniſſe gewiſſer Individualitäten aus gewiſſer Zeit. Dem geſchriebenen Wort war das mündliche vorausgegangen, alſo war ein Chriſtenthum vor den Schriften der Apoſtel. Dieſe folgten ihrer Eigenart, beobachteten als Erzähler eine ungenaue epiſche Zeitfolge und hatten beſtimmte Kreiſe im Auge, wie denn manche Stellen der pauliniſchen Briefe nur den jeweiligen Verhältniſſen der

angeredeten Gemeinde galten. Es gab eine größere Zahl von Evangelien, und die erhaltenen stimmen nicht überein. Während Matthäus so vernehmlich „judenzt", um durch Wunder und Figuren seinen Zuhörern gerecht zu werden, setzt Johannes geistigere Leser voraus. Kurz, Parteiungen und Strömungen wirkten in der alten Kirche, deren Glieder nicht unsere vier Evangelia in Händen hielten, geschweige den ganzen allmälig aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengefügten und von der Kirche geheiligten Kanon. Mochte Semler in seiner Kritik der Quellen manchmal unschmiegsam falsche Maßstäbe des achtzehnten Jahrhunderts anlegen, mochte auch er mit der ganzen Aufklärung die Geburt der christlichen Dogmatik aus der Religion Christi äußerlich entwickeln, mochte seine Scheidung der „Sachen" und der zeitlich-örtlichen Formen mancher absichtlichen und mancher unabsichtlichen Unklarheit zu zeihen sein — eine Reihe zukunftsfroher Sätze hat der ernste, schwerfällige Gelehrte, dessen Hermeneutik den Studenten „wirklich ein ganz neues Land in der theologischen Gelehrsamkeit" eroberte und auch für Laien den Zugang nicht ganz verrammeln wollte, als dauernde Errungenschaft aufgepflanzt: Religion und Theologie sind zweierlei; die Dogmen sind allmälig am Baum der Kirche gereift und zur Privatreligion, der Frömmigkeit des Individuums, nicht wesentlich; das Christenthum zeigt deutlich die Stufen seiner Entwicklung; die apostolischen Urkunden sind menschliche Werke mit menschlichen, landschaftlichen, temporären Eigenthümlichkeiten; die Religion Christi wurde mündlich gelehrt, später unter dem Einfluß verschiedener Strömungen, messianisch-jüdischer, allegorisch-essenischer, griechischer, gnostischer, niedergeschrieben; die Bibel enthält vieles was keinen Stempel der Göttlichkeit trägt; sie regt eine Menge Fragen reinhistorischer, dem Gebiete des Glaubens fremder Art an; die Wunder haben ihre Beweiskraft eingebüßt; der Kanon ist der für uns unverbindliche Abschluß jahrhundertelanger Bemühungen in der Kirche; die freie Forschung, nicht die „eiserne Reihe" eines theologischen Systems verbürgt das Heil des Protestantismus.

Die Jenaer und Göttinger traten gegen diese Kritik und ihre unausbleiblichen Consequenzen ins Gewehr, orthodoxe Pastoren nahmen den Mund voll gegen diesen Wolf im Schafstall, carikirten Semlers sachtes Vorgehen als einen Handstreich des Naturalismus und schrieen

nach der Polizei. Leſſing aber dachte den Hallenſer mit ſeinem Wolfenbütteler Ungenannten zu übertrumpfen: „Eine noch freiere Unterſuchung des Kanons Alten und Neuen Teſtaments" wollte er, eben da Semler ſeine „freie Unterſuchung" beſchloß, mit einer Vorrede zu Berlin drucken laſſen (an Karl, 11. November 1774), um die Gährung zu befördern. Es blieb aber bei dem Gedanken, und Leſſing verſchwand für drei Jahre vom theologiſchen Schauplatze. Die furchtbare Unruhe ſeiner Werbe- und Wartezeit und die Reiſe in den Süden ſchob alle Arbeit, die einen freien Kopf forderte, zurück. Erſt als er gewiß iſt, Eva bald die Seine zu nennen und an ihrer Seite aufzuleben, greift er, und diesmal reichlicher und tiefer, in den Vorrath der Fragmente. Im Juli 1776 ſind die an die Reimarer geſandten Aushängebogen des vierten „Beitrags" eilige Vorboten ſeiner eigenen Hamburger Reiſe: „was geſchehen ſoll, muß bald geſchehen oder niemals; was hilft es, wenn der Pfeil erſt dann abprallt, wenn das Ziel verrückt iſt?" Die Theologen, die ſich inzwiſchen ein wenig über Semlers Schüſſe beruhigt hatten, ſollten in Athem gehalten werden. Eliſe, die noch jüngſt, als Abt Chapuzeau in Hannover um die Schutzſchrift des Vaters bat, die Misachtung der Leſſingſchen Bibliotheksſchätze als bloßer Antiquitäten beklagte, ſprach freudig ihren Segen: ſo möge es denn darauf losgehn, bis das Ziel ſo durchlöchert und verrückt ſei, daß es gar kein Ziel mehr abgeben könne! Im Januar 1777 trat das vierte Stück der „Beiträge" ans Licht:

„Es iſt ganz theologiſch, und ich bin begierig, zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit meiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedner ſein werden." Und doch war die „dreifteſte und ſtärkſte" Ladung noch unverſchoſſen.

So erſchienen die fünf Fragmente: „Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln", der grimmigſte Proteſt gegen die Orthodoxie, „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten" und „Daß die Bücher Alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren", zwei Todesurtheile gegen die chriſtliche Weltreligion und ihre göttliche Vorausſetzung im alten Bunde, dazwiſchen die zerſetzende Kritik des „Durchganges der Israeliten durchs rothe Meer", am Schluſſe jene feindſeligen Bedenken „Über die Auferſtehungsgeſchichte".

„Und nun genug dieser Fragmente!" ruft Lessing im Eingang der von ihm beigefügten Gegensätze, die den durch den Ungenannten ausgebreiteten panischen Schrecken sogleich ein wenig dämpfen wollen. Niederschlagen, so tröstet der Herausgeber, könnten sie vielleicht den gelehrten Theologen, der für seine Stützen und Strebepfeiler, seine Hypothesen und Beweise fürchte, nicht aber den Christen, der sein Christenthum beseligt fühle. Und in einem Bilde faßt Lessing hier unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges die Religion als ein im Innersten scrupellos Empfundenes. Dies Gefühl versteht er und tastet es nicht an, wie wenig sein eigenes Herz von den Strahlen des frommen Glaubens vibrirte: „Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin oder ob keiner von beiden Recht hat." Was Semler so weitläufig und mühsam auseinandergesetzt hatte, nimmt Lessing in knappen, jedem Leser mundgerechten Formeln zum Grundtext aller künftigen Kampf- und Friedenspredigten: der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion; folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion; denn die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört und ist in diesem Mehrern nicht gleich unfehlbar; auch war Religion vor der Bibel, Christenthum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel; auf diesen Schriften, die spät zum großen Kanon anwuchsen, kann also die ganze Wahrheit der Religion nicht beruhen; sondern die Religion, welche von Evangelisten und Aposteln gelehrt wurde, weil sie wahr ist, nicht aber wahr ist, weil sie gelehrt wurde, könnte nach Verlust jedes Buchstabens bestehen, wie sie vor dem Buchstaben bestand durch ihre innere Wahrheit, die ihr, wenn sie keine hat, alle schriftlichen Überlieferungen nicht geben können. Nach diesem inhaltschweren Vorspruch tritt Lessing in die Mitte der Bestreiter und Vertheidiger, um nach beiden Seiten vor der bloßen Verzerrung des Widerparts zu warnen, mit einer durchaus dem Kampf entlehnten Bilderkette das noch nicht erschienene Ideal eines Gesammtangriffs und einer Gesammtdefensive dem Streit um einzelne Bastionen entgegenzuhalten und den Anfang des großen neuen Turniers abzuwarten. Was er selbst, nur scheinbar dem christlichen Apologeten vorarbeitend, an Fragezeichen und Widerlegungen auf den Rand der Fragmente

ſchrieb, die „Maulkörbe", die er ihnen nach Claudius' witziger Bezeichnung anlegte, das war keineswegs bloß eine raffinirte, larventragende, ſophiſtiſche Politik, wie der gerade Sinn Eliſens manchmal wähnte, obgleich den theologiſchen Schriften Leſſings die „Feinheit" und die Halbmaske nicht fehlt. Der Wunſch der Reimariſchen Gemeinde, ihr Freund möge ſich damit begnügen einfach den ganzen Brocken hinzuwerfen, verkannte den nothwendigen inneren Drang ungeſäumter eigener Stellungnahme. Auch Leſſing ſchwor zu dem ethiſchen Ideal des Ungenannten, auch Leſſing war des poſitiven Glaubens bar. Er verwarf die Offenbarung des bibliſchen Wortes und die Anſprüche des Chriſtenthums auf alles Heil in der weiten Welt. Er ſah im Durchzug durchs rothe Meer eine wunderbar ausgeſchmückte Sage, in den Auferſtehungsberichten eine Reihe unvereinbarer Widerſprüche, und es konnte ſeine geiſtige Gymnaſtik wol einmal vergnügen, ſehr reimariſch „Meines Arabers Beweis, daß nicht die Juden, ſondern die Araber die wahren Nachkommen Abrahams ſind" vorzurechnen. Auch er ſchied überall, am klarſten in einem nachgelaſſenen Fragment, die „Religion Chriſti", des erhabenen Menſchen, und die Chriſtum vergöttlichende „chriſtliche Religion", die weit ungewiſſer als die erſtere in den Evangelien enthalten ſei. Aber nichts lag ihm ferner als ſich mit den Zielen und Wegen des Fragmentiſten einverſtanden zu erklären oder durch Stillſchweigen einen ſolchen Verdacht zu nähren. Alſo, um mit einer Einzelheit anzuheben, Leſſing vergeiſtigt das moſaiſche Märchen vom Sündenfall zu der Erfahrung des Sündigenmüſſens, oder er ertheilt dem Orthodoxen den Rath, das Wunder jenes Durchzugs, wenn der Bericht wirklich einer, auch von Leſſing, wie von Michaelis und vielen andern vorher und nachher verſuchten, natürlichen Erklärung ſpotten ſollte, allen Scrupeln gegenüber eben für ein Wunder zu erklären, weil er über die Macht des Beweiſes anders denkt als Reimarus. Wiederum lehnt er die neue Mode des Glaubens als bekräftigter Vernunft, der Vernunft als raiſonnirenden Glaubens ab und antwortet auf Reimarus' allgemeine Kritik der Offenbarung mit Reflexionen über die Vernunft, die ſich gefangen gebend ein Bekenntnis ihrer Grenzen ablege, auf ſeine pädagogiſchen Beſchwerden erſtens mit dem Satze, daß die geoffenbarte Religion die vernünftige in ſich ſchließe, und weiter mit denſelben Gedanken über den ſchwierigen pädagogiſchen

Übergang von Vernunftwahrheiten zu geoffenbarten, die einst seine Litteraturbriefe dem Schüler des Reimarus, Basedow, schroffer zu Gemüthe geführt hatten. Dem zweiten und vierten Fragment aber erwidert Lessing, nachdem er den Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sei, in seiner Strenge anerkannt hat, dahin: mag eine solche Offenbarung unmöglich sein — sollte Gott deshalb gar keine ertheilt haben? Nein, die höchste Weisheit und Güte wählte den kürzesten Weg, um die meisten Menschen zum Genusse der Offenbarung zu befähigen. Und wirklich habe das jüdische, „unendlich mehr verachtete als verächtliche", Volk wie kein anderes in der Geschichte mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert. Er hält dem Ungenannten den gefährlichen Mangel einer Unterscheidung zwischen Offenbarung und Offenbarungsbüchern, Christenthum und christlichem System, Unkenntnis der Offenbarung und Ausschluß von der Seligkeit, mühsamer Erforschung und herzlicher Annahme beredt vor und giebt der ganzen Frage eine andere, unendlich tiefere, positive Wendung, indem er, von den Reimarischen Beschwerden über den Mangel des Unsterblichkeitsglaubens im alten Testament aus, einen Blick wirft in das, was er exoterisch mit den Theologen die Ökonomie des Heils nennt: Gottes Offenbarung ist eine weise, von Stufe zu Stufe hinanführende Pädagogik. Aus seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes" theilt Lessing hier, ohne sich als Urheber zu bekennen, die Folge der ersten dreiundfünfzig Paragraphen mit, einen entwickelnden Überblick über den unteren Cursus der Offenbarung oder Erziehung im alten Bund, in der Kindheit der Menschen, bis Christus erschien und eine neue Weltära eröffnete. Hier bricht Lessing ab. Er hat einen genügenden Vorschmack seiner eigenen, von des Reimarus Rechnungen und mörderischen Raisonnements unabhängigen Religionsphilosophie gegeben, und in der sicheren Ahnung, auf welches Ziel die herausgeforderte Apologetik zunächst rennen werde, scheidet er mit knappen, unübertrefflich klaren Sätzen zur Fragstellung über die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte: kein einziger Evangelist war bei allen Erscheinungen gegenwärtig; man trenne Widersprüche unter den Zeugen und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Zeugenaussagen; es ist nach aller Erfahrung nur scheinbarer Widerspruch, wenn Zeugen in mehreren Berichten über dieselbe Sache sich selbst und

einander widersprechen; wir wissen auch gar nicht, ob unter den ersten Zeugen wahre Widersprüche vorhanden waren, aber der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage der Zeugen abhing, ist gewonnen, denn das Christenthum hat über Juden und Heiden gesiegt, und es wäre ungereimt den Proceß heute nach den unvollständigen und widersprechenden Geschichtsnachrichten von jenen, durch den Erfolg beglaubigten, Zeugnissen zu revidiren. Nun jedoch kehrt Lessing den Spieß gegen die Götzendiener des Buchstabens und behauptet, mit einer sehr unorthodoxen Wendung über die Wirksamkeit des heiligen Geistes, daß nicht die Zeugen, aber allerdings die Geschichtschreiber einander widersprechen und daß ohne ein fortdauerndes Wunder solche Ausartungen einer jahrzehntelangen mündlichen Erzählung unvermeidlich waren. Wer dies Wunder durchaus schaffen will, der muß alle Widersprüche begleichen, nicht nach dem ungenügenden Verfahren der bisherigen Harmonien, nicht mit den abgenützten Waffen der englischen Apologeten, aus deren Schaar Lessing drei Typen herausgreift. Wer die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, „versuche es nun und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle! Denn diesem und jenem nur etwas Wahrscheinliches entgegensetzen und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt, keinen beantworten."

Dies Mal drangen die Theologen von allen Seiten herbei, um den Handschuh aufzunehmen. Vielstimmiger Widerhall antwortete; aber, wie es zu gehen pflegt, die Berufensten und darum in den weit aufgethanen Schranken des Fragmentenstreites Willkommensten prüften gemächlicher, von der Bedeutung dieses Waffenganges durchdrungen, den Gegner und ihre eigene Rüstung, während kleinere Leute rasch entbrannten und mit hastig aufgerafften Wehr herbeiliefen, um den ungenannten Feind des Christenthums zu strecken. Das Beispiel des Ersten rief den Zweiten und Dritten, dann regnete es Artikel, Broschüren, Bücher, so daß Massenrevuen wie die lahmen Berichte des Berliner Predigers Lüdke in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" einen Ernteseegen, der seit Tindal's Tagen unerhört war, nicht bergen konnten und der Geschichtschreiber, schon wegen der Überzahl dieser rührigen Federn, gern der Regel folgt, nicht alle gemeinen Soldaten, die am Feldzuge theilgenommen, herzuzählen, sondern sich wesentlich

auf die Namen zu beschränken, die durch seinen Helden der Nachwelt übermittelt oder mit hervorragenden Leistungen verknüpft sind.

Wer wüßte ohne Lessing ein Sterbenswörtchen von dem Hannöverschen Lyceumsdirector Johann Daniel Schumann, der im September 1777 ein Heft „Über die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion" abschloß? Wolmeinend und brav, breit und seicht, ohne gelehrtes Rüstzeug, stellt er sich trotz Lessings Gegensätzen auf den Standpunkt, das Christenthum müsse in allen Dingen, auch für die Laien, demonstrirt werden. Er „beweist" also und glaubt felsenfest an die durchschlagende Kraft seiner „Beweise". Ihm sind die geschriebenen Nachrichten der Jünger die einzige Quelle der christlichen Religion, Lehre und Nachricht eins, die Bibelworte ein Gefüge, aus welchem nicht Ein Stein gezogen werden darf, ohne daß alles dahinsinkt. Er kann nicht mit gewissen englischen Apologeten und Herrn Lessing die Schwierigkeiten durch Unterscheidung zwischen Offenbarung und Geschichte der Offenbarung lösen, denn das Evangelium muß seinen übernatürlichen Beistand behalten, sonst büßt die Lehre Jesu ihre Zuverlässigkeit ein. Also Beweise her! Den Kanon hat ja Lardner gerettet; aber Schumann sieht wol, daß die bloßen Anleihen bei den Vorgängern nicht ziehen, seit die Gegner soviel gescheiter geworden sind. Er beschimpft den Ungenannten, einen „Mann von Kenntnissen", nirgends und erklärt, mit einer achtungsvollen Verbeugung vor Lessing, gegen Ende: „Ich hielt es um so viel nöthiger, mich aller bloß beredenden, nicht ganz überzeugenden, Gründe zu enthalten, nachdem wir in diesem Jahr einen Gegner bekommen haben, der sich nicht bei Nebendingen aufhält, nicht auf Voltärisch lacht und witzelt, sondern die Hauptstützen angreift. In der That ist seine Schrift nicht nur wegen des gelehrten Tons und der allenthalben durchscheinenden Wahrheitsliebe, sondern auch wegen des großen Gewichts, welches der in seinen Verdiensten glänzende allgemein verehrte Herausgeber in den Zusätzen darauf legt, der bedeutendste Anfall, der unsere Religion je getroffen hat." Das zweite Fragment des „Beitrags", über die seit Rousseau (im Vicaire Savoyard nämlich) noch nie so abschreckend dargestellten Schwierigkeiten einer allgemeinen Offenbarung, beschäftigt ihn vornehmlich. Von den Rechenexempeln des Ungenannten wird abgesehen; sie hätten ungedruckt bleiben sollen.

Gegen die Vorstellung politisch intriguirender und trügender Apostel werden vernünftige Einwürfe beigebracht. Die Hauptwaffe aber liefert die *ἀπόδειξις πνεύματος καὶ δυνάμεως*, der „Beweis des Geistes und der Kraft", den Origenes einst aus Paulus (1. Kor. 2, 4) geschöpft hatte: der Geist wirkt in den Weissagungen des alten Bundes, die so klar und deutlich sind, daß sie jeden überzeugen müssen; die Kraft in den Wundern, die Christi Lehre bestätigen und auch von den Ketzern der ersten Jahrhunderte geglaubt wurden; aus den erfüllten Weissagungen und den erhärteten Wundern, welche beide nur von Gott kommen können und dem Christenthum den Sieg über jede andere Religion sichern, ist die unmittelbare göttliche Offenbarung unfehlbar zu erschließen. Ein Beweis, den Origenes und Irenäus noch durch fortdauernde christliche Wunder ihrer Zeit befestigen wollten, den aber auch neuere Theologen von Huet bis Michaelis trotz manchen Einwänden ins Feld führten, während etwa Damm sagte, mit Wundern sei für die damaligen Juden geläutet worden, Semler ganz ähnlich unsere Erkenntnis durch „erzählte miracula" nicht gefördert sah und der spätere Rationalismus sie weginterpretirte. So schämt sich Schumann der Verlegenheit, in die ihn anfangs das „gefährlichste" dritte Fragment und des Herausgebers „unglaublich wundervoller Ausweg" gebracht hatten, und fordert getrost das Erscheinen der übrigen Fragmente, die im Dunkel nur größere Verwirrung stiften würden, mit dem beliebten Wunsch, dergleichen Aufsätze möchten aus billiger Nachsicht für die Schwachen in fremder Sprache bekannt gemacht werden.

Anonym erließ Lessing zwei Antworten: „Über den Beweis des Geistes und der Kraft" nebst den friedlichen Blättern „Das Testament Johannis". Längst hatte er den kirchenväterlichen Vertheidigungen des Christenthums gegen heidnische Angriffe die Beweiskraft für die Gegenwart aberkannt und auch öffentlich schonungslos die neuesten Fortschritte in der Religionserkenntnis aufgedeckt, wodurch die einstigen Aufforderungen zu einer ernsten Prüfung des Christenthums in ausgefeilte und zugespitzte unumstößliche Argumente in einander gekettet waren, daß nur muthwillige Blindheit und vorsätzlichste Bosheit sich nicht überführt bekennen konnte. Jetzt bezwang ihn die „Evidenz" des aus dem Origenes erneuerten Beweises mit Nichten. Nachdem er in einer halbironischen Zuschrift voran seinen Hunger nach Überzeugung

ausgesprochen hat, widmet er den Bogen einer durchlaufenden Antithese zwischen der historischen Überlieferung und der eigentlichen Erfahrung, wie sie so präcis und unbesiegbar noch keinem englischen Prüfer der evidence entfernt gelungen, aber doch namentlich von Butler (1736), allerdings mit einem versöhnenden Rückblick auf die durch achtzehn christliche Jahrhunderte erfüllten Weissagungen, vorbereitet war. Der Beweis des Geistes und der Kraft habe jetzt weder Geist noch Kraft mehr: denn ein anderes sind erfüllte Weissagungen und mit eigenen Augen gesehene und geprüfte Wunder, ein anderes solche, von denen ich nur historisch durch ein Medium weiß, daß andere sie wollen erlebt, gesehn, geprüft haben. Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden. Von diesem Hauptsatz, den wolfeile Hinweise auf dies oder jenes Beispiel absoluter historischer Gewißheit, aber auch Kants tiefere Gegensätze nicht umstoßen können, gelangt Lessing zu sehr kühnen Folgerungen: kann ich historisch nichts dagegen einwenden, daß Christus einen Todten erweckte — muß ich deshalb glauben, Gott habe einen Sohn, der mit ihm gleichen Wesens sei? Oder kann ich historisch die Auferstehung Christi nicht bestreiten — ist damit die Gottheit des Auferstandenen bewiesen? Lessing war ein zu guter Logiker, um nicht solche Sprünge aus historischen Wahrheiten in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten als *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, nach dem aristotelischen Ausdruck, entschieden abzulehnen. Und will ihm sein Gegner über den „garstigen breiten Graben" hinüberhelfen, indem er mahnt: derselbe Christus, dessen Auferstehung du historisch gelten lassen mußt, sagt, er sei Gottes Sohn — so wird er folgerichtig antworten: daß Christus das gesagt hat, ist auch nur historisch gewiß; nein, betheuert der andere: inspirirte unfehlbare Schriftsteller zeugen dafür — daß sie inspirirt waren, ist auch nur historisch gewiß. Diesen der orthodoxen Beweisführung tödtlichen Streitsätzen nimmt Lessing durch seinen alten Schluß die Spitze für den Christen: der weiß, daß einst durch Weissagungen und Wunder die Menge aufmerksam gemacht wurde, aber er hält sich an die reifen Früchte der alten Saat. Nicht verneinend, sondern versöhnend scheidet Lessing: „Möchte doch alle, welche das Evangelium

Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freilich apokryphiſch, dieſes Teſtament, aber darum nicht weniger göttlich.“ In allen Kirchen am augenfälligſten Orte möchte er das Teſtament Johannis mit goldenen Buchſtaben verzeichnet ſehen, ſagt Leſſing in dem kleinen innigen Dialog, der aus Hieronymus und Auguſtin die ſanfteſte Botſchaft lieſt und als Seele des Chriſtenthums die Liebe predigt. Das lateiniſche Motto vergegenwärtigt den Lieblingsjünger, „der am Buſen des Herrn ruhte und das Bächlein der Lehren aus dem reinſten Born ſchöpfte“, das Geſpräch ſelbſt den Greis zu Epheſus, der nur noch ein Gebet ſprechen kann „Kindlein, liebet einander“, dies aber, als ſeine Hörer endlich nicht immer das Gleiche vernehmen wollen, für gottbefohlenes Genügen erklärt. Nie iſt Leſſings Rede ſo gelind erklungen wie hier, wo er die chriſtliche Liebe über die chriſtlichen Glaubenslehren emporhebt und den rührendſten Glanz der Verklärung über das kindliche Vermächtnis des alten ſchwachen Johannes ergießt. Nur Ein ironiſcher Ton darf ſich leis hervorwagen, um dem aus tiefſter Seele geſprochenen Wort „göttlich“, das Klopſtocks Zeitalter durch Hyperbeln an die Schöne verſchwendet und abgenutzt hatte, ſeine ernſte Weihe zu retten. Und trotz allem Kampfe blieb Leſſings Seele der Caritas ergeben; ihr ſollte der volle reine Ausklang nach ſo vielen Diſſonanzen gehören.

Schade, daß Schumann den johanneiſchen Gruß der Liebe zwar mit Höflichkeiten für den Geiſt und Freiſinn, die Eleganz und Würde des Anonymus heimzahlt, aber ſeine im December 1777 verfaßte „Antwort auf das aus Braunſchweig an ihn gerichtete Schreiben über den Beweis des Geiſtes und der Kraft“ recht untriftig mit kleinen Nachträgen zu der Origenesſtelle und armſeligen Abweiſen der unverſtandenen Werthſchätzung von Geſchichtswahrheiten anfüllt. Jetzt überhebt er ſich, ſieht die „ſtrengſte Vernunft“ auf ſeiner Seite gegen das „Pamphlet“, ſpricht von nöthigeren Pflichten, die ihm den Abbruch dieſes Briefwechſels gebieten, und gedenkt, mit einer Wendung falſcher Beſcheidenheit, anderen das letzte Wort zu überlaſſen. Leſſing fand die Antwort unter aller Erwartung ſchlecht, wollte aber doch den offenbar harmloſen Mann ſchonen und lieber nichts erwidern, als ihn lächerlich machen. Seine Replik, die freilich Schumanns unglücklichen Satz, er habe ja den Spruch bloß als unſchuldiges Pförtchen benutzt um mit

einiger Manier auf die Laufbahn zu treten, nicht ohne einigen Spott durchschlüpfen läßt, ist leider nur eines der vielen Bruchstücke von dem Scherbenberge geblieben: sie sollte den „Beweis" bei Paulus und bei Origenes noch klarer stellen und dem zuversichtlichen Erben vollends aus der Hand winden.

Mittlerweile wetzten andere Strenggläubige ihren Degen. Da sandte der Wolfenbütteler Superintendent Johann Heinrich Reß anonym seine mit allen Gebresten verkleisternder Harmonistik behafteten Gespräche „Die Auferstehungsgeschichte Jesu Christi" aus einem Haus ins andere hinüber, lendenlahme Dialoge jener kläglichen Art, wo ein schwachköpfiger und mattherziger A die Irrlehre vertritt und ein wackerer B ihn so überwältigend ins Gebet nimmt, daß der Herr A nach ein paar Tagen in allen Punkten klein beigiebt und sehr befestiget dankbar abgeht. Reß führt seine Sache bescheiden als ein unberühmter Mann, mit pastoralem Bedauern, selten mit heftiger Rede gegen den fälschenden Schwätzer der Fragmente, und ohne Lessing auch nur zu nennen. Sein Stil ist kraus, seine Logik macht sonderbare Sprünge. Da die Evangelien keine Protokolle in re praesenti, sondern unter Gottes Einfluß niedergeschriebene, je nach der Absicht der Verfasser verschiedene, spätere Erzählungen seien, so „folge hieraus", daß unter ihnen kein Widerspruch bestehen könne und der Ausleger nur den einen Bericht aus dem anderen zu ergänzen habe.

Lessing verspürte keine Lust den A in solchen Dialogen zu machen und auch der neuesten frommen Entdeckung, daß der Auferstandene die vierzig Tage bis zur Himmelfahrt ununterbrochen mit seinen Jüngern verlebt habe, Beifall zu nicken. Seine eigenen Hypothesen über die Entstehung des neutestamentlichen Kanons, deren erste Ausarbeitung in den November 1777 fällt, wollte er zur Vertiefung, Verschärfung und Verallgemeinerung der Disputationen aufpflanzen, mit dem Nachbar aber spielte er eine theologische Komödie in der „Duplik" und parirte die „unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien" nochmals im ersten und elften Anti-Goeze. Die glimpfliche Geduld, die Schumann erfahren, wird dem geistes- und sprachverwandten Reß nicht mehr zu Theil, und wer von seinem schleichenden Dialog zu Lessings fliegenden Dialogpartien kommt, muß sich fragen: warum diese Hitze und dieser Hohn? Gewiß pflegt andauernder Streit einem temperamentvollen

Mann das Blut in raſchere Wallung zu treiben und die Rede gegen den Zweiten über die Rede gegen den Erſten hinaufzuſchrauben; gewiß hatte Reß der gewichtigen Warnung am Schluſſe der Leſſingſchen Zuſätze gar nicht geachtet und ohne jeden neuen Gedanken ins Gelag hinein geredet; aber das war es nicht allein und nicht vornehmlich, was in Leſſing einen ſolchen Strom von Galle entfeſſelte. Die theologiſchen Händel brachen aus, als das Ehepaar ein Pfand ſeines Glückes ſehnſüchtig erwartete. Dann kam die furchtbare doppelte Kataſtrophe! Mitten in den Nachrichten vom Krankenbett und von der Bahre geben die Briefe Kunde von erfolgten Angriffen, geplanter Abwehr. „Mag er alsdann immer ein bischen bitter ſein", ſchrieb im Verlaufe dieſer Händel die einſichtige, treue Eliſe, die aus all den heftigen Worten Leſſings Klage um die verlorene häusliche Seligkeit heraushörte. So iſt „das haut-comique" der dramatiſchen Polemik, von dem Leſſing ſagt, es mache ihm die andern theatraliſchen Arbeiten ſo ſchal und wäſſerig, mit einer Lebenstragödie verflochten, und der gute Reß wurde das erſte Opfer dieſes erbarmungsloſen Zorns. Die „Duplik" iſt vor Evas Entbindung begonnen, nach ihrem Tode beendet worden. Sie ſetzt mit einer launigen Begrüßung des ſchwachen, abgelebten Neſtor ein, der ſich an Statt jüngerer und ſtärkerer Griechen dem ausfordernden Hektor ſtellen will, und führt zum Motto den Spruch, hier werde mehr geſtritten als etwas durch die Rede gewonnen; ſie bricht mit dem Verſprechen ab, nie wieder wolle Leſſing es ſich auch nur vornehmen, bei gewiſſen Dingen kalt und gleichgiltig zu bleiben. Erſchüttert meint man die Stelle, ja das Wort zu treffen, wo Leſſing nach der Heimkehr ins verödete Zimmer fortgefahren iſt. „Ich fühle es ſehr wol, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich dieſe Duplik ende, als da ich ſie anfing. Ich fing ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgiltig zu ſagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſein, daß ich Vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines eigenen Halſes zu ſprechen."

„Duplik", nicht Replik, ſagt der Titel, denn Leſſing erklärt jene ſeine Zuſätze für eine Vertheidigung der angeklagten Evangeliſten, Reß' falſche Harmonie für eine die Evangeliſten nur auf andere Weiſe als

der ungenannte Ankläger schädigende Replik — „Also Duplik!" Diese Duplik baut sich in meisterlicher Gliederung auf: eine kurze, mit Lessings Namen unterzeichnete Zuschrift, dann die dreifache Einleitung, der Hauptheil mit einem Einschnitt zwischen den beiden Hälften der zehn, Stück für Stück durchgenommenen Widersprüche, und der vom zehnten Widerspruch zum Eingang zurückdringende Epilog als ein „unwillkürlicher Ausbruch meiner innigsten Empfindung". Eine neue Bilderfülle beleuchtet das Ganze. Eine polemische Figur nach der andern wird aufgeboten, und wo bleibt der träge Trott des Reßschen Dialogs gegen diese machtvollen Reden, diese sprühende Unterhaltung mit dem Leser, diese unerbittlichen Verhöre der Evangelisten und ihres übel berathenen Vertheidigers, diese grausamen Farcen, die Lessing mit dem immer wieder einnickenden Nachbar aufführt! Zwischen biblischen, patristischen, moderntheologischen Citaten stehen Scherze aus Molière, Verse aus dem „Messias". Hier ein derbes, ja ein lästerliches Wort, da ein poesievolles Gleichnis; hier eine polemische Parade des Fechtmeisters, da ein tiefes Bekenntnis, das sich der ganzen Nation eingeprägt hat und auch dem theilnehmenden Ausländer im Ohre tönt, sobald er sich Lessings erinnert. Auf den ersten Seiten, wo er der Person des Ungenannten die Gerechtigkeit zollt, die seine Sache darum noch nicht habe, und den Mann, der aus Überzeugung und guter Absicht scharfsinnig und bescheiden die Unwahrheit durchzusetzen suche, dem Manne, der die beste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung des Gegners alltäglich vertheidige, unendlich vorzieht, wo er schlechterdings nicht zugeben will, daß jemals ein Mensch wissentlich und vorsätzlich sich selbst verblendet habe, sagt er die goldensten Worte über den ewig strebenden und im rastlosen Suchen, nicht im ruhigen Halten beseligten Dienst der Wahrheit:

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit

dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater, gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!"

Die Orthodoxie aber, blind für den Tiefsinn der Parabel, nahm es wörtlich, daß Lessing die Wahrheit aus der göttlichen Rechten verschmähte, und bejammerte seine Verstocktheit, die allerdings für ihre harmonistischen Kunststücke so unempfänglich war. Lessing will von seinem Nachbar nicht schonungsvoll aus dem Spiele gelassen sein und interpretirt ihm die Zusätze. Verschiedene Geschichtschreiber derselben Ereignisse bleiben glaubwürdig auch ohne unsere harmonischen Paraphrasen ihrer Widersprüche; wer einen Livius frank behandelt, aber die Evangelisten um jede Silbe auf die Folter spannt, verficht nicht die Auferstehung, sondern die Theopneustie, nicht das Evangelium, sondern die Dogmatik. Lessing schickt den Orthodoxisten mit seiner Annahme eines heiligen Geistes, der „anscheinende Widersprüche" der Evangelienschreiber zulasse, heim und erklärt von neuem, unter stillschweigender Replik auch für Schumann, seinen Standpunkt: die Auferstehung hängt nicht bloß von jenen Aussagen ab; die Güte eines Hausfundamentes wird durch den sicheren Bestand, nicht durch Aufwühlen des Grundes erwiesen; die Religion ist da, und das fortdauernde Wunder der Religion selbst bestätigt die Überzeugungskraft der begründenden Wunder Jesu und seiner Jünger für die Zeit des ersten Christenthums; die historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion gehören in den Winkel des Zeughauses zurück. So hat Lessing freie Hand gegenüber den Widersprüchen der Evangelisten und mit mehr als Reimarischem Scharfsinn zerpflückt er des Nachbars harmonistischen Kranz Blatt für Blatt. Es thut nichts zur Sache, daß wol jemand in diesen peinlich genauen Vernichtungsurtheilen über die vertuschende, da verdoppelnde, dort zwängende, jetzt den Matthäus, darauf den Marcus mishandelnde Harmonistik doch noch ein geringes sachliches Misverständnis oder eine anfechtbare Interpretation (ὀψὲ σαββάτου) aufstechen konnte. Noch weniger dürfen die Klagen über manchen höhnischen Ausdruck, der Lessingen über Dinge und Menschen der Evangelienharmonie, nicht der Evangelien, entfahren war, seinen Triumph einschränken, welcher, ohne die

Folgerungen des Ungenannten und ohne Rettung all seiner „Widersprüche", die Manoeuvres der Orthodoxisten als „engbrüstig, lahm, schielend, Thersitisch" dem Untergang preisgab.

Als Michaelis nach langem Bedenken 1783 seine „Erklärung der Begräbnis- und Auferstehungsgeschichte Christi nach den vier Evangelisten" vorlegte, wußte er sich die „wissentliche Chicane" und die „grobe Unwissenheit" des Fragmentisten, die wol zum Wertheimer passe, mit der anerkannten Gelehrsamkeit des Mannes, den die Welt hinter dem Ungenannten erblickte, schlechterdings nicht zu reimen. Er hält ihm eine langwierige und ungnädige Lection; mit Lessings Gesichtspunkten aber verträgt sich der berühmte Kritiker fast durchweg, nicht gesonnen den „seligen Lessing" für seine Beurtheilung der menschlichen Evangelien unter die Ungläubigen zu verstoßen, sondern gleich ihm davon durchdrungen, die Lehre von der Inspiration sei unhaltbar. Er wendete auch nichts dagegen ein, daß Lessings antiorthodoxe Polemik die Überzeugung, der christlichen Religion geschehe durch den Fall der göttlichen Bibeloffenbarung kein Schade, einmal mit einem großen Citat aus der Michaelisschen „Einleitung" verschanzt hatte. Er verstand, daß und warum Lessing „den Harmonien nicht recht gut war", und soviel Entgegenkommen in allen Fragen der historischen Kritik macht den Einwand unerheblich: Lessings Gebot, der Vertheidiger müsse allen und jeden Widerspruch befriedigend lösen, sei zu straff gespannt. Aber Michaelis kam, nicht ohne Absicht, zu spät. Unberufenere, auch Ritter von der traurigen Gestalt, haben bei Lessings Lebzeiten zuerst das Wort ergriffen.

Seine Mahnung, es genüge nicht die Fragmente in die eine und die Bibel in die andre Hand zu nehmen, um kurzweg jene aus dieser abzutödten, und die ganze zermalmende Wucht der „Duplik" schreckte dennoch fromme und ehrgeizige Herren nicht ab, an dem Ungenannten zum Meister zu werden. In keiner Litteratur ist das Sprichwort vom aufgewärmten Kohl triftiger als in dieser. Dem einen Braunschweigischen Superintendenten folgte 1778 ein zweiter, der Hauptpastor J. Lüderwald zu Vorsfelde und bewies, ebenfalls Lessing völlig ignorirend, „Die Wahrheit und Gewißheit der Auferstehung Jesu Christi", indem er das Fragment stückweis einrückte und widerlegte. Er harmonisirt behutsamer und etwas kritischer als Reß und läßt den

heiligen Geist aus dem Spiele. Er stellt die Übereinstimmung in allen Hauptsachen dar, um die Verschiedenheiten theils zu heben, theils für unbedeutend zu erklären, und faßt seine Meinung endlich in einem pedantischen Gleichnis zusammen: „Dies tetrachordon läßet sich so gut in Einstimmung bringen, als eine vierstimmige Instrumental-Musik, worin bisweilen dissonantien und hart klingende halbe Töne sich finden, worin das eine Instrument bisweilen ein oder etliche Tacte, ja wol gar ein ganzes Stück mehr spielet, die andern, oder ein Paar aber pausiren, oder wenn diese wieder pausiren, die andern mehr spielen, im Ganzen aber und nach den Regeln der völligen Composition doch sehr wol und zum Vergnügen der Zuhörer concertiren und einstimmen." Ihm, den er einst in der Vossischen Zeitung flüchtig recensirt hatte, antwortete Lessing nicht. Über die Geschichte der Auferstehung brauchte er kein weiteres Votum abzugeben.

Nicht bloß dem Fragment über die Auferstehung, sondern der ganzen Reihe, und nicht bloß dem Ungenannten, sondern auch dem Herausgeber und seiner Duplik meinte 1778 G. C. Silberschlag, Lutherischer Pastor in Berlin, im „Antibarbarus oder Vertheidigung des christlichen Verfahrens des evangelischen Lehramtes im Religionsunterrichte gegen und wider die Einwürfe neuerer Zeiten. Erster Theil" die Spitze bieten zu können. Was diesem trivialen und langweiligen Buch an Kenntnissen und Gründen abgeht, macht es an manchen Stellen durch Schmähungen wett. Aus den Wolfenbütteler Schätzen habe man ganz anderes erwarten dürfen, und es sei erstaunlich, daß Herr Hofrath Lessing sich mit der Veröffentlichung des elendesten aller antichristlichen Werke bemüht habe, da doch des Fragmentisten Wissen und Sitte, Denken und Methode von der schlimmsten „Barbarei" zeuge. — „Barbaren haben die Philosophie erfunden. Von Barbaren schreibt sich die wahre Religion her. Wer sollte nicht gern ein Barbar heißen?" beginnt Lessing einen offenen Brief an Silberschlag, und in jedem Satze wirft er ihm das Trotzwort „Barbar" erst im griechischen, darauf im Silberschlagschen Sinn ins Gesicht. Dann schiebt er das Blatt wie so manches andere bei Seite, dahin wo auch der Entwurf gegen des Herrn Mascho „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion" oder vielmehr gegen die „Vertheidigung der geoffenbarten christlichen Religion des Herrn Mascho" liegen blieb.

Der Vorsatz, einen jeden Kritiker des Ungenannten zur Rede zu stellen, erschien unausführbar, und der Rector emeritus von Ruppin, zur Zeit Kinderlehrer in Hamburg, war ein nichtssagender Schreier und Hetzer, der den Fragmentisten theils wie einen Schuljungen abkanzelte, theils als „jüdisch grollichten Naturalisten", als einen von jüdischem Zaubertrank berauschten Kostgänger jüdischer Giftbuden mit pöbelhaften Faustschlägen zudeckte, und wiederum diese aus den Fingern gesogenen antisemitischen Liebenswürdigkeiten dadurch selbst erstickte, daß er in der Knappenrolle dem erzorthodoxen Vorkämpfer mit allerlei Gemunkel über den wahren Urheber der Fragmente zur Seite ging. Es genügte den entworfenen Anti-Maschо im elften Anti-Goeze zu verwerthen. Doch diese leeren Salbadereien und Ränke, an deren näherer Darlegung die Kritik erlahmt und ohne Schaden vorbeistreichen darf, führen schon ins Jahr 1778 und darüber hinaus. Wir kehren in den December 1777 zurück, wo gegen Lessing selbst noch keine Feder sich gerührt hatte.

Da trat aus den Reihen der bedrängten Orthodoxie ihr unermüdlichster Kämpe beherzt hervor, um den Stier bei den Hörnern zu packen und den Sturm wider die alte Burg des christgläubigen Lutherthums als treuer Vogt zurückzuschlagen, der Hamburgische Hauptpastor Johann Melchior Goeze. Der wollte nicht sein gleich den stummen Hunden, kein zager Mietling und unnützer Knecht, sondern ein geistlicher Soldat auf seinem Posten, wie er es in ungestümer Erneuerung jenes alten Ideals vom apostolischen Krieger so oft bekannt hatte. Daß er, der keine Menschenfurcht spürte, den antichristlichen Unbekannten und seinen minirenden Erwecker nicht ruhig in den Schafstall einbrechen lassen würde, lag auf der Hand; denn wo und wie immer während dieser Jahrzehnte großer theologischer Abrechnungen eine Herausforderung an die Christenheit erging, hob Goeze den Handschuh auf. Sollte er hier schweigen, weil er einst Lessings „ehrlicher Goeze" gewesen war und trotz einer kleinen bibliothekarischen Verstimmung den alten geistreichen Besucher noch im Herzen trug? Seine ganze Vergangenheit im Dienste der streitbaren Kirche und seine felsenfeste Überzeugung von den Pflichten eines evangelischen Priesters in bedrohlichen Zeitläuften riefen ihn ins Gewehr.

Goeze ist der letzte Orthodoxe, der starr und grimmig wie ein alter Flacianer jedes Titelchen des göttlichen Buchstabens vertheidigt und von dem Glaubensgrunde der Augsburgischen Confession, auf dem die nächstfolgenden Geschlechter in harter Gedankenarbeit ihr dogmatisches Gebäude gemauert hatten, keinen Fuß breit weicht. Ihn beherrscht die innerste Überzeugung, daß der Protestantismus allein im Beharren, nie und nirgends aber im rollenden Fortschritt einer freieren, für Goeze nur dem Abgrund geweihten Entwicklung sein Heil finde. 1717 einer Pastorenfamilie entsprossen, hatte der ernste und gründliche Jenenser und Hallenser Student, auch er ein Lieblingsjünger des mächtigen, aber schwanken Baumgarten, ohne jeden Scrupel noch Zweifel den Weg auf die Kanzel genommen und in den Jahren, da er erst seines Vaters Gehilfe in Aschersleben, dann Prediger zu Magdeburg war, neben der Seelsorge eine rege, theils auf gelehrte lateinische Bibelerklärung, theils auf heilsame, von Haus aus mehr verwarnende als erbauende „Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit" gerichtete Schriftstellerei entfaltet. Sein Talent und Verdienst blieb nicht im Stillen. 1755 erging an ihn ein Ruf aus Hamburg, der so sehr „alle Zeichen der Göttlichkeit" trug, daß Goeze dieser Führung des Herrn nicht widerstreben zu dürfen meinte. Eine rhetorische Jubel- und Abzugspredigt bringt dem Staate Friedrichs sein Lebewol: „wir genießen die unaussprechliche Wolthat der völligen Geistesfreiheit ... wir leben unter dem Scepter eines Monarchen, welcher allen Gewissenszwang auf das äußerste verabscheuet und die evangelische Lutherische Kirche in seinen Landen auf keine Art beunruhigen lässet". Aber ganz anders als dieses zur Feier des Religionsfriedens erpreßte Lob friedericianischer Kirchenpolitik klang seine Antrittsrede in der St. Katharinenkirche, die nun auf drei Jahrzehnte Goezes Schau- und Kampfplatz wurde. Er betrat eine noch strenglutherische Freie Stadt, deren Geistlichkeit früh dem sanften Melanchthon (den „Patriarchen aller Aufklärer" schilt ihn Goeze) jede Gefolgschaft gekündigt, in Abendmahls- und Höllenfahrtshändeln ihren Trotz gezeigt und im achtzehnten Jahrhundert von dem fanatischen Neumeister an siegreich das Banner der Orthodoxie geschwungen hatte. In einem abgeschlossenen Gemeinwesen, wo Katholiken und Reformirte nicht staatlich anerkannt, sondern dem Schutz fremder Residenten überlassen waren, begann der neue Hauptpastor

mit gewaltigem Bekenntnis gegen das Joch des Papstthums und leidenschaftlicher Verpflichtung auf das lautere Evangelium. Als gleich das erste Jahr durch jenes Erdbeben, welches Lissabon verschlang, die Frage der Theodicee mit ungeheurem Nachdruck schärfte, da vernahm die Gemeinde manches Donnerwort vom Straf- und Weltgericht Jehovahs, wie seit dem dreißigjährigen Kriege kein Redner Gottes mehr gesprochen hatte. Dieser dreuende Homilet, der dann 1763 weniger die Segnungen des Friedens begrüßte als schnöden Misbrauch des Friedens zur Versündigung befürchtete, rief trotz einem Propheten des alten Bundes sein Wehe: „O Hamburg! auch für dich hat Gott Ruthen, Heere und Feuerflammen, Erdbeben, Wasserfluten und tausend andre Mittel, dich zu züchtigen, dich zu verderben, dich zu Grunde zu richten, und ein Adama und Zeboim aus dir zu machen". Was den Goezischen Predigten, von denen, außer den nach Hamburger Brauch zuvorgedruckten und verkauften Blättchen „Text", eine große Last uns vorliegt, den eigenen Stempel giebt, ist und bleibt im Ganzen doch der furchtbar veraltete Geist des Eifers, der nicht tröstet sondern schreckt, nicht belehrt sondern straft und das machtvollste Glaubensmittel, ein herzliches Gebet zu Gott, beständig durch dogmatische Polemik und harte Verwünschung durchkreuzt. Goezes Vortrag, durch äußere Gaben wenig unterstützt, strömt nicht wie Luthers schlichtes und im Herzeleid so unversieglich mildes Gotteswort aus der Fülle des Gemüths, aber es trachtet lebendig und eindringlich dem ausgesprochenen Stilideale nach: er lehrete gewaltig, daß solche Lehre wie Spieße und Nägel in das Herz der Hörer traf! Nur als häuslicher Jammer den starken Mann beugte und der Verlust zweier heißgeliebter Kinder eine Predigt über elterliche Liebe und Hoffnung weihte, fand Goeze sanftere Töne. Sonst ist er nimmer müde, den Kindern der Welt die Hölle heiß zu machen, Aussichten auf die „erschröckliche Rechenschaft" am jüngsten Tage zu eröffnen und den verstockten Sündern, nach allerlei Angriffen mit Centnersteinen, Blitzstrahlen und hölischem Feuer, ein furchtbares „Wehe ihnen auf ihrem Sterbebette! wehe ihnen in der Ewigkeit!" ins Ohr zu rufen. Im Stil des sechzehnten Jahrhunderts schreit er den bösen Feind an und bestreitet die modernen Belialssöhne; mit Luther, den er schier abgöttisch als den mit Himmelsmuth ausgerüsteten Nachfolger Christi ehrt, verabscheut und vermaledeit er faule

Nachgiebigkeit, damit niemand das zage Herz mit dem Feigenblatt falſcher Friedensliebe bedecke. Den Seelenmördern, den raſenden Jeſuſeinden, den gottloſen Sittenlehrern, frechen Bibelſtürmern und Zeitungſchreibern verlegt er den Weg, um trotz dem Unfug einer verſeuchten Gegenwart aus innerſter Überzeugung zu triumphiren, daß der allerunwiderſprechlichſte Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion, die Auferſtehung des Heilands, das Gift der Gegner zu Schanden mache. Wol lehrt auch Goeze die Chriſtenpflicht liebreicher Hilfe ohne Unterſchied der Confeſſion und die nöthige Erfüllung des Bekenntniſſes durch werkthätige Übung, aber nie unterläßt er es dabei laut gegen den neumodiſchen Satz zu proteſtiren: Gott ſehe nicht ſowol auf den Glauben als auf Zeichen der Nächſtenliebe, nie fehlt die Erläuterung: daß der Menſch die Feinde Jeſu als Menſchen liebe, doch als die Verfolger Jeſu haſſe, und daß auch dem tugendhafteſten unbekehrten Heiden das Himmelreich verſchloſſen ſei. Wenn er, deſſen Bewußtſein der Erbſünde jedes ruhmredige Pochen auf Chriſtentugend abwies, des öfteren den Juden das ſchlimme Verhalten der Chriſten zu Gute rechnete, ſo wollte er doch um alles nicht durch ein Lob Mendelsſohns die jüdiſche Verſtocktheit befeſtigen helfen. Mit dem Unchriſten giebt es kein Pactiren; wer nicht für mich iſt, der iſt wider mich; wer nicht alles glaubt, der glaubt gar nichts — und Goeze betet: „Unſre Seele komme nicht in ihren Rath, und unſer Ende ſei nicht wie ihr Ende!“ In dieſen dunklen Tagen, wo ein ausgeſchmücktes Heidenthum auf den Thron begehre, gelte es einen guten Kampf zu kämpfen, ohne Angſt davor, daß die pflichtmäßige Verfechtung der Wahrheit vom Feind aus perſönlicher Rachgier hergeleitet werde, ohne falſchen Glimpf: denn, ſo ſagt er höchſt charakteriſtiſch, „oft können Worte und Handlungen, welche äußerlich das Anſehen einer wirklich feindſeligen Begegnung haben, Wirkungen einer wahren Liebe ſein, oder wenigſtens mit derſelben gar wol beſtehen“. Dergeſtalt hat der Hauptpaſtor, ſo lang er den Athem zog, nicht abgerüſtet, im tiefen Gefühl der Pflicht. Den Schwur auf die Symbole, der jedem Geiſtlichen Hamburgs oblag, wollte er halten und forderte ein Gleiches ohne Abſtrich von den Amtsbrüdern und Candidaten Miniſterii.

Nicht bloß Kränklichkeit und Tod der Gattin (1774) und nach dem Heimgang dreier Kinder, auch des ältesten zu Leipzig studirenden Sohnes (1767), das Alleinbleiben mit seinem Gottlieb, für den er Münzen sammelte und die reiche Bibelcollection mehrte, entzog ihn den geselligen Zerstreuungen. Er war kein Weltkind, als strenger Prediger dem Vergnügen abhold, äußerst mäßig in seinen Bedürfnissen, ein eiserner Arbeiter, der zur Erholung und stillen Meditation seinen vorstädtischen Garten aufsuchte, aber wissenschaftliche Triebe zügelte, um alle Pflichten des Predigers und Apologeten zu erfüllen, bevor die kurze Muße seinen besonderen Neigungen gehörte. Goezes Lebensführung bot auch in den Jahren, wo die Streitschriften wie Schneeflocken wirbelten, keine Blöße; selbst was frecher Klatsch und sinnloses Fabuliren ausheckte, um es weiterhin trätschenden Reisebeschreibern oder gar litterarischen Vereinen zur Verbreitung preiszugeben, war dürftig und mit einem Hauche wegzublasen; mußte doch der dreisteste Witzling zuguterletzt dem alten Manne das Zeugnis der Ehrlichkeit zollen.

Hätte Goeze sich mit der mühsamen Verwaltung seiner Ämter begnügt, daneben sein Bibelstudium gepflegt und die allzuraſche Feder nicht bei jedem nahen und fernen Anlaß alsbald eingetaucht, so würde er in Hamburg das Ansehen eines harten, ehrenfesten Zuchtmeisters und exemplarischen Seniors behauptet, in Deutschland, außer dem gegründeten Ruf des asketischen Populärschriftstellers, auch für seine, von einzelnen Irrthümern über die Handschriften nicht freie, glückliche Vertheidigung der complutensischen Bibel gegen Semler (1765 f.) und den mit hingebendem Sammeleifer geschaffenen „Versuch einer Historie der niedersächsischen Bibeln“ (1775) dankbaren Beifall von Fachgenossen und Bibliophilen eingeheimst haben. Aber ihn forderten die Kämpfe des Tages, und sein überaus streitbares Temperament schuf sich Händel auch da, wo gute Hirten ohne jeden Verdacht der Menschenfurcht und ohne jeden Schaden der Kirche schweigend bei Seite treten durften. Auf der ganzen Linie und ohne Waffenstillstand sollte für Altar und Herd des Evangeliums gefochten werden. Dies Evangelium vertrat Goeze als engstes Lutherisches Vermächtnis. Schon 1766 stemmte er sich dem Gelüst der reformirten Brüder nach Gleichberechtigung entgegen. Wol mag er den scharfen Eifer der Frühzeit

nicht völlig rechtfertigen, aber er stellt die Gegenfrage, ob denn Zwingel und der Genfer Papst etwa heilige Engel gewesen seien, erstreckt seine unionsfeindliche Polemik unberufen bis nach Worms hin, schließt ein Schutz- und Trutzbündnis mit der Orthodoxie zu Frankfurt, schickt auch ein handfestes Andachtsbuch mit geharnischter Widmung in die Goethestadt und blieb in Wort und Schrift bis an sein Ende der unentwegte Thürhüter gegen die Reformirten, die sich wirklich erst 1785 in Hamburg die Parität eroberten. Die paulinische Mahnung „Lasset uns Gutes thun an jedermann, sonderlich aber an des Glaubens Genossen" faßte Goeze so eng, daß gelegentliche Verpönung des abscheulichen Religionshasses allenthalben überschrieen wird durch Kreuzpredigten gegen die Andersgläubigen und den unseligen Bruderzwist im Hause der Reformation. Denn freisinnige Wallungen hat Goezes Geblüt nur, wo er etwa den Katholiken ihr Sündenregister von den Autodafé bis zum Justizmorde des Jean Calas empört zu Gemüthe führt, hier einmal Arm in Arm mit dem Teufelskinde Voltaire. Die großen und kleinen Fragen der Orthodoxie, alte und neueste, endlich die Ehe mit der Frauen Schwester setzen seinen Kiel zu Protesten, Repliken, Dupliken in Bewegung. Und das letzte Wort mußte ihm bleiben. Der Neologie, der zerstörenden Kritik, den Klotzianern und Berlinern wirft er sich entgegen und schreibt seinen Namen in die Actenstöße eines theologischen Processes gegen die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Wie die Asche des friedfertigen Melanchthon vor diesem Epigonen keine Ruhe hat, so muß die sanfte Heterodoxie des Göttinger Leß von ihm festgenagelt werden. Der Theaterfeind drückt auch unter sittenrichterliche Ausfälle gegen den „Werther" sein Siegel und setzt sie fort und wiederholt das Anathema über das Giftbuch, die Misgeburt der Finsternis, die hölliſche Anpreisung des Selbstmordes noch spät, als die Genesung der Jugend vom Wertherfieber seine anfangs einigermaßen begreifliche Entrüstung und seine unästhetische Cur längst überflüssig gemacht hatte; sowie er, bloß in Gellert und Lessing etwas genauer eingelesen und dem frommen Haller aufrichtig zugethan, in den anstößigeren leidenschaftlichen Wirren der „Stella" nur eine Einladung zur Bigamie erblicken konnte.

Goezes erste Feldzüge, gegen benachbarte und fernere Neologisten, sind seine glücklichsten und rühmlichsten, wieviel Haß und Schimpf sie

ihm auch zuzogen. Seit 1760 Senior des Ministeriums, durfte er es nicht gelassen mit ansehn, wie der täppische Basedow im nahen Altona mit seiner leichtfertigen Umsturztheologie auch die Schulen zu erfassen drohte, ein polternder Feind der Taufe und Trinität; obwol Goezes „väterliches" Pastoralschreiben die Gefahr gleich so schwarz malte, als sei Hamburg im Nu ein gottloses Sodom geworden. Er schrieb und predigte 1764 gegen die neusüchtige Pädagogik, welche die religiöse Bildung der Kinder vertagen und verwischen wollte, kaum ahnend, daß er als Bestreiter Basedows eine Reihe Lessingscher Litteraturbriefe in anderer Ton- und Sinnesart fortsetze. Ihm secundirte von Mohrungen her jener verhaßte Stockmeister des jungen Herder, Treschо; und ohne nähere Einsicht in die Acten fiel die journalistische Miliz der Aufklärung über beide her, wobei sie auch Ziegra, den Herausgeber der Hamburgischen „Freiwilligen Beiträge", der sogenannten schwarzen Zeitung, nicht verschonte. Durch das ganze gelehrte und halbgelehrte Deutschland erscholl das lateinische Verspaar:

Alles in Hamburg erfüllt mit seinem Gezeter der Goeze,
Donnert mit heiserer Stimm', es dröhnet der Thurm und die Kirche.

Und Abbt, der später ein Denkmal von Herders Hand verdiente, ließ sich 1766 zu einem Pamphlet verleiten: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch lutherischen Autodafé." In diesem Zerrbild hielt es einer unsrer vornehmsten Prosaiker für keinen Raub, nach possenhafter Ausmalung der Execution, des brandlustigen Seniors „fette Wange" dem nichtsnutzigen Pasquin Hamburgs preiszugeben, Dreyer, der sich in frechen Versen gern an Goeze rieb. Wer nun Goezes einschlägige Predigten und die wuchtige Abwehr einer Basedowschen Schutzschrift kennt, der weiß, daß diese sehr lebhafte Polemik zwar klotzig, aber nicht inquisitorisch geführt ist. Aber der Ruf „lutherisches Autodafé" schlug durch — denn wer wollte nicht einstimmen in die Abwehr aller Ketzerrichter? Wie maß- und würdelos Basedow, dem gegen die Pfaffen jedes Mittel recht schien, eine wahre Hetzjagd für die Toleranz betrieb, dem fragte im Heerlager der Lichtfreunde fast niemand nach, und die „Christ-herzliche Danksagung" eines frommen Anonymus verklang ungehört. Goeze selbst

ſprach dann gelaſſen über Abbt und betheuerte, ihm werde durch ſolche Unbill kein Blutstropfen gekränkt, kein Stündlein Schlaf geſtört. Der Vergleich aber mit den ſpaniſchen Mordbrennern war eingebürgert, und noch 1784 tummelte Cranz, diesmal zum großen Ärger des in ſeiner Geduld erſchöpften Goeze, das fahle Pferd, wie denn überhaupt die ewigen Wiederholungen in Goezes Schriftenwuſt durch die abgedroſchenen Redensarten ſeiner Gegner wett gemacht werden.

In Abbts „Erfreulicher Nachricht" erſchien der widerwärtige C. F. Bahrdt noch als Büttel der Orthodoxie. Dieſer Wildling ſollte, nachdem er ſich aus frommem Puppenſtand mit den „Neueſten Offenbarungen Gottes" zur ödeſten Neologie aufgeſchwungen hatte, in Goeze ſeinen Mann finden. Sicherlich war es geſcheiter, dem Schwätzer, der da erfunden klug: die Bibel ſei ein ſchlechtes Buch, ein paar Jagdhiebe aufzumeſſen, wie ſie Goethes köſtlicher Prolog auf den breiten Rücken des Gießner Profeſſors und Dr. theol. niederfallen ließ — Goeze konnte dergleichen nicht humoriſtiſch nehmen und den geſchmackloſen Teſtamentfälſcher auslachen, ſondern ging 1773 der Spottgeburt ingrimmig zu Leibe mit dem „Beweis, daß die Bahrdtiſche Verdeutſchung des Neuen Teſtaments keine Überſetzung, ſondern eine vorſetzliche Verfälſchung und frevelhafte Schändung der Worte des lebendigen Gottes ſey, aus dem Augenſcheine geführt." Erſt ſcheidet er ruhig die unfreiwilligen Irrthümer eines Dolmetſch von dem „ſchröcklichſten" crimen falsi, dann feiert er in hohem Ton ſeinen Lutherus, der zwar nicht aus unmittelbarer Inſpiration, doch unter beſonderem Beiſtand des heiligen Geiſtes gearbeitet habe. Hier ſpricht Goeze ganz vortrefflich über das in Kleinigkeiten fehlerhafte, als Ganzes unantaſtbare Bibelwerk des Reformators, von dem modiſche Witzlinge die Hand laſſen möchten, und beleuchtet den Segen, daß Luthers Bibel nicht in jeder neuen Epoche umgegoſſen worden ſei. Der „dollkühne Gieſiſche Schriftverderber" wird darauf derb abgefertigt von einem ſehr bibelfeſten Diener am Wort, der ſein Lutheriſches „Selig ſind, die da Leid tragen" nicht vertauſchen wollte gegen das neue Gewäſch „Wol denen, welche die ſüßen Melancholien der Tugend den rauſchenden Freuden des Laſters vorziehen", das „Himmelreich" nicht gegen die „Religionsſocietät", das „Hoſiannah in der Höhe" nicht gegen den Toaſt „Er lebe! er lebe" („Mich wundert, daß er

nicht Vivat! Vivat hoch! übersetzet hat"). Ihm mußte die neu entdeckte „Grazie" Jesu viel ärgerlicher sein als die von ihm anderswo, im stillen Hinblick auf Klopstock getadelte dichterische Vorstellung des jünglinghaften Jesus oder der Herrnhuter Cultus des Bruder Lamm, den er schweigend ablehnte, weil er den ehrlichen Glauben der Pietisten trotz alledem nicht bekriegen wollte. Bahrdts „täppisches Modernisiren", Bahrdts „galante Bibel" verdiente die Züchtigung. Freilich nimmt Goeze den Mund gegen „unsre z. Th. erbärmlich schönen Geister" zu voll und den zuchtlosen Gesellen, den er so verachtet, doch wieder viel zu ernst, indem er ihn zornig nicht bloß mit dem „groben Irrgeist" Damm, sondern auch mit den alten Socinianern zusammenspannt, Bahrdts kirchengeschichtliche Irrgänge eingehend verfolgt, seine bösen Leipziger Abenteuer straft — das aber steht außer Zweifel, daß Goeze hier in gerechtem Streit einem unwürdigen und unverschämten Schwarmgeist den Fuß in den Nacken gesetzt hat. Bedenklicher ist schon wegen ihrer Consequenzen die Wendung zur Obrigkeit: mit Abdruck alter landesherrlicher Mandate gegen den Wertheimer Schmidt ruft Goeze die Häupter der Christenheit auf gegen den „allerverwegensten Falsarium, dergleichen noch nie in der Kirche aufgestanden", wie „sie ehemals die Verwegenheit des Wertheimischen Übersetzers zu dämpfen, nöthig fanden, der doch nur ein bloßer Studiosus und kein, mit einem vielfachen feierlichen Eide auf die heilige Schrift und auf die symbolischen Bücher der lutherischen Kirche verpflichteter Doctor, Professor und Prediger war." Bahrdt aber, in seinen Frankfurter gelehrten Anzeigen, spuckte aus vor dem Manne, der aus einem ungeschickten Marktschreier ein verwegener Bootsknecht geworden sei.

Dieser Waffengang fällt zwischen die beiden einheimischen Streitigkeiten, die nicht nur in Hamburg Goezes Machtstellung empfindlich schmälerten und seinen Anhang lichteten, sondern auch den von Basedow her übel berufenen Pastor für ganz Deutschland zum typischen Dunkelmann, zum „Papst Hammoniens" stempelten, wie ihn Klamer Schmidts sonst so stumpfe Hendekasyllaben 1773 mit einem jubelnd aufgenommenen Stichnamen tauften.

Goeze besaß seit dem ersten Jahr einen recht ungleichen Amtsbruder in dem Hannoveraner Julius Gustav Alberti, der als Mann der liberalen Gruppe mit diesem Hauptpastor unmöglich lang an

einem Strange ziehen konnte. Bald wurden denn auch die Morgen- und Nachmittagspredigten in St. Katharinen ein geistliches Duell, unter dem alle Kirchenzucht litt. Der schwälende oder offen auflodernde Zwist der Führer spaltete die Gemeinde, die mündliche Erörterung für und wider artete in Verhetzung durch Artikel und Scharteken aus, aller Augen waren auf Goezes Kirche gerichtet, Berufene und Unberufene warfen ihr Urtheil in die Wagschale. Schon in Erscheinung und Lebensführung prägte sich der Contrast beider Prediger aus. War der kerngesunde und wolbeleibte Goeze, obgleich er dann und wann gern einen Gast bewirthete und zu Zeiten auch einmal eine Schnurre zum Besten gab, priesterlich streng, einsam und humorlos, so schien Alberti, an dem die Schwindsucht zehrte, mit dem Talar alles geistliche Wesen abzustreifen, um in das berühmte Ergo bibamus seines Freundes Basedow einzustimmen; keineswegs ein liederlicher Schlemmer und Kartenknecht, wie eine dem Block verfallene Schandschrift es mit abscheulichen Lügen und Flüchen ausmalt, aber ein jovialer Tischgenosse, der ein Spielchen nicht für Sünde hielt, in lustiger Gesellschaft gern seiner Kränklichkeit und der Sorgen um die Jahr für Jahr wachsende Familie vergaß, und zwischen Gesprächen, worin eine reiche Bildung hervortrat, die übermüthigsten Possen trieb. Seinen losen Mund ließ Alberti, dem einmal auch Klopstocks Freundschaft verloren ging, unvorsichtig laufen, und mit der ihm eigenen Virtuosität im urwüchsigen Platt lieferte er leichtsinnig das Satyrspiel zum kirchlichen Kampf gegen den Hauptpastor. Wenn er, ein Meister der Mimik, Goezes gurgelnden Ton beim Vortrag des Hamburgischen Bußgebetes parodirte, bewies er zugleich, daß ihn im Grunde der äußere Hauptanlaß ihres Haders wenig anfocht, während Goeze mit heiligem Eifer bei der Sache war.

Dieses seit siebzig Jahren regelmäßig verlesene Bußgebet aus dem 79. Psalm, „Schütte deinen Grimm auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen" u. s. w., war besonders durch seine rohe Vorstellung des rächenden Gottes allen Liberalen ein Dorn im Auge. Alberti unterschlug es. Goeze druckte dagegen eine „Richtige Erklärung" aus dem Zusammenhang der Schrift, der doch den Anhörern dieses jüdischen Kriegsgeschreis nicht gegenwärtig war, und wollte den kräftigen Spruch,

als eine eigentliche christliche Fürbitte für Heiden, Türken, Juden, laue Christen, der Gemeinde nimmer rauben lassen: man habe vielmehr die höchste Ursach und Verbindlichkeit auch ferner also um Gottes heilsamen Zorn zu beten, nicht wider die schuldlosen Afrikaner und Indianer, wol aber gegen Jehovahs Feinde, z. B. den katholischen Verfolgungsgeist. So erblickt Goeze im Fall des Jesuitenordens eine sichtbare Erhörung dieses vom heiligen Geiste dictirten Gebetes. Dagegen veröffentlichte Alberti, anonym als „ein Freund des vernünftigen Gottesdienstes", eine gesinnungstüchtige, aber schriftstellerisch schwache „Freymüthige Prüfung", worin er zur Duldung und Milde mahnte und betonte, daß man nach dieser Verwandlung der Heiden in Katholiken und nach Goezes sonstigen Reden auch die Reformirten in das Bußgebet einbeziehen müsse. Hatte Goeze die neusüchtigen Prediger an ihre Eidespflicht erinnert, so trat nun Alberti für das fortschrittliche Princip des Protestantismus ein, das doch mit Luther nicht erschöpft sei. Der Handel kam, indem auch eine Beschwerde des kaiserlichen Gesandten wegen Schmähung der katholischen Kirche einlief, vor den Senat, dessen kluger Spruch allen Theilen gerecht ward, da man zwar den frommen Wunsch beibehielt, ihn aber durch einen erläuternden Zusatz klar stellte und milderte. Von den befragten Facultäten hatte Göttingen gegen, Wittenberg und Altdorf für Goeze gestimmt, dem 1770 auch Consistorialrath Jacobi von Celle, ein Oheim des Dichters und des Philosophen, mit wundersamen Vergleichen zwischen dem fluchenden Beter und einem frommen Kanonier beisprang. Goeze, von der weltlichen Behörde, wie er fühlte, im Stich gelassen, legte nun als ein Mann von starrer Consequenz nach zehnjähriger, vielfach musterhafter Verwaltung das Seniorat nieder und frönte mit voller, erbitterter Kraft der, wie Alberti einmal sagt, „alten bekannten, und sehr löblichen Gewohnheit die Kanzel zum Schauplatz seiner Kriege zu machen". Schon 1768 hatte er sich öffentlich die Behauptung verbeten, man habe ihn zu Tode recensirt, da er doch nach Gottes Vorschrift und mit Gottes Beistand die Wahrheit vertheidigen werde, „so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann".

Als daher Alberti sich zum Apostel der Toleranz in Hamburg aufwarf, den Hauptpastor durch Predigten über Eintracht und Lästersucht sowie durch Reclame für aufklärerische Schriften „Vom falschen

Religionseifer" herausforderte und, pauliniſch mahnend: „Alle Bitterkeit und Grimm und Geſchrei laßt ferne von euch ſein", mit dem Zeigefinger auf Goeze hindeutete, als er an der Hand Semlers Weſentliches und Unweſentliches in der Bibel ſchied und Köhlerglauben ſammt Verfolgungsgeiſt aus der Kirche wies, da erfuhr er einmal über das andre, daß dem Feinde Goezes „der Ketzer am Halſe ſitzt, ehe man ſich's verſieht". Goezes „Predigt von dem wahren und falſchen Frieden" griff weit zurück in die Zeiten des unvergeſſenen Wagner, ſeines gottſeligen Vorfahren im Seniorate; ſie führte wiederum den Baſedowſchen Hagelſchlag vorüber und ſchwor auf die apoſtoliſche Berufung „Leide dich als ein guter Streiter Jeſu Chriſti." Die von Paulus geforderte Einigkeit im Geiſt beruhe im rechten alleinigen Glauben, und die nichtorthodoxen Prediger, mit ihrer verderblichen Toleranz gegen die Reformirten als unſre proteſtantiſchen Glaubensbrüder, ſeien Wölfe im Schafskleid, „welchen man muß das Maul ſtopfen." Daß Alberti gar, in einer auch Leſſing wenig anmuthenden Weiſe, wie einſt die Reimariſch-Baſedowſche Partei den alten Katechismus bei Seite ſchieben wollte durch eine neue „Anleitung zum Geſpräch über die Religion", ſchlug dem Faß den Boden aus. Sein Buch, nicht kalt und nicht warm, bemüht den nöthigen Schein der Orthodoxie zu wahren und ſich doch an Trinität und Gottheit Jeſu ſchweigſam vorbeizuſchleichen, mußte einen herzhaften Orthodoxen in Harniſch bringen. „Sehet zu, daß euch niemand verführe!" rief Goeze ſeinen Pfarrkindern zu. Wenn er jetzt die gute alte Lehre verfocht gegen eine gewiſſe neue Schrift, bedurfte es keines Namens, damit jedermann ſagte: heut hat er's dem Alberti wieder tüchtig gegeben. „Ermunterungsſchreiben" an Goeze, „welcher des Herren Kriege führet", aber auch an Alberti, eine „Gewiſſensrüge für den Sünder", der Goeze den händelſüchtigſten Mann in der ganzen Chriſtenheit ſchalt, eine offene „Frage" an verkappte Feinde Albertis, ernſte Bedenken, Prüfungen Albertiſcher Rechtgläubigkeit, aufgewärmte Anekdoten von prophetiſchen Warnungen des ſel. Gottesmannes und lauteren Katecheten Wagner vor dem Neuling Alberti, gemeine Schmähungen nach links und rechts ergoſſen ſich in wüſtem Schwall über Hamburg und Altona. Albertis freimüthiger Satz, lieber wolle er in zwanzig Lehrpunkten irren als durch ſeinen Lebenswandel ein einziges

Laster predigen, löste dem Privatklatsch vollends die Zunge. Das galt als äußerste Verwegenheit eines antichristlichen Wütherichs und reizte gelehrige Jünger, im Tone des Meisters einen siechen Mann eternd an das letzte Stündlein und Gericht zu mahnen. Gewiß war Schuld und Unmaß auf beiden Seiten anzutreffen, und die über die Grausamkeit der Goezischen Seele gegen den kranken Aufklärer sich so laut empörten, haben ihrerseits Goezes in den Tagen, da er seinen Sohn beweinte, nicht geschont.

Im Streit über das Bußgebet warf sich Lessing schalkhaft gegen Alberti zum „distinguirenden" Vertheidiger des Segens und des Fluches auf und schrieb, um die Wette zu gewinnen, rasch ein humoristisches Meisterstück im Stil seines geliebten Sterne, das in ein paar Exemplaren gedruckt wurde, uns aber nur durch Nicolais lebendige Nacherzählung des Anlasses bekannt ist: „Eine Predigt über zwei Texte, über Psalm 79, 6: Schütte deinen Grimm über die Heiden u. s. w., und über Matth. 22, 39: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, von Yorick. Aus dem Englischen übersetzt." Die Einleitung berichtete, daß Oberst Shandy und Korporal Trim auf einem Spaziergang einen elenden Krüppel in französischer Uniform trafen, dem der Oberst eine reichliche Spende, Trim jedoch einen Penny gab mit den Worten French dog! Der Oberst mahnt: es ist ein Mensch, kein Hund, und Trim giebt einen zweiten Penny, er giebt einen dritten, vierten, endlich die ganze Baarschaft, als sein Herr ihm den Soldaten, den tapfern Invaliden, den braven Gatten und Vater zeigt, und sagt jedesmal sein French dog! Das letzte Mal leise, mit thränendem Auge. So erzählt Shandy zu Hause, und Yorick sieht, daß Trim zwar die ganze feindliche Nation haßt, aber jedes liebenswerthe Individuum aus dieser Nation liebt. Darauf schreibt Yorick seine Predigt über zwei Texte, voll Laune und Humanität, Scharfsinn und Güte; ihr Verlust ist nicht genug zu beklagen.

Als „Butenminsch" griff Claudius, schelmisch im Ton, ernsthaft in der Sache, gegen Goeze ein: die knechtischen Straf- und Teufelslehren möchten nur wegbleiben, für die religiöse Besserung der Kinderherzen sei der simpelste und kräftigste Trank aus der Quelle, ohne den Unrath am Eimer, der beste. Er war damals noch nicht in St. Martinsche Nebel verirrt und ließ seinen „Wandsbecker Boten" den

ihm angesonnenen Pasquillantengang nicht thun, vielmehr gerieth 1772 eine daselbst veröffentlichte Correspondenz zwischen dem Druckherrn Bode und dem allzu rührigen Goeze keineswegs zum Vortheil des Hauptpastors. Sein „Text", eine Rettung des Satans gegen Alberti, blieb confiscirt. Der Senat, des langen Haders müde, beobachtete allen beweglichen Klagen Goezes zum Trotz die Politik des Schweigens. Und Alberti that seinem Amtsbruder vor der Welt den größten Tort, indem er am 30. März 1772 starb. Am offenen Grabe gleichsam wurde fortgerauft. Die alten schwächlichen Ritter aus dem Theaterstreit verherrlichten den Todten als idealen Märtyrer und stichelten auf Goeze, der, beinah während die Glocken zu Albertis Begräbnis läuteten, die Irrlehren des Entschlafenen mit ungedämpfter Heftigkeit bestritt: der Mann war dahin, aber sein Gift fraß fort an den Seelen.

Tantaene animis caelestibus irae? fragte die öffentliche Stimme diesen unbeugsamen Todtenrichter; ja, wer schlechterdings nicht glauben wollte, daß Christi Wort einst Leichen belebt habe, glaubte gern den in raschen Umlauf gesetzten anklagenden Mythus, daß Goezes wüthige Kanzelrede eine tödtliche Wirkung in die Ferne hauchen könne. Nicht auf den so berechtigten Vorwurf lieb- und friedloser Härte beschränkte man sich, sondern „Den hat Goeze auf dem Gewissen!" wurde geraunt und gerufen, obwol Alberti längst ein vom Tode gezeichneter Mann gewesen war. Als dann 1776 der Hauptpastor an St. Petri, Friederici, der ähnlich wie Alberti ohne Farbe zu bekennen freiere Ansichten über die Gottheit und das Leiden Jesu verclausulirte, geraume Zeit nach Goezes selbstverständlich gegen solche „Basedowischen Irrsale" nicht ausgebliebenem Donnerwetter das Zeitliche segnete, als häßliche Kundgebungen, bis in die Gotteshäuser hinein, und journalistische Katzbalgereien auch bei diesem traurigen Anlaß nur das Eine bewiesen: daß Goeze eben noch der alte war, da beklagte die öffentliche Meinung in Friederici das zweite Opfer der mörderischen Inquisition.

Vom Senat als ewiger Ruhestörer aufgegeben, im geistlichen Ministerium von Jahr zu Jahr ohnmächtiger, so manches Anhängers in der Gemeinde beraubt, ja selbst mit seinem duldsameren Bruder, dem Quedlinburger Hofdiaconus, zerfallen, verlor Goeze keinen Augenblick das trotzige Bewußtsein einen guten Kampf zu kämpfen. Er stand allein, aber aufrecht, als er später den Liebling Hamburgs, Pastor

Sturm, wegen leichter aufklärerischer Wallungen in Schrift und Rede, vor seinen Stuhl forderte. Die alten Bahrdtschen Witze („Herr Goeze ist kein Kirchenvater; seine ‚Betrachtungen' sind keine norma fidei") hatten ihn nicht angefochten, die neuen Angriffe nahm er hin im Gefühl des Gerechten, der viel leiden muß. Erst in der allerletzten Zeit seines kriegerischen Erdenlaufes macht sich hie und da eine Ermüdung bemerklich. Ihm, der zwei freisinnige, vom Ruf verklärte Geistliche zu Tode gepredigt haben sollte, wie die landläufige Formel lautete, reimten schon bei Lebzeiten anonyme Spötter die schnödesten Epicedien. Derlei fand gleich den gemeinen Flugblättern, die 1786 auf seine Bahre fielen, keine weitere Beachtung; nur Goeckingks „Grabschrift auf den orthodoxen ***"

Der Papst H[ammonia]s liegt unter diesem Stein.
Im Himmel wird er Sokrates, den Heiden,
So wenig als den Ketzer A[lberti] leiden.
Giebt Gott ihm keinen Himmel allein,
So wissen wir nicht, wo er wird bleiben.

ging seit dem September 1779 von Mund zu Mund, und Goeze wurde den alten Kl. Schmidtschen Titel nicht mehr los. Er selbst hängte die Grabschrift niedriger, indem er sie im „Reichspostreuter" mit Ergänzung der Namen aus dem Musenalmanach abdruckte und vor Ärgernis warnend ironisch sagte, es werde ihn freuen im Himmel auch Sokrates und Alberti zu finden, endlich aber mit Lutherischen Wendungen erklärte: „Ich Johann Melchior Goeze, nicht Pabst, sondern Diener des göttlichen Wortes in Hamburg, bekenne und zeuge mit dieser Schrift, daß ich diese läppische Grabschrift fast gern und frölich gelesen habe, doch aber die Versündigung beklage, deren sich der Verfasser, die Herausgeber und der Verleger damit schuldig gemacht haben. Es thut mir sanft auf der rechten Kniescheibe und linken Ferse, daß meine Feinde, Verfolger und Lästerer nichts anders, als solche handgreifliche Lügen von mir auszusprengen wissen. Gott bekehre sie". Immer von neuem bemächtigte sich die Caricatur seiner als eines Typus, im Süden wie im protestantischen Norden. Dort travestirte ihn Blumauers niedriger Witz als den Pfaffen, der die Weihrede über das unheilschwangre trojanische Pferd spricht; hier mußte er in Nicolais „Nothanker" 1773 als Ehren-Stauzius am Pranger stehn, und mit über-

hitztem satirischem Pathos hielt 1784 Friedrich Leopold Stolberg, noch kein Unfreier, im neunten Stück seiner jugendlich kampfesfrohen „Jamben" ein Gericht über „Die Schafpelze", sicherlich zur lebhaften Genugthuung Vossens, der als Candidat auch dem Ehren-Goeze hatte hofiren müssen. „Zu Katharinens Kirche laß uns gehn", so fordert der Graf seinen Begleiter auf; der aber wendet sich mit Grausen und trägt noch einmal Goezes Fluchgebet und Doppelmord voll flammender Entrüstung vor:

„Kennst du den argen Pfaffen nicht?
Den Gözen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelchs,
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?
Zween fromme, weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt,
Und wütend angebrüllet, bis zulezt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und einer nach dem andern schwindend starb.
Wie strömts ihm von der Quelle wenn er fleht:
Herr schütte auf die Heiden deinen Grimm,
Und auf die Nazionen welche dich
Nicht kennen!" So? ist das der Ehrenmann,
Der wo ein Leuchter der Gemeinen stralt,
Die Brandklock Zions läutend, Feuer! ruft?
Nun denn, zur Lieben Frauen laß uns gehn!

In diesem Licht erblickte selbst ein norddeutscher Adeliger von angestammter Frömmigkeit den unermüdlichen Eiferer.

Wir haben vorgegriffen; aber die heiße Fehde mit Lessing konnte weder Goezes Streitlust brechen, noch seinen alten Ruf als orthodoxer Klopffechter und allzeit fertiger Correspondent „von Todesstunden und jüngstem Gericht" verschlimmern. Sie hat ihn unsterblich gemacht. Er ist ein Typus der crassesten und verfolgungssüchtigsten Orthodoxie, sein Name, wie Gervinus sagt, ein Schandname geworden, und ein solches durch Misbrauch der großen „Anti-Goezen" auch den flachsten Freigeistern eingeprägtes Urtheil mag unausrottbar sein; es mag, eben weil der vorlängst Begrabene nicht als Individuum, sondern als Repräsentant einer verhaßten bildungsfeindlichen Richtung fortgenannt und selbst von Eingeweihteren nur in den vernichtenden Streitschriften

des Meisters aller deutschen Polemik seit Luther angeschaut wird, jedes Versuchs einer „Rettung" spotten — so hat doch die Wissenschaft die Pflicht, das Schwert des Polemikers mit der Wage des Historikers zu vertauschen und, ohne in Fragen, wo es Farbe bekennen heißt, eine blutlose Unparteilichkeit aufzustecken, den Unterschied zwischen einem darstellenden Rückblick und einem Todschlag zu wahren. Es ist gar zu wolfeil, dem alten Goeze nochmals all die starken Worte seiner einstigen Gegner, des gewaltigsten voran, ins Grab zu rufen; aber es war andererseits ein Irrthum, wenn der hochverdiente Röpe als treuer und kundiger Sachwalter Goezes, statt für mildernde Umstände zu plaidiren, den verlorenen Proceß gründlich umstoßen zu können meinte. Für uns ist er entschieden, das Goezische Lutherthum hat abgehaust.

Mitte December 1777, in den reactionären „Freiwilligen Beiträgen" Hamburgs (Nr. 55 f.), die damals noch Canonicus Ziegra leitete und die nach seinem im nächsten Januar erfolgten Tode bald erloschen, eröffnete Goeze das Feuer. An Evas Sterbelager empfing Lessing die beiden Zeitungsblätter, und er dankte Eschenburg für die Abschriften mit der prophetischen Anmerkung, diese Materien seien die einzigen, die ihn zerstreuen könnten (7. Januar). Goezes zweiter Artikel (Nr. 61—63) erschien Ende Januar. Sechs weitere kamen erst unmittelbar vor Ostern dazu in der Anklageschrift „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Leßings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion, und den einzigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift." So heftig, wie dieser bloße Titel anzeigt, hatte Goeze nicht von Anfang an geblasen, als er seine Herde vor den Fragmenten und den Gegensätzen des „Herrn Herausgebers" — Lessings Name bleibt ungenannt — warnte; aber daß seinem in Religionshändeln geschärften Blick von vornherein der Beiträger ungleich gefährlicher schien als der Fragmentist, tritt schon klar genug zu Tage. Ein paar kräftige Schlußzeilen nur sind den Lästerungen des Verfassers gewidmet, die den verstockten Juden noch bessere Dienste thun würden als ihre feindseligen Toldos Jeschu, und dessen schwarze, stumpfe Seele die Jünger zu den ärgsten Verbrechern und Lügnern stemple. „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müste, daß von der Ausbreitung dieser

boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen, und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze, die Rechenschaft an jenem Tage von mir würde gefordert werden. Ich wünsche, daß uns der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek, welcher er vorgesetzet ist, künftig etwas bessers liefern möge, als Gift und Ärgernisse". Und im zweiten Artikel überläßt er in riesigen Auszügen dem unbekannten vortrefflichen Vertheidiger, Reß, die Widerlegung der höllischen Beschuldigungen, „wodurch der Verfasser den Matthäus zum ärgsten und dummsten Lügner, die Apostel zu den ärgsten Bösewichtern und Betrügern macht", mit der lauten Herausforderung: nun müsse Herr Lessing, da er sich zum Pflegevater der hinterlassenen Misgeburt aufgeworfen, entweder die im Fragment gerügten Widersprüche aufrecht erhalten oder stillschweigend das Bekenntnis der Scham ablegen, er habe die Fragmente überschätzt und die Früchte der Finsternis mit Unrecht aus dem Dunkel gezogen. Ein Ausblick auf „jenen Tag" darf bei Goeze natürlich nicht fehlen. Aber wie Goeze im dritten Stück den belobten Behn nur kurz zu Worte kommen läßt, um seinerseits die „Chikaneurs", die „temerarii litigatores, auf deutsch: frevelhafte Zänker" Lessing, Semler, Bahrdt wegen ihrer Bibelkritik zu berennen, so mußte er schon vorher in der schwarzen Zeitung, wo er hinter Reß' A und B zurücktrat, das Geständnis ablegen, er habe die Gegensätze Lessings mit viel größerer Betrübnis gelesen als die frech und grob lästernden Fragmente. Goeze schwört auf das Schriftideal. Sein Bekenntnis lautet: „daß die Evangelisten in jedem Worte untrüglich gewesen", seine Losung: „das Wort sie sollen lassen stahn und kein'n Dank dazu haben". Von der vollen Eingebung des heiligen Geistes läßt er kein Jota streichen, und seine innerste Überzeugung liegt in dem Lutherischen Motto besiegelt: „Darum heißt es rund und rein, ganz und alles geglaubt, oder nichts geglaubt. Die heilige Schrift läßt sich nicht trennen oder theilen, daß sie ein Stück sollte wahrhaftig, und das andere falsch lehren und glauben lassen." So hatte Calov und seine Wittenberger Schule gelehrt, die Schrift sei von Irrthümern und Fehlern jeder Art, auch topographischen, physikalischen, stilistischen, völlig frei, ein heiliges Dictat, zu dem die Schreiber nur die Hand geliehen.

Auf diesem Standpunkt gab es kein Vertragen mit den Neuerern, die Wesentliches und Unwesentliches, Lehre und Geschichte im Gotteswort schieden. Keinen einzigen Satz Lessings will und kann Goeze einräumen. Sagt Lessing „Der Buchstabe ist nicht der Geist", so betheuert Goeze das gerade Gegentheil „Der Buchstabe ist der Geist, und die Bibel ist die Religion", womit natürlich alle Folgerungen Lessings zu Boden fallen. Also sind Einwürfe gegen den Buchstaben eben auch Einwürfe gegen den Geist, wie Einwürfe gegen die Landesordnung zugleich Einwürfe gegen die urkundliche Landesverfassung sind; ein schiefer Vergleich, der erste, den Goeze im Wetteifer mit der verhaßten Bildersprache aufbringt, ihm aber besonders lieb, weil er erst leise, dann unverblümt, ja unter ausdrücklicher Anwendung auf die Braunschweigischen Herrschaftsrechte, zu Winken an die Obrigkeit benutzt werden konnte. Ihm sind die inspirirten Apostel wie die Schreiber einer Verfassungsurkunde, sie dürfen schlechterdings nichts Unrichtiges aus ihrem eigenen Hirn einfließen lassen, darum enthält auch die Bibel nicht mehr als zur Religion gehört, keinen minder unfehlbaren Überschuß. Ebenso kann Goeze zwar einräumen, was selbst die äußerste Wittenberger Orthodoxie schon willig zugegeben hatte, daß nämlich das Christenthum vor den Schriften der Evangelisten und Apostel da war und daß eine sehr beträchtliche Zeit bis zum Abschluß des ganzen Kanons verlief, aber „unsere Überzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein auf diesen Schriften", denn die mündlichen Lehren und die Thaten Jesu und der Apostel können wir nur aus ihnen wissen. Dieser Lutheraner wehrt sich mit Händen und Füßen gegen eine historische Entwicklung des Christenthums ohne Schrift und wittert, ohne es ausdrücklich zu sagen, in Lessings kühnen Sätzen über den vor der Schrift und bei Verlust der Schrift gesicherten Bestand des Christenthums einen gefahrdrohenden Kryptokatholicismus; wie denn seit der Romantik wirklich, z. B. noch von Clemens Brentano, eifrige Versuche gemacht werden sollten, Lessings dem engen Schriftprincip des Lutherthums widerstrebende Behauptungen als Wasser auf die römische Mühle der Tradition zu treiben. Goezen ist in der ganzen Bibelsperre vom neunten bis ins fünfzehnte Jahrhundert die christliche Religion des großen Haufens nur ein verwandeltes Heidenthum. Ihm fällt — und man sieht, wie alles was er

in seinem felsenfesten Glauben an das geoffenbarte Bibelwort sagt, sich immer um dieselbe Achse dreht — ihm fällt innere Wahrheit und Überlieferung schlechthin zusammen, und Lessings vermeinte Rettung durch die von der Schrift gelöste innere Wahrheit ist für Goeze nur ein Strohschild gegen die feurigen Pfeile der Fragmente. Er sah richtig, daß Lessing einen „Plan" hatte, wenn er seinen Ungenannten trotz alledem mehr deckte als durch Gegensätze schwächte, daß Lessing die Herausgabe nichts weniger als aus bibliothekarischem Pflichteifer oder gar aus apologetischer Absicht vollzog, daß Lessing geschickt mit allerlei Gedanken hinter dem Berge hielt, und er wollte nicht sowol erforschen, was Lessing über das Christenthum behaupte, als was er vom Christenthum glaube. Er las die beiden Schriften gegen Schumann und drängte, mit Wittenberg vereint, Lessing möge das Visier lüften, die Blätter verläugnen oder auf sich nehmen; denn da stand ja, wenigstens für Goeze, in einem hypothetischen Satzgeflecht zu lesen, daß des Verfassers ganze Vernunft sich gegen die Gottheit Jesu sträube! Er ist entsetzt. Als er aber im „Testament Johannis" den ironischen Satz über ein gewisses dumpf gewordenes Salz der Erde, will sagen die Orthodoxie, las, da wurde er grob und trumpfte Lessings Wort, dies Salz schwöre jetzt auf das Evangelium Johannis, mit unholden Gegengeschenken von Meineiden der Bankbrüchigen und Arsenik ab. Lessings Friedenswunsch, das Testament Johannis möge vereinigen, was das Evangelium Johannis trenne, ist ihm ein neues gotteslästerliches Zeichen, denn Johannes schrieb sein Evangelium aus unmittelbarer Eingebung des heiligen Geistes, und wie kann der wahre Gott die Christen trennen?

Bald fällt ihm auch die „Duplik" in die Hände, und, mit Lessings Namen ausgestattet, gießt sie Oel in Goezes Feuer. Jetzt wirft er dem Ehmalsgeliebten die allergrößeste Leichtsinnigkeit, den blauen Dunst seines Theaterwitzes und seiner zweideutigen Bilder, das Verfahren eines schlechten Sachwalters gegen den lieben Nachbar vor, spannt Lessing ohne weiteres mit „seinem, ihm so ehrwürdigen Fragmentenschreiber" zusammen und ruft: „Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgernis kommt! sagt der, der an jenem Tage den Ungenannten, Hrn. L., mich und uns alle richten wird." Er schreit und überschreit sich, aufs Äußerste gereizt durch Lessings Hartnäckigkeit

gegen Reß und die Drohung der „Duplik", die Herren möchten auf der Hut sein sich nicht ganz lächerlich zu machen, wenn man endlich erführe, wer der ehrliche und unbescholtene Mann sei, über den man so christmilde gespottet, wer der unstreitige Gelehrte sei, den man so gern zum unwissenden und muthwilligen Laffen erniedrigt hätte. Also hatte Lessing mit dem Gerede über den Wertheimer nur gespielt, um den Leuten Sand in die Augen zu streuen? Man begreift die Aufregung: der Fragmentist sollte nun gar ein Muster von Tugend und Weisheit sein! er, dessen Auferstehungsfragment doch eine neue Auflage von Wagenseils „Feurigen Teufelsgeschossen" eröffnen müßte! der mehr als jüdische Verleumder des Erlösers! Goeze will Lessing gradezu mit diesen grimmigen Anfällen reizen, daß er, ihn lächerlich zu machen, den Verfasser nenne. An Lessing selbst aber richtet er, um ihn, wie er sagt, des Papillonfluges müde bei einem Punkt festzuhalten, die Gewissensfrage: ob er die von Matthäus erzählte Geschichte der Grabwache u. s. w. für wahr halte? Kaum hat er „diese demüthigen Bitten", die reine Bahn schaffen sollten, formulirt, so wird ihm der Hamburgische Correspondent auf die Stube gebracht, und er liest, daß in der Bohnschen Buchhandlung unter den Neuigkeiten der Ostermesse Lessingsche Schriften gegen ihn aufliegen. Auch Goeze erfaßt in seiner Polemik die dramatischen Momente, und wer seinen Stil mit Verachtung straft, der kennt ihn nicht; es fehlt dieser Rede keineswegs an Lebendigkeit und Steigerung. Hier giebt sich der Hauptpastor, nachdem er im Allgemeinen die bittersten Angriffe Lessings gleich den Lästerungen der Dippel und Edelmann für Ehrentitel eines rechtschaffenen Theologen erklärt hat, die Miene hochgemuther Gleichgiltigkeit: vor dem Feste sei wichtigeres zu thun, meint er und wiederholt das in der Vorrede; nach den Feiertagen solle ihn eine müßige Stunde belehren, ob es der Mühe werth sei sich weiter einzulassen. Aber er hat doch wol dem streitlustigen Kitzel nachgegeben und die Bogen ungesäumt durchflogen, denn, abgesehen von der Parenthese vorn „so weit ich solche gelesen habe", schmeckt der Epilog mit seinen Vermuthungen über Lessings Ton, Lessings wahrscheinliche Rache für die Mahnung an die Todesstunde, Lessings theologische Ohnmacht nach der Quelle. Noch einmal schüttet er die sattsam aufgetischten Proteste gegen die „Zusätze" und die „Duplik" aus und ruft: Christen! laßt

euch nicht verführen. Herrn Leſſing wird die beſtimmte unbildliche Erklärung abgefordert, was er unter chriſtlicher Religion begreife und was in der Bibel göttlich oder menſchlich ſei. „Chriſten!“ ruft er, als ſtehe er ſchon zur Oſterpredigt auf St. Katharinen-Kanzel, „werdet ihr euch eure euch von Gott gegebene Bibel von Herrn Leſſing abnehmen laſſen? Eine ſchlechte Komödie kann er abwürdigen, aber an unſrer Bibel muß er anlaufen und zu Schanden werden.“ So iſt Goeze eigentlich mit dem Gegner fertig, ohne deſſen Libelle der Einſicht zu würdigen, denn er behauptet — und wieder bricht der Ärger über jene Stelle im „Teſtament Johannis“ durch —, Leſſings Salz ſei nach der „Emilia Galotti“ etwas dumpf geworden. Ja, er greift in der Fußnote bis zur alten „Rettung“ des Lemnius zurück. In Poeſie und ſchönen Wiſſenſchaften läßt er ihn gelten, ein Bewunderer des „Laokoon“, der „Antiquariſchen Briefe“, „vornehmlich aber ſeines unnachahmlichen Meiſterſtückes, der Abhandlung, wie die Alten den Tod abgebildet“, doch der Übergang ins Feld der Philoſophie und Theologie iſt ihm wahre *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος*, die Herausgabe der Fragmente das Grab des Leſſingſchen Ruhmes. Doppelte Klage wird in der den Titel erläuternden Vorrede erhoben: über die mittelbaren Angriffe auf Chriſtenthum und Bibel durch den Druck der Fragmente und die „Advocatur des Verfaſſers derſelben“, über die unmittelbaren durch die beigefügten Scheingründe, beſonders den Rath, die Wahrheit der chriſtlichen Religion auf das bloße possidemus quia possidemus zu gründen. Es lag ja nahe, und dieſe gefährlichſte Conſequenz iſt auch von Goeze, wenngleich nur flüchtig, anderswo gezogen worden, zu fragen, ob nicht der Muhammedaner denſelben Beweis des ſiegreichen und fortwirkenden Beſtandes, ohne Alkoran und die hiſtoriſchen Wunder des Propheten, für den Islam beanſpruchen könnte. Goeze mußte den Läugner des Beweiſes vom Geiſt und der Kraft viel ärger fürchten als den ungenannten Offenbarungshaſſer. Er redet Leſſing um ſeines ewigen Heils willen ins Gewiſſen, das innere Zeugnis des heiligen Geiſtes durch die Kraft der Schrift reiflich zu erwägen. Er verweiſt ihm die „Theaterlogik“, die Überraſchung der Phantaſie durch das beſtändige Spiel mit Gleichniſſen, Inſtanzen und Antitheſen, die Blendung blöder Augen durch „Sophismen, Equivocen und Fallacien“, und verſpricht ſeinen Leſern, zum Spaß Leſſings Bilder nach

dem Alphabet in ein Regiment zu sammeln, damit diese irregulären Truppen und Marodeurs vor dem gesunden Menschenverstande Spießruthen liefen. So geladen ist diese, vom 7. April datirte, Vorrede, so oft nimmt sie, keine Wiederholung scheuend, einen neuen Anlauf gegen den „Chineser", der sich allein zwei Augen, dem Ungenannten eines, allen andersgläubigen Maulwürfen gar keines zutraue, daß niemand Goezes Bedenken, ob er für den Verirrten nur desto herzlicher beten oder auch „nach dem Feste" auf die ihm besonders geltenden Schriften erwidern solle, ernst nehmen kann. Goeze durfte nach seiner ganzen Vergangenheit und nach seiner tiefgefühlten Berufung nicht „ohne Nachtheil der Wahrheit" schweigen.

Die Hand auf seine blutende Wunde pressend, hatte Lessing zur „Zerstreuung" im Januar die Antwort auf Goezes ersten Zeitungsartikel entworfen, die sich nach der zweiten Reihe zu dem Ostergeschenk abrundete: „Eine Parabel. Nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Goeze in Hamburg." „Friedliche Blätter" dürfen die beiden ersten Stücke wol heißen, wenn man sie an dem dritten und seinen enggeschlossen anbringenden Nachfolgern mißt. Aufrichtige Erinnerung an den vortheilhaften Verkehr in Hamburg, ironischer Dank für die neue Verbindlichkeit, daß Goezes Wächterstimme noch den Namen Lessings habe verschonen wollen, kühle Ablehnung einer freundschaftlichen Titulatur ergeben die Anrede „Ehrwürdiger Mann", die allmälig in einen schneidenden Gegensatz zu dem Stoff und Ton dieser Unterhaltung tritt. Eine Parabel macht den Schluß aller religiösen Botschaften Lessings, eine Parabel — „nicht das Schlechteste, was ich geschrieben" — den Anfang seiner langwierigen Händel mit Goeze. Die christliche Religion, die in der Bibel als Vaterhaus, in der Lutherischen Kampf- und Erbauungslitteratur so gern als Burg angeschaut wird, erscheint hier als Königspalast von unermeßlichem Umfang und sonderbarer, allen Regeln der Architektur widersprechender, doch gefälliger, zweckmäßiger Bauart, innen überall licht und zusammenhängend, außen befremdlich durch die wenigen, zerstreuten, mannigfaltigen Fenster und die vielen Thore. Geistreich erklärt Lessing die Helle der vornehmsten Gemächer aus dem Oberlicht, das in sie fällt, und seine so durchsichtige Construction, daß statt eines Portals auf

jeder Façade die zahlreichen kleinen Pforten den kürzesten Weg für alle Bedürftigen öffnen, trifft unbewußt mit dem weisen Sofi zusammen, der die Frage des persischen Sultans, welche der vier Secten des Islam auf der rechten Bahn wandle, dahin beantwortet:

Du thronest hier in einem Saal,
Zu dem geöffnet sind vier Thüren,
Und deinen Thron sieht allzumal,
Wen du durch eine lässest führen.

Nun stellt Lessing mit überaus feinen Streiflichtern die Spaltungen im Christenthum als Zwistigkeiten vermeinter Kenner über alte Grundrisse des Palastes dar und erzählt, wie die große Mehrheit nur noch ihre verschiedenen Grundrisse, nicht mehr den Palast mit all seiner gütigen, segensreichen Weisheit anschaute, sich aus den alten Plänen neue nach Belieben zusammensetzte, die Wenigen aber, die am Palaste selbst ihr Genügen hatten und einmal einen solchen Grundriß beleuchteten, für Mordbrenner nicht der Grundrisse, sondern eben des Palastes ausschrie. Der Wächter ruft: Feuer im Palast! Sofort läuft jeder — nach Hause, seinen Grundriß zu retten. Der Palast aber stand gar nicht in Flammen, die Feuersbrunst war ein Nordlicht. Die Anwendung auf den Fragmentenstreit ergiebt sich von selbst, doch der Sinn der Parabel hat einen die ganze christliche Kirche, ja alle Religion umspannenden Gesichtskreis. So weitet Lessing den Horizont und ruft, unbekümmert um alles Pochen und Schwören auf Grundrisse, sein „Tretet ein", bevor er den ersten Spruch gegen Goeze thut, der vor anderen den Grundriß schwang.

„Ein andres ist ein Pastor, ein andres ein Bibliothekar", der eine ähnelt dem Schäfer, der zweite dem Kräuterkenner. Mit diesem witzigen Vergleich deckt Lessing Recht und Pflicht der Herausgabe jener sehr unchristlichen Fragmente nach dem sehr christlichen Berengar. Er will alles lieber als Stockung im Christenthum und erklärt die christlichen Secten nur für Phasen. Seine Bitte aber geht dahin, Goeze möge im nächsten Stück der „Freiwilligen Beiträge" die Entstellung zurücknehmen: Lessing habe die Einwürfe gegen die Bibel für schlechterdings unbeantwortbar erklärt, was zu sagen er sich allerdings gehütet, Goeze jedoch in der Hitze des Gefechts und immer mit der Alternative, Alles oder Nichts, ihm zuschob. Hatte die Parabel die rechthaberische,

selbstsüchtige Systemtheologie und die frommgläubigen Gottesverehrer, hatte die Bitte zwischen einem jener Palastwächter und einem freien Laien unterschieden, so liegt der Schwerpunkt des Absagungsschreibens in der Charakteristik des wahren und des falschen Lutherthums. Was konnte Lessing, wenn er nun die Stimme gemäß der gesteigerten Tonart des Pastors höher erhob, dem Gegner Schlimmeres anthun, als seine Ansprüche, der treue Eckart und Reichsverweser des wahren Lutherthums zu sein, vernichten? Mit Keulenschlägen traf er die Spätlinge einer mehr als Lutherischen Orthodoxie. Goeze trotzte auf das erstarrte Glaubensprincip „Alles oder Nichts"; Lessing nahm sich, da der Hauptpastor unermüdlich über Ärgernis schrie, das tapfere Wort des freien Reformators zur Losung „Ärgernis hin! Ärgernis her!" Treu seiner Scheidung zwischen Buchstaben und Geist und seiner Gewißheit, daß wie alles in der Welt, so auch die christliche Religion, ohne Stillstand und trotz allen Versuchen sie zurückzuschrauben, sich fort bewege und weiter entwickle, rief er Luthers Geist auf gegen das Wittenbergsche Schulsystem und seine Compendien und deutete in der berühmten pathetischen Stelle schon über Luther und Christus das Evangelium einer neuen Aera an: „Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgiltig daherschlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset, aber wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!" Solche Worte haben alle angefeuert, welche seither dem Protestantismus im Sinne der freien Forschung und der vorwärts schreitenden Bewegung dienten. Den Lutherischen Pastoren, die als Päpstchen dem Forschen und der Mittheilung des Erforschten Halt gebieten wollen, zieht Lessing den Einen Papst vor. Da er den Reformator als eine geschichtliche Figur ansah, groß aber doch durch sein Jahrhundert bestimmt wie jeder Mensch, so scheute er sich nicht den höhnischen Wendungen über Wittenberger Orthodoxie kühne und kaum durchweg zutreffende Gedanken über Luthers Bibelwerk und Schriftideal beizufügen, die noch unholder das Ohr der Epigonen berührten, und in wichtigen Fragen den Katholiken entgegenzukommen.

Es war nur eine rhetorische Figur, daß er Goezen in der Absagung fragte, ob nicht dieser Strauß der erste und letzte bleiben sollte. — „Ich schreibe auch", lautete das Valet. Und Lessing schrieb zuvörderst seine dem Inhalte nach gewichtigsten antigoezischen Blätter, die, weil Goeze ein paarmal von den zuversichtlichen Axiomen des Gegners ironisch gesprochen hatte, den Titel führen: „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt." Es sind die bekannten Gegensätze in veränderter Ordnung mit Belegen, Verstärkungen, Erklärungen, polemischen Excursen, von dem Satz an „Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört" bis zum letzten Schluß über das Verhältnis der inneren Wahrheit und der schriftlichen Überlieferung. All diese Fundamentalartikel, an denen Goeze umsonst rüttelte, vertritt Lessing in maßvollem, Punkt für Punkt erörterndem Vortrag; nur eine Frage, die: ob denn die Religion vor der Offenbarung gewesen sei, lehnt er als windschief und bloße Störung ab. Sonst bleibt kein Vorwurf und keine Frage unbeachtet. Lessing hat Goezes Artikel neben seinen Schreibblättern liegen und schaut nach jedem Absatz wieder hinein. In der „Duplik" und in einem besondern Entwurf macht er sich den Spaß, die Citate aus Goeze zu einer neuen Gesprächsgattung zu verwenden, dem Kanzeldialog, wo der Eine wie eine aufgezogene Uhr abläuft, ohne dem Andern im geringsten zuzuhören. Aber auch hier ist Lessings Ton ein sachlicher. Er, der nur als freier Liebhaber der Theologie und armer Laie auftritt, gebietet über seine reichen patristischen Kenntnisse und führt den Zunfttheologen durch den Beweis ab, daß in der alten Zeit der Wunder und Erleuchtungen das Verlangen nach der Schrift zum Glauben, den der Bischof forderte, sogar für ein Verbrechen galt, da die Schrift als Bestätigung, nicht als Quelle des Glaubens diente. Er präcisirt seinen angefochtenen Satz „Christenthum ohne Bücher" durch die selbstverständliche Einschränkung „nicht ohne den Inhalt dieser Bücher" und tritt von neuem für die Kraft mündlicher Überlieferung ein, mag er auch damit den Katholiken näher rücken als der Mehrheit unter den Protestanten, deren Schriftprincip schließlich den Spott erfährt, demnach scheine zum Christenthum das Lesenkönnen so nöthig wie die Taufe. Wolverstanden, Lessing ist nicht so paradox, die erhaltende und befestigende Macht der Schrift, die später Kant so stark betonte, zu

läugnen; nur ihre alleinige Geltung gegenüber der Fortpflanzung von Mund zu Mund, den Symbolen, der Aufbewahrung durch secundäre Bücher im Falle des Verlustes will er brechen, Bibel- und Dogmenstudium des Gottesgelehrten, kurz Theologie nicht für Religion nehmen, dem Gefühl des frommen, aber theologisch unbeschlagenen Laien die Beruhigung des christlichen Lehrbegriffes wahren, eine Wirkung durch achtzehn Jahrhunderte nicht an ein Buch fesseln. Die Frage, ob ohne Abfassung und Erhaltung der neutestamentlichen Bücher eine Spur von Jesu Thaten und Lehren in der Welt übrig geblieben wäre, war von Goeze unumwunden verneint worden. Nun wallt Lessings Empörung über: „Nein, dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn es mir ein Engel vom Himmel vorsagte! Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann, und nur deine Lehren, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe?" Da Lessing selbst immer ein Freund war von Geschichten, gut erzählt, wie sein Sultan, so illustrirt er die Folge der Axiome über die Unabhängigkeit der Religion vom Buchstaben mit einer episch-paraboliſchen Fiction, die ihm durch den patriarchalischen Christenstaat der „Insel Felsenburg" und ähnliche Dichtwerke nahe gelegt sein möchte. Ein hessischer Feldprediger wird an eine Insel verschlagen und findet da ein frohes Völkchen, Abkömmlinge einer vor hundert Jahren gestrandeten Predigerfamilie, deren einziger Bücherschatz nach dem Schiffbruch in Luthers Katechismus bestand. Seitdem ist der Katechismus aufgebraucht bis auf den Einband, aber die Guten reden lutherisch, glauben lutherisch, und für sie, die nicht lesen können, steht noch immer alles zwischen den Deckeln — „unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther und lebte kurz nach Christo." Diese Leutchen können für Goeze keine Christen sein, für Lessing sind sie es. Man bemerke wol, daß unser Geschichtchen zugleich auf die langathmigen Beschwerden des Offenbarungsfragments über blöden Köhlerglauben und papageienmäßiges Nachsprechen irgend eines auswendig gelernten Katechismus

antwortet. In demſelben Jahrzehnt, wo neue Propheten erſtanden und Fauſt vor dem kindgläubigen Gretchen Schall und Rauch des Namens in den Wind ſchlug, denn „Gefühl iſt alles", hat Leſſing, der kein Prophet und kein Schwarmgeiſt war, eben das auf ſeine Weiſe geſagt, was der Sturm und Drang der Empfindung den vernünftigen Aufklärern entgegenſprudelte: der fühlende Chriſt bedarf nicht theologiſcher Hypotheſen und Beweiſe. Sein Liebling unter den Kirchenvätern, Irenäus, hat es ſchon gewußt, daß die Religion ohne unmittelbaren Bibelgebrauch beſtehe: cui assentiunt multae gentes barbarorum, eorum, qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Darauf, nicht auf die Richtigkeit aller Leſſingſchen Ausführungen über Copien, Drucke und Gebrauch der Bibel kommt es an, und die Umſchwünge, die ſich an Luthers Bibelwerk und Schriftprincip knüpften, Umſchwünge, die Leſſing nicht läugnen konnte, thun dem Axiom keinen Schaden: die Bibel iſt nicht die Religion. Politiſch erhält Michaelis in einem langen Citat das letzte Wort zur Bekräftigung, daß die chriſtliche Religion nicht mit der Frage nach der göttlichen Eingebung des Teſtamentes ſtehe oder falle.

Mit den „Axiomata" hatte Leſſing ſich zur Genüge gründlich ausgeſprochen und die Arme frei gemacht, um dieſen Gegenſtand erſt in den Briefen an Walch wieder aufzunehmen. Nun kamen die perſönlicheren Händel zum Austrag in dem Schwarm der elf „Anti-Goezen", denen endlich nach dem erzwungenen Abſtrich am Dutzend die „Nöthige Antwort" und ihre Fortſetzung als die vierzehnte und fünfzehnte Schrift gegen einen und denſelben Mann folgten. So löſte Leſſing, in der Luſt des Zweikampfes Vergeſſenheit und friſchen Muth ſuchend, das Wort ein, überſchreien möge ihn der Paſtor, überſchreiben ſolle er ihn nicht. Auch das war lutheriſch geſagt.

Die Reihe der „Anti-Goezen" hat, wie oft große und kleine Männer ihrem Stil und ihren Wendungen nachgegangen ſind, ihresgleichen nicht in der deutſchen Litteratur und findet in der geſammten ausländiſchen Polemik ein Seitenſtück nur an Pascals Provinciales, welche inneren Gegenſätze auch den Heiligen des Port-Royal und den freien Sohn der Aufklärungszeit von einander trennen. Hat Leſſing an Pascal das Intereſſe genommen, das Kopf und Herz dieſer großen

Individualität jedem Leser der Briefe und der Pensées mit dem ersten Satz abgewinnen? Hat er sich gefragt, was Bartholomäusnacht, Jansenismus, Widerruf des Edicts von Nantes für das französische Geistesleben bedeuteten? Wir wissen es nicht, und wenn für Lessing wenigstens die Lectüre des ersten Bandes von Gibbon's Geschichtswerk über Roms Niedergang bezeugt ist, ohne jeden urkundlichen Aufschluß, mit welchen Eindrücken er etwa das berühmte zweite Capitel über den glücklichen Religionsfrieden und die nur von Christen und Juden nicht getheilte Duldsamkeit unter den Antoninen gelesen hat, so fehlt selbst der bloße Name Pascals in allem, was aus Lessings Feder auf uns gelangt ist. Aber die Nachwelt hat in den Schriften großer Männer nur Bruchstücke ihrer geistigen Antheilnahme überkommen, und so zweifelhaft es sein mag, wie Lessing sich mit der Verbindung des schärfsten Denkens und des ergebensten Glaubens in Pascal abgefunden habe, vorbeigeeilt ist er auf den vielverschlungenen Pfaden seiner Wißbegier an dem Franzosen sicherlich nicht und neuerdings wol durch Kleukers treffliche Übersetzung und Erläuterung der Pensées (1777), nicht zum ersten Mal, dem Einsamen genähert worden. Zwischen den Ausschreitungen des Unglaubens und dem Glauben aus Aberglauben sieht Pascal die wahren Christen. Er glaubt, er dürstet nach Gnade. Sein Geist, fähig auch das Fremdeste zu durchdringen, weicht vor keinem Problem zurück und berührt ohne Entrüstung mit klarem Blick die stärksten antichristlichen Behauptungen. Ihn können sie nicht beirren in der Gewißheit seines Gemüthes: das Herz, sagt er, hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt; das Herz fühlt Gott, nicht die Vernunft, denn was ist der Glaube? Gott ist dem Herzen fühlbar, nicht der Vernunft. Dieser mathematische Kopf, dies fromme Herz, dies der Tugend rein ergebene Gemüth unternimmt in den „Provinzialbriefen" den Kampf gegen die unsittliche Casuistik der Jesuiten; der Kranke führt ihn mit unerschöpflicher Productivität zu Ende. Keine Fäulnis läßt er im Verborgenen um sich fressen, keine Lüge weiterschleichen. Nirgend vermag ihn ein Machtspruch zurückzuschrecken, die beschworene Thatsache muß er mit eigenen Sinnen erhärtet finden, eh er sie für erwiesen nimmt, das Buch mit eigenen Augen gesehen haben, eh er glaubt, dies oder das stehe darin, und kein römisches Decret kann ihm Galileis Entdeckungen umstoßen. Er

zerfasert das sophistische Geflecht der Gegner, um sich auf den Schwingen des herzlichsten Pathos in den Aether der Liebe, der charité, welche die Seele und das Leben der christlichen Tugenden ist, zu erheben, nachdem seine Beredsamkeit allen Schlichen und Kniffen der Verhaßten nachgegangen ist. Wo er spottet und höhnt, blickt immer der ernste, unantastbare Mann durch. Sein Stil wirkt mit der größten Unmittelbarkeit durch das lebendigste Plaidoyer, das regste Gespräch, die dramatischsten Scenen. In seinem Munde wird die höfliche Anrede „Mein Vater" vernichtend, und die Frage des Erstaunens hat ein Sturzbad anaphorischer Zurufe „Ihr" „Ihr" „Ihr" im Gefolge. Bald jagt er die Feinde auf einen Haufen, bald treibt er sie auseinander, so daß die gröblichen Widersprüche dieser Leute von allen Seiten mistönig zu Gehör kommen, oder zeigt, wie im Handumdrehen was unlängst noch abscheulich hieß heute im Gewande der Unschuld einhergeht. Auch er liebt paraboliſche Einkleidung und entwirft ein Gemälde der Kirche frei nach dem Gleichnis vom Samariter, auch er kehrt gern bei den Kirchenvätern ein und labt sich im heißen Gefecht an köstlichen Worten des Tertullian. Fragt man ihn aber, warum er die Verfasser so schändlicher Dinge mit ihren Namen vor das Publicum geschleppt habe, so dient ein Bild zu seiner Rechtfertigung: „Befände ich mich in einer Stadt, wo es zwölf Brunnen gäbe, und wüßte ich sicher, einer von ihnen sei vergiftet, ich wäre verpflichtet, alle Welt anzuweisen, daß sie kein Wasser aus diesem Brunnen schöpfe; und da man glauben könnte, es sei eine reine Einbildung meinerseits, so wäre ich verpflichtet, lieber den Giftmischer zu nennen als eine ganze Stadt der Vergiftung auszusetzen". Nicht so aufrichtig verglich Lessing gegen Goeze die verborgenen Fragmente einem geheimen Gift oder einer schleichenden Pest, sich selbst aber dem Gesundheitsrath, der die Gefahr zur Anzeige bringt. Er braucht Finten und Deckungen, die Pascal nicht kennt, aber unerschöpflich und variationsreich wie dieser, weiß er auch den tiefen Brustton anzuschlagen, den die vollkommenste dialektische Kunstfertigkeit sich nicht geben kann, weil er nur von der Natur verliehen wird; dann ist's, als schwinge in den mörderischen „Anti-Goezen" aller Seelenschmerz und alle mannhafte Läuterung des persönlichen Wehs gleich einer tiefen Glocke mit. Es gewährt einen seltenen Genuß, ein paar Blätter Pascals neben einem

„Anti-Goeze" zu lesen, wie es erfrischt, nach dem abgestandenen Einerlei der Antifragmentisten sich Pascals prägnante Sätze über die apôtres trompés ou trompeurs zu vergegenwärtigen.

Ein unmittelbares sachliches Ergebnis konnte den Waffengängen mit Goeze nicht entspringen, denn der Orthodoxe hatte über den Ungenannten und was an ihm hing eine so felsenfeste Meinung wie über die Offenbarung; darum ließ er sich nicht nach gegnerischen Kampfregeln stellen und bei der Stange halten, achtete der feinen Unterscheidungen Lessings kaum und blieb, schwach im Beweis, stark im Bekenntnis, wirklich der Rolle treu, die ihm Lessings Kanzeldialog zugetheilt hatte. Über diese Unmöglichkeit, Goezen irgend ein Zugeständnis zu entwinden, ist Lessing sich ganz klar gewesen, als er durch die „Anti-Goezen" sein Schnellfeuer gegen den orthodoxesten Widersacher eröffnete und lächelnd zu dem Titel „Anti-Goeze. D. i. Nothgedrungener Beiträge zu den Freiwilligen Beiträgen des Hrn. Past. Goeze Erster" ein „Gott gebe, letzter!" fügte. Ein drastisches Bild im zweiten verspricht, den Eimer faulen Wassers, worin ihn Goeze ersäufen wollte, tropfenweis auf den entblößten Scheitel des Gegners fallen zu lassen; an einer andern Stelle sagt Lessing, er rücke dem Herrn Hauptpastor Schritt vor Schritt auf den Leib, bis er ihn ganz umzingelt und in dem Winkel habe, wo er nicht entwischen könne.

Mitten hinein aber warf er, eben als Maschо die Jagd nach dem Ungenannten in ein neues, gefährliches Kesseltreiben gebracht hatte, Ende Mai als besondere Schrift das stärkste und dreisteste Fragment „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger" und lieferte somit die Vordersätze zu der Krik der Auferstehung. Nun erst ließ sich verstehen, warum Reimarus die Apostel in ein solches Ränkespiel verwickelt und was das „neue Systema" im Eingang jenes früheren Bruchstückes zu bedeuten hatte. Lessing selbst, in der kurzen, auf Schrauben gestellten Vorrede, ermahnt achtungsvoll die berufeneren Gegner zu dieser Aufklärung Stellung zu nehmen, während er auf Goeze und Genossen zielt mit dem Sprichwort, Krüppel wolle überall vortanzen und jeder Homilet, der sich getraue eine Osterpredigt zu halten, getraue sich mit dem Ungenannten anzubinden. Grob und dummdreist fand auch Herder, dem „das Buch vom Zweck Jesu in

den Eingeweiden weh that" und schwierige Zweifel schuf, die meisten Antworten.

Am 7. Juni kennt Karl Gotthelf schon dies selbständige Fragment und sieben „Anti-Goezen", Doctor Reimarus bezeugt am 16., daß Stück Fünf, Sechs, Sieben binnen wenigen Tagen mit Geschwindschüssen abgefeuert wurden, am 30. sind neun heraus, Anfang Juli elf, am 18. muß Lessing die zwölfte Flugschrift mit dem fulminanten Motto aus Cicero abbrechen: Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum!

Die erste antwortet auf eine Reclame für Maschо in den „Freiwilligen Beiträgen", die aber nicht von Goeze stammte, was im Grunde gleichgiltig ist; auch hatte Lessing sich durch den Ausdruck „Goeze und Compagnie" den Rückzug offen gehalten. Die andern haben es in erster Linie mit „Etwas Vorläufigem" zu thun. Das Thema, welches mit Unterbrechungen, doch nach vorbestimmter Gliederung abgehandelt wird, ist Lessings Verhältnis zum Ungenannten und Goezes Kritik dieses Verhältnisses. Überflüssig zu sagen, daß der erwähnte vorgeschobene Vergleich mit dem Gesundheitsrath ebenso eine taktische Wendung ist, wie im Fragment gegen Töllner der Vergleich mit dem Arzt, der die ausgebrochene Seuche nicht alsbald zum Schrecken der Gesunden für die Pest erklärt, wol aber seine Vorsichtsmaßregeln trifft; und solcher an sich bewundernswerthen, für Lessings eigenste Politik aber gar nicht unbedingt rückhaltlosen Wendungen sind viele in diesen Bogen und in den übrigen Entwürfen, keine poetischere als das Vorspiel zur „Bibliolatrie", wo Lessing, wie des Euripides junger Jon auf den Stufen des Apollotempels, die Schwelle des Hauses Jesu fegt als frommer Diener. Und die Anklage, Goeze wolle ihn aus seines Vaters Hause hinauswerfen, ist wiederum mehr wirksam als im innersten Grunde gerecht, denn unter den vielen Wohnungen in unsers Vaters Hause, das für den christlichen Pastor nur eine christliche Herberge sein und bleiben konnte, stand einem Streiter, der ja alles Positive von sich ablehnte, keine zu. Er war für seine Person ausgeschieden, wenn er auch viel besser wußte, wie das Haus aufgebaut, eingerichtet, verwaltet sei, als der geistliche Gegner, der Unrath witterte, aber den großen Dialektiker nicht mit seiner Faust erwischen konnte. Wer möchte eine Seite der „Anti-Goezen" missen

und wer wiederum sich gegen die unbefangene Wahrnehmung verschließen, daß Lessings so blankes wie scharfes Schwert manchmal zu heftig gemäht und auch einige Hiebe geführt hat, die von der einen Seite trotz alledem nicht verdient, auf der andern zum mindesten entbehrlich waren. Nicht genug, daß Goezes Glimpf und Unglimpf im ersten und zweiten Artikel das prachtvolle Doppelbild von der Katze, die um den heißen Brei geht, und dem Eber, der auf den Spieß rennt, herbeiruft, daß Goezes Pastoralton ihm einen Schwarm böser Anspielungen auf Polterpredigten „alle acht Tage — Sie wissen wo", auf Postillen und „des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo", auf den Katechismusstreit und andere Hamburgensia zuzieht, daß ihn die furchtbare Antithese der „Axiomata" trifft „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!" oder in niedrigerer Sphäre der Vergleich mit einer frommen Hure. Nicht genug, daß er in dieser schonungslosen Gerichtsverhandlung „Blut und Verdammung wiehert" und sein leises Blinzeln nach der Behörde als „pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit" entlarvt wird. Nicht genug, daß Lessing auf seinem glorreichen Siegeszug es nicht verschmäht, das Wörtchen „Equivocen" aus Goezes Schrift zu einem billigen Wortspiel aufzuraffen, um dem Gegner ja nichts zu schenken. Kurz, nicht genug, daß hier von Bogen zu Bogen alle Stiche und Schläge der Polemik von der leichten Abfertigung des Einwurfs bis zum höchsten Pathos und dem verächtlichsten Hohn ausgetheilt werden — selbst Albertis Schatten wird noch einmal aus dem Grabe beschworen mit der schlimmen Wendung, daß Goeze gern seine Herren Collegen ewig schlafen mache, und Lessing wußte doch, was diese feindselige Auslegung in Wahrheit auf sich hatte. Die zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat soll der Hebel der Goezischen Umtriebe sein, und Lessing wußte doch, daß der Senior aus innerem Zwang von einem einflußreichen Posten zurückgetreten war, um seinem Pflichtgefühl nichts zu vergeben. Man wird es Goezen nicht zu tief ins Kerbholz schneiden, wenn auch ihn nach derartigen, bis zur persönlichsten Beleidigung getriebenen Anfällen Zorn und Wuth übermannten.

Hat es der erste Anti-Goeze noch mit den losen Zeitungsblättern zu thun, so beginnt mit dem zweiten die woldisponirte Zurückweisung des zusammenfassenden Libells „Etwas Vorläufiges". Lessing legt hier

ſein ausführlichſtes Stilbekenntnis ab, das ihm durch Goezes unabläſſige Querelen über Theaterlogik und Bildertand abgefordert war, und die folgenden Bogen lehren deutlich genug, daß der Meiſter einer Sprache, die im Bild Erleuchtung, keine dichteriſchen Zierrathen ſucht, auf dieſen Reichthum nicht verzichten kann und mag. Der Vertheidigung ſeiner Form folgt die Geſchichte ſeines Verhältniſſes zu Reimarus, die geſchloſſene Reihe der Vertheidigungsreden gegen die Anklage auf mittelbaren und unmittelbaren Religionsfrevel, ſo zwar, daß meiſtens der neue Bogen in einem Athem an den vorigen anknüpft und ein Mittelſtück die früheren Erweiſe vorläufig ſummirt. Der dritte zeigt, welche Vortheile die Religion objectiv aus Zweifeln und Einwürfen ziehe und wie verſchwindend dagegen der mehr befürchtete als vorhandene ſubjective Nachtheil ſei. Allenthalben greift Leſſing in ſeine patriſtiſche Beleſenheit hinein, wie er geradezu Tertullians Schrift De praescriptione haereticorum mit Anmerkungen über die Analogien der modernen deiſtiſchen und naturaliſtiſchen Ketzereien auszuſtatten begann und auch auf dieſem Gebiete die Schätze der Guelferbytana ſich nutzbar machte. Faſt kein theologiſcher Entwurf Leſſings entbehrt ſolcher weislich vorgeſchobenen Forts aus den Kirchenvätern. Alſo war es kein ſündhaftes Unterfangen den Pflegevater der Misgeburt zu ſpielen, wie Goeze ſagt, oder ein ausgeſetztes Geiſteskind in das große Findelhaus der Druckerei zu bringen, wie der Bibliothekar die Schmähung wendet. Die Kirche ſelbſt, ſo lehrt der vierte Anti-Goeze, läßt es ſich im wahren Verſtändnis ihres Beſten nicht einfallen, die Freiheit der Religionsbeſtreitung zu bekämpfen; darum will Leſſing von der beliebten Forderung, der Zweifler ſolle wenigſtens die Gelehrtenſprache reden, nichts wiſſen. Und immer wieder vertritt er ſein vornehmſtes Credo, daß die Bewegung die Seele alles Seins iſt; wenn auch nicht mit den geheimnisvoll wogenden Urworten des Erdgeiſtes über Geburt und Grab, ſo doch in dieſem Sinne heißt es: „Jede Bewegung im Phyſiſchen entwickelt und zerſtöret, bringt Leben und Tod; bringt dieſem Geſchöpfe Tod, indem ſie jenem Leben bringt; ſoll lieber kein Tod ſein, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?“ Und wenn ich auch unvorſätzlich keinen Wurm zertreten ſoll, ſo dürfte ich mich überhaupt nicht mehr rühren ... Das war zugleich die geſunde Antwort an die empfindſamen Werther, die das

Würmchen auf dem Wege beseufzten und vor dem verzehrenden Ungeheuer dieses Erdengetriebes verzweifelten. Doch mußte Lessings Kampf gegen allen Stillstand und alle Einschnürung ihm die Sympathie aller Werdenden und Fordernden eintragen, da was hier specieller für die Theologie so tapfer und frei verfochten ward, jedem Gebiete menschlicher Bethätigung zum Heile gereichte. Auch der politischen Ermannung, ja dieser ganz unmittelbar durch die entschiedenste Ablehnung des Polizeistaats, dessen Gewalt ein geistlicher Wächter bei jedem Flammenzeichen lärmschlagend anrief. Eine Stelle, im fünften, ist sogar die directeste Abfertigung der Mahnrufe Goezes gegen die revolutionären Regungen der rheinischen und Göttinger Genies: „Witz und Landessprache", so citirt er den Hauptpastor mehr als daß er ihn parodirt, „sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion so gern und so geschwind reifet. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac und Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet." Vor drei Jahren hatte Goeze die Obrigkeit angefleht, das belletristische Gift munter zu confisciren und den leichtsinnigen Zeitungsschreibern Zaum und Gebiß anzulegen, denn „Schriften von der Art, wie die Leiden des jungen Werthers sind, können Mütter von Clements, Chatels, Ravaillacs und Damiens werden." „Etwas Vorläufiges" aber brachte neuestens, an den Haaren herbei gezogen, einen kleinen Epilog über jüngst erschienene staatsgefährliche Tiraden zu Ehren von Brutus und Consorten; niemand konnte einen Augenblick zweifeln, daß damit der unreife Lobredner Klopstocks, K. F. Cramer, dem Augenmerk einer hohen Polizei empfohlen wurde. Der Protest gegen die theologische Censur war der Protest gegen die Censur überhaupt, die, zwar in Berlin und Braunschweig ohne Knebelung gehandhabt, in Wien mehr Bücher verschlang als der römische Index. Lessing kennt hier keinen Vorbehalt; in dieser principiellen Frage tritt er, ebenso wie Schlözer, offen und ohne eine Silbe des Tadels für Bahrdt gegen den aufgehetzten Reichshofrath ein, und wie bedenklich seine Zusammenstellung des treuen Dolmetsch Luther und jenes eklen Wiederkäuers sein mag, in der Sache konnte der Herausgeber des Reimarus keinen anderen Schritt thun. Es ist auch ganz gleichgiltig, ob man Goezes perfide Anspielungen auf das Braunschweigische Haus und dergleichen für halbe oder ganze,

verſchämte oder unverſchämte Begrüßungen der Obrigkeit und demnach Leſſings empörte Worte, der Paſtor hetze den Reichshofrath zu einem Schritte, der uns vor zweihundertfünfzig Jahren um alle Reformation gebracht hätte, für unzutreffend oder für voreilig oder für eine ungerechte Vermengung Goezes und Wittenbergs nehme — die Warnung war am Platze. „Man urtheile aus den Krallen, welche die geiſtliche Tyrannei in einem ihrer grimmigſten, zum Glück noch gefeſſelten Tiger bereits zu entblößen wagt.“ Auch hier heißt „Goeze“ dasſelbe wie oben „Goeze und Compagnie“, und ſchließlich hat Leſſing nach den Anti-Goezen beide Männer zuſammen genannt: „ein Lutheriſcher Paſtor und ein verdorbener Advocat“.

Goeze wird in dieſen ungeſtümen Heften als Typus und als Individuum behandelt. Als Typus ſchließt er die geſammte reactionäre Orthodoxie in ſich, als Individuum hat er beſtimmte Geſellen. Darum wird neben Rector Maſcho an zwei Stellen der Lübecker Behn abgefertigt, den Goeze im „Vorläufigen“ mit vollen Backen als einen gründlichen und ſelbſtdenkenden Gelehrten gelobt hatte. Ehemals Docent in Jena, war dieſer Schulmann ein ſeichter Vielſchreiber, ebenſo bereit Gedanken über die Dreieinigkeit wie philoſophiſche, mathematiſche, naturwiſſenſchaftliche Tractate aus dem Ärmel zu ſchütteln. Sein dickleibiger Torſo „Vertheidigung der vornehmſten Wahrheiten der Chriſtlichen Religion vornämlich gegen die neuern Angriffe“ (1778), ein poſitiver Sprößling des zahmſten Wolffianismus, hat mit den Fragmenten noch gar nichts zu ſchaffen, ſondern begnügt ſich den „elenden Voltaire“ als „kriechendes Inſect“, „habſüchtiges Monſtrum“ und „Abſchaum der niederträchtigſten Wolluſt“ zu brandmarken. Es berührt komiſch, daß der ärmliche Phraſenmacher ſeine Waſſerſuppe mit einigem Fett aus Leſſings „Laokoon“, ohne die Bezugsquelle zu nennen, und aus den „vortrefflichen Büchern des großen Weltweiſen“ Reimarus ſchmälzt. Er ahnte nicht, daß ſeine Autorität, die den Carteſius „nach Gewohnheit, d. i. ſehr gründlich“, widerlegt habe, und der beſtochene Fragmentiſt, deſſen Schlingen er nun in der „Vertheidigung der bibliſchen Geſchichte von der Auferſtehung Jeſu“ mit ſchwacher Hand zerreißen will, eine und dieſelbe Perſon ſei: „Schmidt, oder wer er ſein mag.“ Von Leſſing meint er bloß, ſeine Vertheidigung der Bibel gegen Reimarus habe ein

„sonderbares Ansehen". Da das nichtige Büchlein und der schale Stil so gar nicht zu der Aufgeblasenheit stimmten, mit welcher sich Behn vorweg als Subrector seiner Vaterstadt in Positur setzt, durfte Lessing ihn sehr von oben herab striegeln, als er die Frage der lateinischen Tarnkappe behandelte und allerdings, was Behn in der Schwebe gelassen, sein Lobredner aber ohne weiteres als Behns Meinung festgestellt hatte, für ein Gebot des Lateinschreibens nahm. Der „Anti-Lessing" war die unglaublich leere Antwort. Nachdem der unbedeutende Mensch sein großes Buch mit bedientenhafter Schweifwedelei vor den erhabenen Lübischen Magnificenzen eröffnet hatte und den anonymen Anti-Lessing mit einem Wortschwall über die Unbill, daß Lessing auf seiner Hofrathshöhe ihn als Subconrector, da er doch wirklicher Subrector sei, verachte, war der lustige Willkomm an den verkappten Ritter und seinen „Hochzeitbitter-Beweis" über die Ranggleichheit eines reichsstädtischen Subrectors und eines hofräthlichen Bibliothekars verdient, obwol der Anti-Lessing so sanft lispelte. „Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubnis, wer sind Sie? Sie sind doch wol nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des Lübeckischen Gymnasii Subrector?"

Grimmiger als dieser Gruß und die folgenden Personalwitze klingt Lessings Hohn gegen den Journalisten der „Freiwilligen Beiträge" und des Altonaer „Reichspostreuters", Licentiat Albrecht Wittenberg, einen Wühler und Klopffechter schlimmster Sorte, der nach allerlei Gezänk mit nordischen Schriftstellern und dem vorstürmenden Jungdeutschland seine freche Zunge auch gegen Lessing wetzte. Nicht gar lange stand er zu Goeze; wenn auch der Spötter, der von handgreiflichen Balgereien erzählte und „auf der Brust des Senioris des Licentiaten Knie" erblickte, nur Lügen ausheckt, so hat Wittenberg doch erst 1774 seine antigoezische Haltung im Theaterstreit widerrufen. Goezes Klagen über die von Lessing übernommene „Advocatur" des Ungenannten secundirte der Reichspostreuter (1778 St. 34) durch das Epigramm An Doctor Schrill:

Ein großer Advocat ist Schrill,
Processe lenkt er, wie er will,
Vom Rechte weiß er zwar nicht viel
Und meistens trifft er weit vom Ziel;

Doch jeden kann er überschrein,
Und braucht er mehr, ein großer Advocat zu seyn?

und durch eine hämische Guerilla. Den Wertherfeind Wittenberg hatte die Satire der rheinischen Genies längst in Wort und Bild als den Reichspostreuter ohne Kopf dem Gelächter preisgegeben, und wer das Epigramm des Eradvocaten hörte, summte wol zur Antwort die drolligen Verslein des Wandsbecker Boten vor sich hin:

Es war einmal ein Reuter,
Der hatt' ein schönes Pferd;
„Gut das, und was denn weiter?"
Er aber war nichts werth.

Nun warf Lessings achter Anti-Goeze den Schwager vom Gaul und ließ sich, vielleicht zu gründlich für ein schnurriges Intermezzo, in ein Gespräch mit dem „edlen Houynhnhnm" ein: das Steckchen, nicht der Reiter hatte ja jenes Epigramm verfaßt. Aber der Reiter wollte seine Sattelfestigkeit ausgiebig beweisen; Wittenberg trug Anfang Juli alten und neuen Unrath auf einen Fleck zusammen im „Sendschreiben an den Herrn Hofrath Lessing". Wie eine handwerksburschenmäßige „Epistel an den Hochehrwürdigen Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg von'n Layen" Lessings unschuldigen Freund Moses bei den Haaren herbeischleppt oder 1779 fade „Episteln eines Antiquars und seiner Frau an den Herrn Hofrath Lessing", die vielleicht aus der Seifersdorfer Pfarre stammen, ihr qualmiges Lichtchen bis auf Lessings Frühzeit zurückwerfen und mit dreister Indiscretion Mittheilung aus einem Trauerbriefe Gottholds an Theophilus machen, so rächte sich Wittenberg, indem er Zweideutigkeiten in Lessings alten Jugendepigrammen aufstach und den untersten Schlamm des Hamburger Theaterklatsches aufwühlte. Sein ironischer Beweis, die Anti-Goezen könnten unmöglich von Lessing stammen, gipfelt in dem frommen Wunsche: andernfalls wäre es besser, „daß Sie, als Sie an Ihrem Hochzeitstage in die Elbe, oder in einen zur Elbe führenden Graben stürzten, Ihr theures Leben vielmehr eingebüßt hätten". Weiter konnte die blinde Niedertracht sich nicht verirren, als dieses Gift auf Lessings offene Wunde zu streuen. Wittenberg trägt in der That die eherne Stirn, die ihm das Motto des achten Anti-Goeze nachsagt, zur Schau, wenn er höhnisch vorrechnet, wie dankbar Lessing einst für seine An-

zeigen der „Minna", des „Laokoon", der „Emilia" gewesen sei. Jetzt sollen alle Seiten durch falsche Schlüsse, seichte Einfälle, unerträgliche Witzelei, Grobheit, niedrigste Pöbelsprache den Bierbruder und Stallknecht verrathen, und wegen der Schnurre über den Gaul heißt Lessing gleich viermal auf einer Seite ein Schurke! Nun schreit dieser rabulistische Winkeladvocat Mordio über all die strafbaren Frechheiten, die das verehrungswürdige Tribunal des Reichshofraths, auf Grund dieser und jener angeführten Patente, unmöglich ungeahndet lassen dürfe. Er hatte auch, nach Maschos tastenden Anspielungen, dem Gerücht, Reimarus sei Verfasser der Fragmente, seine Zeitungsspalten aufgethan, zum großen Unbehagen des Doctors, der nicht umhin konnte der Redaction einen abläugnenden Brief zu schicken, mit dem Elise sehr unzufrieden war, und gleichzeitig in der Correspondenz mit Lessing sowol seine Verstimmung als den dringendsten Wunsch nach Ruhe kundzuthun. Jenen Brief schwenkt Wittenberg in der Hand: jetzt müsse auch Lessing dem verleumderischen Gerücht öffentlich widersprechen, und als der zehnte Anti-Goeze alle Personalien abwies, rückte Wittenberg im Nachwort seines Pamphlets mit der perfiden Enthüllung heraus: Lessing selbst sei im Privatschreiben eines Freundes nach Hamburg als Gewährsmann der Reimarischen Verfasserschaft genannt worden. Lessing versicherte die „Gemeine" seiner strengen Verschwiegenheit; trotzdem ging im Februar 1779 aus der Stockholmer Lärda Tidning vom Vorjahr das, wie Elise sagt, „ärgerliche Gerede" in Schlözers weitverbreiteten historisch-politischen „Briefwechsel" über, „daß Hr. Lessing ohnlängst in Hamburg selbst geäußert haben solle, Reimarus sei der Verfasser der Fragmente." Übrigens stellt schon im October 1777 Hamann, in einem Schreiben an Herder, diesen Ursprung als bekannt hin.

Langsam rückten die Anti-Goezen auf den unumgänglichen Punkt, wo nach manchen inquisitorischen Fragen ein Wort über den großen Unbekannten gesprochen werden mußte. Der Doctor hatte bereits im März, als Mascho allein sich regte, Lessing, dem Goezicus oder Goeziomastix, für seine edle Vertretung des Ungenannten herzlich gedankt; dann schien ihm das ungestümere Nachfragen thöricht, da Goeze den Vater doch nicht mehr verbrennen lassen könne; als Lessing die Hypothese der Schmidtschen Urheberschaft fallen ließ, das Gerücht einer

Berliner Abschrift auftauchte und Wittenberg immer deutlicher wurde, wuchs sein noch dazu durch den ohne sein Wissen, gegen sein Wollen erfolgten Druck des letzten Fragments gesteigerter Unmuth so hoch, daß Lessing um keinen Preis den Schleier lüften durfte. Die Fama schwieg dann auch oder deutete ohne Namensnennung umschreibend auf Reimarus, wie Jerusalem, als Michaelis ihn 1781 vergebens um die beseitigte Schutzschrift anging. Kleuker suchte 1778 den Verfasser in Damm; Paulus empfing 1787 die Bestätigung des Reimarischen Ursprungs mit den falschesten Angaben über die Handschrift verquickt; ja selbst nachdem durch den Sohn endlich jeder Zweifel aufgehoben und sogar 1815 im Anhang zur Autobiographie des Doctors die Herkunft offen eingestanden war, konnte noch 1839 Illgen die Fragmente unter mehrere Federn vertheilen. Lessing aber ließ sich keinen Namen abpressen. Schon die principielle Darlegung von Nutzen oder Schaden, Freiheit oder Verbot religiöser Revolutionsschriften baut klüglich der gemeinen Neugier vor, indem sie dem Fragmentenstreit einen weiteren Hintergrund giebt. Das feige Gebot des Lateinschreibens war im vierten Stück niedergeschlagen; das fünfte gilt der Sache, dem Inhalt: nur eine theologische Memme könne dem forschenden Zweifel die Berührung gewisser Dinge verwehren und durch solche Schranken das Vorhandensein wunder Stellen und heikler, schonungsbedürftiger Schwächen der Religion zugestehen. Es ist nicht zu läugnen, daß Lessing hier, soweit der Ungenannte vertheidigt wird, neben guten Gründen auch sophistische Hilfen herbeigeholt hat, denn mochte Reimarus die ihm von Goeze in den Mund gelegten Schmähworte wie „Leichenräuber" oder „Betrüger" auch nicht so unverblümt gebraucht haben, es war doch zweifelsohne der Sinn, und die Erläuterung, selbst die ältesten und angesehensten Kirchenväter hätten den Aposteln ihre eigene Anschauung über einen in guter Absicht gethanen Betrug zugeschrieben, verliert sich doch zu weit in Casuistik. Gewiß ist die alte Kirche, wenn man citirte, heilige Bücher auf würdigste Verfassernamen taufte und Beweise beibrachte, von den Pflichten historisch-philologischer Kritik oft weit entfernt, aber solche Menschlichkeiten gehören auf ein ander Blatt als die Reimarischen Wahngebilde der apostolischen Geheimverschwörung. Um so schlagender setzt der sechste Anti-Goeze den allgemeinen Beweis fort: die altchristliche Kirche selbst verschmähte das Recht,

häretische Schriften gewaltsam zu unterdrücken. Lessing erörtert nach den patristischen Belegen ein paar Fälle, in denen er selbst verschollene Ketzereien so gut wie die Fragmente ans Licht ziehen würde, und läßt Goeze mit seinem Schreckensbilde der Toldos Jeschu, die doch der fromme Wagenseil schaudernd herausgegeben hatte, ablaufen. Im Anschluß daran behandeln die Bogen Sieben bis Elf die „Advocatur des Ungenannten", mit dem Zwischenspiel gegen den „Advocaten" Wittenberg. Der Fragmentist selbst erhält das Wort, und hier zuerst, nach all dem Gezeter über sein gotteslästerliches Seelengift, hört die Welt jene scheuen Bekenntnisse des Einsiedlers, der die „Schutzschrift" für spätere Zeiten verschloß, um niemand zu verwirren, und den Lessing, nicht nur ohne, sondern gegen seinen Willen aus dem Dunkel zog. Die Advocatur, wenn damit durchaus ein völliges Übereinstimmen mit dem Clienten gemeint sein soll, durfte Lessing von sich weisen, aber je hitziger der Gegner den Unbekannten geschmäht hatte, um so nachdrücklicher betont Lessing seine Tugenden und, allzu verächtlich auf Goezes Bibelgelahrtheit herabschauend, die alte Rechnung, sieben Goeze machten kein Siebentel des Fragmentisten, wiederholend, seine Gelehrsamkeit: den weiten Blick des selbstdenkenden Kopfes im Gegensatze zu den Stäubchen aus der Litterargeschichte. Jetzt, da er eben mit Maschо und seinem Hamburgischen Herold abrechnen will, drückt ihm Wittenberg, kraft jenes Briefes, die Pistole auf die Brust, aber Lessing hält sich den Klätscher, oder besser: Mutter Else, die Klatsche, vom Leibe, wieder im gegebenen Fall nicht ohne unvermeidliche Finten, wieder, was die allgemeine Frage angeht, mit der Vornehmheit, welcher die Sache höher steht als ein Name und was mit ihm Gutes und Böses für Mit- und Nachwelt zusammenhängt. Die „Phantasie", dem Ungenannten möge etwa herostratische Ruhmsucht sein Zerstörungswerk dictirt haben, benutzt Lessing zu einem höchst rhetorischen Abschluß: wollt ihr den Namen auf ewig unterdrücken? fragt er als Stimmensammler die patres conscripti des Lutherthums, alle stimmen für Ja, nur Einer, Einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmt für Nein. „Nein! donnert er, und nochmals Nein! nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu, Amen!" Denn, schließt Lessing den elften Bogen zur Rechtfertigung seines Tones, Goeze

verschreie ihn als Lästerer Gottes und des Christenthums, Goeze komme mit diesem Dolch auf ihn eingerannt, und er solle sich mit dem Hut in der Hand vertheidigen, um den Firniß elender Tugenden eines weibischen Zeitalters nicht aus den Augen zu setzen? Goeze wolle ihm die Nase abschneiden, „und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern?" —

Nach diesem Sturm kann niemand erwarten, der Hauptpastor werde seinem Widersacher mit einem linden Gesäusel friedselig entgegnen. Bombardirt ihn Lessing mit „Stinktöpfen" — ein Lieblingswort der Goezischen Polemik — so hat er nunmehr jede Schonung verwirkt. Am 24. April 1778 beginnt Goeze in den „Freiwilligen Beiträgen" mit einer Recension Lüderwalds seinen zweiten Feldzug; während der Anti-Goezen bindet er im Mai den stachligen Strauß „Leßings Schwächen, gezeigt von Johan Melchior Goezen. Das erste Stück", das Elise am 21. Mai, Lessing laut seinem achten Bogen „eben itzt", da er den Wittenberg fällt, empfängt; nach dem letzten Fragment und diesem Anti-Wittenberg erscheint das zweite Stück der „Schwächen", das dritte erst nach Lessings „Nöthiger Antwort".

„Lieber Herr Hofrath!" hebt Goeze, Vertraulichkeit mit Vertraulichkeit heimzahlend, an; „Lieber Herr Hofrath" sagt er beichtväterlich an einer Stelle, die, so verächtlich Lessing dies Flehen und Bedrohen auch ansehen mußte, doch mit ihrer einzig dastehenden Liebeserklärung nicht als grotesk belacht, sondern als ein letzter ehrlicher Spruch an das Gewissen des einst Verehrten ernst genommen sein will. Sie finde hier Platz und diene zugleich als Stichprobe Goezischer Beredsamkeit.

„Lieber Herr Hofrath! Erbittern Sie sich nicht, wenn ich bei dieser Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige bisher gewesen ist, den Sie mir abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die schönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geschenket hat, auch nicht die vorzüglichen Einsichten und Kenntnisse, die Sie sich durch rechte Anwendung derselben in manchen Theilen der sogenannten schönen Wissenschaften erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt und meiner Gemeine, zum unwissenden

und dummen Laffen zu erniedrigen, und das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebentheile von Ihrem Fragmenten-Schreiber das Gleichgewichte halten könnten: aber eben diese Liebe, eben diese Achtung beweget mich, Sie vor dem Angesichte Gottes zu bitten, folgendes in einer stillen Stunde, da Ihre Leidenschaften nicht brausen, in reife Betrachtung zu ziehen. Sie erklären sich — und mein ganzes Herz bebet vor dieser Erklärung — daß Sie um des Druckes der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei gethan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Ach! verschließen Sie sich den Weg zur Buße nicht selbst auf diese Art, Sie möchten ihn hernach nicht wieder finden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Thränen zu suchen. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der HErr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, dessen Wort Sie so tief unter elende menschliche Schriften herunter zu setzen suchen, an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung, von Ihnen fordern wird. Fragen Sie Ihr Gewissen, ob es eine lebendige Überzeugung habe, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung desselben itzt vorwenden, und mit welchen Sie die Augen schwacher Christen, noch leichter aber der Freigeister verblenden können, auch vor dem einen Werth haben werden, dessen Augen heller sind als Feuerflammen? Stellen Sie sich vor, daß an jenem Tage, nicht einer, sondern Hunderte gegen Sie auftreten, und sagen werden: Herr! wir sind im Unglauben gestorben, aber wir glaubten entweder schon an dich, oder wir würden doch zum Glauben an dich gebracht sein, denn unser Herz war noch nicht völlig verstockt, und wir hatten noch zu Zeiten starke Rührungen durch dein Wort; allein der Mann da, ist Ursach, daß wir deinem Geiste hernach beständig widerstrebt haben .... HErr! sei Richter zwischen uns und ihm!"

Das Goezische Kernlied, sein Dies irae dies illa, ließ Lessing ungerührt, wie Elise sogleich erwartet hatte, als sie den Priester zum Beichtkinde sprechen hörte. Auch von dem ehemaligen Verkehr der beiden wird das Publicum auf eine Weise unterrichtet, die unzweideutiger für Goezes „Liebe" zeugt: „da ich bei seinem hiesigen Aufenthalte das Vergnügen gehabt, daß ich ihn von Person hatte kennen

lernen, da er mir einigemal die Ehre erwiesen, mich zu besuchen, da ich in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen: denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch vertragen, er war willig, seine in verschiedenen Feldern der schönen Wissenschaften erlangte vorzügliche Kenntnis anderen mitzutheilen — er war damals noch nicht Hofrath — da er sein Verhalten gegen mich nicht änderte, ob er gleich darüber von Klotz auf eine unvernünftige und ungezogene Art gelästert wurde." Ein unliebsamer Vorfall hatte lang vor dem Fragmentenstreit Goeze, den Bibliophilen, gegen Lessing, den Bibliothekar, verstimmt, und Sammler sind stets empfindlich, wenn sie auf einen Mann mit zugeknöpften Taschen zu stoßen meinen. Der Historiker der niedersächsischen Bibeln war auf die kleine Bitte, Lessing möge ihm einige Stellen des Lottherschen Neuen Testamentes von 1523 im Wolfenbütteler Exemplar nachschlagen, da das Hamburgische defect sei, ohne jede Antwort geblieben und nach ungeduldigem Harren erst durch ein Gesuch an Knittel, von diesem aber umgehend, über seinen Lotther aufgeklärt worden. Diese Ungefälligkeit, richtiger Vergeßlichkeit, Lessings wurmte ihn tief. Nicht im „Vorläufigen" zwar, aber schon in Ziegras Zeitung lieh er dem Verdruß Worte (2. Aug. 1774, 9. Sept. 1777), indem er ganz gerechter Weise forderte, eine große öffentliche Bibliothek dürfe kein Bibelgrab, ein Bibliothekar kein *βιβλιοτάφος* sein, und das zweite Mal in der ausführlicheren, zuletzt noch weitläufiger den „Schwächen" einverleibten Erzählung von „einem berühmten Bibliothecario" redete, der es sich zum Gesetze gemacht habe, auf keine Anfrage auswärtiger Gelehrten zu antworten. Zu derselben Beschwerde fügt Goeze selbst in einem gleichzeitigen Brief an den hilfreichen Generalsuperintendenten Knittel die sehr nöthige Einschränkung, Lessing halte ja andere Gelehrte durch die Antworten in den Wolfenbütteler „Beiträgen" schadlos. Im Grund eine Lappalie, liegt die Sache doch so, daß Lessing in einer müßigen Stunde Goezes Bitte gleich dem Kleinkram philologischer Anfragen hätte erledigen können und daß erst Goeze, dann aber auch Lessing bis zum sogenannten Kanzeldialog „Ob die Bibel von dem gemeinen Mann zu lesen", unnöthig viele Worte darüber verloren hat. Und da weder die emsigen Studien Goezes ohne Frucht, noch das Schweigen Lessings ganz ohne Schuld war, brauchte der erste Anti-Goeze, mit Rücksicht auf die versteckten und

vergessenen Beschwerden, wol nicht die Stichelei vorzubringen: Lessing würde der Welt freilich statt mit den Fragmenten aus der Guelferbytana besser damit gedient haben, „wenn ich alle darin befindlichen plattdeutschen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte." Es ist kein Grund zu der von Lessing selbst erst angedeuteten (A. G. 7), dann im „Märchen von 1000 Ducaten" festgestellten Annahme, die bibliothekarische Ungefälligkeit habe Goezes Zorn gegen den Advocaten der Fragmente geschürt, das war nicht nöthig; aber der höhnische und für Bibliothekare, die keine Lessinge sind, bedenkliche Satz der „Kleinen Bitte": „Ich bin Aufseher von Bücherschätzen und möchte nicht gern der Hund sein, der das Heu bewacht, ob ich schon freilich auch nicht der Stallknecht sein möchte, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt", dieser Satz hat Goezes volle Wuth erregt, und ein Strom von bittrer Galle fließt daher durch die Erörterung in „Leßings Schwächen".

Lessing behält auch in der Hitze, die seine Sprache befeuert, den hellen Feldherrnblick und die taktische Gliederung; Goeze, keineswegs ohne Wucht des Kanzelstils und selbst in seinem feindseligen Wetteifer mit Lessings Bildern und Gleichnissen nicht immer unglücklich, geht blindlings drauf los, wirft Altes und Neues kunterbunt durcheinander und erschöpft sich und die Geduld des Lesers durch seine Wiederholungen, nicht im Stande, dem Gang des Gegners zu folgen. Er sieht wol, daß es auf die „Axiomata" ankomme, viel mehr als auf die „Antigoezischen Blätter", aber seine Argumente sind bald erschöpft, zudem verlegene Waare. Daß die „Parabel" eben eine Parabel ist, geht ihm in seiner Polemik gegen diese „Mondkälber" eben so wenig ein, wie daß mit den triumphirend aufgedeckten Widersprüchen unter Lessings Bildern für die Fragmente: Nordlicht, Hauptsturm, Seuche u. s. w. die Schlacht nicht zu gewinnen sei. Lessings herrliches Wort über die Wahrheit in Gottes Hand heißt ihm „Unsinn" und eine „schröckliche, zur Verzweiflung führende Lehre", der danach zum Verzicht gezwungene Mensch ein Tantalus, und einem Schwall von Bibelsprüchen folgt die orthodoxe Parodie: „Wenn Gott mir in seiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschröcklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte und sagte: wähle! so würde

ich mit Zittern in seine Linke fallen, und sagen: Vater, vernichte mich!" Goeze besitzt, das ist sein Glaube und seine Zuversicht, die volle Wahrheit in der Schrift, die da macht, daß wir nicht irren. Das „Joch des Buchstabens" sichert ihm das uns von Christo bestimmte Erbtheil.

Im gerechten Schauder vor der Verleumdung des „Zweckes Jesu und seiner Jünger" stellt er die schiefe Frage, ob denn ein Regierungssystem erst nach dem Druck aller erdenklichen Lästerungen gegen Herrscher und Minister Beifall verdiene oder die Keuschheit erst nach der allgemeinen Verbreitung aller unflätigen Schriften? Er aber weicht auch vor den neuen Stinktöpfen keinen Fuß breit zurück. Da wird ihm der achte Anti-Goeze gebracht — „Ich las diesen Bogen, aber mit innigster Wehmuth meines Herzens, welche aus einem aufrichtigen Mitleiden mit Herr Leßings dadurch nun völlig geäußerter Gemüthsfassung entsprang. Ach! dachte ich, wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutschen in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten. Wie sichtbar ist hier das gerechte Gericht Gottes. Röm. 1, 21. *φάσκοντες εἶναι σοφοὶ, ἐμωράνθησαν.*" Die forcirte Schnurre gegen Wittenberg, der zuerst ohne Goezes Wissen eingegriffen hatte, stemple Lessingen zum neuen Lucifer; aber Goeze bezwingt sich, empfiehlt Lessings Seele der Gnade, die aus einem Saul einen Paulus machen konnte, und kehrt beruhigt in die ausgetretenen Geleise zurück. Es ist unergiebig seine Schritte nachzuzählen, auch wo sie das Feld der eigentlichen Anti-Goezen stampfen und er die ferrea frons jenes Mottos dem Manne zurückgiebt, dessen Schimpfworte keinen Rechtschaffenen in seiner Ehre schmälern könnten. Derlei Ausbrüche erfolgen periodisch zwischen der Widerlegung der älteren Schriften, bis der Hauptpastor seine Kräfte endlich gegen den unablässig andringenden Schwarm sammelt. Gewiß ist es ihm gelungen, dieser Lessingschen Anklage die unbedingte Sachlichkeit abzustreiten, jenem Lessingschen Bilde, dem vom Gesundheitsrath besonders, die Zugkraft zu nehmen, seinen eigenen Schwur auf die Symbole als kein Muß von außen und seine Sprache als keine dictirte zu erhärten, sowie in Sachen Bahrdts und Luthers einige Brückenpfeiler Lessings zu sprengen; doch seinen Hauptschlag führt eine Frage, auch sie nicht neu, nur mit stärkerem Accente gestellt. „Ich werde mich nicht eher in die Beant-

wortung der Hauptsache der Axiomen einlassen, bis Herr Leßing die gerechte Forderung erfüllet hat, die ich in dem Vorläufigen S. 50 an ihn gethan habe, bis er mir sein vollständiges Glaubensbekenntnis vorlegt, bis ich weiß, ob ich mit einem Christen, oder Naturalisten, oder Deisten, oder Heiden streite ... hier erfordert die Natur der Sache, daß ich erst die bestimmteste Erklärung von ihm fordere, was für eine Religion er durch das Wort ‚christliche Religion' verstehe, und daß er uns die wesentlichen Artikel der Religion anzeige, zu welcher er sich selbst bekennet, und deren so großer Freund und Vertheidiger zu sein, er sich rühmet." Diese „Erklärung, die Erklärung, mein Herr" heischt Goeze so dringend wie Beaumarchais bei Clavigo. Er schließt: „Für dieses Mal keinen Schritt weiter, bis Herr Leßing erst die oben geforderte Erklärung gegeben haben wird. Giebt er sie, so wird solches unserm Streite erst die rechte Richtung geben. Bleibt er sie schuldig, so werden verständige Leser selbst wissen, was sie daraus schließen sollen."

Die Frage, eine echte, aber seitens der mistrauischen Orthodoxie doch nicht unberechtigte „Inquisitorfrage" — um den Ausdruck zu brauchen, den Goeze selbst gleich anfangs Lessingen vorweggenommen hat, ist klärlich eine doppelte: was verstehst du unter christlicher Religion? wozu bekennst du dich? Das Bekennen war schwierig; Lessing bog aus und hörte nur den ersten Satz. „Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er sich gewiß nicht versieht." schreibt er an Elise „Denn da er sich nun einmal verredet hat und wissen will, nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe, so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium". Er ließ Ende Juli zugleich in Hamburg und in Berlin drucken die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" und schickte, als Goeze Mitte August der „Schwächen" drittes Stück gegen die Summe der Lessingschen Streitschriften aussandte, es mit Versen Klopstocks und Gellerts umrahmte, Lessings Christenthum für ein bloßes Spiel, seine halbe Antwort für papistisch erklärte und die schweigsamen Doctores Theologiä mit beredtem Hinweis auf Luthers Heldenkampf an Eid und Pflicht mahnte, der „Nöthigen Ant-

wort ... Erste Folge" nach, seine letzte antigoezische Schrift, die er schon Anfang September vollendete und in Hamburg herausgab. Beide Broschüren hat der Unermüdliche, dessen „Steckenpferd" diese Streitigkeit nun einmal geworden war, bald nach dem Druck revidirt, hie und da erläutert und mit kirchengeschichtlichen Excursen befestigt, die sich zum Theil gegen den milden Apologeten Leß in Göttingen richten.

Endlich komme Goeze vor die Klinge! Nach Goezes Forderung erwidert er ohne alle Bilder, Gleichnisse und Anspielungen, in kurzen Thesen: „die ich nur so hinwarf, um meinen Gegner erst auf das freie Feld zu locken", wie Lessing später an Walchs Adresse schreibt. Er versteht „unter der christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche enthalten sind", was die ältesten Väter regula fidei nannten. Diese regula fidei, früher als Schrift und Kirche, habe den Urchristen und überhaupt jenen Jahrhunderten für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gegolten, da die neutestamentlichen Schriften, wie sie allmälig aufkamen, nicht den Erweis der christlichen Religion, ja nicht einmal den authentischen Commentar der älteren und authentischeren regula bildeten, sondern nur Belege der Glaubenslehren mit einem zur Seligkeit nicht nothwendigen, wahren oder falschen, so oder so zu verstehenden Mehr gegenüber der regula. Diese Antwort, die Lessing aus wiederholter sorgfältiger Lesung der Kirchenväter gezogen hat und über welche er sich mit dem gelehrtesten Patristiker in die strengste Prüfung einlassen will, traf das extreme Schriftideal der Lutherischen Orthodoxie ins Herz und lenkte den „Fortgang der Controvers" aus der bisherigen „Katzbalgerei" auf die bedeutsamsten Fragen der Dogmen- und Kanongeschichte, die seit Grotius (1639) gestellt waren. Das Axiom „Christenthum ohne Bibel", die Angel des ganzen Goezestreites, so weit er nicht persönlicher Natur ist, schien nun erst unzerstörbar gegründet, und als Goeze nach Lessings Trutzwort, auch der Belesenste könne keine patristische Quelle mehr beibringen, triumphirend einen Satz des Irenäus hinzutrug, um Lessings „Gewäsche und überhaupt seine in der Antwort angegebenen zwanzig Sätze auf einmal niederzuschlagen", bewies der gewappnete Gegner in der „Ersten Folge" aus dem Irenäischen Zu-

sammenhange, Goeze habe nicht ausgelegt, sondern den bestechenden Worten des Zeugen den Sinn Lutherischer Polemik untergeschoben, und las ihm weiter ein rasches Collegium publicum über die in der Kirchenversammlung von Nicäa siegreichen Waffen.

Dies waren die Abschiedsworte, die Lessing als kriegerischer „Liebhaber der Theologie" im Fragmentenstreit öffentlich gesprochen hat, wenn man von der sachlichen Berichtigung einer Lüge und von dem Nachhall in der letzten Poesie und Prosa absieht. Der Pastor hatte Lessings Antwort in den Anti-Goezen zu lesen erwartet; aber eben da der rechte Tanz beginnen sollte, ging die Saat der lauten und leisen Denunciationen auf: Zwangsmaßregeln suchten die Flamme zu ersticken und die, welche so kräftig hineinbliesen, zu knebeln. Schon im Januar bat ein Hamburgischer Priester von der Kanzel herab seine Obrigkeit, sie möge nicht weniger Eifer für die wahre Religion bethätigen, als der Kaiser, der jetzt auf den Verfasser der Fragmente fahnde. Dann, während Wittenberg agitirte, meldeten die Correspondenten Lessings, daß Goeze die fromme Göttinger Facultät dränge und dem kaiserlichen Residenten wegen eines gegen Lessing zu erlassenden Schreibverbotes in den Ohren liege. Sogar in Kopenhagen wurden die Hebel angesetzt: der Goezianer Schönheider, ein Dorn im Auge der Reimarer und Hennings', schämte sich nicht, als Herzog Ferdinand bei Hofe zu Gast war, dem redlichen Hauptprediger Münter anzusinnen, er möge beim Herzog die Verjagung Lessings aus Wolfenbüttel betreiben! Münter erwiderte: da Gott diesen Lessing auf Erden dulde, müsse ihm ein ruhiger Fleck gelassen werden, sei es in Wolfenbüttel, sei es anderswo. Es gab also wirklich noch Gottesdiener, die in der Jagd auf die Neuser und Wertheimer ein löbliches, nachahmenswerthes Beispiel des Religionsschutzes erblickten. In Berlin war die Reaction, so lange zwei große Augen noch Aufklärung ausstrahlten, ohnmächtig; erst 1788 sollte Wöllners famoses Religionsedict das von dem schwachen Nachfolger des Philosophen von Sanssouci beinah an Friedrichs Grabe gegebene Versprechen wider alle deistischen und naturalistischen Bibelverächter und Zerstörer der Religion Jesu vollauf einlösen, die Geistlichen auf starre Vorschriften verpflichten und mit Absetzung bedrohen, peinliche dogmatische Verhöre einführen, einer Censur, die unter Teller weitherzig der Nöthigen Ant-

wort Beifall geklatscht hatte, den Garaus machen. Vorher war der Minister Zedlitz lax genug, um sogar den Hallenser Ankömmling Bahrdt voll Hochschätzung und Hoffnung „in unsern glücklichen Staaten herzlich willkommen zu heißen", was denn doch über Duldung und Höflichkeit hinausschoß.

Als Lessing vor dem letzten Fragment die Worte niederschrieb, Goezes Ton komme dem Racha in der Bergpredigt gleich, „nur freilich, daß der Große Rath nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll", war er versichert, das von Goeze wiederholt angestachelte Haus Braunschweig werde seinen Bibliothekar nicht in die Fäuste des „Hoheprieſters", wie er mit Elise sagte, ausliefern. Das wäre aller Tradition dieser stolzen Welfen zuwidergelaufen. Herzog Carl hatte 1753, als der mächtige Cardinal Quirini ihn „in Demuth anflehte, auch meiner Nächstenliebe den Beistand Eurer Durchlaucht landesherrlicher Gewalt zu bewilligen", d. h. zwei entsprungenen Mönchen den Schirm der Helmstädter Universität fortan zu versagen, diese Zumuthung der Eminenz so entschieden wie hochsinnig abgewiesen und von den ärgerlichen Zweifeln des Einen, eines Philosophen, edel gesagt: „Gott ist die Hauptsache dabei, und da ich weder die Ansicht des Ewigen über diese Einzelheit, noch die verborgensten Falten der Herzen kenne, so lasse ich unsern Mann in voller Freiheit zu kommen oder zu gehen. Und wenn er sich, wegen meiner Kälte oder wegen des Eifers Eurer Eminenz, in seinen Ansichten im Geringsten änderte, würde er dann nicht der größte Taugenichts, entweder Eurer Kirche oder der meinigen sein?" Wer den armen Professor Rothfischer so fürstlich beschützt hatte, konnte, auch im matten Alter, „seinen lieben Lessing" nicht ohne den unwiderstehlichen Zwang höherer Gewalten preisgeben. Der Erbprinz war trotz Anwandlungen von Blasirtheit ein Lichtfreund, ja er kannte seit 1771 durch Moses und Lessing die Handschrift des Ungenannten und hatte noch 1778 Stücke davon in seiner Verwahrung. Und der biedere alte Soldat Ferdinand, wie würde er die Schönheider und Genossen abgefertigt haben: ein Ritter und ein Pfaffe!

Lessing erfreute sich bekanntlich seit sechs Jahren Braunschweigischer Censurfreiheit, während in Wolfenbüttel die Censur von Knittel liberal geübt wurde, und er berief sich einfach auf sein gutes Recht, wenn er

dem Director der Waisenhausbuchhandlung, Professor Remer, der dann 1778 als freisinniger Censor für Braunschweig bestellt ward, ein heikles Manuscript einhändigte. Schon der bloße Gedanke, die Censurfreiheit entbehren zu müssen, selbst in der unfühlbarsten Art, wäre ihm unerträglich gewesen, schreibt Lessing, als er dem verehrten Knittel seinen ersten „Beitrag" ins Haus schickt. Er hatte im „Laokoon" zwar mit den Alten dem Gesetzgeber einen Entscheid in Kunstsachen eingeräumt, aber jede angemaßte Gewalt über die Wissenschaften abgewiesen, denn der Zweck der Wissenschaften sei Wahrheit, und der geringste Zwang werde Tyrannei gegen die wahrheitsbedürftige Seele. Die Herrschaften dachten nicht daran, ihrem berühmtesten Diener plötzlich jene Formel über Religion und Sitte befehlerisch vors Gesicht zu halten. Aber wie Carl August nachmals widerwillig liberale Flaggen streichen mußte, wie sich die freisinnigen Theologenfacultäten seines und anderer Kleinstaaten späterhin kaum einer Hengstenbergschen Ächtung erwehren konnten, so wurde der alte absterbende Herzog überrumpelt und behauptete nur dadurch seine Unparteilichkeit, daß er mit gleichem Maße maß und das Gebot des Schweigens auch auf die einheimischen Apologeten, die Reß und Lüderwald, ausdehnte, Lessing aber durch eigenhändige Correcturen der Schlüsse seines Geheimrathscollegiums vor weiterer Unbill schützte. Der fremdem Einfluß schwer zugängliche Erbprinz war verreist, als das Fürstliche Consistorium, an der Spitze v. Praun und der allzeit lavirende Jerusalem, der selber vor Goezes Bannstrahlen nicht sicher war, in Sachen der Fragmente vorstellig wurde. Dies geschah am 6. Juli, nachdem schon Ende Mai der Leiter der Waisenhausbuchhandlung sich wegen des Buches „Vom Zwecke Jesu" und auch des sechsten Anti-Goeze verantwortet hatte, da man den Reichsfiscal fürchtete. Das Consistorium hielt sich in seinem Gewissen verbunden, durch Auszüge aus dem letzten Fragment das gegebene Ärgernis grell zu beleuchten und weiterer Veröffentlichung zu steuern. Umgehend wurde Remer angewiesen, den Verkauf einzustellen, von Lessing aber kein Wort mehr ohne ministerielle Genehmigung zu drucken. Lessing wendete sich den 11. ausführlich an den Herzog, um durch eine lebhafte, ja leidenschaftliche Schilderung seiner Streitigkeit mit Goeze, die er als der Angegriffene unmöglich abbrechen könne, die censurfreie Fortsetzung der Anti-Goezen zu retten. Er stellte Goezen

auch hier als den isolirten Theologen hin, der nur für seine persönlichste Religion mit wüthender Bitterkeit fechte, und unterstützte seinen Appell an den gnädigen Herrn auch mit dem, auf den „Berengarius" bezüglichen, „Zeugnis von ganz Deutschland, daß ich mich bei aller Gelegenheit als den orthodoxesten Vertheidiger der Lutherischen Lehre bewiesen habe", was freilich 1778 der Harmloseste nicht glauben konnte. Umsonst; der Herzog unterzeichnete zwei Tage darauf ein schroffes Rescript, das mit Androhung „schwerer Ungnade und schärferen Einsehens" jede fernere Publication „dieser Fragmente und anderer ähnlicher Schriften" untersagte und die Auslieferung der Handschrift befahl. Das Buch „Vom Zweck Jesu" wurde confiscirt; wie es zu gehn pflegt, war der allerletzte Absatz ein reißender geworden.

Erst 1787 gab ein Pseudonymus C. A. E. Schmidt (Canonicus Riehm?) mit der Vorspiegelung, er habe eine der vielen Handschriften von Lessing selbst in einer seiner verdrießlichen Stunden erhalten, die erste Redaction der Kritik des alten Testamentes als „Übrige noch ungedruckte Werke des Wolfenbüttlischen Fragmentisten" heraus, ohne ein lautes Echo zu finden; 1851 blieb Klofes Abdruck der endgiltigen Fassung in der „Zeitschrift für historische Theologie" schon im Pentateuch stecken; zehn Jahre später rundete Strauß einen sehr geschickten Auszug aus der „Schutzschrift", mit Benutzung beider Redactionen und reichen eignen Beigaben, zu einem Denkmal für den „vernünftigen Verehrer Gottes", seinen unzünftigen Vorfahr im Evangelienſturm. Und auf dem Hamburgischen Standbilde durfte das Profil des lichtscheuen Fragmentisten nicht fehlen.

In Lessings Selbstbetrachtungen steht zu lesen, wie ihn die Spitzbübin Irascibilität übermannte und der Schatten seines Vaters selig ihn mit treuer Warnung vor der angeerbten hitzigen Übereilung soweit beruhigte, daß er sich nach Nicäa zurückversetzen und im Gelasius fortfahren konnte. „Es war Abends um sieben Uhr, und ich wollte mich eben hinsetzen, meinen XII. antigoezischen Bogen auf das Papier zu werfen, als mir ein Brief gebracht wird, aus welchem ich sehe, daß ich es damit nur anstehen lassen kann — daß ich es damit vielleicht auf lange werde anstehen lassen müssen. Das ist doch ärgerlich! sage ich mir, wie wird der Mann (Goeze) triumphiren! Doch er mag triumphiren. Ich, ich will mich nicht ärgern, oder mich geschwind,

geschwind abärgern, damit ich bald wieder ruhig werde und mir den Schlaf nicht verderbe, um dessen Erhaltung ich besorgter bin als um alles in der Welt." Er schrieb unter solchen Monologen weiter. „Heute, den 18. Julius 1778" führt er, fast im Vademecumstil, ein Gespräch mit dem senex Abcdarius über die Wolfenbütteler Bibeln und Goezes jüngste kirchengeschichtliche Schnitzer; übermorgen aber liefert er dem Herzog das verlangte Manuscript aus, wiederholt die alte Behauptung, es laufe in mehreren Abschriften um, schilt die Unbedachtsamkeit des confiscationslustigen Consistoriums und stellt nochmals die Bitte um Censurfreiheit seiner eigenen Werke, vor allem der Anti-Goezen, deren Beschlagnahme nichts fruchten werde, da er sie dann zum Schaden der Waisenhausbuchhandlung auswärts nachdrucken lassen und auswärts fortsetzen müsse. Remer selbst wollte Lessings Schriften ausgenommen sehen. Im ersten Drang zeigt sich Lessing entschlossen für den Fall, daß man die Anti-Goezen einziehe, Amt und Land zu räumen. Elise, die ihren Freund kennt, spricht ihm herrlich zu, indem sie nichts beschönigt, aber ein heitres Fortwirken zum Besten der Menschheit trotz aller Lumpenverlegenheit verheißt; auch sei Confiscation von jeher nur ein stummes Zeugnis der Wahrheit gewesen. Es ist, als kühle diese echte Tochter ihres Vaters die Stirn, die um Reimarus' willen so brennt. Die Nachricht vom Einschreiten der Behörde fliegt rasch umher. Man weiß nicht gleich, ob Braunschweig selbständig oder ob das Corpus Evangelicum, d. h. die Regensburger Gesandtenconferenz der evangelischen Reichsstände unter sächsischem Vorsitz, das Machtwort gesprochen habe. Moses will einen offenen Brief an Lessing über ein solches „Verbot, in geistlichen Sachen zu schreiben" erlassen und schickt ihn zur Prüfung ein; der Druck unterbleibt. Am 3. August bestätigt eine neue Resolution durchweg die frühere, obwol der Herzog, Lessingen entgegenkommend, censirten Druck weiterer Anti-Goezen hatte gewähren wollen, was offenbar Praun nicht für gut fand. Ja zur Rüge wegen ungebührlicher Beschuldigung des Consistoriums trat noch das Verbot, ohne ministerielle Genehmigung eine auswärtige Presse zu benutzen. Lessing, der seine oft furchtbare Verstimmung immer wieder bemeisterte und „den Stall für sein Steckenpferd" im Braunschweigischen schon behalten wollte, wartete nur, bis er die „Nöthige Antwort" aus Berlin und Hamburg in Händen hatte, um

dann, als habe er nicht recht verstanden, die Frage zu stellen: das Verbot erstrecke sich doch nicht auf auswärts Gedrucktes? Allerdings, gab ihm eine dritte Resolution zurück, die wiederum den guten Herzog gerechter zeigt als seine Räthe, denn er merzte eine Verdächtigung Lessings aus; und man tadelte, daß „Wolfenbüttel" als Druckort auf das Titelblatt gesetzt war.

Eine schwüle Ruhe trat ein. Die Unterdrückung griff in den scandinavischen Norden hinüber. Die Sachsen setzten eine erkleckliche Geldstrafe auf Lesung und Verbreitung der Fragmente, die in Österreich längst verpönt gewesen wären, wenn man sich dort auf dem Laufenden der protestantischen Theologie gehalten hätte. Und erst im November 1780 ward dem Herzog aus Regensburg gemeldet, der sächsische Gesandte habe in der letzten evangelischen Conferenz sich sehr misliebig über die Fragmente geäußert — die offenbar der Sachse wie der Vertreter Braunschweigs nur vom Hörensagen kannte — und einen üblen Eindruck in Wien befürchtet, da die christliche Religion darin noch viel anstößiger als in der Schrift des Doctor Bahrdt angetastet sei. Jetzt saß Carl Wilhelm Ferdinand auf dem Thron, der, wenn auch kein Freund populärer Aufklärung, „doch immer ein edler Mann" war, „der sich von Keinem vorschreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als sich abbetteln läßt". Der rief Lessing zu einer persönlichen Besprechung, worin Lessing trotzig rieth, der Herzog möge sein Ministerium gewähren und ihn selbst die Sache allein austragen lassen. Zwei Tage später erging die Antwort nach Regensburg in einem andern Tone, als ihn die ältern Resolutionen anschlugen, denn diese Rechtfertigung der Braunschweigischen Regierung war zugleich eine Rettung Lessings, ohne Schmähworte gegen den Ungenannten, und verbat die Parallele zwischen dem vorliegenden Fall und dem des Doctor Bahrdt.

Während Lessing zur Ruhe kam, erging es Goezen übel. Verdienter und unverdienter Haß überschwemmte ihm Haus und Kirche; er war doch mürber geworden nach den Lessingschen Bogen und dürfte sich kaum noch mit seinem drastischen Spruch getröstet haben: wenn ein schlimmeres Stück Ärger kommt, „so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dorthin ab, wohin es gehört". Was half ihm das Lamento des guten Pfeffel über die Herrn Fragmentenschreiber, die

lieber Straßenräuber werden sollten, wenn die Heiden von allen Seiten wider den Papst Hammonias tobten. Als z. B. Gleim, das alte Kind, „des schändlichen Priesters zu Hamburg Ausgespieenes" sah, nämlich „Leßings Schwächen", da mußte er sich Luft machen: Priester-Ungeheuer, Giftspeier, pfaffiger Pfaff! Aus niedrigeren Regionen wäre gar Vieles zu holen, das aber besser im Dunklen bleibt. Nach dem dritten Stück der „Schwächen" schwieg Goeze, und es ehrt ihn, daß er fortan kein böses Wort über Lessing hat verlauten lassen. „Nirgends kein Laut mehr, und selbst jeder Frosch in den Sümpfen der Freiwilligen Beiträge und des Postreuters war mit ihm zugleich verstummt." Seine ultralutherische Kanzelbravade, daß weder Papist noch Calvinist erhörlich beten könne, zog ihm schwere Conflicte mit den Behörden zu, beinahe die Demüthigung eines förmlichen Widerrufs in St. Katharinen; Elise berichtet über diese Vorfälle an Lessing, der dazu meint, nur beharrliche Vertheidigung alles Unsinns, den er je geschrieben und gepredigt, könnte Goezen bei kümmerlicher Ehre erhalten, durch eine Widerrufspredigt würde er vollends ein Dummkopf und Schurke.

Lessings letzte Kundgebung in Sachen der Fragmente betrifft ein Zeitungsgerücht, dessen Niederträchtigkeit nur durch seine Albernheit überboten wird. An zwei Stellen der „Schwächen" hatte Goeze behauptet, die Herausgabe des Ungenannten sei für Lessing eine affaire de finances, da ein solches Unternehmen größeres Honorar verspreche als die bei Seite geschobene Edition des Berengarius, deren Vorläufer allerdings so dürftigen Absatz gefunden hatte, daß Eschenburg den posthumen „Beitrag" nicht mit Schmids längst bereit liegender Copie zu belasten wagte. Wie man nun lange vor unsern Tagen judenfreundliche Urtheile gern in einen ursächlichen Zusammenhang mit dem jüdischen Mammon brachte, so ist in jener kriegerischen Zeit, da Goeze die Geldfrage stellte, nicht bloß über den Ungenannten, diesen erklärten Antisemiten, gemunkelt worden: der Kerl ist ein Jude, oder gar: haltet euch nur an Moses Mendelssohn, sondern auch die dummdreiste Verleumdung ausgegangen: Lessings Lohn für den Druck der Fragmente habe in jüdischen Silberlingen bestanden. Mit unglaublicher Naivetät brachte das „Wiener Diarium", dessen Leiter offenbar nicht die leiseste Ahnung von den Fragmenten hatte, am 23. October 1779 ein Ein-

gesandt, „daß Herr Leßing, dessen Verdienste schon so allgemein berühmt und bekannt sind, daß sie nicht erst nöthig haben, durch unseren schwachen Federzug besonders erhoben zu werden, wegen Herausgabe einiger Fragmenten, von der Judenschaft zu Amsterdam ein Geschenke von 1000 Dukaten erhalten habe. Belohnungen dieser Art verdienen es allerdings öffentlich angemerkt zu werden, weil sie zugleich die Überzeugung wirken, daß ächte Verdienste, und wahre Gelehrsamkeit nie unbelohnt bleiben, und jedes Genie zur unverdrossenen Nacheiferung aufmuntern müssen." Schon in der nächsten Nummer druckte der klägliche Officiosus einen Widerruf, nicht etwa des von seiner groben Unwissenheit nachgeschwätzten Gerüchtes, sondern des moralisch-politischen „Lobes des Lessings", da man „durch eine noch bessere Hand" über die Anstößigkeit der Fragmente aufgeklärt worden sei und „Aufsätze, welche das Heilige der Religion antasten, sie mögen auch mit dem schönsten Prunke der Gelehrsamkeit prangen, nicht lobens-, nein, sondern im höchsten Grade verabscheuungswürdig sind." Wenn's für den „Nathan" wäre! scherzten Lessings Freunde; denn er hätte sie brauchen können, diese tausend Ducaten, auch um wackere jüdische Gläubiger zu befriedigen. Wittenbergs Journalismus aber sorgte für die Verbreitung der beiden Wiener Artikelchen. Darauf ließ Lessing, der erst spaßhaft die Summe dem Reichspostreuter zum Ankauf eines besseren Gauls anbieten wollte, unter dem Namen seines damals in Wien beschäftigten Stiefsohnes Theodor im Januar 1780 die zu Regensburg (?) gedruckte „Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten" ausgehen, einen wolberechneten tendenziösen Auszug aus den Acten Lessing-Goeze, bestimmt das Synedrium noch weiter zu spalten, denn Goezes, erst jüngst von neuem bestätigte, antikatholische Gesinnung und Lessings dem Katholicismus genehme Verwerfung der Schrift als des alleinigen Glaubensgrundes sind hier zum Contrast in den Vordergrund geschoben. Die ihn dem Reichsfiscal überantworteten, sollten mit ihrem eigenen Stricke gewürgt werden. Elise schüttelte den Kopf zu diesem politischen Schachzug: das hieße Goezen mit Goeze bezahlen. Und was mußten erst die protestantischen Lichtfreunde Norddeutschlands davon denken, denen Katholisch- und Verrücktwerden Synonyma waren und das „Jesuitenschnopern" zum edelsten und dringendsten Waidwerk der Aufklärung

wurde, obgleich die Wenigsten den Katholicismus im Allgemeinen und die Gesellschaft Jesu im Besonderen anders als vom Hörensagen kannten.

Es geht doch wol nicht an, Lessings Rückzug auf die Confinien des katholischen und des protestantischen Bekenntnisses lediglich aus einer geschickten Tagespolitik zu erklären. Er war auch dem Katholicismus gegenüber Partei für sich; hat er doch sogar, als Clemens XIV. 1773 den Orden Loyolas aufhob, in seinen Collectaneen, also ohne jeden streitsüchtigen Drang zur Paradoxie, diese Maßregel mit der Vergewaltigung der Tempelherrn gepaart und, indem er an einen ältern Geschichtschreiber, der den Jesuiten die göttliche Nemesis vorhersagte, anknüpft, die bedeutsamen, aber wenig beachteten Worte hingeschrieben: „Es ist nun geschehen, was er prophezeihte, und nur unsern bessern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine ebenso ungerechte Sache wenigstens mit weniger Grausamkeit ausgeführet worden." Dabei kann er über die Casuistik und Ränkespiele der Jesuiten nicht nachgiebiger geurtheilt haben als Pascal oder als Voltaire und Diderot, der Verfasser des durch seine trockene Chronologie so wirksamen Aufsatzes der „Encyclopädie", aber er verabscheute auch hier Zwang und Gewalt. Ihm mußte es am Herzen liegen, das Testament Johannis auch den beiden großen Parteien des Christenthums als ideale Forderung ins Gedächtnis zu rufen — „oder sind die Katholiken keine Christen?" fragte er die lutherischen Päpstchen, denen seine Ansicht von der Tradition und andere Ketzereien so widrig waren. Andrerseits schlummerte in Lessing kein Fünkchen der romantisch-künstlerischen Vorliebe für die Kirche und Marienminne des Mittelalters, die Vielgötterei und den mystischen Cultus der katholischen Mythologie, noch konnte ihm in einer Zeit, die einen einzigen Tempel aufthun wollte, die auch heute dem norddeutschen Protestanten selten erschwingliche Überzeugung von dem gewaltigen Machtbestande des Katholicismus und seiner Priesterschaft im rechten Umfang zu eigen sein. Aufmerksam verfolgt jedoch hat er die katholische Unionsbewegung, die zeitlich dem Fragmentenkrieg ungefähr parallel läuft und von „Febronius", dem Trierer Weihbischof Johann Nicolaus v. Hontheim, ausging. Schon 1763 war der Liber singularis über die Lage der Kirche und die gesetzliche Macht des Papstes erschienen, worin der

katholiſche Ungenannte Unfehlbarkeit, weltliche Gewalt und andere vom römiſchen Stuhl angemaßte Rechte beſtritt und die Fürſten, voran den Kaiſer, aufrief, ſie ſollten ohne Concil und Curie die Kirche wieder dem Zuſtande der erſten Jahrhunderte zuführen, ad reuniendos, wie gleich der Titel ſagte, dissidentes in religione Christianos. Dies Buch von löblicher Grundgeſinnung, aber ebenſo bedenklich wie unpraktiſch in ſeinen Reformvorſchlägen, machte großes Aufſehen durch ganz Europa. Es hat in Wien den Acker für die joſephiniſche Saat beſtellen helfen. Gegenſchriften und Repliken ſchoſſen während der erſten ſiebziger Jahre ins Kraut. Ein Jahr nach dem Febronius abbreviatus von 1777 nöthigte die Curie, längſt über Hontheims Verfaſſerſchaft im Reinen und auf ein leiſes Vorgehen klug bedacht, den Greis zu einem, mit dem ſtärkſten innern Vorbehalt abgegebenen, Widerruf, deſſen ſpätere Rechtfertigung keinen Zweifel darüber beſtehen ließ, wie unfreiwillig dieſe „freiwillige Retractatio" geweſen. Als dann Johannes Müller in den „Reiſen der Päpſte" die Febroniſchen Forderungen an Staat und Kirche kritiſirte, ſtellte F. H. Jacobi 1782 Leſſing als Geſinnungsgenoſſen des Hiſtorikers dar. Seine Broſchüre „Etwas das Leſſing geſagt hat" buchte folgende mündliche Äußerung des großen Todten: was Febronius und ſein Anhang behaupteten, ſei eine unverſchämte Schmeichelei für die Fürſten, denn all die Gründe gegen die Rechte des Papſtes ſeien entweder nichtig oder doppelt und dreifach auf die Fürſten zu erſtrecken, wie jedermann begreifen müſſe; daß noch niemand dies mit aller nöthigen Bündigkeit und Schärfe öffentlich geſagt habe, erſcheine, je mehren der Beruf dazu obliege, ſeltſam genug und als ein äußerſt ſchlimmes Zeichen. So hielt Leſſing allenthalben die Meinung feſt, die religiöſen Fragen müßten ihren freien Lauf ohne clericalen oder weltlichen Hochdruck nehmen.

Als im December desſelben Jahres 1780 das Conſiſtorium eines proteſtantiſchen Reichsſtandes beim Regensburger Corpus ein „Gutachten über die bermaligen Religionsbewegungen, beſonders der evangeliſchen Kirche" einreichte, der Herzog aber vertrauensvoll das ſchriftliche Urtheil Leſſings verlangte, da ſprach er ſeinen alten Grundſatz von den heilſamen „Fermentationen" nachdrücklich, ohne der eigenen Sache unmittelbar zu erwähnen, aus und verglich die benachbarten Religionen mit gährenden Fäſſern im Keller, deren eines das andere anſteckt: nie

bewegt sich Eine allein, die gewaltigen Schritte der Reformation trieben den Katholicismus vorwärts, „der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wolthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche." Kein anderer Aufklärer theilt diese äußerste Unbefangenheit.

In dem Schauspiel der brausenden theologischen Gährung, die Lessing mit Hilfe des Ungenannten erzeugt hatte, traten, von brieflichem und mündlichem Beifall abgesehen, wenige Männer offen auf seine Seite, und in die Tiefen hat doch nach vereinzelten Beschauern erst die Romantik den Blick gesenkt, voll Bewunderung und auf ihre Art voll tendenziösen Misbrauchs. Der Vergleich mit der einsamen Mühle, den Lessing in den Klotzischen Händeln so ergreifend durchgeführt hatte, stellt sich für die theologische Aristeia wieder ein. Wol mußte es ihn heiter anmuthen, daß Goezes Nachbar, der treue Wandsbecker Bote, seine Kampfstellung munter würdigte und die „Gegensätze" in ein spaßhaftes Japanisch-Deutsch übertrug, weil er Lessings Kopf hochschätzte, ob er gleich sein Credo nicht annehmen konnte. Wol erfreute ihn manche Zustimmung aus Weimar, der neuen geistigen Hauptstadt Deutschlands, dem Superintendentensitze Herders, wo auch Wieland entbrannte, durch Freund Merck für die Anti-Goezen „Lessing, der doch wahrlich ein ganz herrlicher Kerl ist, ein Jo triumphe zuzurufen".

Er selbst aber hatte im Motto eben diese Streitschriften triumphlose Kriege genannt:

Bella geri placeat nullos habitura triumphos.

und sie, von denen Moses meinte: es werde „zu viel scharmützelt", nur als die leichten Truppen vor der Hauptarmee ins Feld geworfen. Mit Goeze kam man nicht weiter, denn er verharrte störrisch auf dem gleichen Fleck und zwang durch seine Wiederholungen und Gewissensreden den Gegner zu Variationen derselben Weise, worin zwar dialektische Kunst ihre siegreiche Machtfülle entfalten, die Hauptprobleme aber nicht zum Austrag rücken konnten. „Text", so spricht der Hauptpastor in Lessings Parodie des Gerippes einer „nicht gehaltenen" Predigt, „Text heißt ein kleiner Spruch, woraus sich eine lange Rede machen läßt, so wie sich aus einem Büschchen Wolle ein langer Faden ziehen und dehnen läßt". Darum erklärte Lessing schon im Anfang

der Fehde, der Ungenannte scheine ihm noch nicht in die rechten Hände gefallen zu sein, und strebte weiterhin durch namentlichen Aufruf der patres conscripti die vornehmere wissenschaftliche Theologie aus dem Verhau ihrer akademischen Zurückhaltung zu locken. In wolbedachter Würdigung des Rufers im Streite nahm sie sich lange Muße, theils aus Unbehagen, theils zur ernsten Sammlung. Keiner von den theologischen Führern band gern mit Lessing an. Michaelis ließ sich erst nach Lessings Hingang über eines der Fragmente aus und versuchte durch Jerusalem die ungedruckten Theile der Handschrift kennen zu lernen. Der Hoftheolog antwortete, das sei unthunlich, und erging sich in schiefen Deuteleien über Lessings theologische Wandelungen. Persönlich wolwollend und dem pietätvollen Freunde seines unseligen Sohnes verpflichtet, hatte er sich den leidigen Fragmentenstreit durch jenes Consistorialgebot des Schweigens vom Halse schaffen wollen. Der Göttinger Leß sprach Beschwörungsworte in den Sturm, wie das seine Art war, und wurde von rechts und links übertönt. Sein College Walch wandelte langsam mit einem schweren Packen kirchenhistorischer Gelehrsamkeit heran, die jede Wirkung auf den Tag und das Laienpublicum verschmähte. Rascher und populärer trat der junge Döderlein 1778 f. mit „Fragmenten und Antifragmenten" hervor, ein kritischer Kopf, der in seiner vortrefflich geschriebenen Arbeit nicht kleinlich der Person des Ungenannten nachfragt, den für scharfsinnig und gelehrt erkannten Mann nie beschimpft und Lessingen dankt als dem „wahren Kenner von Gelehrsamkeit, durch dessen Veranstaltung aus den Schätzen der Weisheit jene Schätze der Spötterei und Feindschaft gegen die Religion ans Licht gezogen worden". Er druckt die Stücke vom Rothen Meer und der Auferstehung ab und erhebt sich beim zweiten von den rationalistischen Gegengründen auch zu allgemeinen Erwägungen, wie sie der ungleich gewichtigere Gegenstand fordert, wobei er mannigfach mit Lessing übereintrifft. Auch für ihn, den zünftigen Lehrer der Theologie, beruht der Glaube an Jesus nicht auf der Wahrheit des biblischen Buchstabens, einer unmöglichen Evangelistenharmonie, der Evidenz aller erzählten Wunder. Und dem Fragment über die Unmöglichkeit einer allgemeinen Offenbarung setzt er unter vielen triftigen Ausführungen den Fortschritt, die innere beseligende Wirkung des Christenthums, die dem Gang der Menschheit entsprechende

allmälige Entwicklung der Religion entgegen, wobei auch er dem Gedanken einer göttlichen Erziehung huldigt. Er rettet die Bibel gegen die umstürzende moralisch-pragmatische Kritik, denn eine aus lauter Heiligenleben zusammengesetzte Weltgeschichte würde ein Roman sein, aber er scheidet gelehrte Theologie und Religion wie Lessing und findet das Axiom, die Bibel sei nicht die Religion, sondern enthalte nur die Religion, so richtig, daß auch er an die Orthodoxie Lessings witzige Frage stellt: ob niemand gesunden könne, der nicht die Arznei sammt der Schachtel verschlucke? Mit diesen verständigen, wenngleich nicht sonderlich originellen Betrachtungen konnte sich Lessing stillschweigend vertragen. Dagegen ignorirte er J. F. Kleukers Buch „Einige Belehrungen über Toleranz, Vernunft, Offenbarung, Wanderung der Israeliten durchs rothe Meer und Auferstehung Christi von den Todten" u. s. w. (1778), das sich mit allen Fragmenten zu schaffen macht, den Durchgang theils rechnerisch, theils als ein Wunder zur Glaubensstärkung erklärt und auf die Disharmonie der Auferstehungsberichte das neue Pflaster streicht, der eine Evangelist folge einer griechischen, der andre einer hebräischen Wortfügung. Auch Lessings Zusätze und Duplik werden kritisirt.

Anders ging Semler zu Wege. Das unwillige Staunen des großen Gelehrten über die wilde Kritik, die der Ungenannte an Jesu und den Jüngern verübt hatte, wurde zu maßloser Bitternis gewiß durch die Furcht hinaufgetrieben, nun werde die theologische Rechte gen Himmel schreien: seht hier die giftigen Früchte der modernen Wissenschaft, seht hier die Forschung der Semler in ihrer nackten Verruchtheit! Zu solchen Unkenrufen lag zwar ein ehrlicher Anlaß nicht vor, aber ihm graute, welchen Nährstoff die Feinde daraus schöpfen möchten, wenn etwa im dritten Anti-Goeze sein Name zwischen den Namen Basedows und Bahrdts paradirte. Gewährsmänner wie Sulzer und Zimmermann wollten sogar wissen, Semler habe in Berlin die Unterdrückung des Lessingschen Fragmentenstreites heimlich betrieben, wie er denn dem neuesten Offenbarer Gottes ein elendes Hallenser Dasein zu zerstören strebte. Ostern 1779 erschien sein unerfreuliches und nach der, von Semler stets vernachlässigten, schriftstellerischen Seite ganz ungenießbares Buch „Beantwortung der Fragmente eines Ungenanten insbesondere vom Zweck Jesu und seiner Jünger", für das er sich sogar

die vorläufige Approbation der in besserem Glaubensgeruch stehenden Amtsbrüder zu Göttingen erbeten hatte. Nicht ohne kleine collegiale Spitzen stellte ihm Miller das gewünschte Zeugnis aus; er war darauf gefaßt gewesen, es möchte der Kritiker des Kanons betreffs der Thatsachen des Christenthums [redacted] der Wunder, in einige Verlegenheit gerathen, fand sich aber enttäuscht und auch die Stellen von der Gottheit Jesu und der heiligen Dreieinigkeit „sehr vorsichtig und unanstößig" erklärt. Semler ist kein Freund des öffentlichen Radicalismus, mit dem am besten eine stille Correspondenz in einem zu gründenden, und wirklich alsbald gegründeten, Religionsmagazin gepflogen werden sollte. Er bezeugt die ungeheure Wirkung der Fragmente. Ihre Voraussetzungen, Wege und Ziele mit methodischer Gelehrsamkeit zu überfluten, dem bösen Naturalisten Fehler über Fehler, Trugschluß über Trugschluß nachzuweisen, konnte einer Kennerschaft wie der Semlerschen nicht schwer fallen. Das sei mit Einem Worte zugestanden, denn die Kreuz- und Quergänge durch diesen Urwald von Paragraphen abzuschreiten ist unmöglich, der Kreis der leitenden Gedanken aus Semlers Hauptwerke bekannt. Nirgends polemisirt er gegen Lessing, mit dem er vielmehr in einer Reihe von Axiomen, in Erörterungen der Beweiskraft von Wundern und Weissagungen, in der Schätzung der regula fidei nah übereinstimmt. „Ganz recht", lesen wir einmal, „hat Herr Hofrath Leßing schon angemerkt, der Glaube war eher als diese Bücher". Um so straffer hat er die Sehne gegen den Fragmentisten gespannt. Der heißt ihm ein unverschämter, unwissender, lahmer, seichter, eilfertiger, mürrischer, keifender Wäscher, seine Kritik ein Witz von Schlaraffenland, und er sieht kein gutes Haar an dem „Deisten", so daß schon Leß außer den vielen Abschweifungen die ungünstige Behandlung des Gegners tadelt.

Nach dieser über fünfthalbhundert Seiten ausgedehnten Streitschrift, die den Urheber des ganzen Krieges ungeschoren ließ, erscheint geradezu verblüffend ein von Semler eingeleiteter Anhang „Von dem Zwecke Herrn Leßings und seines Ungenanten. Ein Paar Fragmente eines Ungenanten aus meiner Bibliothek. Herausgegeben von A — Z." Semler rühmt den Anonymus oder seinen Herausgeber als einen sehr gelehrten, verdienten und tugendhaften Mann, der aus dem Studium der Theologie längst mit großem Erfolg in einen Kreis „festerer

Wissenschaften" — „vermuthlich handfesterer" spaßt Lessing — übergegangen sei. Die Maske ist nie gelüftet worden; an Semler selbst darf man schon dem Stil nach durchaus nicht denken, vielleicht an einen alten Klotzianer? Als Herder im April den Band empfing, schrieb er seinem Hamann: „Sem[redacted] gegen den Ungenannten ist hier ... ich habe aber noch nichts, als Vorrede und die Beilage am Ende gelesen. Jene ist, ganz außer Semlers Ton, demüthig und fast furchtsam; die letzte, ohne Zweifel von einem Preußischen Offizier, schnippig, doch nicht untreffend". Dies Urtheil überrascht aus dem Mund eines Mannes, der gleich darauf sein reges Interesse an Lessings Anti-Goezen und seine Verachtung gegen die erst so schweigsamen, nun so kläffenden berühmten Theologen, „diese illustria capita voll Mohnsamen", bezeigt. Denn die Beilage enthält ein Vorwort voll ironischer Complimente an den Accoucheur des Ungenannten, ein, von Semler allein hervorgehobenes, Rechenexempel für den Durchgang durchs rothe Meer und ein satirisches Mittelstück „Fragment eines Gesprächs" zwischen dem Lord Mayor von London und einem Brandstifter Sir John Bowling. Dieser Narr hat, als er auf dem Nachbarboden ein brennendes Licht bemerkte, schnell etliche Bünde Stroh draufgeworfen und die Luken geöffnet, um der Flamme Luft zu machen, weil — so verantwortet er sich — die Feuerfestigkeit des Hauses, die Unerschrockenheit des Besitzers, die Zuverlässigkeit der Feuerwehr ihm wolbekannt war und solcher ehrenvollen Probe werth schien. Sir John wandert dafür nach Bedlam. Und hat Lessing, wie nun ein Hamburgischer Kaffeehausdialog über diese lächerliche Geschichte ergiebt, nach seinem Satze „Dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöscht werden soll" bei Herausgabe der Fragmente den „perfekten Sir Bowling" gespielt, so ist wol auch er ins Tollhaus zu verweisen. Diese Folgerung überläßt der anonyme Witzbold dem Leser und wirft lieber noch ein paar bösartige Streiflichter auf Lessings geheime Absichten: den Orthodoxen wehe zu thun „und die übrigen Gottesgelehrten, die bisher die christliche Religion von den Zusätzen der Theologen zu reinigen gesucht haben, zu zwingen, noch weiter zu gehen", was in erster Linie nur auf Semler gemünzt sein kann.

Der nicht unwitzige Hohn, der sich so perfid an eine bloße Einkleidung heftete und, obwol Semler dieses parodistischen Kerns weder

in der allgemeinen noch in der besondern Vorrede Erwähnung that, unter der offenen Flagge des berühmten Theologen ausging, rührte Lessing die Galle auf. Den Kritiker des Fragmentisten wollte er den Orthodoxen überlassen, dem Herausgeber des Anhangs, dem „Schubiack", der „impertinenten Professorgans", aber selbst heimleuchten mit einem „Briefchen aus Bedlam." Ende August wird es auch öffentlich angekündigt, doch nur ein winziges Bruchstück liegt vor, worin Lessing, auf ein bekanntes Gedicht seines Kleist anspielend, den Spott zurückzahlt: „Nun bin ich mit dem großen Tollhause, in welchem wir alle, mein Herr Doctor, leben, zu wol bekannt, als daß es mich besonders schmerzen sollte, wenn die Tollhäusler der mehrern Zahl mich gern in ein eignes Tollhäuschen sperren möchten". Das Motiv hat er noch im Vorbeigehn angeschlagen, nachdem sich der Plan einer Zusammenfassung älterer und neuerer Entwürfe zu einem Denkmal des zweiten, nachgoezischen, Actes dieses kriegerischen Schauspiels in ihm befestigt hatte. Schon Ostern 1780 sollte ein Band „Briefe an verschiedene Gottesgelehrten" erscheinen und Walchs Adresse den Reigen der „einseitigen Dialoge" eröffnen, aber vergebens sehnte Herder einen Geist herbei, der ihm diese Correspondenz zutrüge. Im Herbst meldet dann Jacobi, Lessing gedenke bald eine Reihe von Sendschreiben an alle seine Angreifer im Fragmentenstreite herauszugeben, um nachher mit kirchengeschichtlichen Excerpten seine theologische Laufbahn zu beschließen. Der jäh abfallende Pfad des Lebens hat keinem dieser mannigfachen Entwürfe die Vollendung gegönnt.

Da sollte Reß noch einmal vor die Klinge, da sollten Teller und Töllner über alten und neuen Arianismus ausgefragt und berichtigt werden, da sollte Semler zu seiner peinlichen Verlegenheit rund heraus erklären: erstens, worin die allgemeine christliche Religion bestehe; zweitens, was das ausscheidbare Locale der christlichen Religion sei; und was drittens das so vag gepriesene Moralleben des Christen ausmache. „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung", der schon im Sommer 1778 aufgerufen wurde, als Lessing mit der „Nöthigen Antwort erster Folge" abtreten mußte, hätte die jüngsten Streitigkeiten im Spiegel des Concils von Nicäa aufgefangen, und neben dem neutestamentlichen Kanon wäre auch die höhere Kritik des alten Testamentes nicht ganz leer ausgegangen, da es galt die lang und viel

besprochene Frage nach Esras Thätigkeit am Pentateuch mit Abt Jerusalem achtungsvoll wieder aufzunehmen. Der hohe Wogengang der Anti-Goezen hat sich beruhigt, wo nicht Zwang oder Lust den Verhaßten anzurennen Sturzwellen des alten Zorns über die geglättete Fläche dieser sachlicheren Polemik emporjagt. Seltener ertönt das Pathos der früheren Streitrufe, und das schöne Bekenntnis „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" ist nur bestimmt ein launiges theologisches Familienmärchen, frei nach Swift, zu eröffnen, wie jene Verse aus dem „Jon" des Euripides nur die Pforte kränzen, die zu den streng wissenschaftlichen Disputationen mit C. W. F. Walch führt. Woran Goeze nur tappte, das suchte die profunde, schwerfällige Gelehrsamkeit des Göttinger Professors 1779 in der „Kritischen Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten" mit aller Beherrschung des patristischen Materials und aller schleppenden Breite, deren die damalige Theologie sich im rechten Gegensatze zu Lessings leichtgeschürzter Bündigkeit und Eleganz ungern entschlug, festzustellen: alleinige Erkenntnisquelle der christlichen Religionslehren war schon während der ersten Jahrhunderte die heilige Schrift, nachdem der apostolisch-schriftliche Unterricht den ersten mündlichen ersetzt hatte. Die alten Christen haben als Hörer, durch Vorlesen und Predigt, und mittelst eigener Lectüre, die Semler willkürlich auf die Lehrer beschränke, die Bibel als einzigen Grund der Überzeugung und Religionsübung angesehen, und die Symbola wurden aus der Schrift bewiesen. „Seht" oder „Leset" rufen all die Zeugen, aus deren Sätzen Walch eine riesige Mauer ohne Mörtel aufbaut, erst in historischer Folge, dann nach Rubriken. Seine Vorrede ist gegen die Neuerer gerichtet, die uns von dem rechten evangelischen Sinn, nur durch die Bibel weise, christlich tugendhaft und selig zu werden, ganz andre Begriffe beibringen wollen, und sie verurtheilt vor allem die Pest der unbewiesenen Behauptungen auf kirchengeschichtlichem Gebiete: viel weiter als Semler gehe Herr Hofrath Lessing in den Paragraphen der „Nöthigen Antwort", von denen Walch die meisten abdruckt, um Lessings versprochene Beweise zu der schärfsten Prüfung abzuwarten. Kleinere und umfangreiche Bruchstücke, die an mehreren Stellen auch die Absicht einer Gliederung nach einzelnen Kirchenvätern andeuten und durch Aufnahme der Tertullian-

ſtudien gerundet werden ſollten, bezeugen, wieviel Scharfſinn, Wiſſen und Sorgfalt nach innen und außen der Liebhaber der Theologie für die große Verhandlung mit einem hochanſehnlichen Oberhaupte der Zunft angeſtrengt hat. Schon bei den Vorboten im December 1778, ſchrieb er, nach einer luſtigen Wendung über den abgethanen Goeze ſich aufreckend, an die treue Theilnehmerin all ſeines Strebens Eliſe: „Endlich laſſen ſich die großen Weſpen doch auch aus dem Loche ſterlen. Die Göttingſche (Leß) ſumſet nicht ſo arg, als ſie zu ſtechen drohet".

„Bibliolatrie", im weiteſten Sinne des Bibelgebrauchs und der Schriftverehrung unter den Chriſten, betitelte Leſſing ſeine erſten Entwürfe, die noch die Nabelſchnur tragen, welche ſie mit ihrer Mutter, den antigoeziſchen Schriften, verbindet. Sie ſind zur gleichen Zeit wie die Reviſion der „Nöthigen Antwort" entſtanden und verſprechen einen dreiſtöckigen Aufbau, nämlich den „hiſtoriſchen" Bericht über den Goezeſtreit, die „thetiſche" Lieferung von Beweiſen für ſeine Sätze, die, weil unbewieſen, unbeweisbar geſcholten wurden, die „epanorthotiſche" Unterſtützung und Rettung dieſer Beweiſe gegen Walch. So holt Leſſing weit von ſeinem jugendlichen Zwieſpalt zwiſchen Apologetik und Verneinung aus. Auch die ſpäteren „Briefe" beginnen mit einem Rückblick auf Goezes Einwürfe gegen die „Axiomata" und erheben fortſchreitend an den „competenteſten Richter in dieſer Sache", deſſen Gelehrſamkeit von Leſſing alle Ehre erfährt, die Forderung, er ſolle Leſſing nicht aus Goeze, ſondern aus ihm ſelbſt verſtehen, um dann zu bekennen, daß Leſſing weder in den Tag hinein plaudre, noch feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion thue, wie jener Schreier ihm ſo hämiſch Schuld gebe. Er behauptet ſeinen Poſten der Tradition und fertigt eine Reihe von Scheinzeugen des Göttinger Kirchenhiſtorikers mit geſchärfter Interpretation ab, wie auch der erbauliche Leß mit ſeinem Ignatius zwar reſpectvolle Aufnahme, aber keinen Glauben bei dieſem Prüfer fand. Am Faden der Geſchichte geht er von Juſtinus zu Irenäus, hier recht „epanorthotiſch" verweilend, zu Clemens, der pädagogiſch Tugend- nicht Glaubenslehren aus der Schrift, dieſer disciplina, nicht regula fidei, zog, von ſolchen Wort für Wort peinlich unterſuchten Stellen des ſchwer zu packenden alexandriniſchen Rhetors zu Tertullian, dem eine größere

Rolle vorbehalten war. Ein Excurs über die regula fidei unterbricht nur scheinbar das Zeugenverhör, in dessen Verlauf Walchs Buch immer mehr zusammenschrumpft; der Arianismus sollte wieder zur Sprache kommen, die Bibelauslieferung unter Diocletian in einem vorläufigen Sendschreiben „Von den Traditoren" gegen zwei Excurse Walchs erledigt sein. Diese Studien, denen die moderne Theologie viel zu widersprechen, abzudingen, zuzusetzen hat, aber in den leitenden Gedanken gegen Walchs akademische Autorität beipflichtet, drängen fort und fort auf die Frage nach der Geschichte des Kanons, auch wo „meiner Hypothese über Entstehung des Neuen Testamentes" nicht so ausdrücklich erwähnt wird wie einmal beim Hermas.

Mit einer selbständigen Kritik des Kanons hoffte Lessing am Schlusse des bewegten Jahrzehnts, über dessen Eingang Semler seinen Namen geschrieben hatte, sein theologisches Gebäude zu krönen. Die Balken waren längst zugehauen und erwarteten die letzte Hand des Meisters. Daß die Religion Christi, die er als Mensch erkannte und übte, anders in den Evangelien enthalten sei, als die christliche Religion, die ihn selbst als Übermenschen anbetet, stand so fest wie das unüberwindliche Axiom „Die Bibel ist nicht das Christenthum". Unter anderem sollte eine skizzenhafte und in mehreren Punkten sehr anfechtbare Einleitung in die Apokalypse den Beweis für die planlose Bildung des Kanons verstärken. Doch schon im Winter 1777/78 dachte Lessing die „Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet" zum Vorschmack eines „seit vielen Jahren", sagen wir: seit Breslau, geförderten Buches für den engern Kreis derjenigen Theologen, „deren Geist ebenso reich an kalter kritischer Gelehrsamkeit als frei von Vorurtheilen ist", auszuarbeiten und Ostern bei Voß herauszugeben. Lessing, im Eigenlob so sparsam wie Einer, freute sich des fruchtbaren Keims seiner Entdeckungen und meinte nichts Gründlicheres, nichts Sinnreicheres dieser Art geschrieben zu haben. Hätte er damals abgeschlossen, sein Eingreifen wäre in der Entwicklungsgeschichte der theologischen Kritik sofort ungleich kräftiger gespürt worden, als ein nachgelassenes Stückchen die Forscher auf- und anzuregen vermochte; aber auch so ist eine nachhaltige Wirkung von der „Neuen Hypothese" ausgeströmt.

Der erst durch Baur und seine Schule zur vollen Bedeutung erhobene Satz, daß die urchristlichen Nazarener in ihrem dogmenlosen Messiasglauben nicht aufhörten, Juden zu sein, steht bei Lessing an der Spitze. In diesem Kreise, dieser Urphase einer späterhin durch Paulus der weiten Welt gepredigten Religion, sucht er die ersten schriftlichen Nachrichten über Jesu Leben und Lehren, geschöpft aus mündlicher Überlieferung glaubwürdiger Leute, die mit Jesu verkehrt hatten, und gemäß dem Mehr oder Weniger solcher Mittheilung in stetem Fluß begriffen, einem bald wachsenden, bald abschmelzenden Schneeball oder einer von jedem Besitzer nach Lust behandelten Familienchronik vergleichbar. Auch die vertrauten Frauen trugen ihre kleinen Anekdoten herbei; da jedoch selbstverständlich die Apostel als vornehmste Gewährsmänner nachwirkten, hieß diese flüssige Sammlung das Evangelium der Apostel, wenn man es nicht nach denen, die es brauchten, Nazarener- oder Hebräerevangelium nannte. Lessing setzt die Schrift unter den *ἄνθρωποι ἀγράμματοι* gewiß zu früh an, betritt aber die Pfade richtiger Erkenntnis, wenn er der mündlichen Geschichte die Sammlung biographischer Denkwürdigkeiten und Lehren Jesu, wolverstanden: ohne den dogmatischen Charakter der christlichen Religion, folgen läßt, wie ja heute *λόγια κυριακὰ* für die erste Urkunde evangelistischer Schriftstellerei gelten. Von diesem Nazarenerevangelium war, auf Grund der Kirchenväter, lange vor Lessing und oft die Rede gewesen. Auch der Ungenannte hatte damit zuversichtlich hantirt, Semler die Priorität vor unserm griechischen Matthäus stets verfochten, während Lardner im Gegentheil einen hebräischen Auszug aus dem Matthäus annahm, denn er deutet das Zeugnis des Papias um und dictirt: Origenes hätte dies Urevangelium finden müssen, wenn es ein solches gegeben hätte. Heute sind die Fragen der Evangelienkritik so unendlich vertieft und verfeinert, die Fäden der Vermuthung auf einem Gebiete, wo erste Denkmäler und Mittelglieder fehlen, so ineinander geschlungen und geknotet, daß jeder Nadelstich in das Testament ein Nest von Hypothesen trifft und in vielen Punkten die Resignation des Nichtwissenkönnens und eine beherzte Vereinfachung der Fragstellung platzgreifen muß. Für Lessing und seine Zeit lagen die Dinge bei weitem nicht so schwierig und verwickelt, als sie in Wirklichkeit sind. Er sieht in dem chaldäisch-syrischen Nazarenerevangelium des vierten

Jahrhunderts das urchristliche Apostel- oder Hebräerevangelium, das auf die natürlichste Weise entstanden in abweichenden Abschriften umlief. Scharfsichtig bemerkt Lessing, daß die älteste Nachricht von Jesu nur so lange in der Landessprache bleiben konnte, als das Christenthum palästinisches Judenchristenthum blieb. Matthäus machte aus dem hebräischen Text den ersten griechischen Auszug, und wenn Papias sagt „Matthäus verfaßte in hebräischer Sprache die Reden, es übersetzte sie aber jeder, wie er es konnte", so hat er nicht einen ursprünglich hebräischen Matthäus, sondern das hebräische Original, das Matthäus als erster Dolmetsch in Umlauf gebracht hatte, gemeint. Hier ist die Voraussetzung der aramäischen Schrift vor den griechischen Evangelien und der zeitliche Vorrang des Matthäus vor den andern Evangelisten sowie die Quelle des judenchristlichen Matthäusevangeliums richtig erkannt, wenn auch die Verfasserschaft des Matthäus heute auf einem ganz andern Blatte steht. Das Urevangelium macht Lessing weiter zur Quelle der dem Matthäus nachschreitenden Lucas und Marcus und gewinnt so eine neue Erklärung, die in Marcus nicht den Epitomator des Matthäus, sondern den Benutzer derselben Vorlage, nach einem minder vollständigen Exemplar, sieht. Alles ist rein menschlich zugegangen: Matthäus befriedigte mit seinem Buch nicht alle, das Bedürfnis wuchs, Lucas traf eine andere Wahl und Anordnung und schrieb ein besseres Griechisch, Marcus machte von dem allgemeinen Rechte Gebrauch die Geschichte Jesu zu bearbeiten „so wie jeder es vermochte", die Schreiber thaten das mit würdiger Hingebung und Vorsicht, getrieben von einem guten Geist, welchen den heiligen nennen mag, wer dazu den Drang hat. Lessing hat ihn jedenfalls nicht. Kühn setzt er, nachdem ganz richtig, nur ohne die subtilen Filiationen der Gegenwart, die Drei, die man seit Griesbach Synoptiker nennt, zusammengerückt sind und die Hypothese ihre Übereinstimmungen aus dem hebräischen Urevangelium erklärt hat, den Fuß weiter zu dem Vierten, Johannes. Die hebräische Urkunde des Matthäus und die aus ihr geflossenen griechischen Evangelia lehrten nach alter nazarenischer Auffassung Jesum als den ehelichen Sohn Josephs und Marias kennen oder näherten sich wenigstens einer höheren Idee nur von fern. „Sollte also das Christenthum unter den Juden nicht als eine bloße jüdische Secte wieder einschlafen und verschwinden, sollte es unter den

Heiden als eine besondere, unabhängige Religion bleiben, so mußte Johannes ins Mittel treten und sein Evangelium schreiben"; das Evangelium des Geistes für die ewige Zeit, da es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, nach dem durch Matthäus repräsentirten Evangelium des Fleisches. Die Kluft zwischen beiden füllte die Kirche mit den Evangelien des Petrusschülers Marcus und des Paulusschülers Lucas. Lessings 1780 geschriebener knapper Auszug, die sechsundfünfzig „Theses aus der Kirchengeschichte", führt über dies letzte Motiv hinaus in die weitere Geschichte des Kanons, die erst so spät die Geltung von nur vier Evangelien kennt und so lang den Bischöfen eine gleich dem Apostelwort maßgebende mündliche Entscheidung beimißt. Schlagend ist von Lessing für immer festgestellt worden, daß der zufällige Platz im Kanon kein chronologisches Zeugnis liefert. Heute wissen wir, daß der neutestamentliche Kanon erst um das Jahr 200 in seinen Hauptstücken, erst um das Jahr 400, mit der katholischen Kirche herangewachsen und befestigt, in seinem jetzigen Umfang dastand. Hilfsmittel, von denen Lessing nichts ahnen konnte, wie das älteste Verzeichnis im Muratorischen Fragment, sind aufgetaucht. Die Betrachtung des Urchristenthums und seiner Parteiungen, des Judenchristenthums und des vom Gesetz erlösten Heidenchristenthums, des Essenismus und der Gnosis, der Sagenbildung und der ersten Schriften, die mehr als ein Niederschlag aus den Wolken christlicher Mythologie, sondern die Denkmäler bestimmter Strömungen und individueller Schriftsteller waren, der Daten, der Verfasser, der Zusammenhänge hat sich seit Lessings Tagen gewaltig erweitert. Die Sonderstellung des speculirenden Johannes, die Lessing, ohne Paulus zu streifen, so lebhaft betonte, ist geblieben, aber die Kritiker lassen dem Johannes die antineronische „Offenbarung", um das *πνευματικὸν εὐαγγέλιον* ins zweite Jahrhundert zu verlegen. Die Hypothese des Urevangeliums in der Landessprache als gemeinsame Quelle der Synoptiker lebte bei Professor Paulus fort und wurde 1804 von Eichhorn neu und nachhaltig zur Verhandlung gestellt, indem er erst wie Lessing unmittelbar die aramäische Vorlage, dann aber eine griechische Mittelstufe annahm. Noch Strauß steht der Hypothese Lessings so nahe, daß sie diesem Aufrührer der neutestamentlichen Kritik „ein Schriftchen von zwei Bogen" heißt,

„welche aber die fruchtbaren Keime aller späteren Forschungen über diesen Gegenstand enthalten". Und ein Fackelträger bleibt Lessing mit seinen allzu bündigen Schlüssen auch auf diesem schwierigsten Arbeitsfeld, wenngleich zur Zeit das Urevangelium, das schon für Lessing im ersten Grund ein mündliches war, nach der unter F. A. Wolfschem Einfluß ausgebildeten Theorie Schleiermachers von kleinen, ins Legendarische hinüberspielenden Niederschriften (Diegesen), dem Kern einer Spruchsammlung gewichen ist.

Was er über das Evangelium Johannis im Sinn hatte, war der Welt lang entzogen, aber sein Testament Johannis, das auch Gleim als Friedensbotschaft an alle deutschen Kirchenthüren schlagen wollte, tauchte in siegreichem Glanz aus jeder Verfinsterung des Fragmentensturmes hervor. Es bleibe dahingestellt, wie und wo Lessing all die Entwürfe des zweiten Feldzugs an den Mann zu bringen gedachte, ob auswärts trotz dem Verbot oder mit Remers gelindem Visum; keiner ist zur Vollendung und Mittheilung gekommen, und erst 1784 erfuhr ein engeres Publicum aus dem „Theologischen Nachlaß", daß Lessing unter äußerem Zwang zwar seinem „Steckenpferd", den antigoezischen „Schnurren", aber nicht dem freien Bemühen, unabläßig die religiöse Gährung zu fördern und die Forschung vollends aus den Banden des Wahns und der Halbheit zu lösen, entsagt hatte.

Seine „Hauptarmee" war mobil gemacht, als der Befehl kam, sie dürfe nicht ausrücken. Lessing ließ den Muth nicht sinken und sann auf einen Ausweg. Die Nacht des 10. August 1778 bescherte ihm eine plötzliche Erleuchtung. Warum sollte ihm misglücken, was Voltaire mehr als einmal angestrebt hatte: den Schauplatz der Aufklärungskämpfe auf die Bretter zu verlegen und sein „Kindlein, liebet einander" statt in Flugschriften durch den lebendigen Mund der Bühne auszurufen? „Ich muß versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört will predigen lassen".

Der zwölfte Anti-Goeze heißt „Nathan der Weise".

III. Capitel. Nathan der Weise.

Introite, nam et hic dii sunt. Motto aus Gellius.

Schon in seiner ersten dramaturgischen Zeitschrift, 1750, hatte Lessing als feuriger Lobredner einer erhöhten und erweiterten Schaubühne auf Voltaire zurück und zugleich prophetisch vorwärts blickend behauptet: „Ja selbst die Streitigkeiten verschiedener Religionen können auf das Nachdrücklichste darin vorgestellet werden"; und wenn der Forschung eine bestimmtere Antwort auf die Frage, zu welcher Zeit und an welchem Orte die Motive und Gestalten des „Nathan" ihre ersten Umrisse empfingen, versagt bleibt, so sind uns doch die Anregungen und Tendenzen geläufig, aus denen die jugendlichen Keime dieses Werkes hervorsproßten, um nach langsamem Wachsthum im Geiste des reifenden Dichters und Denkers endlich wie edle Pflanzen den letzten Schuß zu thun und die volle Blütenkrone in der Luft zu wiegen. Wir kennen die religiösen Kämpfe der Lessingschen Frühzeit, seine Verwahrung gegen das Gebot einen Glauben von den Eltern her gedanken- und zweifellos hinzunehmen, seinen Bruch mit der positiven Religion. Wir sahen ihn auf die christliche Liebe und die Übung humaner Pflichten alles Gewicht legen und der Übereinstimmung im tugendhaften Handeln das Meinen und Vernünfteln kräftig unterwerfen. Seine emporstrebende, auf neuen Gedankengehalt bedachte Dramatik erzog den ungläubigen und verbitterten, aber guten Jüngling nicht durch Predigten, sondern durch edle Thaten eines geistlichen Freundes. Sie suchte modernes christliches Vorurtheil im Anblick wackerer Handlungen eines Juden zu besiegen und segnete den geistigen Bund des Griechen und des Persers. Halbdramatisch ließ die Rettung des Cardan Muhammedaner und Juden ihre Sache führen. Auch

Leſſings Dichtung wählte mit Deutſchen und Franzoſen den Orient zum Schauplatz, und in der Geſchichte des Islam leuchtete ihm früh Saladins Bild entgegen, wie es namentlich Voltaire durch einen glänzenden Firniß aufgefriſcht hatte. Derſelbe Saladin forſchte bei Boccaccio den klugen Juden nach den drei Religionen aus, deren Gründe und Anſprüche, deren Sittenlehre und poſitive Unterſcheidung immer wieder Leſſings helles Auge feſſelten.

„Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat", ſchreibt er im November 1778; zu ſeinen alten dramatiſchen Verſuchen zählt er den „Nathan" ſchon in der öffentlichen Ankündigung. Die Skizze aber, die jetzt im Hauſe Mendelsſohn wie ein urväterlicher Ehrenbrief gehütet wird, ſcheint aus dem Februar 1776 zu ſtammen, wo Leſſing, unmittelbar nach ſeiner italieniſchen Reiſe, das Stück vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollte und auch mit Schmid und Eſchenburg dies Vorhaben beſprach. Unzweifelhaft iſt das Heft im Weſentlichen die ſaubere, faſt correcturloſe Reinſchrift einer Vorlage, die außer dem Grundſtock des auf die einzelnen Seiten vertheilten und in einem Zuge geſchriebenen Scenariums ſchon kleine Dialogſtückchen enthielt; hinzu kamen auf dieſen von vornherein für ſpätere Einträge berechneten Blättern, deren geſammter Inhalt nur durch ſehr geringe Pauſen geſchieden ſein kann, Erweiterungen während der Copie und ſkizzenhafte Zuſätze nach ihrer Vollendung. Im Auguſt 1778 ergriff Leſſing ſeinen Entwurf als Text für den raſch beſchloſſenen Verſuch, ob man ihn wenigſtens auf der alten Bühnenkanzel ungeſtört predigen laſſen wolle, und Anfang September ſah Schmid den Freund „über dem Propheten Nathan ſchwitzen und brüten". Noch war trotz der Vollſtändigkeit des Gerüſtes auch am Grundriß wie an den theils zu flüchtig, theils zu derb ſkizzirten Trägern der Handlung manches umzugeſtalten. Da ferner die Abſicht eines Flankenangriffs auf den Feind in den älteren Plan eindrang und die Polemik nun entbinden half, was Leſſing ſchon vor dem eigentlichen Fragmentenſtreit und vor allem antigoeziſchen Krieg in ſich getragen hatte, ſo trat zu dem Bedürfnis des ausbauenden und rundenden Künſtlers auch der Wunſch nach ſtärkeren Accenten in lehrhaften Partien und nach einer zeitgemäßen Zuſpitzung der Patriarchenſcene.

Anfang November sind diese Veränderungen festgestellt, am 14. beginnt die Versification, am 1. December wandert die erste Jambenreihe nach Berlin, bis Weihnachten soll alles „geflickt" und „polirt" sein. Aber so rasch ging es doch nicht von Statten: zum Fest waren erst zwei Acte endgiltig abgeschlossen, und im Januar meldete der Wolfenbütteler von Döring, begeistert durch die Lectüre des ersten Aufzugs, Lessing hoffe Anfang Februar „mit seinem Nathan ganz fertig zu sein. Alle Morgen macht er dreißig Verse." So begann er am 2. Februar den vierten, am 7. März den fünften jambischen Act. Im Mai 1779 war Deutschland um eine classische Gabe der Kunst und Weisheit reicher.

Ein Vorwort, worin Lessing mit erhobenem Zeigefinger auf die Tendenz hinwies, dem christlichen Pöbel darzuthun, daß von Alters her unter allerlei Völkern gute Menschen ohne positive Religion gelebt hätten und daß geschichtliche Betrachtung der Kreuzzüge ihn zu solchen Juden und Muhammedanern hingeführt habe, entfiel, weil das mittelbar und unmittelbar lehrende Gedicht weder der didaktischen Einführung noch des streitbaren Vorklangs bedurfte. Mochte es nun ohne Geleitbrief ausgehen und die Leser fragen, ob neben der eigenthümlichen Tendenz auch genug eigenthümliche Schönheit gewonnen sei; mochte es nun ohne einen Zuruf an den glücklichen Ort, der zuerst die Freiheit einer Aufführung besitzen würde, sein Heil versuchen.

Als Lessing am 8. August 1778 zur Subscription aufforderte, verschmähte er jeden Lockton des Werbers. Ironisch leitet seine Einladung den theologischen Feierabend aus dem Mangel an der nöthigen frommen Verschlagenheit her und antwortet dem Argwohn, ob denn Augenblicke des Verdrusses wol die schickliche Zeit zur Vollendung eines Dichtwerks abgeben möchten, mit ein paar ruhigen, geistreichen Sätzchen über die beste der Welten. Das Publicum erfährt nur den Titel des „etwas ungewöhnlichen" Versuchs, aber nichts von dem Inhalt: „genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu sein", fügt Lessing, dem Strenge gegen sich selbst einen so stolzen Ton erlaubte, hinzu. Nur die Vertrautesten durften schon im Voraus wissen, daß die alte Parabel von den drei Ringen den Rumpf des begierig erwarteten Dramas bilde.

Wo immer verschiedene Bekenntnisse auf einander stoßen, nachbarlich ihren Göttern Altäre bauen und ihre religiösen Eigenarten mit Waffen weltlicher Macht oder innerer Kräfte des Geistes und Gemüthes zur Geltung bringen, muß alsbald eine Vergleichung des Trennenden und des Gemeinsamen Platz greifen. Dann werden fremde Heiligthümer zu Gunsten des allein seligmachenden umgestürzt oder man lernt im Hinblick auf einen anderen Glauben und die sichtliche Gnade, den achtungswerthen Wandel seiner Anhänger die Evidenz des eigenen preisgeben, um sich entweder zu unterwerfen oder außerhalb confessioneller Schranken im Bund einer höheren freiern Andacht oder im Zweifel an jedem Glaubensmonopol das Heil zu suchen. Hellenischer Nationalstolz trennte die Weltbewohner in Griechen und Barbaren, aber die Stoa lehrte, alle Menschen seien Brüder. Die Kirchenväter machten, da die alte Welt in allen Fugen krachte, den Abgöttern des Heidenthums den Proceß, aber ein milder Irenäus tröstete, daß auch multae gentes barbarorum durch den heiligen Geist zur Seligkeit eingehen könnten. In seiner Zuversicht schwankend, huldigte der Athener zu Paulus' Zeit auch dem unbekannten Gott, wie nachmals der Sultan des Islam durch eine Vertheilung seines letzten Schatzes an drei göttliche Nebenbuhler sicher zu gehen hoffte. Und wenn die Scholastik alle Verläugner Christi mit unermüdlicher Beredsamkeit bedrängte, so ließ doch Abälard (falls das Gespräch von ihm herrührt) den Streit zwischen Christen, Juden, Philosophen vor dem Tribunal seines Richters in der Schwebe.

Eine neue Wendung brachten die Kreuzzüge. Nicht in akademischen Dialogen, sondern leibhaft auf dem heiligen Boden, der dem Volk Israel zu eigen gewesen und um den nun Kreuz und Halbmond rangen, trafen Christen, Muselmänner, Juden zusammen. Die Geschichte meldet von religiösen Disputationen, welche im Waffenstillstand zwischen Abendländern und „Ungläubigen" stattfanden und, wiewol ohne greifbaren Erfolg, doch dem Kreuzfahrer nach der erprobten Tapferkeit des Gegners auch seine unverächtliche geistige Rüstung zum Bewußtsein brachten. Bald erschien der fromme Saladin als ein hoheitsvolles Muster jeder Ritter- und Herrschertugend. Auch mit dem Vertreter des Talmud verschmähte der Anhänger des Evangeliums einen friedlichen Gang nicht, so daß, bei zunehmenden Niederlassungen

und Mischheiraten, bei Wechsel und Kreuzung der Bekenntnisse, sowol eine kühle Confessionslosigkeit als auch mitten in einem intoleranten Zeitalter von Religionskriegen und Judenhetzen hier und dort eine sanfte Stimme der Duldung laut wird. Bis Friedrich II., mehr als Namensvetter des freigeistigen Preußenkönigs, ein verfrühter selbstherrlicher moderner Mensch, der mit Juden und Muhammedanern mündlich und schriftlich die letzten Fragen verhandelt und jedweden positiven Glauben über Bord geschleudert hat, das frevle Wort hinwirft, das ihm eine päpstliche Bannbulle nachsagt: Moses, Christus, Muhammed die drei Betrüger! Im 16. Jahrhundert hat ein unbekannter Rebell durch das Pamphlet De tribus impostoribus den Wahrheitsbeweis für dieses ungeheure Kaiserwort angetreten und nach einer langen nihilistischen Einleitung hurtig seine Lauge über die Bücher Mosis gegossen. Noch Friedrich dem Großen ist das Schlagwort für den Juif imposteur und Mahomet, nicht aber für Christus, ganz geläufig.

Jenes schneidende Nein des Staufers — mag er nun selbst seinen Unglauben in ein so scharfes und schroffes Epigramm gepreßt haben oder nicht — wurde kaum von irgend einem Zeitgenossen nachgesprochen. Unter den Dichtern der mittelhochdeutschen Blüte ist der einzige Gottfried einer zersetzenden [redacted]fung göttlicher Dinge hingegeben, während Wolframs Tief[redacted] weihevoller Andacht einen Familienbund internationaler Ritter[redacted]inigt und unsre poetischen Herolde der Kriegsreisen über Meer[redacted]ur Reinigung und Heiligung der Seele preisen, ohne d[redacted]hmähen. Schlicht gewahrt Walther überall da Einen Quell d[redacted]gens von oben, wo der Kaiser den gleichen Ausfluß trügerischen Menschenwitzes sah, und verkündigt: Christen, Juden, Heiden dienen alle einem Gott. So lehrt der geistesverwandte Freidank, daß Gott in Christen, Juden, Heiden dreierlei Kinder besitze, deren jedes seinen besonderen Zustand aus Gottes Hand zu haben bekenne:

Si wellent alle haben reht.
waz got mit den kinden tuo,
dâ hœrt niht tôren vrâge zuo.

Die Entscheidung über die Rechtstitel der Kinder des Hauses steht allein beim Vater; und mehr als einmal warnt der weise Spruchdichter

davor, das Heer des Teufels durch Zuweisung aller Ketzer, Juden, Heiden, über denen doch Gottes Sonne leuchte, zu vergrößern.

Was der Deutsche im unverblümten Vortrag des Lehrgedichts einfältig darlegt, das kleidet der bilder- und märchenfrohe, scharf- und spitzsinnige Geist des Hebräers in das schillernde Farbengewand einer Parabel, wie ja der weite Orient im Judenthum, Buddhismus, Islam überall und immer seine Weisheit und Lebensklugheit zu bedeutsam unterrichtenden und ergetzenden Fabeln auszuprägen weiß und die reichen Gleichnisse des Neuen Testamentes einem von Alters gepflegten morgenländischen Mutterboden entsprießen. Die Ringparabel des Juden Nathan ist, wenn nicht alles trügt, um das Jahr 1100 von einem spanischen Juden recht im Geiste seines Volkes erfunden und schon in mancherlei Fassungen durch die Lande getragen, auch handschriftlich festgehalten worden, bevor gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Rabbi Salomo ben Verga, Altes und Neueres zusammenraffend, im Schebet Jehuda die erste und einfachste jüdische Gestalt für uns aufbewahrte:

Pedro von Arragonien versucht eines Tages auf Rath seines Ministers den im Rufe großer Weisheit stehenden Juden Ephraim Sanchus durch die Frage, [illegible]denthum oder Christenthum die bessere Religion sei, in die Eng[illegible]iben. Eine heikle Frage das; denn mit christlichen Königen i[illegible] ohnmächtigen Juden, der Zwangstaufen und and[illegible]en als bündigen Abschluß solcher Religionsgespräch[illegible] mag, schlecht disputiren. Hält er's mit seinem Mose[illegible]mäht er den gebietenden Fragsteller — giebt er Christus den Preis, so verläugnet und verliert er den Glauben seiner Väter; drum darf er keine positive Antwort ertheilen, sondern muß vor der schlau gestellten Falle als vielgewandter Hebräer mit überlegener Schlauheit ausbiegen. Er sucht sich zunächst durch eine persönliche Nutzanwendung zu salviren: unser Gott hat uns aus Ägypten in die Freiheit geführt, euer Gott hat euch die Herrschaft beschert, so haben wir beide allen Grund zufrieden zu sein ... Aber Pedro läßt sich so nicht abspeisen, sondern fragt wieder: welche Religion ist an und für sich die bessere? Ephraim erhält dreitägige Bedenkzeit, die ihm nicht fruchtlos verstreicht. Eine wolüberlegte Komödie soll ihn decken. In scheinbarer Verwirrung eilt er vor den

Thron und begründet diesen Zustand mit folgendem Geschichtchen: vor einem Monat habe sein Nachbar, ein Juwelier, im Begriff eine weite Reise zu thun, die beiden Söhne durch Schenkung je eines kostbaren Steines getröstet; heut Morgen nun hätten die Brüder ihn, den Ephraim, über Werth und Unterschied der Kleinode befragt und auf seine Erklärung, man müsse die Rückkehr des allein competenten Vater-Juweliers abwarten, geschmäht und geschlagen. Pedro meint, dies schnöde Benehmen der Söhne verdiene Strafe. Darauf der Jude: Möge dein Ohr hören, was dein Mund sagt; auch die Brüder Esau und Jacob haben jedweder einen Edelstein, doch willst du wissen wem der bessere gehört, so schick' einen Boten zu dem großen Juwelier im Himmel droben, der allein den Unterschied kennt. Mit solcher Antwort zufrieden, entläßt Pedro den Juden geehrt und beschenkt.

Ob gerade dieses weise Märchen und seine Einkleidung ein sonderliches Zeugnis spanischer Toleranz abgiebt, wofür man es angesprochen, möge dahingestellt bleiben; doch die Geschichte lehrt, daß lange Jahrhunderte hindurch die Juden in Spanien am ruhigsten und glücklichsten lebten und ganz vereinzelte Verfolgungen sie im Ansammeln weltlicher und geistiger Schätze, im doppelsinnigen Speculiren und in melodienreicher Poesie, im Genuß mancher Freiheiten und Ehrenstellen störten, bis endlich das Verbannungsedict der katholischen Isabella, gleichzeitig mit der Inquisition, diesen Frieden in Wuth und Haß verkehrte. Trotzdem werden auch früher Juden und Gojim ihre Religionen eifersüchtig bewacht haben, und Ephraims so echtjüdische Fabel, List wider List, mit ihren kostbaren Steinen als Glaubenssymbolen und ihrem auf Handlungsreisen ziehenden Vater-Juwelier, ihrer immer engeren Schürzung der Schlinge und ihrer geriebenen Dramatik, die den Juden eine Verlegenheitskomödie spielen, dann die Achsel zucken und endlich heil und bereichert abziehen läßt, Ephraims Parabel drückt kein Toleranzsiegel auf die kluge Abwehr der Religionsfrage. Aber das Schwebenlassen der Entscheidung, die allein dem Vater gebührt, hält doch ein Pochen auf Privilegia und ein herrisches Menschenurtheil fern. Zwischen dieser Ringparabel, der durchsichtigsten und einfachsten, und der Lessingschen Gestaltung, als der reichsten nach innen und außen, liegen viele Mittelglieder und Varianten, von denen zwar nur ein Theil auf uns gekommen ist, doch erschallt ein vielstimmiger Chorus

des Glaubensstolzes und der Geistesfreiheit, der ausschließlichsten Zuversicht und der schonungslosesten Skepsis, der umfassendsten Menschenliebe und des engherzigsten Hasses. Leicht mochte gerade in Spanien schon früh zu den zwei Religionen des fragenden Christen und des ausweichenden Juden die maurische als dritte in die Erzählung eingedrungen sein. Das non liquet der Parabel konnte in Geltung bleiben, aber auch, indem man ihrem Gesicht einen tendenziösen Ruck nach rechts oder links gab, entschiedener Bejahung ‚ein Glaube ist der wahre', entschiedener Verneinung ‚alle Glauben sind falsch' weichen. Die frühe christliche Umbildung hat die Klarheit der spanisch-jüdischen Anekdote bald getrübt. Wir stoßen zunächst auf ein verworrenes kreuzfahrerisches Gedicht, das in der Provence um 1185 gereimt und gleich durch den Titel Li dis dou vrai aniel als Tendenzwerk gekennzeichnet ist. Der reisende Juwelier hat sich in einen ägyptischen Biedermann verwandelt, der einen Ring von wunderbarer Heilkraft besitzt und vor seinem Ende zwei täuschend ähnliche anfertigen läßt. Die falschen giebt er den nichtsnutzigen älteren Söhnen, den echten ebenso verstohlen, aber mit ausdrücklicher Bekräftigung, seinem Liebling, dem tugendreichen Jüngsten. Er stirbt. Die Echtheit wird natürlich rasch entschieden, wie nach einer frommen Legende nur eines der von der Kaiserin Helena auf Golgatha gefundenen Kreuze sich als Siechentrost erweist oder wie in der an zauberischen Steinen nicht armen Poesie des Mittelalters der heilige Gral allein dem Beschauer ein jugendfrisches Leben schenkt. Der unbekannte Verfasser kann sich kaum genug thun, die älteren Brüder (will sagen: Juden und Muhammedaner), deren Religionen keine Heilkraft innewohnt, mit Schmähungen anzufallen, um alles Licht über den edlen Busensohn und seinen wundermächtigen Ring zu spreiten. Dieser Ring aber bedeutet nicht bloß den christlichen Glauben, sondern im mühsam angeschweißten zweiten Theil auch das heilige Land, das die Fürsten von Frankreich, Artois und Flandern dem rechtmäßigen Erben gewinnen sollen. Die Rolle des Erblassers, hier so schief, ja thöricht angelegt und überhaupt gefährlich, die Bestellung gleicher Ringe, der Erbstreit unter den Brüdern blieb seit dem ungeschickten altfranzösischen Gedicht oder einer entschwundenen früheren Umprägung der ersten Parabel im Schwange.

Wie häßlich hat gleich um 1250 des Dominicaners Etienne de Bourbon Sammelwerk über die sieben Gaben des heiligen Geistes unser „Beispiel zur Erweisung des wahren Glaubens" eingeleitet! Ein Reicher, der unter andern Schätzen auch einen Ring mit einem heilkräftigen Stein besitzt, übergiebt das Kleinod seiner ehelichen Tochter, denn die jüngeren sind von der verführten Frau in schnöden Liebesverhältnissen geboren. Das Testament weist die Erbschaft der Besitzerin des Ringes zu, die illegitimen Töchter bestellen sich ähnliche Ringe, aber der weise Richter entscheidet nach der Wundermacht des Steines.

Nur die fabulösen Gesta Romanorum, die seit 1300 eine europäische Beliebtheit durch Jahrhunderte genossen, haben es dem französischen Mönch einmal an Gehässigkeit gleich gethan und die nichtchristlichen Religionen als Hurenkinder aus dem Vaterhause gejagt. Die alte, weit verbreitete Geschichte von dem Wettschießen nach der Leiche des Vaters muß, wie später noch engherziger bei Pastor Rinckhart, zu einem confessionellen Bruderzwist herhalten. Einem König gebiert seine Gattin drei außereheliche Söhne, aufrührerisch und dem Hausvater völlig unähnlich, und aus des Königs Samen einen vierten, der dann allein den Schuß nach dem theuren Körper wehklagend verweigert und darum die Krone erbt, während die Bankerte, jeder Würde und Habe beraubt, fortgejagt werden. Die übliche Auslegung sagt, der König sei Gott, die drei Bastarde Heiden, Juden, Ketzer, der jüngste echte Hausſohn der bonus Christianus. Und alle edlen Qualitäten auf den Ehrenscheitel des „guten Christen" zu häufen ist die vornehmste Aufgabe des confusen mönchischen Sammelsuriums. Von der obersten Staffel jeder Stufenleiter der Tugend und Gnade, die hier aufgerichtet wird, schaut er triumphirend herab auf die Lastertypen der Menschheit, auf Juden und Saracenen. Von den drei Königssöhnen, die nach altem Brauch sich einen Gott auslesen sollen, wählt er am besten, weil er sich nicht den reichen und mächtigen Juppiter, nicht den klugen Saturn, sondern den frommen und mitleidigen Mercur erkiest. Von den drei Königssöhnen, die sich in das Erbe, einen heilkräftigen Baum, theilen sollen, erbt er allein oder doch am besten, denn die ältern Brüder sind illegitim oder der Sohn Marias obsiegt über Adam und Moses. In solchem Bereich darf die Ringparabel nicht fehlen; sie behauptet durch mannigfachen Wandel unverbrüchlich das

christliche Privileg. Der König, der drei Söhne und einen Ring hat, „liebt einen Sohn vor den anderen", diesen giebt er falsche Glasringe, „dem Sohn den er liebte" den besseren, der dann seine Wundermacht erweist: „und so lag offen zu Tage, daß der Vater ihn mehr geliebt hatte", und die mystische Erläuterung dieser frommen Farce fügt hinzu: „es ist klar, daß Gott die Christenheit mehr liebt, deshalb hinterließ er ihr den Ring, der die Blinden erleuchtet, die Kranken heilt, die bösen Geister verjagt und die übrigen Tugenden wirkt. Dieser Ring ist der katholische Glaube". Oder der Ritter vermacht dem Erstgebornen das Erbgut, dem Zweiten den Schatz, dem Dritten einen Ring, der kostbarer ist als aller Gewinn der Brüder; doch auch diesen gab er ganz ähnliche Ringe — nur Einer erprobt sich als Panacee. „Ihr Lieben, dieser Ritter ist unser Herr Jesus Christus", so setzt die Moralisatio fast immer und oft höchst absurd ein, „der drei Söhne hatte, nämlich Juden, Saracenen und Christen. Den Juden gab er das Land der Verheißung, den Saracenen den Schatz dieser Welt in Macht und Reichthum, den Christen den kostbaren Ring, nämlich den Glauben, denn durch den Glauben können die Christen die verschiedenen Gebresten und Schwächen der Seele heilen". Wie ungereimt auch die Auszeichnung eines Lieblings und eines echten Rings im Gegensatz zu minder geliebten Söhnen und minderwerthigen Gaben den ganzen Erbgang erscheinen läßt, so ist doch ein Aufstieg zu geistigerer Erklärung des Rings nicht zu verkennen, und eine letzte Fassung verdient um so regere Aufmerksamkeit, als Lessing ein sehr genauer Kenner der Gesta war und, laut einem Briefe vom November 1776, alle Ausgaben seit geraumer Zeit in eine Ecke zusammengetragen hatte. Jene letzte Fassung hat mit der zuvor erwähnten die eigenthümliche Theilung, doch ohne Bezug auf Juden und Saracenen, gemein: der kluge König Darius, der drei geliebte Söhne besitzt, vermacht, als es zum Sterben kommt, dem Ersten das Erbgut, dem Zweiten allen zeitlichen Gewinn, dem Jüngsten drei Kleinode, einen goldenen Ring, ein Halsband, ein kostbares Tuch. Die Geschichte schweift dann in das Märchenland Fortunats hinüber, aber die sinnige Erklärung der alten deutschen Version „das Fingerlin hette die tugend, wer es an der hant trug, dem must aller mengklichen holdt und genädig sein" wird in der Moralisatio vertiefend ausgeführt: die

Kleinode des guten Christen sind echte Tugenden, das Tuch die Liebe, das Halsband die herzliche Zuversicht, das goldene Fingerlein der Glaube, der seinem Träger solche „Gnade und Liebe bei Gott und den Menschen" zusichert, daß ihm kein Wunsch versagt bleibt. So wird der Liebling Christi und der Mutter Kirche mit den Cardinaltugenden Glaube, Liebe, Hoffnung ausgestattet.

Lange Zeit blieb der deutsche Christ seines einzig echten Erbrings froh, und einsam steht der duldsamere Dialog des Baseler Gengenbach „Von drien Christen" da. Ein Fastnachtspiel, wo die allegorischen Figuren Synagoge uud Ecclesia streiten, weiß nichts von Verträglichkeit, der herausgeforderte Türkenhaß des sechzehnten Jahrhunderts nichts mehr von Saladins Lichtgestalt, und wenn im abenteuerlichen Amadisroman Christ, Muhammedaner und Jude erst stählerne, dann geistige Klingen kreuzen, mag der Muselman zwar für einen Ritter gelten, muß sich aber gleich dem Juden das Bad der Taufe gefallen lassen. Ein Zeitalter, das „des Papsts und Türken Mord" zusammenspannte, die Christenheit in zwei feindselige Lager sprengte, um innerhalb des einen wiederum Lutheraner und Reformirte auf einander zu hetzen, konnte höchstens einen einsamen Schwarmgeist über allumfassende Duldung oder über die Nichtigkeit jedes Glaubens speculiren lassen. Die paraboliſche Prüfung der Religionen ward immer schärfer und spitzer auf dem Amboß einer harten Polemik, die allgemach ohne weitere Umschau von Christen gegen Christen geführt wurde. Der bonus Christianus des Mittelalters war vom Beil der Reformation zerspellt. Ein geistreicher Humanist sogar machte aus dem Abendmahlstreit eine Komödie, worin Zwingli die jämmerlichste Rolle spielt (N. Frischlins Phasma). Und die Pastoren! Auf Meilenferne getrennt von dem persischen Sofi, der die Secten des Islam durch verschiedene Pforten in den großen Thronsaal des einigen Gottes eingehen sah, verquickt 1613 Martin Rinckharts wüstes Drama „Der Eißlebisch christlich Ritter" ein Stück Lutherschen Lebens mit der oben erwähnten Parabel vom Wettschießen auf die väterliche Leiche: hier die verworfenen Antichristen Pseudopetrus und Johannes, dort das helle Gegenbild zu Petri Nachfolgern und Jean Calvin, der nach dem theuren christlichen Ritter benannte Martinus.

In den Nöthen des großen Kriegs hat wol auch ein braver Soldat wie ehedem sein Sprüchlein gegen die Sondergelüste der Confessionen gesagt und geradaus den Schritt zum Herren Jesus Christ, der für mich und meine Sünde gestorben ist, gelenkt; Logau hat, während das freisinnige Helmstedt mit der Veste Wittenberg kämpfte, tief bekümmert ein Christenthum über den hadernden Bekenntnissen gesucht:

Luthrisch, päpstisch und calviniſch, dieſe Glauben alle drei
Sind vorhanden, doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei?

Dann erstrebte Brandenburgs großer Kurfürst eine Union und, allem Dogmenstreit abhold, senkte der stille Pietismus den Samen der Liebe in das blutgedüngte Land. Herzhaft betonte Elisabeth Charlotte in ihren urgesunden Briefen immer wieder das Eine, das noth sei (22 I, 4 III 1697, 13 XII 1701, 23 XII 1706): „Es ist eine verdrießliche Sache, daß die Pfaffen machen, daß die Christen einander so zuwider sein müßen. Die 3 christliche Religionen, wenn man meinen Raht folgte, solten sich vor eine halten und sich nicht informiren, waß man drinen glaubt, sondern nur ob man nach dem evangellion lebt ... Ich bin persuadirt, daß die rechte religion die ist, so ein Christ in seinem Hertzen hatt undt auff gottes wort gegründet ist; daß überige seindt nur pfaffen-geschwätz. In welcher religion es auch sein mag, man kan allein durch die wercke von rechten glauben judiciren; wehr woll thut, liebt gott und seinen negsten, daß seindt die gesetz und prophetten, wie unßer herr Christus unß lehrt ... Es ist nur eine gutte undt rechte relligion in der Welt undt die kan sich in allerhandt religionen undt sprachen finden, nehmblich die von den ehrlichen leütten, aber daß heüfflein darvon ist klein." So trifft die kernige Frömmigkeit der Pfälzerin mit der englischen Aufklärung überein, die, weil einer den andern des Irrthums zeihe, eine höhere Warte besteigen und auch bei Juden, Muhammedanern, Heiden, also unter jedem Himmelsstrich und in jeder Religion, reine Sittlichkeit finden wollte.

Derweil die starren Kämpen der christlichen Bekenntnisse so von friedliebenden Gemüthern und freien Geistern zu duldsamer Liebe ermahnt wurden, rief ihnen die Satire höhnisch zu: worauf ihr pocht, ist nichts als Lug und Trug. Fontenelle carikirte in der „Geschichte

von Mero und Enegu" (1686) Katholicismus und Calvinismus, mit leichter Buchstabenversetzung ihre Residenzen bezeichnend, als abscheuliche Schwestern, Bayle gab diesem Spott weitere Verbreitung, und Dechant Swift nahm seinen ganzen Witz und seine ganze Galle zusammen im „Märchen von der Tonne" (1704), einem Meisterstück gehässigster Parodie, das Tabula rasa macht, ohne auf dem Trümmerfeld einen neuen Tempel zu gründen. Alle Ringe sind falsch! Alle Dogmen und frommen Bräuche nur eines bitteren Gelächters werth! Ein Vater vermacht seinen Drillingen, deren Reihenfolge beim Eintritt in diese Welt selbst der Wehmutter unbekannt ist, testamentarisch je ein Kleid, das ordentlich gehalten immer ganz und neu bleibt und mit dem Träger wächst. Nach sieben Jahren aber wandelt Übermuth, Gier und Weltlust die Brüder an. Sie wollen nach der Mode Achselbänder tragen und entlocken durch Buchstabenklauberei dies Wort dem Testament. Sie wollen Spitzen tragen und berufen sich auf ein mündliches Testament, d. h. die Tradition. Sie wollen feuerrothen Atlas tragen, und Peter findet ein diesem Gelüst holdes (apokryphes) Codicill. Sie wollen Silberfranzen tragen, und Peter, stets der durchtriebenste, beseitigt das ausdrückliche Verbot eines solchen Schmuckes durch die Interpretation, im Testament bedeute „Franzen" soviel wie „Besenstiel", „Silber" aber sei allegorisch zu nehmen. Oder man steckt die Nase gar nicht mehr in das leidige Testament, das endlich in eine feste Truhe gesperrt wird. Immer höher steigen Peters Ansprüche. Die Brüder müssen ihn Mylord tituliren. Er führt den dreifachen Hut und den Fußkuß ein und verjagt mit seiner Gattin auch die Frauen der Brüder. Diesen verriegelt er die Thür zum Weinkeller und präsentirt ihnen grinsend ein Abendmahlsbrötchen als Rebhuhn mit Burgunder, während er Freibriefe für Spitzbuben austheilt, bis die Übertölpelten eines Tages das Testament ans Licht ziehen, im Keller Labsal suchen und ihre Eheweiber heimrufen. Durch eine regelrechte Dragonnade Peters hinausgejagt, studiren sie emsig das Testament und beschließen demgemäß die Rückkehr zu den alten, in ihrer Einfachheit so herrlichen Kleidersatzungen, wollen sich aber fortan durch die Namen Martin und Hans unterscheiden. Bänder, Tressen, Franzen müssen nun wieder verschwinden: Martin trennt sie behutsam ab, ohne ins Tuch zu reißen; Hans fährt mit blindem Zerstörungseifer drein und

hat kein Ohr für Martins Bitte, er möge nicht zu weit gehen und immer noch ein wenig Verträglichkeit für Peter erübrigen, der denn doch ihr Bruder sei. Der arglistige Hans sucht im Gegentheil Martin mit sich fortzuzerren; als dies mislingt, schwört er ihm unversöhnlichen Haß. Damit nun der bornirte Martin nicht länger zu gut fahre, muß ihn ein hitziges Fieber packen, so daß er in einem tollen Aufzug, kaum von Monsieur Peter unterscheidbar, herumläuft ... Bis das bitterböse Märchen sein letztes Gift gegen Englands Presbyterianer verspritzt, leistet es das Erstaunlichste in erfinderischer Caricatur aller christlichen Kirchenentwicklung und hämischer Charakteristik, aber der unselige Mann, der diese Tonne dem alle Religion verschlingenden Leviathan zuwerfen wollte, mit seinem beizenden Verstand und seinem öden Herzen macht uns grauen. Dieser Nihilismus, den keine Schalkheit mildert, will das Testament nicht schützen und zum reinen Ursprung zurückführen, wenn er das Deuteln und den Mummenschanz striegelt: „er will", sagen Voltaires erweiterte Englische Briefe, „den Vater in Ehren halten, indem er den drei Kindern hundert Peitschenhiebe aufzählt; peinliche Leute haben die Ruthen für lang genug erachtet, um bis zum Vater zu reichen." Auch Männer von geringem Talent wagten sich auf diese Bahn, und in der Vossischen vom 16. April 1751 hat Lessing einen anonymen Cosmopolite angezeigt, der, den römischen Quacksalber und dessen neue Concurrenten Martin und Johann durchhechelnd, die Schule Rabelais', Fontenelles, Swift's verräth. Behutsamer fuhr der sächsische Nachahmer, wenn Gellerts Fabel aus dem Tonnenmärchen ein harmloses Satirchen auf die Modephilosophie machte.

Reimarus citirt Swift's Tale in einem der Wolfenbütteler Fragmente; Lessing schöpfte aus der weltbekannten Quelle, als er mit dem stolzen Anfang „Ich bin aus dem Geschlechte der Philalethes" die Geschichte von sieben Brüdern entwarf („Über den Arianismus" gegen Teller): Peter, der älteste, hat das Lieblingswörtchen „Ich", Martin „Oder vielmehr", Johann „Das will sagen", der jüngste aber, Thomas, ein muthwilliger Schalk, behauptet in seinem Winkel, die Brüder seien mausetodt. Philalethes der mittlere faßt Lessings Nathangesinnung zusammen: „Wir zanken uns alle Tage, und doch können wir ohne einander nicht leben. Immer verlassen wir uns in dem

äußerſten Zorne, und immer bringt uns die Liebe wieder zuſammen." Wo war die Friedenſtifterin Liebe bei Swift? Wo neben ſeinem Teſtament das Teſtament Johannis?

Als Voltaire mit anderer engliſcher Contrebande auch das Märchen von der Tonne heimbrachte, verſäumte er eine litterariſche Anknüpfung nicht: „Dieſes berüchtigte Märchen von der Tonne iſt eine Nachahmung des alten Märchens von den drei nicht unterſcheidbaren Ringen, die ein Vater ſeinen drei Kindern hinterließ." Es handelt ſich um die im Decameron gipfelnden Verſionen Italiens. Wer war beſchlagener im maître Boccace als der Franzoſe des achtzehnten Jahrhunderts, und wie hätte ein Zeitalter, deſſen witzige Köpfe die poſitive Religion für infam erklärten, um ihren Deismus auf den einfachſten „Fetiſch" einzuſchränken, an der unſterblichen Ringparabel vorbeieilen können? Doch ſind, bis Leſſing das alte Kleinod in neuer Faſſung erglänzen ließ, nur die dürftigſten Spuren in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zu entdecken. 1721 erſchien die Novelle des Decameron von einem unbekannten Schöngeiſt in wäſſerige franzöſiſche Reime geſetzt; der verſchollene Druck ſtammt aus Swift's Heimat Dublin. 1750 folgten W. A. Paullis „Verſuche in verſchiedenen Arten der Dichtkunſt" dem Boccaccio. 1760 ſiedelte Des Ormeaux die Parabel im modernen Indoſtan an, wo der furchtbare Kaiſer Oramgzeb (geſt. 1707) jenes alte Religionsgeſpräch mit einem ſehr weiſen Juden geführt haben ſoll. Da in dieſer Faſſung kein Liebling auftritt, zwei neue Diamanten zur Vermeidung von Erbſtreitigkeiten geſchnitten werden, jeder Sohn den echten Stein zu beſitzen meint und kein richterlicher Schiedsſpruch erfolgt, iſt der Parabel ihre urſprüngliche Tendenz zurückgegeben. „Wird Gott von den Menſchen fordern, daß ſie enthüllen, was er ihnen ſo ſorgſam verborgen hat? — Ich denke wie du, ſagte Oramgzeb; wenn man nur den wahren Gott anbetet, gleichviel, auf den Cultus kommt wenig an."

Endlich hat der deutſche Rationalismus dem biſſigen Hader der chriſtlichen Bekenntniſſe ein Toleranzlied zugeſungen, das immer einen Ehrenplatz im Archiv des achtzehnten Jahrhunderts behaupten wird und als ein kräftiges niederdeutſches Echo der Nathanparabel antwortete. Nirgends erregte Leſſings Evangelium ein helleres Entzücken, als in dem durch Homers Namen eingeweihten Schulhauſe zu Ottern-

dorf, wo das Buch im Mai 1779 als Geschenk Boies bei J. H. Voß eintraf. Kaum überwand der Wackere den Drang, sein volles Herz brieflich zu ergießen. „Nathan" aber blieb ihm hier, in Eutin und weiter eine neue Hausbibel, die der Todfeind aller Knechtschaft Jahr für Jahr seiner Erneſtine vorlas. An Leſſing dachte Voß in seinen spätern trutzigen Fehden gegen die Unfreien, wo er für die Toleranz mit dem ungeschlachten Grimm des alten mecklenburgischen Hörigen dreinschlug und die religiöse Brüderschaft in den fürchterlichſten Verſen der Aufklärung pries:

Der Celt' und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich Einen Gott.

Zu Leſſings Bild schaute er auf, als er selbst in seiner ländlichen Idylle den dreuenden Pfäfflingen wehrte und den ehrwürdigen Pfarrer von Grünau der Gemeinschaft sich freuen ließ

mit Petrus,
Moſes, Konfuz und Homer, dem liebenden, und Zoroaſter,
Und, der für Wahrheit starb, mit Sokrates, auch mit dem edeln
Mendelsſohn! Der hätte den Göttlichen nimmer gekreuzigt!

So trägt in derselben „Luiſe" der treffliche Jüngling Walter sein Toleranzmärlein vor, wie ans Himmelsthor, ihres alleinseligmachenden Glaubens versichert, der Reihe nach klopfen der katholiſche Chriſt aus Mainz, der reformirte Chriſt aus der Lavaterſtadt Zürich, der lutheriſche Chriſt aus der Goezeſtadt Hamburg und Petrus einen nach dem andern hinweg auf die Bank weiſt. Als ſie nun ſo ſitzen im Angeſicht der ewigen Seligkeit und von Sphärenmuſik umrauſcht, da intoniren ſie friedſam „Wir glauben all an einen Gott", daß die Himmelspforte ſich weit vor den thörichten Kindern aufthut. Aus dem Munde des Pfarrers wettert dann Voß nach ſeiner Art den Schlußſegen dazu:

Liebet euch, redet der Herr, und brüderlich duldet einander!
Aber die hölliſche Peſt Unduldſamkeit ſcheucht in den Abgrund! —

Zuguterletzt ſollte, nachdem ſich Deutſchland ſchon manches Jahrzehnt an Leſſings Toleranzpredigt erbaut hatte, die Parabel auf den ſpaniſchen Urboden und zu der einfachen Anlage, daß nur Chriſt

und Jud einander gegenüberstehn, zurückkehren: Heinrich Heine besorgte ein witzsprühendes Satyrspiel zum „Nathan". Seine Ringparabel steht im Romanzero, die „Disputation", deren Ergebnis Donna Blanca in die holden Worte faßt:

Welcher Recht hat, weiß ich nicht —
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.

Wir springen aus der Neuzeit ins Mittelalter zurück. Wie im Kinderspiel der Ring unversehens aus einer Hand in die andre wandert, so ging die Ringparabel von Volk zu Volk. Mündliche Überlieferung wird sie aus der Provence in das litterarisch so eng verbundene Italien gebracht haben, und eine zweifelsüchtige Fassung drang stufenweise in Toscana vor, bis der dritte Novellist, kein geringerer als Meister Boccaccio, ihr die Form gab, die vierhundert Jahre später Lessing seinem Gedicht zu Grunde legte. Der Eifer der Kreuzzüge hat jenes altfranzösische Reimwerk mit üblen Widersprüchen und Anhängseln belastet; unter dem lang nachwirkenden Einfluß der Kreuzzüge wird in Italien der spanische König erst zum namenlosen, dann zum benannten orientalischen Sultan. Die Quelle, der zunächst das Novellino (Cento novelle antiche) in seiner 72. Nummer folgt, ist der arragonischen Geschichte darin nah verwandt, daß wenigstens der Ausgang nur von den zwei Religionen des fragenden Herrschers und des antwortenden Juden genommen wird und der bedrängte Hebräer vor derselben bösen Alternative steht, daß ferner noch nichts von Tod und Erbtheilung vorkommt, aber die eigentliche Parabel des Novellino führt auch einen dritten Sohn ein. Man motivirt die Schlinge mit einer Geldverlegenheit des Sultans; der Rath, den Juden ins Verhör zu nehmen, zielt auf dessen überschwänglichen Reichthum. Die Schwierigkeit wird in dieser schlank erzählten Anekdote sofort scharf hingestellt; der Sultan schickt nach dem Juden und fragt, welcher Glaube der beste sei, „denkend, wenn er sagt: der jüdische, so werd' ich sagen, daß er gegen den meinigen sündigt, und wenn er sagt: der saracenische, so werd' ich sagen: warum bleibst du doch beim jüdischen?" Unverzüglich erzählt hier der Jude die Geschichte von dem

Vater, den seine drei Söhne jeder für sich um den Ring mit dem allerkostbarsten Stein von der Welt bitten und der nun beim Goldschmied zwei Doubletten bestellt, so daß nur er allein den „feinen" herauskennt. Einzeln läßt er die Söhne kommen, „giebt jedem insgeheim seinen Ring", jeder wiegt sich im Besitz des echten, aber die Wahrheit ruht bei dem Vater. So begründet der Jude kurz und ohne besondere Schlußanwendung auf die verschiedenen Religionen sein Nichtwissen, und der Sultan behelligt ihn nicht weiter.

Ob Dantes Freund Busone da Gubbio 1311 unmittelbar und allein an diese kleine Erzählung vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts seine Novelle im Avventuroso Siciliano anknüpfte, ist zweifelhafter, als der offenkundige Anschluß Boccaccios an Busone, doch lassen sich die Abweichungen, bis etwa eine neue Quelle entdeckt wird, ganz wol aus einem künstlerischen Bedürfnis der Motivirung und Charakteristik erklären. Wer war jener Sultan? Gewiß der kluge Saladin, der morgenländische Herrscher von sprichwörtlicher Berühmtheit, dessen religiöse Kritik auch sonst in unserem Roman hervortritt. Wozu bedurfte er des jüdischen Mammons? Weil in der Kriegscasse dieses freigebigsten Verschwenders die Mittel zu neuen Feldzügen wider die Franken fehlten. Aber wie darf derselbe Saladin, der selbst in Dantes Hölle als il buon einen Ehrenplatz unter den tugendhaften Heiden einnimmt, dem Juden — er heiße Absalom — eine solche Falle stellen? Weil die vaterlandslosen Wucherjuden überall verhaßt sind. Ja, das Verlangen nach schärferen Umrissen führt den Busone dazu — da denn Ein Ring doch der echte sein und der Vater denn doch wissen muß, was und wem er giebt — seinen Absalom verstohlen auf das Recht des Erstgebornen und Lieblings gegenüber den unberechtigten Ansprüchen der Brüder deuten und so den behutsamen Advocaten des Judenthums machen zu lassen.

Anders Boccaccio in der dritten Novelle des ersten Tages. Auch die vorausgehende ist dem Busone nachgeahmt, so jedoch, daß was dieser von Saladin berichtet in freier Umgestaltung der Begebenheiten einem edlen Juden zugeschrieben wird, um Zusammenhang und rechten Fortschritt zu gewinnen. Es handelt sich um eine höchst eigenthümliche Bekehrung. Ein Pariser Kaufmann bedauert, daß sein Busenfreund, der steinreiche Jud Abraham, trotz einem tadellosen

Wandel der Himmelsfreuden verlustig gehen soll, weil ihm der rechte Glaube fehlt. Allmälig macht die Vorstellung, wie die Heiligkeit des Christenglaubens aus seinem herrlichen Wachsthum und Gedeihen hervorleuchte, indeß der jüdische verfalle, Eindruck auf Abraham, doch will er zuvor Rom besuchen und die Residenz prüfen, wo der Statthalter Gottes thront. Nichts ist Herrn Jeannot unwillkommener, da er vom Anblick pfäffischer Ruchlosigkeit die schlimmste Abschreckung fürchtet; und wirklich bringt Abraham als ein sittlicher und gesetzter Mann den größten Ekel aus Rom heim, aber eben darum beugt er sich der Taufe, denn eine Kirche, die, an Haupt und Gliedern so verderbt, doch täglich höher wachse und heller strahle, müsse von Gott vor den andern begünstigt sein. Auf diese gewiß nicht antijüdische Religionssatire läßt Boccaccio die Ringparabel als jüdisches Predigtmärlein folgen, zum Exempel, daß den Weisen seine Weisheit aus großer Gefahr rette. Leider hat er versäumt, judenfeindliche Motive von Busone her mit seiner eigenen freieren Tendenz in Einklang zu bringen. Boccaccios bessere Motivirung für Saladin wird eine üble für die Gestalt seines Juden, der eigentlich ein Bruder des Abraham in 1, 2 sein sollte, nun aber Filz und Weiser in einer Person ist, als Wucherer kommt und als Saladins freigebiger Freund abgeht.

Von außen und innen kunstreich ausgestattet, ist Busones Vorlage im Decameron zu mehr als doppeltem Umfang angewachsen. Der tapfere Saladin, durch Kriege und Aufwand verarmt, sinnt auf Mittel den erschöpften Schatz zu füllen und erinnert sich eines alexandrinischen Wucherers namens Melchisedek, der so geizig ist, daß er nie aus freien Stücken, sondern nur durch List gezwungen sein Geld beisteuern würde. Auf die freundlich gestellte Frage nach den drei „Gesetzen" stutzt der weise Melchisedek, überlegt die schwierige Zwangslage und kündigt dann in plötzlicher Erleuchtung eine kleine Geschichte an. Aus der einen Schenkung ist in dieser Parabel ein langer Erbgang von Geschlecht zu Geschlecht geworden, wie die Juden bis zum Christenthum hin durch viele Jahrhunderte das einzig auserwählte Volk Gottes waren. Endlich kommt der Ring, dessen Besitzer die Erbschaft genießt und als Vornehmster geehrt wird, in die Hand eines Mannes, welcher drei Söhne hat, die sämmtlich schön, tugendhaft und ihrem Vater unbedingt gehorsam sind, daher auch gleich zärtlich von ihm

geliebt werden. Hier erscheint kein Günstling mehr, kein frommer väterlicher Betrug weiß den Einen christlich-jüdisch zu bevorzugen. Alle drei bitten einzeln ihren liebreichen Vater um den Erbring, und jeder nimmt die Zusage des guten Alten mit fort. Heimlich läßt dieser von einem geschickten Meister zwei gleiche Ringe anfertigen; er selbst kann den rechten „kaum" unterscheiden. Als er sein Ende nahen fühlt, giebt er insgeheim jedem Sohn einen von den Ringen. Jeder erhebt Anspruch auf die Erbschaft, aber bei der Gleichheit der Ringe ist die Frage, wer des Vaters wahrer Erbe sei, unentscheidbar, und sie bleibt es noch heute. „So sage ich euch denn, mein Gebieter, auch von den drei Gesetzen, die Gott der Vater den drei Völkern gegeben, und über die ihr mich befraget. Jedes der Völker glaubt seine Erbschaft, sein wahres Gesetz und seine Gebote zu haben, damit es sie befolge. Wer es aber wirklich hat, darüber ist, wie über die Ringe, die Frage noch unentschieden."

Allerdings, sagt Lessing im Entwurf einer Vorrede, sei die dritte Novelle des Decameron, „dieser so reichen Quelle theatralischer Producte", der Keim, aus dem sein „Nathan" sich entwickelt habe. Mehrfach giebt er Freunden einen Vorschmack seiner Dichtung, indem er diesen und jenen auffordert den italienischen Gewährsmann zu betrachten oder im September seinem Gefährten auf den Wallspaziergängen, v. Döring, die Novelle als den „Hauptplan" erzählt und zufrieden beifügt, er habe noch kein Stück mit solchem Vergnügen gearbeitet, es werde ihm hoffentlich am besten von allen gelingen. Wo er von der Entstehung dieses „Nathan" spricht, erscheint die Parabel als Kern und Stern, und das Stück ist von der Mitte aus gebaut worden. Sein Thurm ragte glänzend in die Lüfte wie ein Campanile, zu dem dann in stilgerechtem Maß und organischer Verbindung das Domgewölbe gefügt ward. Die Parabel hat ihn, von dem Tag an, wo die edle Novelle des Florentiners seinen jugendlichen Sinn durchblitzte, am längsten und stärksten beschäftigt und ist ihm endlich, wie er selbst gesteht, „am sauersten geworden". „Nathans Gesinnung gegen alle positiven Religionen ist von jeher die meinige gewesen" dachte er offen zu bekennen; seine eigene Entwicklung legt uns die Frage nahe, ob auch hier einmal ein skeptischer Gedankenschluß

„was ist Wahrheit?" der letzten Krönung durch die freundliche Lehre, daß jeder gute Mensch den echten Ring besitze, vorausgegangen sei?

Eine handlungsarme Tendenznovelle war also der gegebene Kern, um den sich alles Übrige krystallisiren sollte. Boccaccio lieferte dem Drama zwei Hauptpersonen, Sultan Saladin und den Juden Melchisedek. Mit Saladin war Zeit und Schauplatz und eine gewisse Richtschnur für weitere Motivirung und Erfindung gegeben. Der Jude mußte dem Verfasser einer dramatischen Rettung „Die Juden", dem Freunde Mendelssohns sofort hochwillkommen sein, und keine freie Wahl aus Reflexionen über die stolzeste und verachtetste Religion hat bei Lessing einen Juden zum Gefäß der Weisheit und Selbstverläugnung und zum Führer der Handlung gemacht, sondern die litterarische Überlieferung, die ein wolbestelltes, fruchtbares Erdreich traf. Sie gab einem findigen Dramatiker alsbald etwa fünf Scenen an die Hand. Zuerst eine Art Vorspiel, worin die Geldnoth des kriegerischen und allzu freigebigen Fürsten dargelegt und der Plan zur Überlistung des Juden gefaßt wird; oder vielmehr ein Anschlag der Prüfung, denn es lag für den treuen Liebhaber Saladins zu nahe, ihn von der Intrigue zu entlasten, also (wie ja schon die Lessing unbekannte Tradition es gelegentlich eingefädelt hatte) einen Rathgeber oder eine Beratherin vorzuführen und mehr den weisen als den reichen Juden aufs Korn zu nehmen. Selbstverständlich heischten auch die Widersprüche im Melchisedek der Novelle ihre Ausgleichung: nur zum Schein mochte noch von seinem Geiz gesprochen werden, und wenn die Weisheitsprobe diesen falschen Schein verflüchtigt, hat der weise Jude nichts zu fürchten, denn die Falle ist nur dem filzigen gestellt. Dann ein einleitendes Gespräch zwischen Jud und Sultan: „Tritt näher, Jude ... nur ohne Furcht" — „Die bleibe deinem Feinde." Boccaccio spricht von freundlichem Empfang und giebt dem Sultan die Worte: Ich habe schon von vielen gehört, du seiest weise und habest besonders in göttlichen Dingen tiefe Einsicht; — Lessing: „Du nennst dich Nathan?" „Ja." „Den weisen Nathan?" „Nein.", und zwanglos ließ sich ein kleiner Dialog über den Beinamen anknüpfen. Ganz unvermittelt wird die Frage nach den Gesetzen oder Religionen gestellt, nicht so jählings erfolgt die Antwort. Boccaccio erzählt, daß der Jude, der in der That den Titel eines Weisen verdiente, die Schlinge wahrnahm,

hin und her sann, seinen Scharfsinn anstrengte um eine unverfängliche Auskunft zu finden und, als ihm plötzlich eingefallen war wie er sprechen müsse, anhob: „So will ich euch eine kleine Geschichte erzählen". Der epische Bericht über solche innern Überlegungsprocesse ist für den Dramatiker die Aufforderung zum Monolog, der die kritische Lage erwägt und eine Lösung sucht. In der meisterlichen Scene 3, 6, wo ohne theatralisch fließende Declamation, sondern mit Pausen der Verlegenheit und Grübelei sich Sätzchen an Sätzchen reiht, bietet jüdische Dialektik ihren ganzen Witz auf bis zur plötzlichen, zugleich den Hörer spannenden Erleuchtung: „Das war's, das kann mich retten! — Nicht die Kinder bloß speist man mit Märchen ab." Dann beginnt er: „Erlaubst du wol, dir ein Geschichtchen zu erzählen?", und der Sultan wäre kein märchenfroher Orientale, wenn er die Frage nicht bereitwillig bejahte. Nathan tritt nun anders auf, als da er sich zuerst vor dem Gewaltigen beugte, und die Worte „Möchte doch die ganze Welt uns hören", mit denen er so sicher einem beruhigenden Winke Saladins begegnet, deuten gleich im Eingang an, daß dies Geschichtchen sich zu einer Botschaft an die Menschheit erheben, dies Märchen nicht bloß den Frager „abspeisen", vielmehr in seinem weitern Aufstieg ein positives Evangelium bringen soll. In dieser vierten Scene folgt Lessing eine lange Strecke Schritt für Schritt dem Boccaccio, wie der beredte und selbstdenkende Versificator einer sparsamen Vorlage. „Vor grauen Jahren" setzt er ein wie die Novelle mit ihrem „Vor Zeiten", und Nathans Erklärung „Ich bin zu Ende ... fast so unerweislich als uns itzt der rechte Glaube" beschließt klar disponirend den abhängigen ersten Theil, in dem doch so manche kleine Feinheit, wie die östliche Heimat und das reiche Farbenspiel des Opals, dem Nachdichter gehört. Ein tiefer Zug aber ist neu: der Ring von „lieber Hand" giebt nicht Erbschaft und Vornehmheit wie im Decameron, sondern gemäß jener im Wust versteckten Variante der Gesta Romanorum hat er die geheime Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer — und diese innerliche Bedingung ist Lessings schönstes Eigenthum, zugleich die Brücke zum zweiten Theil seiner Parabel — wer in dieser Zuversicht ihn trägt.

„Ich glaube", so äußert Lessing im November 1778, „eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben", nämlich zu der eben von

ihm genannten Novelle des Boccaccio; wir werden unter der sehr interessanten Episode lieber die Fortführung der Parabel als die eigentliche Handlung des Stückes oder einen Theil davon verstehen. Weist Boccaccio flüchtig auf die Gebote Gottes, die das Volk erbt, also auf geerbte Pflichten hin, so verlegt Lessing das ganze Schwergewicht vom Ererben aufs Erwerben. Der erhabene zweite oder dritte Satz predigt der Menschheit, daß der Ring am Finger nichts sei ohne die vorurtheilsfreie, werkthätige Liebe im Herzen. „Praktisches Christenthum" hatte schon im Frühjahr 1751 der junge Vossische Recensent gefordert: „Nicht die Übereinstimmung in den Meinungen, sondern die Übereinstimmung in tugendhaften Handlungen ist es, welche die Welt ruhig und glücklich macht."

Darin nun bewährt Lessing auch in dieser lehrhaften Scene seine eigenste Kraft der werdenden Gedanken und sein dramatisches Vermögen, daß er dem Nathan nicht zu einer langen Predigt das Wort giebt, die sich wie ein rhetorisches Prunkstück anhörte, als hätte der Jude gleich den fertigen Text im Kaftan mitgebracht. Nein, er legt ungezwungen die weitere Entwicklung von vorn herein an, wahrt aber der dialogisch unterbrochenen Rede durchaus den Charakter eines freien Fortschrittes, wo das Sprechen Gedanken weckt und die bewegtere Theilnahme des Zuhörers den Sprecher weit über das anfänglich gedachte Ziel hinaus führt. Nathan hatte scheinbar seine Rede beendet. Der rechte Ring des Märchens war nicht erweislich, war „fast so unerweislich als uns itzt — der rechte Glaube". Und diese ganz traditionelle Antwort soll

> Mich bloß entschuldigen, wenn ich die Ringe
> Mir nicht getrau' zu unterscheiden, die
> Der Vater in der Absicht machen ließ,
> Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Nun müßte nach alter Überlieferung der Sultan Beifall klatschen und den Juden freundlich entlassen. Lessings Saladin spinnt aber den Faden weiter, indem er allerdings die Unterscheidbarkeit der in Frage stehenden drei Religionen bis auf Kleidung, Speis und Trank behauptet; ein Einwurf, den Nathan sogleich durch Verlegung der Unterschiede in die Motive des Glaubens, durch rasche Recapitulation des Fragmentenstreits über die Unzulänglichkeit bloßer historischer Gründe,

aber auch durch eine — Leſſings perſönlichem Standpunkt von jeher widerſtrebende — Rechtfertigung der Fortpflanzung der angeſtammten Religion auf Treu und Glauben parirt. „Wer kann ihnen verdenken", hatte der Ungenannte, im Fragment über die Unmöglichkeit allgemeiner Offenbarung, von den Kindern geſagt, „daß ſie bei dem Vertrauen, bei dem Gehorſam, ſo ſie ihren Eltern ſchuldig ſind, auch derſelben ihre Religion für wahr und für die beſte halten?" Auch daß der Türke wie der Chriſt ſtark und eifrig an ſeiner „väterlichen Religion" als der einzig wahren feſthalte, ſtand bei Reimarus zu leſen; es war Leſſingen ſicher eine Genugthuung, den Theologen dergeſtalt im Gedicht einen Wiederholungscurs über die Fragmente darzubieten und ſeine „Epiſode" zum Boccaccio vorzutragen. Noch ſtehen wir ganz weſentlich auf dem alten Fleck; die echte Religion iſt mit hiſtoriſchen Gründen unerweislich, der Sultan muß ſich zufrieden geben. Nur hat Leſſings Sultan längſt Geld und Schlinge vergeſſen, und Leſſings Jude will dieſen hingegebenen Zuhörer nicht mit einem Fragezeichen verabſchieden.

Darum nimmt er die obige Schlußwendung „Man unterſucht, man zankt, man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht erweislich" von neuem auf: „Laß auf unſre Ring' uns wieder kommen." Jeder betheuert wahrheitsgemäß, den Ring von Vatershand mit dem alten Verſprechen, er ſolle des Ringes Vorrecht einmal genießen, zu haben, jeder iſt geneigter, die Brüder für falſche Spieler und Verräther zu halten, als daß er den Argwohn einer väterlichen Falſchheit dulden ſollte, und der Richter, nach deſſen Spruch Saladin begierig fragt, wiederholt ſeinerſeits die Wendung des Schebet-Jehuda:

> wenn ihr mir nun den Vater
> Nicht bald zur Stelle ſchafft, ſo weiſ' ich euch
> Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthſel
> Zu löſen da bin?

Wiederum hält Leſſings Parabel da, wo auch Boccaccio das Endziel gefunden und ſo ſkeptiſch Ade geſagt hatte. Der Vater konnte den Muſterring „nicht" unterſcheiden, als der Künſtler ihm die Ringe brachte — wie ſoll der Richter den echten herauskennen?

Nur ein unſeliger Scharfſinn, der den Reiz aller paraboliſchen Dichtung blindlings verkennt und die abgeriſſene Hülle wie ein Amts-

protokoll unter die Lupe einer phantasielosen Kritik legt, ein nörgelnder Witz, der an dem Gleichnis vom verlornen Sohn oder der Fabel vom Schatz im Acker ähnliche Triumphe feiern könnte, drängt sich hier überlegen lächelnd vor die Schranken und judicirt, wie jüngst geschehen: der Vater ist Gott, Gott unterliegt keiner frommen Schwachheit, Gott treibt kein Versteckspiel, Gott wird von keinem Goldschmied getäuscht, Gott stirbt nicht, Gottes Söhne können nicht betrogene Betrüger sein, von den drei Ringen ist und bleibt doch einer der echte ... „Die Ringe! — Spiele nicht mit mir!" kann gleich Saladin jedermann dieser Afterkritik zurufen, der dem Richter Lessings einmal weiter gefolgt ist:

Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können!

Das große Lessingsche Motiv des ersten Theiles tritt so in den Vordergrund, und nach keinem Ringe mehr, sondern nach den Wirkungen von innen nach außen wird gefragt. „Wen lieben zwei von euch am meisten?" Sie schweigen.

Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach außen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten?

Die Ringerben können nur dann vor Gott und Menschen angenehm sein, wenn sie mit rechter Zuversicht die Wunderkraft werbend nach außen kehren; sie sind „betrogene Betrüger" (decepti deceptores, wie Augustin einst dem Griechischen nachsprach), wenn sie ohne das Verdienst einer die Selbstsucht überwindenden Nächstenliebe, ohne die bedungene Gemüthsverfassung auf ein überliefertes Vorrecht trotzen, dessen Wolthat erworben werden muß. Es ist der Unterschied zwischen einem geerbten Pergament und dem Adel der Seele. Streckt nur die beringte Hand sich aus, ohne die Kraft der selbstlosen Gottes- und Menschenliebe, dann ist kein Ring echt — „der echte Ring vermuthlich ging verloren." Nathan-Lessing klagt die positiven Religionen an, daß sie den Urgrund der wahren Religion nicht mehr besitzen.

Aber auch mit dieser zweiten Wendung begnügt sich die Parabel nicht, vielmehr giebt, nachdem Saladin durch den Ruf „Herrlich! herrlich!“ die Gliederung markirt hat, drittens der bescheidene Richter statt eines unmöglichen Schiedspruches seinen aus jener Bedingung geschöpften Rath. Er vertagt die Frage nach der Echtheit auf tausend tausend Jahre und eröffnet den Söhnen und ihren Kindes-Kindeskindern eine unabsehbare Übungszeit der Tugend, denn er erkennt die hohe Pädagogik des Erblassers, der, wie der Vater bei Lafontaine durch eine scheinbare Unwahrheit die schatzgrabenden Nachkommen zu unermüdlichen Arbeitern erzog, seine Söhne mit gleicher Liebe, ohne Tyrannei des Einen Rings, zum edlen Wetteifer aufforderte, indem er nicht sowol jedem den Ring zuerkannte, als jeden auf die Bedingung verpflichtete, welche die geheime Zaubermacht der Gottgefälligkeit und Menschenliebe aufschließt. Dreitheilig steigt die Parabel Lessings zum „neuen Evangelium“; drei Stufen auch beschreitet sie wie Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“: weit hinten erscheint der Erbgang „im Osten“; drei „Söhne“ streiten vergebens um ein Privileg; die Zukunft soll die humane Tugendlehre besiegeln, die „Nathan der Weise“ als goldene Frucht zu oberst in die Silberschale der alten Parabel gelegt hat: der Vater liebt alle gleich —

Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wolthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf'!

Je unermeßlicher Lessing den Horizont der Parabel ausgedehnt hat, desto mächtiger kann er Nathans Rede von der tüftelnden Überlegung zur ruhigen Erzählung, zur lebhafteren Dialektik, zur dramatischen Gerichtsscene, zur weihevollen Schlußapostrophe aufsteigen lassen, desto überwältigender die Wirkung auf den Hörer darstellen, denn auch Saladin wächst in dieser großen Scene, von einer kühleren Neugier bis zum hellsten Enthusiasmus. Wie anders stehen sich die Beiden jetzt gegen-

über, als da der Sultan doch recht von oben herab sprach „Tritt näher, Jude" und die launische Frage that, vor deren Tragweite er nun erschrickt, wenn Nathan, dessen Art es nicht ist die Stimmung so höchst gespannt zu halten, ihn fragt, ob er als der verheißene weisere Richter den vertagten Spruch sprechen wolle — „Ich Staub? Ich Nichts?" Mit um so herzlicherer Wärme ruft hier der Sultan, der auch bei Boccaccio seitdem den Melchisedek freundschaftlich behandelt, die Bitte „Sei mein Freund!"

Dann, und es ist dies eine fünfte Scene nach dem Schematismus der Novelle, senkt sich das Gespräch von dem hohen Wipfel zur Erde nieder, von Glaube und Liebe zu dem, ach, so unentbehrlichen Geld: Boccaccios Saladin bekennt offen seine Nöthe, und Melchisedek thut gern den Seckel auf; seiner muß Lessings Nathan das erste Wort vom Geld sprechen und Saladin, der das längst über solchen geistigen Schätzen vergessen hat, dann im Bekenntnis seiner Verlegenheit zugleich eine Abbitte des Anschlags leisten.

Die „reiche Quelle theatralischer Producte" hat den Nathandichter zu wiederholtem Schöpfen eingeladen, denn wer im Decameron eine Geschichte nachschlägt, den läßt das unsterbliche Buch nicht los: er muß auch die zweite und dritte mitnehmen. Vom ersten zum letzten Tage schweifend, stieß Lessing wiederum auf einen weisen Juden, der ihm so wolgefiel, daß er dessen altehrwürdigen Prophetennamen Nathan für den König- und Hoheprieſternamen Melchisedek, den klangvollen Zweisilbler für den ungefügen Viersilbler eintauschte und mit dem Wort auch Begriffe und Thaten, einen neuen Gegensatz von Erfahrung und Thorheit, Haß und Liebe, brausender Hitze und verklärter Milde, Jugend und Alter, ja sogar ein Stück Decoration, das Kaufmannshaus im Orient und den schattigen Pfad gewann, in dessen Frieden ein verirrtes Herz zu edlen Entschlüssen genesen mag. Die Novelle 10, 3 ist wie so viele aus dem Samen aufgeblüht, den die Flügel des Windes vom Morgenland herübergeweht haben; viel später wird ein Gleiches in Saadis „Persianischem Baumgarten" (Olearius Cap. 14) dem eifersüchtigen König von Yemen nacherzählt, wie er den jungen Hatem, seinen überlegenen Meister in der Freigebigkeit, durch einen Abgesandten aus dem Wege räumen will, der aber im Innersten bezwungen zurückkommt: „Die Last seiner Höflichkeit hat meinen Rücken

nieder gebogen, und das Schwert seiner Frömmigkeit hat mich getödtet." Nathan, ein unvergleichlich reicher Greis aus edlem Stamm, bewohnt ein herrliches Landgut an der Heerstraße im Catai, wo kein Reisender von Ost nach West, von West nach Ost vorbeizieht, ohne die grenzenlose Gastlichkeit des Wirthes zu genießen. Darob ergrimmt im Nachbarlande der Jüngling Mithridanes und giebt sich dem fieberhaftesten Wetteifer hin, um Nathans Ruhm zu verdunkeln. Als ein zudringliches armes Weib einmal trotz allen Spenden den tiefgehaßten Namen über den seinigen erhebt, überwältigt wüthendes Mordgelüst seine kranke Seele. Unterwegs trifft er den Alten, ohne ihn zu kennen, thut ihm, der sich als Diener vorstellt und bescheiden sagt, Nathan denke geringer von sich als die Menge, den blutigen Anschlag kund und wird von seinem Opfer selbst unterrichtet, daß er die That am besten in einem nahen Gehölz, wo Nathan jeden Morgen ganz allein zu lustwandeln pflege, verüben, auch wie er von dort die ungefährlichste Heimkehr gewinnen könne. Im Begriff den einsamen Spaziergänger zu tödten, will er doch einmal das Antlitz des Rivalen schauen, erkennt Gesicht und Stimme des vermeinten Dieners und stürzt besiegt zu seinen Füßen nieder. Nathan aber spricht aus der Fülle seiner Güte: ich wollte dir mein Leben schenken, damit du nicht als der Einzige unbefriedigt von mir gingest. Ein vertrautes Gespräch entfaltet die hohe pädagogische Kunst des edlen Greises und reinigt den guten Kern des Jünglings von allen Schlacken. Nach mehrtägiger vertrautester Gemeinschaft scheidet Mithridanes als ein Gesunder, in großen, würdigen Vorsätzen befestigt. Ist das nicht ein Vorspiel für Nathan, der sich auf dem Palmenweg erhebt, indem er das Kleid seines Verächters küßt, für den jähen Tempelherren, der das Haupt des Weisen heimlich bedroht und bald neu beschämt zu ihm aufblickt?

Ein recht äußerliches Geschichtchen (5, 5) half die Voraussetzungen modeln: bei der Plünderung Faenzas durch Friedrich II. hat den Kriegsmann Guidotto ein zweijähriges Mägdlein „Vater" angerufen, sterbend vertraut er die Pflegetochter seinem Freunde Giacomino; zwei Jünglinge werben um sie und werden handgemein; aber der eine, Giannole, wird als ihr Bruder erkannt, und die obligate Narbe bestätigt Agnes als Tochter des Barnabuccio; also eine in Kriegsläuften zersprengte Familie, Rettung und Erziehung eines Kindes, Geschwister-

liebe, Erkennung — Motive, die sich leicht mit ganz ähnlichen Voltaires verbanden.

Endlich tritt der mythische Saladin nochmals in der vorletzten märchenhaften Novelle auf, wie er als Kaufmann verkleidet die Welt durchstreift und im Kreuzzug Gelegenheit findet, seinem italienischen Gastfreund alte Wolthat heimzuzahlen, nachdem er den Gefangenen an einem eigenthümlichen Zug um den Mund erkannt hat. Auch das konnte in freie Beziehung zu mannigfachen historischen oder halbhistorischen Anekdoten über Saladins menschenfreundliche Gnade gegen Christen gesetzt werden und noch freier dem Tempelherrn und seinen angeerbten Gebärden zu Gute kommen.

Früh hatte verklärende Sage die Gestalt dieses Sultans umsponnen: der buon Saladino erscheint in mittelhochdeutscher Dichtung, ein paar christliche Schmähworte ausgenommen, nicht bloß wie ein Gott der Freigebigkeit, den man kaum nennt ohne das freundlich ehrende Beiwort der milte hinzuzufügen, sondern laut Enenkels Weltbuch auch als der umsichtige Gottesfreund, der vor seinem Ende das letzte kostbare Besitzthum, einen Tisch, in drei Theile spaltet, um durch dreifache Spende muhammedanisch oder jüdisch oder christlich sein Seelenheil zu wahren. Der strenggläubige Diener des Propheten sollte nicht bloß in Disputationen mit Juden und Christen so scharf- und freisinnig wie duldsam das Wort geführt, sondern sogar mit Franz von Assisi trauliche Berührung gehabt haben. Der morgenländische Herrscher galt nicht bloß für ein Muster edelsten und gütigsten Benehmens, sondern auch für der höchsten abendländischen Ehre theilhaft: wie er den Ritterschlag empfangen, wußte ein französisches Gedicht weitläufig zu berichten.

Eine sehr idealisirende Auffassung Saladins lebt und webt in der Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts, so daß Lessings alter Marigny, weil er Solaheddins blutige Vorgeschichte und sein orthodoxes Muhammedanerthum betont, trotz allen sonstigen Lobsprüchen fast wie ein scheelsüchtiger Verkleinerer erscheint, wenn man dies fromme Urtheil an den liberalen Tiraden eines Voltaire mißt. Dieser geistreichste und mächtigste Führer der Aufklärung hatte sich in eine so widerchristliche Schwärmerei für die Tugenden des Orients gestürzt und auf seiner Wage so ungleiche Gewichte gebraucht, daß der Pariser

Witz ihn schon im Turban zur Moschee eilend erblickte. Noch immer blendete Saladin die Franzosen, wie einst Harun al Raschid die Phantasie der Franken. Haben die Crebillon und Wieland einen trägen, dummen, sinnlichen Schach Baham als Typus orientalischen Herrscherthums abgemalt, so liebte andererseits die Aufklärung der Voltaire und Diderot, der Friedrich und Wieland streitbar, spielend, spottend, lehrend das Costüm des Morgenlandes vor allen anderen, und Voltaires Geschichtsphilosophie suchte, wie wir wissen, die „Gedruckten Lügen" auch durch eine kühne Beleuchtung des Zeitalters der Kreuzzüge zu verpönen. Diese neuen tendenziösen Accente hatten auf Lessing den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Als Schüler Voltaires ärgert sich der Hamburger Dramaturg über die falsche Vertheilung von Licht und Schatten in einer jugendlichen tragédie sainte: „Es war zwar von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt in einem Stücke, dessen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen ist, die Toleranz predigen und die Abscheulichkeiten des Geistes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedanischen Religion zeigen zu wollen. Denn diese Kreuzzüge selbst, die in ihrer Anlage ein politischer Kunstgriff der Päpste waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenschlichsten Verfolgungen, deren sich der christliche Aberglaube jemals schuldig gemacht hat; die meisten und blutgierigsten Ismenors", fährt er im Hinblick auf Cronegks Glaubenseiferer fort, „hatte damals die wahre Religion; und einzelne Personen, die eine Moschee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wol gegen die unselige Raserei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige Asien zu verwüsten?" In demselben Sinne behauptet ein Jahrzehnt später die unterdrückte Vorrede zum „Nathan", der Nachtheil geoffenbarter Religion habe sich gerade während der Kreuzzüge einem vernünftigen Mann aufdrängen müssen, „und daß es an Winken bei den Geschichtschreibern nicht fehlt, ein solcher vernünftiger Mann habe sich nun eben in einem Sultan gefunden."

Unbefriedigt von Marignys Geschichte der Araber, der auch die Encyclopädisten geringschätzig begegnen, malte Marin 1758 in der Histoire de Saladin (1761 verdeutscht) die Voltairischen Umrisse, nicht ohne eine leise Polemik gegen die neuerdings beliebte Verwandlung des strengen Muselmans in einen modernen Freigeist, aber doch

mit einer höchst enthusiastischen, durch beißende Gegensätze gewürzten Charakteristik aus. Auch seine Liebe gehört nicht den Franken, sondern den „Ungläubigen", und er läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, welche von beiden Nationen den Titel „barbarisch" verdiente. Auch er geht den „unsinnigen Fabeln" der Historiker zornig zu Leibe. Sein abgerundetes, von einer großen Figur beherrschtes, sehr lebhaftes Werk in zwei handlichen Bänden ward Lessings Hauptquelle für alles Geschichtliche. Daneben wurden landläufige Hilfsmittel wie die ihm früh bekannt gewordene lexikalisch geordnete Bibliothèque orientale des Herbelot und in Schultens' Latein die arabischen Darsteller Bohadin, Abulfeda Reiskischen Angedenkens, Amadoddin benutzt, deren erster, Saladins geistlicher Vertrauter, das Idealbild eines koranfesten Herrschers mit Vertuschung aller Schatten in dem Charakter aufgestellt hatte; vom Standpunkte des Mufti, nicht des Politikers. So urtheilte Schiller, als er Bohadins Schrift seiner Sammlung historischer Memoiren einverleibte, weil er einer Schilderung, „welche zu dem verschönerten Bilde des ägyptischen Sultans in Lessings Nathan das Urbild lieferte", die Theilnahme des deutschen Publicums versprach; wie die „Horen" 1796 Boccaccios Novelle, von Sophie Mereau übersetzt, brachten.

Von dem langerwiesenen Rechte des Dramatikers, geschichtliche Daten nach Lust und Bedürfnis zu verwerthen, machte Lessing um so freier Gebrauch, als es ihm gar nicht auf ein historisches Schauspiel ankam. Bekennt er doch selbst während der Ausarbeitung: „In dem Historischen, was in dem Stück zu Grunde liegt, habe ich mich über alle Chronologie hinweg gesetzt; ich habe sogar mit den einzelnen Namen nach meinem Gefallen geschaltet. Meine Anspielungen auf wirkliche Begebenheiten sollen bloß den Gang meines Stückes motiviren". In den Reichthum der Begebenheiten griff er hier und dort hinein ohne zu fragen, ob die vertrauten Stätten von Tebnin und Darun, Gath und Acre der Schauplatz gerade eines solchen Sturmes, eines solchen Gemetzels gewesen, wie sein Gedicht es verlangte. Aus einer Fülle konnte er frei wählen, an ein Wort über die Tracht der Mameluken oder die „Karavanen aus Ägypten" episodische Scenen knüpfen, aus allerlei Tücken von Assassinen und Beduinen gegen Saladins Leben gelegentlich Capital schlagen, den längst verstorbenen

Vater Ayub, der mit dem Sohn als verschlagener Finanzmann die Last der Regierung theilte, auf dem Libanon ansiedeln, des Sultans weitverzweigte Familiengeschichte energisch zusammendrängen, seiner zahlreichen Kinder geschweigen, von den verschiedenen Brüdern den einen halbhistorisch, den andern ganz romantisch herausheben, der einsilbigen Anekdote, daß eine Schwester Sittah-Alscham ihre eigenen Mittel in den Schlund warf, der die Schätze des Freigebigsten aller Menschen verschlang, eine bedeutende Frauenrolle abgewinnen, die wiederholten Erwähnungen eines nothgedrungenen Versteckspiels der verlegenen Schatzmeister zu einem Hebel der Handlung machen. Hier fand er einen kleinen Wink für das fremde Costüm, den Namen „Naserinchen" für eine Münze, das Wort „Delk" für ein Kleidungsstück, oder gar eine Warnung vor den unverdaulichen Datteln, da eine orientalische Sittenlehre, Fabel, Klugrede, dort einen Beitrag zur Charakteristik und Motivirung im Kleinen und Großen. Der überall, von Marin ziemlich kühl, erwähnte Plan einer Heirat zwischen Saladins Bruder Malek-el-Adel und Johanna von Sicilien, Richard Löwenherz' Schwester, muß bei ihm ein neues Licht auf die frische und fremder Größe bewunderungsvoll ergebene Unbefangenheit des Sultans werfen, der damals von englischer Seite herausgekehrte Christenstolz das Thema einer kritischen Rede Sittahs gegen den sanguinischen Saladin bilden, der doch nach Marin das Project als eitles Hirngespinst behandelte.

Alles was arabische und französische Lobredner von diesem Saladin, oft recht vag und mit unbeglichenen Widersprüchen sagten, trug Lessing in einem feinen Gedächtnis. „Heldenthum mit Menschlichkeit verbunden" lautet Marins Formel. Der zornige Tyrann, dessen Säbel den christlichen Ränkeschmied oder in blitzschneller Arbeit die Sendlinge des Alten vom Berge niedermäht und ein schonungsloses Blutbad unter den Ordensrittern als unversöhnlichsten Feinden des Islam planmäßig vollzieht, bewirthet christliche Pilger, entzückt den Feind durch edelsten Anstand und vornehmste Conversation, beschenkt tapfere Gegner, begnadigt Gefangene, giebt jungen Franken auf Treu und Glauben Urlaub, einem zitternden Ritter die Freiheit und vergießt Thränen beim Anblick einer armen Mutter und ihres von ihm geretteten Kindleins, „er, über den die Natur soviel Macht hatte". An solchen

Stellen wetteifert Marin mit Bohadin in begeisterten Declamationen: „Die Geschichte, die unglücklicher Weise nur eine beständige Aufzählung von Ungerechtigkeiten und Greueln ist, scheint die Menschheit zu trösten, wenn sie inmitten all der Verbrechen anhält, um einige Thaten der Gnade und Mäßigung zu berichten. Warum müssen wir in diesem Werke verbunden sein, solche Züge allein den Sitten eines Mannes zu entlehnen, den der Fanatismus unserer Geschichtschreiber Barbar nennt. Selbst Barbar, wer so wenig von Tugend weiß!" Wie verschwenderisch dagegen setzt Marin die Tugend eines Herrschers in Scene, den man wahrlich le roi défenseur Salah-eddin, Salut (Réformateur) du monde et de la Religion (Loi) — „Verbesserer der Welt und des Gesetzes" sagt Lessing — heißen durfte. Sein Testament enthält die höchste Auffassung aller Regentenpflichten. Ohne Bedürfnis für seine Person schenkt und schenkt er sein Leben lang, wie nie ein anderer Mensch die gottnachbarliche Tugend der Freigebigkeit übte. Gnade, Gerechtigkeit, Mäßigung schmücken seinen Stuhl. Christliche Unmenschlichkeit allein kann ihn zu grausamen Befehlen hinreißen. Diesem Muselman müsse jeder Kreuzfahrer die Palme lassen, und Marin schweift gern auf den Rain der Sage, um jenes fabulösen Ritterschlags zu gedenken und das Gedicht darüber mitzutheilen. Er zeigt ihn auch im vergleichenden Gespräch über Christenthum und Islam begriffen, „denn wie alle Frommen liebte er theologische Disputationen."

Und diesem nicht genug zu preisenden Sultan steht in der Geschichte ein verruchter Hoheprieſter der Christenheit gegenüber, der Patriarch Heraclius von Jerusalem, ein Kirchenschänder, ein Lüstling, ein Giftmischer, ein Feigling und Poltron, der sich mit gemeinen, schmählichen Lastern besudelte, und dessen Sündenregister von Marin recht absichtlich ins Ungeheure gesteigert wird: „Palästina sah endlich den infamen Heraclius — welchen Namen soll man diesem Menschen beilegen, da das Geschrei des ganzen Morgenlandes sein Andenken zum Abscheu gemacht hat! — den Patriarchenstuhl durch das zügellosesste Gebahren schänden." Von allen Leuten im lasterhaften Völkergemisch Palästinas, „die mit so wenig Religion im Herzen den Namen beständig im Munde führten", sei dieser Auvergnate der schlimmste gewesen: „es war wirklich die Verworfenheit und Trostlosigkeit am heiligen Orte". Dabei habe dieser Schurke, vordem ein Buhle der Königin,

dann der Bettgenoß einer Wälschen, ein gewinnendes Äußere gehabt, und Marin versäumt bei Gelegenheit nicht den schlimmen Prunk des christlichen Klerus zu schelten, der faul und gierig, aus Christi Armuth reich und aus Christi Demuth vermessen in das Haus des Herrn pomphaft eingehe. Auch diesen kleinen Zug wußte Lessing zu benutzen, als er den pfäffischen Gegenspieler auf die Bühne rief. Ihn konnte er sich nicht entgehen lassen, da das Drama von Contrasten zehrt und gerade ein Kreis verschiedener Nationen und Bekenntnisse des Dunkelmannes bedurfte. Peinliche Chronologie mag berechnen, daß „Nathan" 1192 spielt, als Saladin ein Jahr vor seinem Tod, fünf Jahre nach der Eroberung Jerusalems und dem Abzug des Heraclius eine neue Capitulation mit Richard Löwenherz geschlossen — Lessing erwidert auf solche ziffernmäßige Scrupel: „So hat der Patriarch Heraclius gewiß nicht in Jerusalem bleiben dürfen, nachdem Saladin es eingenommen. Gleichwol nahm ich ohne Bedenken ihn daselbst noch an, und betaure nur, daß er in meinem Stücke noch bei weitem so schlecht nicht erscheint als in der Geschichte."

Einen jugendlichen Vertreter des Abendlandes mußte ungesucht der Templerorden bieten. Seine Ritter zeigte die Geschichte im heißesten Kampf, siegreich und besiegt, vor allen anderen dem Muselman verhaßt, immer bereit loszuschlagen, in gelockerten Gelübden lebend, als Gefangene auf Dolch und Gürtel zur Lösung beschränkt. Ein frommer Wahn umflatterte ihre weißen Mäntel, und Marin berichtet, daß der Glaube an mitkämpfende Engel im Christenheer verbreitet und eidlich bezeugt war. In voller Rüstung, hoch zu Roß, lichten Kleides, sollte der heilige Georg bei Iconium für Kaiser Friedrich gefochten haben; denselben himmlischen Krieger glaubten die Saracenen bei Tiberias zu erblicken, wo der Templer Jacquelin de Maillé als der einzige Überlebende wie ein Schutzgott Frankreichs Wunder der Tapferkeit that, so daß man nach seinem Fall Gewand und Körper zerriß, um Reliquien von einem solchen Heiligen an sich zu raffen. Die Kreuzfahrer, erzählt Marin, die ebenso unwissend wie leichtgläubig waren, wollten oft gesehen haben, daß Engel in weißen Gewändern mit flammenden Schwertern vom Himmel herabeilten, voran der heilige Ritter Georg, und solche Fabeln, unentbehrlich um das grobe Hirn der Masse zu erschüttern und ihr die Glut einzuhauchen, die den schwachen Seelen

gebrach, wurden von gefangenen Christen den Ungläubigen mitgetheilt. Daher der himmlische weiße Ritter in Nathans brennendem Hause zu Jerusalem, wo zudem nach einer Sage, die Schultens bucht, Engel festlich zusammenzukommen pflegten.

Lessing konnte den Marin nicht lesen, ohne auf Schritt und Tritt seines ersten berühmten Führers im Bereich der Kreuzzüge zu gedenken, Voltaires, des Historikers und des Dramatikers; sogar die Voraussetzung eines Hauptwerkes, der „Zaïre", daß der Sultan einen jungen Franzosen zur Beschaffung des Lösegeldes auf sein Ehrenwort hin heimziehen ließ und nach der Rückkehr mit Gnaden überhäufte, fand er hier unter Saladins Namen wieder. Seit der Histoire des croisades war Voltaires Liebe zu diesem idealen Herrscher so bekannt, daß sich das litterarische Paris 1757 ein Saladindrama aus seiner Feder versprach; sympathisch bemerkt Grimms Correspondenz (15. Mai) zu dem Gerücht: „Dieser Sultan ist einer der größten Männer, und seine Rolle wird in Voltairischer Darstellung nichts von ihrer Größe und ihrem Glanz verlieren". Mehr als einmal hatte der erste Dichter Frankreichs die Poesie über Meer geschickt, und von all den lieben kleinen Sängern waren manche seiner Pfeife gefolgt, ohne Kraft das verbrauchte Liebes- und Ränkespiel der orientalischen Palasttragödie oder den abgestorbenen Nerv der tragédie sainte durch starke neue Motive und zeitgemäße Ideen zu ersetzen.

Seit dem Frühjahr 1741 ging Le fanatisme ou Mahomet le prophète über die Bretter, auf denen noch Goethes melodisch idealisirende Dolmetschkunst diese Revolution gegen die Athalien des älteren Classicismus festzuhalten strebte. Jeglichen Fanatismus wollte der verschlagene Tendenzpoet ins Herz treffen, als er ganz im Sinne der „Drei Betrüger" einem mächtigsten Religionsstifter das nackte Bekenntnis lieh, Vorurtheile seien die Könige des Pöbels und wo eine alte Welt zerkrache, müsse eine neue Gründung blendender Herrschsucht gedeihen:

Il faut un nouveau culte, il faut de nouveaux fers;
Il faut un nouveau dieu pour l'aveugle univers.

Welches tiefironische Bild, wie Voltaire aus seinem Malepartus diese Satire auf die Grausamkeit und die Irrthümer eines falschen Propheten

Keinem passender zuzueignen weiß als dem Statthalter und Nachahmer eines Gottes des Friedens und der Wahrheit! wie Meister Reinecke, diese Blätter gegen den Stifter einer falschen und barbarischen Religion unter dem Arm, dem Oberhaupt des echten Glaubens den Pantoffel küßt und Papst Benedict mit ebenbürtiger Klugheit seinem zweideutigen Verehrer zum Dank ein kleines harmloses Privatissimum über lateinische Prosodie hält! während die niedere Geistlichkeit, wie Goeze gegen „Werthers Leiden", aufschrie, so ein Stück werde Ravaillacs und Clements bilden. Voltaires Mahomet ist ein Kraftapostel und Schwindler größten Stils, von maßlosem Ehrgeiz und unersättlicher Selbstsucht, zum Erobern und Herrschen geboren, ein magischer Bändiger der blöden Menge, um kein Mittel verlegen und die heiligsten zu seinem Zweck misbrauchend, großprahlerisch, ein Virtuos bestrickender Redekunst, in jeder Faser frivol, ein dämonischer Tartufe auch nach der sinnlichen Seite. An seiner ins Heroische gewachsenen Frechheit zerschellt aller Widerstand der Ereignisse; der eben noch wie ein entlarvter Bösewicht der anstürmenden Masse zu erliegen scheint, erhebt sich mit einem großartigen Schlag triumphirend vor ihr, und nachdem ein Schatten von Reue über den gleißenden Spiegel seiner Seele geflogen ist, jener berühmte Halbvers Il est donc des remords, packt der gewaltige Heuchler die Zügel um so fester:

Je dois régir en dieu l'univers prévenu;
Mon empire est détruit, si l'homme est reconnu.

So entwarf Voltaire ein Zerrbild, daß Religion auf Trug und Gewalt gebaut sei, wußte aber selbst in diesem Gemälde ein Seitenaltärchen für die Toleranz anzubringen und den Religionsstolz aus dem Mund eines greisen Mekkapriesters zurechtzuweisen: der Feind unsers Gottes kann die Tugend kennen. Auch zeugt es für Voltaires verständigen Tact, daß einem Mahomet ein höchst würdiger Zopir gegenübersteht. Eben diesem Tact zollte Lessing bereitwillig seine Anerkennung, als er von den Cronegkschen Bekehrungen auf die unendlich discretere christliche Mission in der „Alzire" hinüberblickte, wo Spanier und Amerikaner so geschickt verhetzt und vereinigt werden: „Niemand hat es besser verstanden, wie weit man in diesem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem

die empfindliche, edle Seele des Zamor durch Beispiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen bestürmet und bis in das Innerste erschüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er so viel Großes sieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch diese Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung der Zuschauer etwas hätte geschehen müssen."

In diesem Sinne wird, so paradox das zunächst klingt, Voltaires „Zaïre" keinen wärmeren Bewunderer gefunden haben als ihren Hamburgischen Nachrichter, dessen Freundin Elise ja die Zaïre in Jamben übertrug. Wenn er den zahmen Othello Orosman verachtete, war ihm doch der milde, duldsame, wolthätige Sultan lieb, der als Besieger der Christen den fränkischen Brausekopf durch eine Fülle von Gnaden belehrt, daß die Tugend auch in Syrien wohne, und sich das Lob verdient: wär' er als Christ geboren, was würde er mehr sein? Er ist Saladins würdiger Nachfahr:

Fatime, tu le sais, le puissant Saladin
Qui ravit à mon sang l'empire de Jourdain,
Qui fit comme Orosmane admirer sa clémence,
Au sein d'une chrétienne il avait pris naissance.

Neben den aufgeklärten Sultan pflanzt Voltaires Unparteilichkeit einen, ästhetisch recht verfehlten, orientalischen Jago; in der andern Gruppe stellt er, ohne seine Skepsis dazwischen zu soufflíren, einen fürstlichen Greis als glühenden Anwalt des Kreuzes dar; die Heldin, ein wachsweiches Geschöpf, ist in ihrem Wesen halb Französin, halb Muselmanin und durch ihre Erziehung confessionslos:

La coutume, la loi, plia mes premiers ans
A la religion des heureux musulmans.
Je le vois trop; les soins qu'on prend de notre enfance
Forment nos sentiments, nos mœurs, notre croyance.
J'eusse été près du Gange esclave des faux dieux,
Chrétienne dans Paris, musulmane en ces lieux.
L'instruction fait tout; et la main de nos pères
Grave en nos faibles cœurs ces premiers caractères.

Doch ehrt das empfindsame Mädchen den allgemeinen Bruderbund, den das wahre Christenthum gestiftet. Dieses schwächliche Urbild der

confessionslosen Recha, wie diese als kleines Würmchen aus einer brennenden Stadt gerettet, hat in Fatime eine Proselytenmacherin gleich Daja zur Seite, die über den geliebten Sultan loszieht und Zaïrens durch ein Kreuz bezeugte christliche Geburt zum Anlaß unermüdlicher Heilspredigten nimmt.

Der Kreis derartiger Motive zum „Nathan" wurde erst 1769 durch ein Tendenzdrama abgeschlossen, das sein Titel Les Guèbres ou la tolérance als ein Seitenstück zum „Mahomet" und die Vorrede mit dem freien Gattungsnamen eines „dramatischen Gedichts" (poëme dramatique) bezeichnete. Mit dem ihm so geläufigen Aufgebot von Maskenspiel und schleierhaften Einleitungen gründete der alte Kämpfer sein Stück auf Haß und Liebe, Haß gegen das „grausige Pfaffenthum", Liebe — charité universelle — für alle guten Menschen, welche die Erde trägt. Die Ghebern, schon in der „Henriade" und im Essai sur les mœurs gefeiert, will er erst nachträglich an Stelle von Christen eingeführt haben, woran natürlich kein wahres Wort ist; aber so human lädt Voltaire in der Rolle des alten Arzemon gen Osten ein, daß ein weltmüder Al Hafi gern „den heißen Sand mit seinen Ghebern treten" möchte. Schwach und unklar gebaut und voll conventioneller Declamation, richtet das Perserstück seine Spitze gegen „die unduldsame Schaar der Plutopriesterschaft" und giebt im „Großpriester des Pluto" einen wirklich hölliſchen Ausbund grausamster Verfolgungswuth, bis der bei den römischen Hauptleuten und den frommen Parsi gleich verhaßte Pfaffe ein blutiges Ende findet. Bang schauen seine Richter in die nächste Zukunft, als der Kaiser erscheint, alles zum Besten kehrt, in einer großen Programmrede den erhabenen Herold der Duldung macht und den Ghebern vollste Religionsfreiheit gewährt:

Qu'ils jouissent en paix de leurs droits, de leur biens;
Qu'ils adorent leur dieu, mais sans blesser les miens:
Que chacun dans sa loi cherche en paix lumière;
Mais la loi de l'Etat est toujours la première.
Je pense en citoyen, j'agis en empereur:
Je hais le fanatique et le persécuteur.

Eine Tirade in der Technik des Zeitalters Ludwigs XIV., im Geiste des Zeitalters Friedrichs und Josephs. Und die Thränen eines

Diderot floſſen bei dieſer Predigt, die den Königen die verhängnisreichen Folgen der Intoleranz male und die Menſchen mit Achtung vor der allgemeinen Moral erfülle; die Hoheit der Grundidee führte ihn über die greiſenhaften Schwächen des Stückes ſo leicht hinweg, daß er es als eine Botſchaft an alle Völker und alle kommenden Zeiten pries und dem Zukunftsdrama die endliche Aufführung durch eine weiſe Bürgerſchaft prophezeite. Es iſt hübſch zu leſen, wie Friedrich 1775 en fidèle disciple du Patriarche de Ferney die Anſiedelung von tauſend muhammedaniſchen Familien in Weſtpreußen halb ernſt, halb ſcherzend ausmalt, ſammt Moſcheen, Waſchungen und Hilli-Hallageſängen, um auch über dieſe noch fehlende Secte ſein Scepter in Duldung zu ſchwingen.

So hatte Voltaire namentlich im letzten „dramatiſchen Gedicht", ohne Hoffnung auf die baldige Möglichkeit einer Darſtellung, die Bühne zur Kanzel gemacht. Er hatte das Hauptgewicht auf lehrhafte Scenen gelegt und die Handlung zwar mit den üblichen Verwicklungen und theatraliſchen Zuſammenſtößen, doch immerhin ſorgloſer geführt. Ein Motiv geht durch alle in dieſem Zuſammenhange genannten Religionsdramen Voltaires, wo den alten Schläuchen der Wein eines neuen Jahrhunderts eingegoſſen wird, hindurch: die Geſchwiſterliebe. Geſchwiſter ſind die Liebenden im „Mahomet", Palmire und Seïde, der edle Zopir ihr Vater, den Seïde tödtlich getroffen im Wahn, Palmirens Hand von dem ränkevollen Herrn zu empfangen, der ſelbſt ſein Netz nach dem Mädchen auswirft; ein ſterbender Mitwiſſer enthüllt das Geheimnis. Geſchwiſter ſind der beim Sultan eines lichtſcheuen Liebesbundes verdächtigte Nereſtan, der junge Ritter aus Frankreich, und Zaïre, die bekenntnislos aufgewachſene Halborientalin; aus Zerſtörung und Niedermetzelung ſind ſie einſt gerettet worden, während Mutter und Brüder in den Flammen Cäſareas umkamen; ein Kreuz beſtätigt, Zaïre ſei Nereſtans Schweſter, Luſignans verlorene Tochter. Geſchwiſter, aber wiſſentlich, ſcheinen in den Guèbres Arzemon der jüngere und Arzame; der Hitzkopf läßt ſich des Mädchens wegen, das er nach Perſerbrauch heiraten will, zu einem unſinnigen Schritt fortreißen wie Leſſings Tempelherr; heimliche Ehen römiſcher Offiziere mit Perſerinnen, Stadtbrand und Gemetzel, Tod der einen Frau, Rettung der anderen ſammt ihrem Töchterchen und

dem Söhnlein der Getödteten, Vermächtnis einer sterbenden Mutter, äußerliches Zeugnis durch wolverwahrte Handschrift, deren Züge man wehmüthig erkennt, das und mehr wird aufgerollt, um Kindern zu ihren Vätern und um Vetter und Base zu einer auch nach europäischem Begriff unanstößigen Ehe zu verhelfen. Man stelle zu diesen Personen noch Giannole und Agnes im Decameron, oder Wielands recht Voltairisches Ehebernpaar im „Goldenen Spiegel", oder, in modernster Gewandung und ohne die dunklen Wechselfälle des Krieges, die liebenden Geschwister in Diderots „Natürlichem Sohn", wo das stets heikle Motiv als Hauptthema am verfänglichsten und peinlichsten wirkt, und man muß gestehen, daß die Verwicklung im „Nathan" bei so vielen und so geläufigen Beispielen mit Händen zu greifen und auch ein gutes Stück Vorgeschichte litterarisch zugeschnitten war. Und doch ist hier, wo die Schwester schwärmt und der Bruder liebt, alles so anders und so eigen!

Endlich gehört ein bescheidenes Plätzchen in den Vorhallen des „Nathan" auch Lessings altem Getreuen Gleim. Der hatte 1774 zwar nicht die ehmalige Kraft und Schnelle, wol aber seine unversiegliche Herzensgüte wie ein milder, segnender Großvater orientalisch verkleidet in „Halladat", der reifsten und einzig genießbaren Frucht seines langen Herbstes. Hier ward nicht die westöstliche Lebensklugheit und politische Aufklärung eines Wieland mit ihren albernen Schachs, verruchten Derwischen und weisen Danischmenden, sondern ein sanftes Evangelium der Menschenliebe in klarer Sprache und fließenden Blankversen vorgetragen und voll gemüthlicher Beschaulichkeit, wie man zur Dämmerstunde eine vertraute Melodie variirt, die Losung „der Seher Gottes ist ein Menschenfreund" didaktisch-episch ausgeprägt. Ein pantheistischer Hauch umspielt das Ganze, wenn auch einmal das christliche Privileg vor den Millionen Brüdern, denen der wahre Gott nicht geoffenbart ist, durchschlägt. Aber diesen umschlungenen Millionen wird gepredigt: du sollst die Laster hassen, die Menschen nie, du sollst die Bösen durch Liebe zum Guten anleiten, hilfreich und freigebig sein und barmherzig gegen Arme und Waisen, gottergeben in den großen Lobgesang herzlicher Seelengemeinschaft einstimmen, durch deine Tugend die göttliche Summe des Guten mehren, nicht einsiedlerisch, sondern im Hause schaffend ein tüchtiges Leben führen — dann, sei

Bettler oder König, gefällst du dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott, der dir zur Thätigkeit, nicht zur Ruhe, deine Kräfte gab! Es war nicht freundschaftliche Nachsicht, wenn Lessing dies Mal regen Beifall zollte und die Blätter des weicheren Gesinnungsgenossen andächtig in Händen hielt. Der Koran in Boysens lesbarer und gut eingeleiteter Übersetzung, die dem Erbprinzen von Braunschweig gewidmet ist, hatte die Suren Gleims angeregt. Den Koran, den doch selbst Reiske das unsinnigste Buch in der Welt und eine wahre Geißel für den gesunden Menschenverstand schalt, kannte Lessing französisch und deutsch, und er fand sicherlich nicht alle Sentenzen so „fade" wie der Professor.

Aus einem paraboliſchen Gebot unbestochner, vorurtheilsloser Menschenliebe ist ihm selbst sein letztes dramatisches Vermächtnis erwachsen. Der „moralische Satz", zu dem Gottsched einst so täppisch eine Handlung in fünf gleichen Theilen suchen lehrte, war das Erste; von der Boccaccioschen Novelle aus hatte er dem Kernstück Anfang und Ende gefunden, und nicht wie in „Minna" und „Emilia" Spiel und Gegenspiel von Liebe und Ehre oder die tragische Wucht einer an scharf umrissene Personen geknüpften Überlieferung zum Stapellauf gehabt. Der „Nathan" macht ein Wort des Dramaturgen zur That: „Ich will nicht sagen, daß es ein Fehler ist, wenn der dramatische Dichter seine Fabel so einrichtet, daß sie zur Erläuterung oder Bestätigung irgend einer großen moralischen Wahrheit dienen kann"; nur daß die „Idee" zwar Fabel und Charaktere zu modeln, aber nicht zu schaffen vermag.

„Emilia Galotti" war als Composition die äußerste Leistung eines peinlich rechnenden Kunstverstandes, mit eisernen Klammern eng gebunden, Scene auf Scene fest gemauert, nach dem Senkblei gerad aufgerichtet, kein Auftritt einer Verschiebung fähig, kein Wort entbehrlich, weil nur das Unentbehrlichste gesagt wird. Nicht so der „Nathan". Ein „dramatisches Gedicht" nannte ihn Lessing wie Voltaire seine Guèbres, damit gleich auf der Schwelle die Ansprüche an jene streng gefügte Technik abweisend, zu der seine eigene Dramaturgie und Kunstübung das deutsche Schauspiel gemessenen Schrittes hingeleitet hatte. Auch mochte er selbst das „zu Gedachte", bisweilen Mühsame und Überkünstliche der „Emilia" zwar als wirksames Prob-

stück größtmöglicher Präcision, nicht aber als verbindlichen Kanon ansehen und gern vom Zwang zum freien Naturrecht, vom Lakonismus zu der läßlicheren heitern Anmuth zurückkehren, die ihn nach Goethes gewichtigem Lob so wol kleidet im „Nathan". Die knappe und eng anschließende Tracht des Nordens mußte dem bequemen Faltenwurf orientalischer Gewandung weichen, eine überquellende Lust zu lehrreichem Zwiegespräch, gründlicher Selbstbetrachtung und inhaltschwerer Bühnenpredigt ungehemmt sich ergießen, weil der ganze Vorwurf mehr auf Worte als auf sichtbare Thaten zielte. Die guten Thaten wirken aber fort von Act zu Act. Lessings Personen sind gesprächiger geworden, nicht bloß der Sultan liebt im Orient Scheherezadens gute Geschichten gut erzählt. Einer der größten Sprechscenen unsrer Poesie ist der weite Mittel- und Hauptraum angewiesen, und niemand von den Tausenden, die Jahr aus Jahr ein mit Saladin dieser so kunstvoll wie herzlich aufsteigenden Rede Nathans Beifall klatschen, hat nach ihrer lockerern oder festeren Vernietung in einem Drama gefragt, das seinen eignen Gesetzen folgt und dessen Scenen die Parabel als integrirenden Theil umschließen wie der Ring den Demant. Wiederholungen werden nicht gescheut, das unterbrochene Gespräch zwanglos wieder aufgenommen, der Fortgang oft durch eine Meldung von außen gewonnen, der Eindruck einer Unterredung gern in einem kleinem Nachwort ausgesprochen, eine schwierige Situation oder eine innere Krisis durch Monologe ausgeschöpft, wie die beiden des Tempelherrn, ein freies Kommen und Gehen der Personen sehr liberal bewilligt, die individuellste Figur zweiten Ranges nur in den beiden Anfangsacten aufgerufen, der letzte durch ein paar Scenen aus Saladins Regentenleben eingeleitet, die ohne weiters gestrichen werden können und wirklich sehr selten gespielt werden.

Erinnert das Aufrücken der Hauptgruppen in den beiden ersten Acten an Lessings altgewohnte Technik von der „Sara" bis zur „Emilia", so sprengt die laxe Preisgebung der Ortseinheit auch innerhalb des einzelnen Aufzugs durch zweimaligen, ja noch öfter dreimaligen Decorationswechsel geflissentlich die strengen Fesseln, welche die Scenen der abgemessenen Hoftragödie zu zwei Einheiten im prinzlichen Palais und im Hause Galotti und einer großen Masse auf Dosalo banden. Hier entfalteten sich ohne jede Pause drei Acte,

während wir in der entsprechenden Partie des „Nathan" neunmal einen andern Schauplatz vor uns sehen. Diese neue freie Architektur kennt nicht mehr bloß einige große Räume, und der Behelf, etwa die Palmen hart vor Nathans Haus zu pflanzen und daselbst einen neutralen Boden zu schaffen, wird mit einer entschiedenen Wendung von den Franzosen zu Shakespeare und Goethe hin verschmäht. Es ist, wie im „Laokoon", statt der biegungslosen Gesetzesstraße der wellige und mit Ruhebänken ausgestattete Weg eines nach Lust um sich blickenden Spaziergängers. Die „Emilia" schreitet den kürzesten Pfad, der „Nathan" wandelt den gefälligsten; dort ist athemlose Eile und äußerste Anspannung, hier nimmt man sich Zeit. Dort herrscht die peinlichste Sparsamkeit, hier sind die wechselvollen Auftritte so frei wie fein nach Stimmung und Farbe zu einem reichen Ganzen abgetönt. Der nachlässige Bau des „Nathan" aber ist eine Erfindung großer und kleiner Kritiker: denn wie geschickt wird in der Exposition der Schleier über Rechas Abkunft ein wenig gelüftet und Nathan mit ihrem Retter Curd und durch Al Hafi mit Saladin, der Tempelherr aber durch den Klosterbruder mit dem Patriarchen in Verbindung gebracht; wie kunstvoll werden die Erkennungen langsam vorbereitet, mit wie klug gemessenen Schritten allmälig die dämmerhafte Vergangenheit vorgeführt; wie zwanglos muß Nathans Besuch den raschen Saladin wieder an Curd erinnern, wie planvoll ist der Abstand der großen Nathanscenen, die Parabel gerad in der Mitte — nein, die Architektonik und das Motiviren hatte Lessing nicht verlernt, und es war gewiß kein Schade, daß er hier auf die allzu bewußte Strenge der „Emilia" verzichtete.

Die nach und nach entrollte Vorgeschichte und die geringe Handlung im Stücke selbst zeigen nicht das scharfe Profil der „Emilia". Romantische Verwicklungen thun sich allmälig im Hintergrunde bis in den Schlußact hinein auf: ein Lieblingsbruder Saladins hat mit einer Christendame Jahre lang in Deutschland gelebt und nach der Heimkehr in den sonnigeren Osten, wo ihm noch ein Töchterlein geboren und die Gattin gestorben ist, den Tod auf der Walstatt gefunden, wie der historische Sultan den Fall eines theuren Bruders beklagte; jener aber war seltsamer Weise ein Streiter gegen das eigene Haus und Volk. Er hieß Assad, der Löwe, und Leu, Leu von Filneck (aus Filleck bei Marchtaler

gebildet) ist der wahre Name des Tempelritters Curd, den mütterliche Herkunft mit dem Staufergeschlecht verbindet und den sein Oheim und Pfleger den Kreuzfahrern einreihte. Dieser Oheim muß Nathan bekannt, der Vater Assad muß Nathans Retter und Freund gewesen sein. So ist dem seines Weibs und seiner Söhne beraubten Juden das Töchterchen des Saracenenprinzen und der deutschen Edelfrau anvertraut worden. Ihre christliche Geburt muß durch eine sterbende Amme der christlichen Erzieherin in Nathans Haus ans Herz gelegt sein. Diesen von außen betrachtet etwas künstlichen, innerlich aber durch gute fortzeugende Liebesthaten geweihten Apparat vervollständigt, jeden Zweifel urkundlich zu bereinigen, ein Brevier im Besitz des Klosterbruders, der einst Assads Reitknecht und sein Bote zu Nathan war, und wie in eine deutsche Hausbibel muß Assad in das Brevier seine romanhaften Familienverhältnisse auf Persisch eingetragen haben. So taucht auch ein Portrait des von Sittah nie geschauten Assad zu guter Stunde in einem Winkel des Palastes wieder auf, um einen plötzlichen Eindruck zu befestigen. An einem Haar hängt die ganze Handlung des Stückes, und wie ungeschickt fährt oft ein deutscher Mime mit der Hand über die Brauen, weil dieser eigenthümliche Gestus, den bald die „Deutsche Union" zu ihrem freimaurerischen Geheimzeichen wählte, ebenfalls vom Vater auf den Sohn vererbt worden ist. Hat das physiognomische Jahrzehnt auch einen Lessing zum Gesichtspäher gemacht, daß er die Erkenntnis leiblicher Ähnlichkeit zweifach als Angelpunkt ausnutzte? Würde Saladin, der mehr der Geschichte als seinem dichterischen Charakter nach keinen weißen Ritter begnadigt, nicht im rechten Augenblick so mächtig an den verlorenen oder weggebliebenen Assad erinnert, so wäre es aus mit dem Tempelherren, und ohne ihn müßte Recha verbrennen. Trüge der weise Nathan nicht Assads Mienen in einem so sicheren Gedächtnis, so würde er die im Drama recht mühsam abgekühlte Recha freudig einem Ehebund mit dem Bruder zuführen. Aber wie geistreich fängt Lessing jeden Angriff der nüchternen Kritik gegen diese scheinbar äußerlichen Zufälle auf durch die Belehrung im Eingang:

Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Nase, so vielmehr

Als so geführet; Augenbraunen, die
Auf einem scharfen oder stumpfen Knochen
So oder so sich schlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Maal,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Gesicht: — und du entkömmst dem Feur, in Asien!

Mit kluger Absicht stellt er sein wunderloses dramatisches Bekenntnis auf Wunder, die doch aus dem Segen vergangener und gegenwärtiger Wolthaten sprießen, und Nathan weist über Rechas zerstiebende Wunderträume hinweg auf das größte ewige Wunder der Weltordnung. Es giebt keine sogenannten übernatürlichen Wunder, die Gott zu der und jener Zeit, hier und da verübt, aber der Mensch sucht sie und darüber wird ihm das göttliche Wirken im All gemein und gleichgiltig.

Alle Voltairische Verwicklung, alle romanhaften Sterbefälle und Rettungen, aller Krieg und Brand bis zum unmittelbar letzten, der Rechas Leben gefährdete, liegen vor dem Stück, das in zielbewußter Vermeidung von dramatischem Stoß und Gegenstoß fast eine sanfte Idylle nach der hitzigen Reimarusfehde heraufführt und wie eine friedliche Insel aus den blutigen Kreuzzügen emporsteigt. Das in ein Schauspiel gekleidete Evangelium der Liebe meidet den Zusammenprall gegnerischer Mächte, den sonst ein Dramatiker begierig aufsucht, und isolirt den verfolgungssüchtigen geistlichen Ränkeschmied: es scheint genug, ihn allein ganz auszuschließen aus dem Bereiche der herzlichen gemüths- und blutsverwandten Verträglichkeit. In diesem idealistischen Gedicht nimmt das Gegenspiel nur einen schwachen Anlauf, ohne dem Zuschauer ein ernstes Bangen einzuflößen. Schon daß im Expositionsact dem guten, klugen Wort eine solche Macht, der pädagogischen Führung ein so läuternder Einfluß, der Begegnung von Mensch zu Mensch eine so reine Wirkung verliehen wird, daß in Curd so sichtlich das edle Metall wol von leichtem Rost befleckt, aber nicht zerfressen werden kann, daß weiterhin alles, trotz flüchtigen Springwellen der Leidenschaft, einen gemächlichen Gang nimmt, läßt keinen Unbefangenen eine hochdramatische Spannung und Erschütterung gewärtigen noch begehren. Lachend geht Saladin über das Verbrechen, ein Christenkind ohne Schweinefleisch zu erziehen, hinweg. Die Gipfel dieses innerlichen

Dichtwerks werden in einer Parabel und einer Schmerzensgeschichte erstiegen.

Nach alter classicistischer Weise treten zwei Personen, allenfalls eine untergeordnete und schweigsamere dritte, auf die Bühne; Monologe verkünden, wie diese Menschen mit sich selbst fertig werden oder einen neuen Weg einschlagen; nur der Schluß gewährt ein Ensemble. Der Derwisch verschwindet, erst im vierten Aufzug erscheint der Patriarch vor dem Zuschauer, wie denn Lessing in seinen Meisterdramen den Abstieg vom Mittelact durch eine neue Figur im vorletzten fesselnder zu gestalten sucht, um jedem Erlahmen des Publicums zu steuern: Riccault spielt seine ergetzliche Episode, Gräfin Orsina nimmt königlich von der Bühne Besitz.

Unser Drama wäre von Grund aus umgewandelt, wenn plötzlich ein stürmisches Gegenspiel hervorschösse. Weg mit dem wolfeilen Vergnügen, einen Saladin hoheitsvoll den Patriarchen, der wirklich „sogleich zum Saladin eilte", abfertigen zu hören: Je hais le fanatique, weg mit dem sinnfälligen Theaterspiel einer Begegnung zwischen Nathan und seinem geistlichen Antipoden, dessen Tonart und Gedankenkreis mit Einer unmittelbaren Probe erschöpft wird. Das ganze dramatische Gedicht „Nathan" fiele, wenn Vischers schroffe Forderung zu Recht bestünde: „In seinem Nathan vergißt Lessing, welchen schweren Conflict zwischen dem Fanatismus und der reinen Humanität er angelegt hat, und schließt die Handlung schlecht im Sinne des bürgerlichen Familienstücks". Im Sinne der deutschen Hauskomödie und ihrer wundersamen Erkennungen gewiß nicht, und daß Curd dem Pfaffen nur ein „Problema" ohne jede namentliche Denunciation vorträgt, entspricht durchaus der von Lessing weislich vollzogenen Hebung seines Charakters, der manchmal straucheln, aber niemals fallen kann; daß der Patriarch keinen Scheiterhaufen für Nathan entzünden darf und sein Wunsch, der Geschichte von dem confessionslos erzogenen Christenkinde näher auf die Spur zu kommen, wider Erwarten, doch nicht ohne eine gewisse Deckung, des Fortgangs ermangelt, entspricht durchaus der innern Form unsers Dramas und läßt sich zum Überfluß aus seiner Lage erklären. Denn Lessings Patriarch ist zwar ein Schurke, aber keine Großmacht, Lessings Saladin nicht Schillers Philipp, der nach vergeblicher Werbung um einen Freund in die Arme

der allgewaltigen Inquisition sinkt. Die Brandfackel dieses Patriarchen würde, trotz der vom Sultan beschworenen Capitulation, der Tempelritter durch ein Wörtchen über seinen tückischen Mordanschlag auf Saladin ersticken. Von vornherein aber geht der liebe Klosterbruder seinem Gebieter als Friedensbote voraus. Es heißt Lessing sehr verkennen, wenn man ungestüm fordert: „Der Patriarch mußte zum Äußersten schreiten, der Templer in einem spannenden Momente furchtbarer Gefahr als Retter Nathans auftreten und dadurch seine Erhebung aus dem Dunkel des Vorurtheils vollenden; dann möchte dieses Drama immer glücklich schließen, nur nicht mit einer Erkennung, worin Liebende zu Geschwistern werden müssen." — auf diese „Liebenden" kommen wir noch! — „Es ist hier vor allem der freie, klare, harmonische Charakter des Nathan, der ein positives Ende fordert".

Die sehr positive Lösung liegt ja in dem symbolischen Familienbunde der guten an Alter, Rang, Beruf, Nationalität, Religion so verschiedenen Menschen, und wir möchten weder alten und neuen Richtern das Iffländische der äußeren Vorgänge und die Schiefheit der ganzen Geschwisterschaft ohne starke Abstriche zu Lessings Gunsten einräumen, noch gar mit einem Kritiker der „Grenzboten" (1852) vermuthen, Lessing habe ursprünglich in antiker Weise an eine Geschwisterehe gedacht! Man würde freilich gern in dem Tempel, über dessen Pforte die Einladung steht „Tretet ein, denn auch hier sind Götter", zuguterletzt einen weihevolleren Segen nicht bloß erschließen, sondern ausgesprochen hören, als die Eröffnungen über Curd-Leu und Recha-Blanda, Assad und Wolf und der Anblick all der verwandtschaftlichen Umarmungen gewähren. Diese Scrupel treffen Lessings Ausführung, nicht seine tadellosen Absichten. Der Schlußact sinkt, wobei außer der sattsam bekannten Thatsache, daß Exponiren leichter fällt als Lösen, auch die verdrießliche Störung der Arbeit durch den „Schubiack" Semler zu bedenken ist. Das Theaterpublikum sitzt ihm ziemlich kühl gegenüber oder nimmt verfrühten Abschied. Die Leser huschen über das zweitheilige Vorspiel hinweg trotz den individuellen Gesichtern, die der Charakteristiker auch den stürmischen Mameluken giebt, und der findigen Kunst, mit der Lessing eine Notiz Bohadins über vertrauliche Gespräche de itinere zwischen dem Sultan und Almansur ausmünzt. Man hat wenig Theilnahme für die ägyptische Karavane und Emir

Manſor übrig. Unter mancherlei Wiederholungen treten dann die Hauptperſonen zur feſtlichen Gruppe zuſammen.

Daß Leſſing ſelbſt wenigſtens einen Theil der Wünſche, die von Viſcher am ſchroffſten formulirt worden ſind, reiflich überlegt und mit Bedacht bei Seite geſchoben hat, lehrt der Entwurf. Danach ſollte der Tempelherr allerdings, von Dinah-Daja aufgeklärt, mit trotzigem Entſchluß die Hilfe des Patriarchen zur „Rettung" Rahel-Rechas anrufen, ſollte unumwunden kein Problema, ſondern den wirklichen Thatbeſtand und ſeine Leidenſchaft entdecken und dieſe Zettelung erſt nach beſtimmten verrätheriſchen Handelsvorſchlägen des Pfaffen abbrechen, womit freilich auch hier, außer einem Hinweis auf die „vielleicht" bevorſtehende „Klage des Patriarchen" im vierten Acte, die ganze Intrigue zertreten bliebe: „Der Patriarch will Gefälligkeit um Gefälligkeit erzeigt wiſſen. Er verſpricht ihm das Mädchen, und verſpricht ihm die Abſolution ſeines Gelübdes vom Papſte zu verſchaffen, wenn er ſich ganz dem Dienſte der Kreuzfahrer wieder widmen will. Curd ſieht, daß es auf völlige Verrätherei hinaus läuft, wird unwillig, und beſchließt, ſich an den Saladin ſelbſt zu wenden."

Ferner verſpricht der Entwurf ein ganz anderes, ſehr romantiſches Ende, denn es ſcheint, daß Leſſing ſeinen armen Ritter nicht allein „zum Fürſten von Antiochien machte, von deren Geſchlechte er abſtammt", alſo zu einem Abkömmling Friedrichs von Antiochia, des natürlichen Sohnes Kaiſer Friedrichs II., ſondern ihn zugleich für ſeine irrige Werbung um die Schweſter entſchädigen wollte bei — Sittah. Tante Sittah, deren Alter im Stück recht ſchleierhaft bleibt, ſollte einmal den jungen Tempelherrn bräutlich umarmen: ihr wird er am Schluſſe zugeführt, und ſie erröthet, da ſie ſchon früher „nicht undeutlich verrathen hat, wie ſehr ihr Curd gefallen". Auch iſt die einzige Stelle im Entwurf, worin einer Ähnlichkeit Curds mit Aſſad gedacht wird, ein Zuſatz, und Curd war urſprünglich kaum ein Blutsverwandter des Sultans, demgemäß auch ſeine Errettung anders, aber wol ähnlich, motivirt. Wer jedoch möchte dies geiſtige Stück mit einer ſolennen Standeserhöhung und der Ausſicht auf eine fürſtliche Verlobung beſchloſſen ſehen? Schade nur, daß dann auch Saladins ſchönes Wort auf den allgemeinen Wolthäter und Lehrer entfallen iſt: „Du ſollſt nicht mehr Nathan der Weiſe, nicht mehr Nathan der

Kluge — du sollst Nathan der Gute heißen." Es klingt bei Daja im ersten Acte nach.

Das Scenar des Entwurfs ist schlanker und rascher. Ungestümer erscheint Curd, derberen Kalibers Dinah, die noch mehr ihrem Kuppelgelüst als ihrer Bekehrungssucht huldigt, gleich Julias Amme vor dem harmlosen Mädchen kleine Zweideutigkeiten auskramt und vom Tempelherrn roh eine „Vettel" gescholten wird, weil sie immer die Nämliche anbiete. Das reflectirende Element ruhiger Religionsgespräche nimmt bescheideneren Raum ein. Die Parabelscene wird sorgloser eingeleitet, Saladin fällt wirklich mit der Thür ins Haus. Das ganze Verhältnis von Rahel zu Curd ist noch nicht so discret behandelt. Der Schlußact spielt ohne Mameluken und Emir, ohne Curds entlastenden Monolog, ohne nochmaliges Erscheinen des Klosterbruders sich eilig im Palast ab. Im vierten wird erledigt, was jetzt im fünften angebracht oder fortgesponnen ist. Zwei meisterliche Gestalten, Derwisch und Klosterbruder, stecken noch in den Anfängen einer farbigeren Charakteristik und reicheren Antheilnahme: ersterer thut als Schatzmeister des allzu freigebigen Sultans den schon gewohnten Gang zum Juden, wird von dem gewiegten Finanzmann, der hier mehr Melchisedek als Nathan ist, abgewiesen und verschwindet, nachdem er den beiden Schachspielern bei Hofe die Weigerung des reichen Weisen überbracht hat, vom Schauplatz, ohne vor seiner indischen Reise dem Nathan Lebewol zu sagen. Ja, die wundervolle Scene, worin der gottergebne Mensch der frommen Einfalt seine schwerste Prüfung beichtet, stand so wenig fest, daß zunächst nur die Notiz „Der Patriarch schickt Nathan zu beobachten; worunter der Laienbruder sein kann" eine Möglichkeit dafür eröffnet und der folgende Zusatz sich noch mit der bloßen Überschrift „Nathan und der Klosterbruder" begnügt.

Binnen kurzer Zeit hat Lessing das Spalier seines Entwurfs mit vollem Laub umwunden und durch die innerliche Vertiefung und Bereicherung gezeigt, daß Charakteristik und Ideengehalt in diesem dramatischen Gedicht die Herren sein sollten.

Die Menschen des „Nathan" wollen nicht mit Shakespeares Menschen von sich sagen: „Ich bin ich selbst allein", sondern als symbolische Gestalten zugleich wie ausgeprägte Individuen fest auf der Mutter Erde stehen und ins Typische hinüberreichen, die einen

mehr, die andern minder. Ein idealer Himmel wölbt sich über ihnen, sie seien Morgenländer oder Abendländer, seien Juden, Christen, Muhammedaner. Das Zeitalter, da Humanus Herder predigte, da Goethe Griechen und Skythen durch reine Menschlichkeit harmonisch verband und Schwerterklirren in ein freundschaftliches Lebewol aus tiefster Brust verhallen ließ, da Schiller „diesen Kuß der ganzen Welt" zuwarf, selbst dem rohsten Kannibalen schwärmerisch den Becher sanfter Freude kredenzend, und der weltbürgerliche Malteser seine Liebe allen kommenden Geschlechtern zuschwor, hat sie alle geboren, die Männer und Frauen, die Alten und Jungen, die Erprobten und Irrenden, die Starken und Schwachen. Völlig verbannt aus diesen heiligen Hallen, wo Liebe nur zur Pflicht führt, ist bloß der Eine, der flucht statt zu segnen. Sultan und Jude, die nach paraboliſcher Verständigung ohne Mäkelei einander die Bruderhand bieten, waren zuerst vor Lessings Blick erschienen; auch diese Schatten mußten wie die Nachbarn, welche die Dichterphantasie neben sie rief, aus geschichtlicher, litterarischer und erlebter Überlieferung Lebensblut trinken, um dann als Gestalten voll Kraft und Saft das nicht von Ideen allein zehrende Drama zu tragen.

Wollte Lessing veranschaulichen, daß alle Länder und Zeiten und Bekenntnisse gute Menschen zeugen, so war eine scharfe Abschattung nach Nationen und Bekenntnissen von vorn herein abgewiesen, aber jede Person mußte doch ein eigenthümliches Colorit ihrer Herkunft und Entwicklung offenbaren. Ein Drama, aus dem Samen jener Parabel von den drei Religionen entsprossen, mußte allerdings verschiedene Spielarten dieser drei Religionen verkörpern oder richtiger, da ein solcher Vorgang der Conception nur abstracte Schemen geboren hätte, die auf dem Boden der Kreuzzüge ungerufen erscheinenden Vertreter mit sehr ausgesprochenen Beziehungen zur Religion bedenken, und naturgemäß als ein Mahnruf der Duldung und Liebe, der im überlieferten Gespräch des Muhammedaners und des Juden gipfelt, aus christlich-theologischen Kämpfen heraus die dunkle Folie nicht verschmähen, welche die Geschichte in der Person eines verworfenen Priesters zum dramatisch und ethisch nöthigen Contrast darbot. Wol durfte Lessing in den Vorbereitungstagen, da Moses zaghaft warnte: man werde ihn triumphirend als einen deutschen Voltaire verschreien,

betheuern: „Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen. Es wird ein so rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe", oder anderswo mit gutem Recht von einem so positiven Werk versichern, „Nathan" sei keine Satire auf Goeze. Aber er wollte doch auch eingestandener Maßen den Theologen aller Confessionen aufspielen und z. B. dem Professor Semler ein wenig einheizen; darum nennt er wiederum sein Gedicht „mehr die Frucht der Polemik als des Genies" oder bezeichnet den kriegerischen Factor richtiger, wenn im Brief an Jacobi der „Nathan" „ein Sohn meines eintretenden Alters" heißt, „den die Polemik entbinden helfen."

Die Polemik allein zeugt Misbildungen, und die Polemik als Geburtshelferin läuft gar zu leicht Gefahr, wenigstens etliche carikirende Striche in die Erscheinung zu werfen. Der dramatische Nachfolger des geschichtlichen Heraclius ist diesem Schicksal nicht entgangen. Wie sein historisches Urbild ist dieser Patriarch mit einem bündigen Wort ein „Schurke". Man wittert Unrath, wo er die Hand im Spiele hat. Er verläugnet jede im Evangelium befohlene Tugend, benutzt Krankenbesuche nur zur Entfaltung seines pfauenhaften Pomps, wie der Antichrist unserer alten Holzschnitte gegenüber dem schlichten Heiland prunkt, wacht als ein liebeleerer Kerkermeister über dem alleinseligmachenden Glauben und ahndet jedes Abbiegen vom Pfade starrster Orthodoxie als Hauptsünde. Er legt der bösen widerhaarigen Vernunft den Kappzaum an, inquirirt und verdammt zur größern Ehre Gottes, steckt Scheiterhaufen für die ungläubigen Gegner seines Bekenntnisses in Brand, hat nur für irdische Machenschaften Aug' und Ohr, schnüffelt in der großen Politik und in den Geheimnissen der Familie herum, fischt im Trüben, spionirt und schickt blind für die Unbestochenheit der frommen Einfalt den harmlosesten Laienbruder auf Kundschaft. Er erklärt jesuitisch das Bubenstück vor Menschen für kein Bubenstück vor Gott, entsendet „gottesfürchtige Maroniten" wie der grause Alte vom Berge die Assassinen, pocht aber auf die verbriefte Hilfe desselben Saladin, den er aus dem Weg räumen möchte, begönnert von oben herab den jungen Ritter, um ihn zum nichtswürdigen Verräther zu weihen, und schließt endlich nach allerlei Gezeter seinen schändlichen Sermon mit pfäffischer Heuchelei ab, bittend, der

Tempelherr, der Gnade gefunden vor Saladin, möge seiner nur im Besten beim Sultan gedenken. Den fürchtet er also, und seine eigene Macht darf man nicht überschätzen. Seine herrische Rede stockt und stammelt, wo eine offene Auseinandersetzung mit einem Mächtigen dieser Welt in Frage kommt. Dann tritt die arglistige Memme mit der grinsenden Entschuldigung jedes Fanatismus sacht den Rückweg an: „Mich treibt der Eifer Gottes lediglich. Was ich zuviel thu', thu' ich ihm". Diesem Pfaffen gebührt das Motto des zwölften Anti-Goeze: „Kein Adel erscheint in ihm, kein Maß, keine Scham."

Der Patriarch, eine Groteskfigur beinah im Stil Gozzischer Tyrannen, ist älter als die Anti-Goezen und in seiner Ausführung gewiß keine bloße „Satire auf Goeze", wie höhnisch auch schon die Mitwelt vom Patriarchen Jerusalems auf den Papst Hammoniens schaute und vielleicht gar das Äußere des „dicken, rothen, freundlichen Prälaten" an dem wolgenährten, lächelnden Hauptpastor wiederfinden wollte. Der Gedanke lag denn doch zu nahe, daß die Polemik wenigstens mitthätig gewesen sei, und Lessings Wort „Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun" geht hier bedenklich in die Brüche. Denn abgesehen von den natürlichen Analogien, die zwischen einem carikirten Patriarchen des Mittelalters und einem carikirten Patriarchen der Gegenwart ohne weiters eintreten mußten, schielt das Charakterbild an manchen Stellen allzudeutlich auf Goeze und seine Streitschriften hinüber, als daß nicht satirische Nebenabsichten sehr bewußt diesen Sohn hätten „entbinden helfen". „Einen Patriarchen werde ich auftreten lassen", antwortete Lessing auf Dörings Frage „Wie wirds denn mit Goeze?" „Patriarch" und „Hoheprieſter" heißt Goeze schon länger bei Elise und Lessing; die Anwendung im Drama war unvermeidlich. „Thut nichts. Der Jude wird verbrannt" ist das Leibsprüchlein des Patriarchen — „Schütte deinen Grimm aus über die Heiden" war der fromme Wunsch, den Goeze auf seiner Kanzel alttestamentlich nicht verschweigen wollte, und „Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester!" riefen die ‚Axiomata' Lessings, der im siebenten Anti-Goeze Gott um Hilfe „vor den Händen des zornigen Priesters" bat, schon im zweiten das „schreckliche Halsgericht des unbarmherzigen, Blut und Verdammung wiehernden Anklägers" hyperbolisch ausmalte und im Proceß des zehnten Heftes Goeze allein Nein

und wieder Nein donnern, Amen Amen zu der zeitlichen Verdammung des Ungenannten sprechen ließ. Der Patriarch will sogleich beim Sultan auf jene Capitulation pochen, wodurch die Obrigkeit zum Schutz der christlichen Kirche verpflichtet ist — Goeze war mit Obrigkeit, Regierung, Kaiser, Reichshofrathsconclusum bei der Hand. Der Patriarch sieht in der Lockerung des Glaubens die Auflösung aller bürgerlichen Bande und wiederholt mit tiefstem Schauder das entsetzliche „Nichts glauben!" — Goeze schilderte immer in brennenden Farben die Gefahr des ungläubigen Naturalismus und Atheismus für den Staat, den der „Same der Rebellion" bedrohe. Der Patriarch befiehlt die Vernunft nur da zu brauchen, wo sie hingehöre: und „gehört sie überall denn hin?" — die Orthodoxie wetterte seit Luthers gewaltiger Knechtung der Bestia Vernunft gegen ihre Auflehnung, und Goeze war entsetzt über Lessings Zweifel an Zeugnissen, „wogegen meine Vernunft sich sträubet". Will man nun all dies als zufällige Übereinstimmung fassen, so reißt sich der Jerusalemer Patriarch des zwölften Jahrhunderts einmal das historische Costüm so rücksichtslos vom Leibe, daß er als moderner Pfaffe vom modernen Theater spricht:

Da seh' der Herr,
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater
Verwiesen haben, wo dergleichen pro
Et contra sich mit vielem Beifall könnte
Behandeln lassen. Hat der Herr mich aber
Nicht bloß mit einer theatral'schen Schnurre
Zum Besten ....

Jerusalem und das Theater, 1192 und eine theatralische Schnurre religiösen Inhalts! Nichts aber tischt der Bühnenfeind Goeze unermüdlicher auf als bittre Witze über den Theaterberuf seines Gegners: Bilder und „Equivocen" seien einem Manne natürlich, der das Theater zu aller Zeit mit soviel Application studirt habe; Lessings parabolische Erdichtung bleibe eine Fratze ohne jede Beweiskraft; Übertragung der Theaterlogik auf den theologischen Kampfplatz sei verpönt; ein Lessingscher

Schluß würde auf dem Theater aus dem Mund eines Freigeists großes Gelächter erregen; „die Theaterlogik und die Logik, welche in theologischen Streitigkeiten gebraucht werden muß, sind himmelweit unterschieden. In der Theaterlogik ist Herr L. ein großer Meister" ... Dergestalt fort und fort von seinem Hauptpastor aufs Theater verwiesen, macht Lessing wirklich das Theater zum theologischen Tribunal, und von der Bühne hallt es wieder wie man hineingerufen: „Ich will den Herrn damit auf das Theater verwiesen haben."

Dem bösen Patriarchen blieb nur eine — wie es bei episodischen „Chargen" zu geschehen pflegt: überpfefferte — Scene. Sein Klosterbruder hat sich seit dem Entwurf aus dem Boten des Patriarchen, wie Al Hafi aus dem Boten Saladins, zur breiteren Charakterrolle entwickelt. Dem Pfaffen steht nun der Fromme gegenüber. Die „fromme Einfalt" wird er in diesem an directer Charakteristik so reichen Stück mit einer erschöpfenden Formel genannt. Einst ein braver Reitknecht, der bei Ascalon den Herrn, jenen verkappten Assad, verloren und sein Kriegsleben als treuer Hüter eines verwaisten Kindleins friedsam beendet hat, saß er dann als geruhiger Eremit in der Zelle auf Quarantana und verlangt nun, seit arabisches Raubgesindel sein Gotteshäuschen zerstört und der Patriarch ihn vorläufig als Laienbruder aufgenommen, hundertmal des Tages nach der verheißenen Siedelei auf Tabor, um dort im stillen Gottesfrieden der ruhelosen Welt, dem „Fleisch" völlig abzusterben. Wol ist ihm aus seinem ersten Stande noch ein reines Gefühl für Ritterpflicht und Ritterehre geblieben; daß der Ritter den — Pfaffen um Rath frage, will dem ehrlichen Graukopf nicht in den Sinn, und ein verschämtes Pfui entschlüpft seinen Lippen mitten im Hersagen einer unwürdigen Lection. Der gute Bruder, in dessen Kinderseele wenig thätige Widerstandskraft, aber ein instinctiver Ekel vor dem Gemeinen wirkt, muß seinem geistlichen Stockmeister gehorchen ohne viel zu klügeln, doch sein Wille ist nicht nach hierarchischem Gebot gleich einem todten Leichnam. Wenn eine Ironie des Schicksals dies Menschenkind, ohne Falsch wie die Tauben, dem Dienste der Schlechtigkeit verpflichtet, so wird auch hier die Kraft, die das Böse will, durch ihr so schlau und wiederum so blind gewähltes Werkzeug nur das Gute schaffen. Mit scheuem Angstblick — welch rührenden Humor wußte

La Roche im Wiener Burgtheater diesem Moment zu schenken! — schleicht er herbei, um einen neuen Auftrag seines intriganten Peinigers zu vernehmen, und denkt bei sich:

Ich mag
Nicht fein sein; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles stecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben.

um in solchen Diminutiven seine gutherzige Schwäche selbst zu persiffliren. Dann betet er pflichtmäßig das leidige Geheiß herab und geht vergnügter, als er kam, wenn die giftige Waare keinen Abnehmer findet. Er zeigt sogleich die Karten, wie sie der Patriarch für sein Händchen gemischt hat, sagt sogleich, daß er dem Herrn nachgeschickt ist, ihm auf den Zahn zu fühlen, ihn zu ergründen, und rettet seine Seele, indem er durch beständigen Einschub eines „sagt der Patriarch" jeden eigenen Antheil an der eingelernten Mission verläugnet. Er dankt dem lieben Gott bei jedem Miserfolg seines Patriarchen und ist betrübt bei dem Anschein, daß ein gesätes Unkraut doch aufgehen möchte. So stellt der Klosterbruder, mit einer gesunden Dosis kindlicher Verschlagenheit in seiner frommen Einfalt, den humoristischen Gegensatz zum Patriarchen dar, ein Geschöpf des Gemüths und nur von einem gemüthvollen Schauspieler zu fassen, der die Einfalt mit der List, die tastende Umständlichkeit mit dem untrüglichen Gefühl des Rechten, das Kindliche mit dem Greisen, das Lächeln mit der Thräne zu paaren weiß. Er wird uns selten zu Dank gespielt. Nach seiner Haustragödie und maßlosen Fehden that Lessing, dessen Verstand so viele, dessen Gemüth so wenige kannten, dar, welche Ehrfurcht ihm ein einfach Herz einflöße und daß ihm, dem Unfrommen, die Tiefe des Bibelwortes: wenn ihr nicht werdet wie dieser Kinder eines, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, keineswegs unergründlich sei. Auch jenen andern Spruch von dem Heil der geistig Armen hatte der Geistreiche durchgedacht und durchgefühlt und auf seine Weise in den „Axiomata" gesagt: „Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten". Der Bruder Bonafides (ein wol in Erinnerung an den vertrauten Geschichtschreiber der Philosophie Bonafede sein gewählter Name) verkörpert die Urkraft des Christenthums, die Liebe. Vom Johannisevangelium mit

seinem Logos weiß er nichts, vom Johannistestament ist er getränkt und durchdrungen. „Kinderchen, liebet euch unter einander" bleibt die Losung dieser bona fides, die ja nicht fides Glaube, sondern fides Gottvertrauen und caritas ist. Gerührt und auferbaut stimmen wir mit ein in das Zeugnis, daß die Einfalt immer Recht behält, wenn sie der Zuchtruthe des Patriarchen ganz zuwider ihre Pädagogik allein auf die Liebe gründet:

Kinder brauchen Liebe,
Wär's eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hat's noch immer Zeit.

oder dem Herrn Nathan die Thränen nicht verhehlt, die es sie gekostet:

Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Hatte doch Luther, wie viel Arges er auch selbst gegen Israel sagte, schon 1523 die Judenfeinde in einer besonderen Schrift ermahnt: „Daß Jesus Christus ein geborner Jude sei". Eher möchte es Zweifel erregen, ob Lessing recht daran gethan hat, auch dieser Rolle ein ironisches Lichtchen gegen die Dogmatik aufzusetzen in den Versen von der Sünde wider den heiligen Geist, so gesund und kräftig der Hieb in das düstre Gestrüpp der christlichen Sündenlehre hinein schlägt:

Das ist die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott sei Dank, so recht nicht wissen,
Worinn sie eigentlich besteht.

Der einfältige, bedürfnislose, gehorsame, liebreiche, demüthige Urchrist, der sich wundert, wie ein sonst so ganz im Himmel lebender Heiliger zum eifrigsten Studium der Dinge dieser Welt herabsteigen könne, wurzelt im christlichen Ideal des „beschaulichen Lebens". Ohne die Askese der alten Thebais würde er, wenn sein kleines Wissen Kunde von jenen frommen Vätern daselbst vernommen hätte, seine Schutzpatrone in den reinlichen Zellen des geweihten Ortes suchen, welchen Goethes „Faust" mystisch umstrahlt hat. Die Sphäre des „thätigen Lebens" stößt diesen Müdling ab, der in sein weltfremdes und menschenscheues Eremitenthum als in den Hafen zurücktrachtet und auf

Tabor, von der Abendsonne beschienen, der Welt Ade sagen möchte, wie das cholerische Temperament des Derwisch am Ganges, nur am Ganges wahre Menschen zu finden meint. Beide sind sentimentalische Gestalten, mild und weich der eine, der andre brausend und heftig, vom Komischen ins Tragische als Humorist hinüberlangend, ein Diogenes und Rousseau des Orients; beide genährt an dem widerstreitenden Ruhebedürfnis und der ewigen Unrast des Lessingschen Alters. Und Lessing im Lessing zu suchen, schien bereits 1779 reiferen Nathanlesern die schönste Aufgabe: „Mein Held ist Lessing.", schreibt Hennings an Elise, „Ihn hab ich mir aus dem Tempelherrn, dem Klosterbruder, dem Derwisch und dem Weisen herausgelesen".

In dem ungebärdigen Cyniker Al Hafi aber erkannten die Freunde das frei gestaltete Abbild eines Berliner Sonderlings. Wir besitzen über das Erlebte im „Nathan" einen weitläufigen Bericht, den Frau Sara v. Grotthuß spät und nicht in allem zuverlässig an Goethe erstattet hat (25. Mai 1814). Diese Convertitin hatte als Tochter des jüdischen Kaufherren Aaron Meyer dem Mendelssohnschen Kreis angehört, Lessings Gastlichkeit in Wolfenbüttel erfahren und als eine Bevorzugte gleich Moses schon die Aushängebogen des „Nathan" empfangen, der ihr stets ein Buch der Bücher blieb. „Selbst Alhafis", erzählt sie, „war ein Secretär meines Vaters, nach Eulers Aussage das größte mathematische Genie ... der aber von der Welt und ihren Verhältnissen gar keine Ahndung hatte; sein Höchstes war Schachspiel und Romanenlectüre. Wir nannten ihn immer Arlequin sauvage. Er hat mich auch sehr geschickt im Rechnen gemacht." Auch sonst wird uns von diesem Abraham Wulff, genannt Rechenmeister, manches Seltsame berichtet: wie dieser Freund, Schachgesell und zeitweilige Hausgenoß des weisen Moses ein witziger Querkopf, naiv und bieder, ein cynischer Philosoph bei Wasser und Brot, ein fahriges Original gewesen sei. Von ihm stammte auch die kostbare Deutung des Unterschiedes zwischen Lustspiel und Trauerspiel, welche Lessing so ergetzte: wenn der Kerl das Mensch kriege, sei's eine Komödie. Zelter hat ihn einmal mit derben Strichen als Nachbar eines andern wunderlichen Heiligen vom Volk Israel für Goethe conterfeit (19. Januar 1826), eine Vorlage Engels benutzend: „So kommt dieser verrückte Michel (wie man ihn nannte) zum alten Mendelssohn, der sitzt und spielt

Schach mit dem alten Rechenmeister Abram. Michel sieht das Spiel an. Abram macht endlich eine Bewegung mit der Rechten, um das Spiel als verloren umzuwerfen und erhält einen derben Schlag am Kopfe, daß ihm die lose Perrucke abfällt. Abram hebt ruhig seine Perrucke auf und spricht: Aber, lieber Michel, wie hätte ich denn ziehen sollen? — Lessing hat den Vorfall im Nathan nachgebildet," — man lese nun aber 2, 2 dagegen! — „und da ich auch im Zuge bin, noch Folgendes. Der eben genannte Rechenmeister Abram ist eben der, welchen Lessing als Alhafi zum Modell gehabt hat. Er galt für den größten Rechenmeister und Sonderling, unterrichtete für wenige Groschen oder umsonst und bewohnte in Mendelssohns Haus ein Zimmer, auch umsonst. Lessing hielt viel auf ihn, seiner Pietät und seines angebornen Cynismus wegen. Als Lessing nach Wolfenbüttel ging, bat ihn der Abram um ein rares mathematisches Buch aus der dortigen Bibliothek." — Die Anekdote ist wahr (Hempel 20^2, 417). — „Lessing findet zwei Exemplare und schickt das eine dem Abram, um es als Andenken zu behalten. Nach einiger Zeit kommt Abram zu Mendelssohn und bringt das Buch und will es diesem schenken. — Ihr werdet doch das Buch nicht von Euch lassen, es ist ja ein Freundesandenken! — Ja wol, aber ich brauch's nicht mehr, die Exempel sind gut und ich verstehe kein Griechisch. — Nun, ich merke, Ihr braucht Geld; sagt mir, wie viel Ihr braucht. — Nein, nein! ich habe Geld und will kein Geld. — Nun so geht in Gottes Namen und braucht Ihr was, so wißt Ihr wo ich wohne." Ein ander Mal rennt er plötzlich herein und holt einen Stuhl für seine auf Besuch gekommene Frau, die bei fernen Verwandten wohnte, weil Meister Abram nie bei Kasse war.

Ein so ausgesuchtes Exemplar des Genus Homo war, von Lessing oft beobachtet, wie geschaffen in das Derwischgewand zu schlüpfen oder als unglücklicher Staatsrechenmeister und ungehörter Schachcriticus im Hofkleide die wundersamste Figur zu spielen, wie ein Wirbelwind bei dem weisen Freund ein- und auszufahren und die Grundsätze cynischer Philosophie in barocken Worten hervorzusprudeln. Natürlich waren auch hier, wo von einem leibhaften Modell zu sprechen erlaubt ist, nur leichte Umrisse für Wort und Werk gegeben. Denn was ein echter Bildner an fremden Motiven auflieſt, ist ein

Rohstoff für den Schmelztiegel der Phantasie und muß mit Metall aus eigenem Schachte legirt werden. Der damascirenden Kunst leistete für die nationalste Charakterfigur des Stückes Lectüre orientalischer Klugreden und Anekdoten einen bedeutenden Vorschub. Bücher wie der bewährte Herbelot oder Saadis „Persianisches Rosenthal" im altfränkischen Deutsch des Olearius lagen auf Lessings Tisch aufgeschlagen, und gleich den auch von Wieland, aber für einen ganz anders gearteten Derwisch gebrauchten Namen Hafi, das arabische Wort für „barfüßig", hat er bezeichnend gewählt. Da wimmelt es von sinnreichen Fabeln, die zum reflectirenden Redeschmuck aufgegriffen werden konnten, wie die Jagd des Löwen mit dem Fuchse, von scharfen Vergleichen, wie daß der Fürst lieber ein Geier unter Äsern als ein Aas unter Geiern sein solle, von bunten Beispielen der Lebensweisheit, der Sittlichkeit, des Witzes. Hoch und Niedrig, Arm und Reich treten oft in Contrast, und gern ist ein Derwisch, d. h. ja ein „Armer", Träger solcher Exempel, Sprecher solcher Gnomen. Mit seinem Sultan hört man ihn vertraulich reden, aber „Dienst der Großen", „Vertraulichkeit der Großen" wird warnend als eine Hauptgefahr hingestellt, die Weltflucht jedoch ebenso verdammt („Besucht die Welt, die Einsamkeit ist eine halbe Narrheit") wie die Freigebigkeit zur Cardinaltugend erhoben. Auch hier nennt der Derwisch das Leben eine Reise und legt den Pfad mit leichtem Gepäck zurück: „Ein Armer stirbt allezeit lieber als ein Reicher"; „Kleider, die ein König einem verehrt, sind wol herrlich und angenehm, aber viel besser sein eigen, wenn's schon etwas geringer ist. Großer Herren Mahlzeiten schmecken ja wol lieblich, aber viel lieblicher und sicherer ist, die Brocken aus seinem eigenen Waidsack oder Ränzel gegessen"; eine Anekdote hat die Überschrift: „Ein Bettler wird König, ist aber dabei nicht so vergnügt, als bei seinem Bettelbrot".

In diesem Sinne des hohen Cynismus ruft Nathan dem enteilenden Derwisch nach:

Wilder, guter, edler —
Wie nenn' ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

Sein Schachgesell, den Sultan Saladin zum Defterdar bestellt hat, weil der Arme die Sorgen der Armuth am besten kennen muß, ist

mit sich und der Welt zerfallen. Der Barfüßer ein „Kerl im Staat"? Der Derwisch in Gala? Der Bedürfnisloſe ſoll fremdem Bedürfnis frönen und auf die Praktiken, das Borgen und Sorgen, Scharren und Sparen, Hehlen und Fehlen einer bei dieſem verſchwenderiſchen Herrſcher ſo erſchwerten Schatzmeiſterei verpflichtet ſein? Sogar ſein Liebſtes, das edle Spiel der Spiele, wird ihm zur ſchlauen Finanzaction herabgewürdigt, ſein überlegener Rath mit einem launiſchen „Schaff' Geld" von oben beantwortet, ſein Verkehr mit dem weiſen Nathan, der ſich geſtatten darf ihn ein bischen zu ſchrauben, durch dies verwünſchte Amt der Gefahr des Bettelns, Leihens, Erpreſſens ausgeſetzt. Mit den hitzigſten Hyperbeln der Selbſtcaricatur, die den „Gecken" und ſeine „Geckerei" und potenzirt des „Gecken Geck" einmal über's andere als Trumpf hinwirft, malt der wildgewachſene Philoſoph ſeine Krankheit in dieſem großen Narrenhaus der Welt aus; und wie bei Thomas a Kempis zu leſen ſteht „So oft ich unter Menſchen war, kam ich weniger ein Menſch zurück", ſo beurtheilt der Arzt Nathan das Gemüthsleiden des fahrigen Freundes:

Al Hafi mache, daß du bald
In deine Wüſte wieder kömmſt. Ich fürchte,
Grad' unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
Zu ſein verlernen.

Im Derwiſch rumort die Lebensanſchauung der Elegiker des achtzehnten Jahrhunderts, ein wahrer Menſch müſſe fern von Menſchen ſein, und auch ihn dürſtet nach dem utopiſtiſchen Ideal eines unverfälſchten Standes der Unſchuld und Natur. Auf den Alpen wollte der moderne Franzos oder Deutſche dies Schattenbild haſchen, im ſtillen Thal Tellheim und Appiani; im heißen Sande der Wüſte, wo die Ghebern als reines Naturvolk hauſen und der Gottheit dienen, iſt Al Hafi, des drückenden Ehrenkleides ledig, feſt verſichert das erſehnte Ziel zu treffen und „leicht und barfuß" ſein Heil bei naturweiſen Parſi zu erfüllen. Freund Nathan allein würde ihn an ſolcher Ruheſtätte nicht ſtören. „Am Ganges, am Ganges nur giebts Menſchen" lautet der Kehrreim ſeiner ruheloſen Weltentſagung; in langgezogenen, halbgeſungenen Kehltönen ſoll Dawiſon der beſte, wenn nicht der einzig gute Derwiſch der neueren Bühne, dieſen Sehnſuchtsruf der wunden Seele zu Gehör gebracht haben. Der Derwiſch darf nicht komiſch, er

muß humoriſtiſch wirken. Hier ſteht Bekenntnis neben Bekenntnis, das kranke Lebensideal neben dem geſunden: daß alle Länder gute Menſchen tragen!

Wie Wolframs feierlicher Tempel umfängt der Palaſt des Großherrn zu Jeruſalem endlich eine innig verwandte Menſchengemeinde, worin der höchſte Muſelman und ſeine fürſtliche Schweſter den chriſtlichen Ritter als Neffen ans Herz ſchließen, die ohne Bekenntnis erblühte Recha dieſem Familienbunde zueilt und der Jude Nathan als geiſtiger Vater und Berather nicht abſeits ſtehen darf, ſondern dem Königshauſe zugethan und zugehörig bleibt. Saladins großes Wort

Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

wird dergeſtalt in einer Schlußgruppe beſtätigt und bethätigt. Leſſing aber hat mit weiſer Kunſt die drohende Klippe einer vagen, ſchönfärbenden Darſtellung umſchifft. Er hütet ſich wol, jenen vielgeprieſenen Sultan, der auch bei ihm „ſeinen Ruhm ſteht", zum goldnen Spiegel aller Regententugenden zu machen und einen idealen Gliedermann mit Purpur zu behängen. Seine angeborene Vorurtheilsloſigkeit iſt nicht durch philoſophiſche Schulung geklärt; ſo bedarf er des Unterrichts eines Weiſen, da ihm ſelbſt das raſtloſe Kriegsleben die Muße ruhiger Betrachtung bisher verſagt hat:

Laß mich die Gründe hören, denen
Ich ſelber nachzugrübeln nicht die Zeit
Gehabt.

ruft er Nathan zu, und nicht ohne Stocken folgt er der paraboliſchen Lehre, um dann erleuchtet ihre Herrlichkeit enthuſiaſtiſch zu rühmen und jählings, er der Sultan, vor dem überlegenen Meiſter in den Staub zu ſinken. Auch der Herbſt des Lebens hat ſein raſches Weſen nicht völlig beruhigt: wir glauben gern, daß er in jüngern Jahren von heftigen Entſchlüſſen aus der Bahn geriſſen ward und auch jetzt noch ſeinem Temperament ruckweiſe nachgiebt. „Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre," wiegt ſich gern in großmüthigen, friedlichen Illuſionen über die Anſichten und Abſichten des bewunderten Richard Löwenherz und will chriſtliches Ränkeſpiel nur bei den Templern,

seinen „schlimmsten Feinden", suchen und ahnden. Bedürfnislos für sich ruft er aus:

Ein Kleid, Ein Schwert, Ein Pferd — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kann's an dem mir fehlen?

Er weiß in des Bettlers Seele zu lesen, bestellt den Derwisch zum milden Defterdar, wirft den treuen Mameluken volle Beutel zu, erschöpft den Schatz, indeß sein Vater auf Libanon den Finanzsorgen erliegt und Hof und Heer aus Sittahs Kasse zehren, und richtet, ein königlicher selbstloser Verschwender, seine ganze Verachtung auf der Kleinigkeiten kleinste, das leidige verwünschte Geld, das doch, wie geringschätzig er auch dies schnöde Wort in unmuthigen Rufen wiederholt, eine so bedrohliche Macht entfaltet. Diese geniale Nachlässigkeit war auch dem Dichter sehr geläufig, der beim Juden Wessely borgen mußte wie Saladin beim Juden Nathan. Wol mag man glauben, daß der hochgebietende rasche Mann im Schlachtgewühl Schrecken ausbreiten und als Richter der Bosheit furchtbar sein kann; schwerer fällt die Zumuthung, denselben edlen Fürsten, der so freisinnig wie weichherzig ist und die zärtlichsten Familiengefühle hegt, der Nathans Freundschaft so bewunderungsvoll erwirbt und Curds kleine Irrgänge mit so gewinnender Unbefangenheit beurtheilt, als einen grausamen Henker jedes vor seinen Stuhl geschleppten Tempelritters zu denken. Alle Motivirungskunst Lessings reicht kaum aus, um der Rolle, die Saladin zunächst dem zu prüfenden oder zu prellenden Juden gegenüber spielt, das Schiefe ganz zu benehmen, das ihr von Boccaccio her anhaftet. Mit dem ausgesprochensten Widerwillen gegen alles Hinterhalten und Fallenstellen geht Lessings so wahrhaftiger und offener Saladin in die feine Intrigue hinein, die ihm ein „Weiberkopf beschönt", wie denn „die Weiber doch so gern den Mann zu sich herunter hätten". Echt Lessingisch diese misogyne Anwandlung und eine echt Lessingsche Frauengestalt diese Sittah, der die Geschichtschreiber nur eine Anekdote von aufopferungsreichen Geldspenden nachzurühmen wußten, und bei deren vornehmer Ausgestaltung Lessing nun wol an seine liebste und klügste und sammt aller Klugheit auch so behagliche, häusliche, warmherzige Freundin Elise Reimarus dachte, die unvermählt neben dem Bruder dahinlebte. Wenigstens ist die Behauptung der

Frau von Grotthuß, „Sittah war eine Freundin Leſſings, die ſehr aufgeklärt die erſte Berliner gelehrte Geſellſchaft bei ſich ſah", unerweislich und wol nur ein weiterer Verſuch, den ganzen „Nathan" zum Gewächs der Berliner jüdiſchen Salons zu machen, die doch erſt ſpäter ihre glänzende und gleißende Bildung verbreiteten. Prinzeſſin Sittah, eine ältere orientaliſche Minna, hat ihre Luſt daran, mit Frauenliſt kluge Intriguen zu ſpinnen. Wird dadurch ein falſcher Nimbus zerſtört, ſo iſt der Betroffene mit Recht ins Garn gefallen und mag es büßen; bewährt ihn die Prüfung, ſo wird auch Sittah aus vollem Herzen der Bewunderung zuſtimmen. Sie iſt kritiſcher als ihr Bruder und ſucht etwa ſeine argloſe Hingebung an Richard durch eine ſcharfe Rede über die Chriſten, die er nicht kenne, nicht kennen wolle, zu dämpfen. Al Hafi, der ihre Güte ſcheltend bewundern muß, lobt auch ihr „Hirn"; Recha, die ihre herzliche frauenhafte Milde und unmittelbare menſchliche Hilfe erfährt, rühmt zugleich ihren geraden, unverkünſtelten Geiſt und giebt mit gleich directer Charakteriſtik die Formel für das klare und gewandte Weſen der Fürſtin:

Vor Sittah gilt kein Winſeln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über ſie allein vermögen.
Weß Sache dieſe bei ihr führt, der ſiegt!

Wie fein aber hat Leſſing ſeiner klugen Sittah auch eine weibliche Neugier für Herzensangelegenheiten gegeben; weil ihr der Tempelherr gefällt, iſt ſie ſo geſpannt auf Recha, die ihm am Herzen liegt:

Denn von gewiſſen Männern mag ich gar
Zu gern, ſo bald wie möglich wiſſen, was
Sie für ein Mädchen lieben können?

Den Tempelherrn kann nur eine voreingenommene Auffaſſung der Charaktere mit Daja, Kloſterbruder und Patriarch in eine ſogenannte chriſtliche Gruppe zwängen, da er nichts weniger als ein eifriger Chriſt und auch in ſeiner Verirrung gegen Nathan durch ganz andere Triebe als chriſtlichen Fanatismus geſtoßen iſt. Er erſcheint als Aſſads leibliches und geiſtiges Ebenbild, ſo daß ſeine Geſtalt, ſein Gang, ſeine eigenthümlichen Gebärden und Saladins vergleichende Rückblicke auf die hitzige Art des geliebten Aſſad uns auch dieſen entſchwundenen romantiſchen Morgenländer vors Auge rufen. Nathan

repräsentirt weises Alter, Saladin reife Mannheit, Curd unreife Jugend, die wie frischer Most braust und schäumt und durch eine langsame Gährung hindurch gehen muß. Er ist unendlich individueller als die heißblütigen, unbesonnenen, edlen Knaben, die Seide, Nereſtan und ihre Vettern, welche Voltaires flache Plastik hervorgebracht hatte, und überhaupt eine der ausgearbeitetſten Jünglingsgestalten des deutschen Theaters. Seine Rolle, die so gar nichts vom lyrischen Tenor im Ritterkleid hat, wird nicht von den Wogen eines Helden- und Liebhaberpathos als leichte Blase getragen, sondern bedarf des tiefen Studiums ihres specifischen Gewichtes. Miszuverstehen ist sie nicht, denn auch hier schießen directe und indirecte Charakteristik reichlich zusammen. „Du deutscher Bär" ruft Daja ärgerlich dem unhöflichen Ritter nach, der ihren Redestrom mit lauter einsilbigen Interjectionen abdämmt, und „Ich bin ein plumper Schwab" lautet ein derbes Selbstbekenntnis. Von „allen Launen seines weichen Herzens" wird gesprochen, „so brausend" nennt man ihn, ein „wie gach" oder „Geh behutsam" giebt die sehr nöthige Warnung vor blindem Eifer, der sich bis zum Patriarchen hin verlaufen kann, ein „Ruhig, Christ!" bändigt die Wallungen eines noch nicht ganz ausgetriebenen, aber nicht eben christlichen Junkerthums, seine Blasirtheit heißt „groß und abscheulich", er wird „warm und stolz" befunden. Mit dem scharfen Blick des Menschenkenners faßt Nathan den guten, trotzigen Blick, den prallen Gang, aber auch die rauhe Tugend des jungen Sonderlings und bringt für gegenwärtige und künftige Fehltritte dieses wackeren Hitzkopfs die Entschuldigung: die Schale nur kann bitter sein, der Kern ists sicher nicht. Ein künstlerischerer Abraſt, ein jüngerer Bruder Tellheims zeigt er all das Rasche und Hitzige, das Weltverachtende und Frohgemuthe, das in Lessings eigener Jugend durcheinander schwirrt, und nimmt das gute Wort der „Parabel" von 1778 für sich in Anspruch: „Die sich am leichteſten übereilen, sind nicht die schlechteſten Menschen. Denn sie sind größtentheils eben so fertig, ihre Übereilung zu bekennen; und eingestandene Übereilung ist oft lehrreicher als kalte, überdachte Unfehlbarkeit." So will sein trotziger Sinn sich und anderen einreden, die rettende That sei nur aus Lebensüberdruß geschehen, und ergeht sich in höhnischen Wendungen über das „Judenmädchen", um bald dies Judenmädchen mit sehnsüchtigſter Liebe zu umfangen. So

pocht er, laugläubig wie viele seiner Ordensbrüder, darauf, im gelobten Lande die Fesseln der Vorurtheile abgeworfen zu haben, und ist doch noch so tief in Vorurtheile verstrickt. Er leiht den allgemeinen Anklagen gegen das auserwählte Volk Gottes seinen Mund und zeigt dem Nathan eine knabenhafte Misachtung, die alsbald in ehrliche Bewunderung übergeht. Rückfällig möchte er sich wieder gegen den Juden verhärten und nährt, obwol sein ritterlicher Sinn angewidert die Zumuthungen des Patriarchen immer entschiedener und stolzer ablehnt, trotz Saladin bis in die letzte Scene hinein nichtigen Verdacht, aber sein edler Kern bricht in offenen Geständnissen vor Nathan durch und legt im erleichternden Monolog Zeugnis ab für Nathans echte Vaterschaft. Noch manche Wolke wird über den Spiegel seiner Seele gleiten, und der Fortentwicklung dieses ungestümen Charakters, der durch Irrthümer zum Licht strebt, muß gewiß die läuternde Nähe des Pflegevaters seiner nicht als Braut, sondern als liebe Schwester umarmten Recha zum Heil werden.

Minder glücklich als diese Jünglingsgestalt gerieth dem männlichen Dichter die Figur des Mädchens, die sehr interessant angelegt und untermalt, aber unvollkommen ausgeführt ist und deshalb nicht bloß von einem gedankenlosen Publicum, sondern sogar von den gescheitesten und geistreichsten Kunstrichtern oft misverstanden wird, was schon oben der Dual „die Liebenden" statt des Singulars lehrte. Sollte aber gar keine Schuld des Dichters im Spiele sein, wenn auch Männer wie Vischer und Strauß seine Absicht so verkennen?

Der Entwurf besagt, Recha (oder Rahel, wie sie ursprünglich hieß) sei „nichts als ein unschuldiges Mädchen ohne alle geoffenbarte Religion, wovon sie kaum die Namen kennt, aber voll Gefühl des Guten und Furcht vor Gott", also eine kleine confessionslose Deistin aus Nathans Schule. Sie ist aufgewachsen zwischen diesem väterlichen Lehrer und der „guten, bösen" Daja, die im Stück ihren Namen, welcher laut einer Notiz bei Schultens soviel wie „Amme" bedeutet, für den älteren „Dinah" eingetauscht hat und die ausgezeichnete, sehr bühnenwirksame Rolle einer feinkomischen Duenna vertritt. Sie schwatzt gern und prahlt harmlos mit ihrer höchst reputirlichen Vergangenheit; ihrer Christenwürde und Christenpflicht bewußt, fährt sie mit Wundern und Legenden, endlich gar mit der feierlichen Enthüllung

des Geheimnisses in Nathans Erziehungswerk drein, und Dajas Proselytenmacherei wird ein Hebel der Handlung, denn sie verwirrt den Templer durch Andeutungen über Rechas Herkunft. Es liegt ihr nicht alles am Christenthum, sondern als echte Gesellschafterin ist sie eifrigst darauf aus die junge Herrin, auch dem Oberhaupt des Hauses zum Trotz, unter die Haube zu bringen, wobei etwas Egoismus mitrechnet. Das liebe Ich bringt manchmal gar drollig hervor: „Und ich nicht etwa auch? Ich denn nicht auch?" Von Recha wird sie geliebt und gescholten, von Curd anfangs ob ihrer unentwirrbaren Ansprachen barsch abgewiesen, von Nathan nicht zu ernst genommen, denn er beschwichtigt ihre großen Gewissensängste leichthin durch ein Geschenk, gönnt ihrem Geplauder selten die gewünschte Aufmerksamkeit und schraubt sie gern wie in der köstlichen Scene, wo Daja von einem Brautkleid orakelt und Nathan neckisch fragt: bist du denn Braut? Ist sie aber so lang im Hause des Juden als eine biedere und trotz kleinen Zettelungen pflichttreue Genossin geblieben, hat sie so lange ihren ungefährlichen Familien- und Glaubensdünkel mit aufrichtiger Werthschätzung der Güte Nathans versöhnen können, so wird die Alte ihre Sehnsucht nach dem christlichen Deutschland wol auch weiterhin überwinden. Es ist klar, daß diese gute böse Daja neben einem Nathan nicht bestimmender in Rechas Bildung hat eingreifen können. Nathans Pflegetochter muß gegen die wolmeinende Bethörung einer Daja gefeit sein. Darf man auch von hier aus einen Blick nach Wolfenbüttel werfen, wo Lessing dem heranwachsenden Malchen König der liebevollste Stiefvater war, in der treuen Hut der Geschwister einen Trost für den schmerzlichsten Verlust suchte und tief ergriffen scheelsüchtige Nachrede abzuwehren hatte? Ja, wenn eine beschränkte Daja zu Rechas gottloser Erziehung den Kopf schüttelt, so ist auch Lessings Haus von nichtswürdigem Geträtsch über eine gottlos aufwachsende Brut nicht verschont geblieben. „Mein Malchen" mag er gesagt haben, wie Nathan gleich in den ersten Versen sagt „meine Recha" und dies lebendige, mit aller Kraft des Geistes und des Gemüthes gebildete Eigenthum allein der Tugend dankt. „Waise", so lautet ein orientalischer Spruch im Herbelot, „ist nicht wer seinen Vater verlor, sondern wer weder Kenntnisse noch gute Erziehung besitzt". In verwandtem Sinn fragt Recha, als sie vor der Möglichkeit

den Vater zu verlieren zittert: „macht denn nur das Blut den Vater, nur das Blut?", worauf Saladin erwidert: „Ja wol: das Blut, das Blut allein macht lange noch den Vater nicht", und in bewegter Rede führt sich Curd diese unantastbare Vater- und Kindschaft zu Gemüthe:

Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf?
Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wol mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?

Aber in dieser Recha, die ganz „Natur und Unschuld" sein soll, sind vom Dichter die Elemente kindlicher Schwärmerei und klarer Vernünftigkeit, die frühreif ruhig reflectirt, nicht recht ausgeglichen worden. Auf der einen Seite ist Recha eine kleine Philosophin, die „den Samen der Vernunft, den er so rein in meine Seele streute" eifrig hegt, nicht ohne lehrhafte Altklugheit die väterlichen Lectionen über die „kalte Buchgelehrsamkeit, die sich mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt" vor Sittah nachspricht und in langer Rede den lautren Weizen natürlicher Religion vor positivem Unkraut, vor Dajas bunten, sauersüßen, betäubenden Blumen schützt. Auf der andern Seite stürzt sich dies aufgeklärteste aller Mädchen Hals über Kopf in die bodenloseste Schwärmerei. Mag sie schwärmen, aber so, daß es sich mit ihrer sonst sehr bewußten Vernünftigkeit reimt, mag sie als ein Sprachrohr Nathans oder Lessings Aufklärung predigen, aber so, daß für ihre überirdische Verzückung noch Raum bleibt. Es wäre schlimm, wenn Nathans Abwesenheit das Feld allen Gespinsten Dajas preisgäbe; so auf der Oberfläche kann sein Unterricht in der gelehrigen Recha nicht haften. Das Theater macht seit Schillers Eingriffen die Predigerin mundtodt oder verkürzt sie sehr, was den Lehrgehalt des Dramas schmälert, und läßt der Schwärmerei ihren Flug, was die Rolle

dramatischer hält, aber jenes Misverständnis begünstigt: Recha liebe den Templer, da sie doch nur für den Engel schwärmt und mit keinem Laut ein über die Dankbarkeit hinausschweifendes Gefühl für den Ritter aus Fleisch und Blut kundgiebt. Lessing will zeigen, wie dies Mädchen, von einem holden frommen Wahn geheilt, mit geglätteter Empfindung völlig unbefangen dem Jüngling gegenübertritt und fortan nur um den Vater, den sie gefährdet glaubt, in leidenschaftliche Erregung kommt. Das Publicum, dem meistens eine Schauspielerin, die für die Recharolle nicht die nöthige Klugheit hat, die Brücke baut, sucht schon aus Schlendrian die Liebe, denn Liebe ist ihm ein Ergriffensein von beiden; aber auch Nathan nährt doch zunächst eine frohe Hoffnung. Das ist eben dem Lauf der Welt gemäßer, als die an sich psychologisch unanfechtbare Ernüchterung. Daß Recha schwärmt, erräth Nathan ohne Überraschung, und eine gewisse Fassungslosigkeit in Lebenskrisen zeigt Recha auch gegen Ende. Ihre Schwärmerei für den Engel ist aber kein Anfall, sondern ein längerer Zustand, Nathans Bemühen „die Engelschwärmerin geheilt zu sehn" zwar ein pädagogisches Meisterstück, die Cur des holden Kindes jedoch gar zu geflissentlich. Tagelang, auch da der weiße Ritter unter Palmen Datteln verspeiste, hat sie sich fort und fort in ihren frommen Wahn, ein Gebilde der nervenerregenden Feuernacht, versenkt, mit „gierigem Aug'" folgt sie seinen Spuren, bis sein Verschwinden den Wahn nur bestärkt, mit einem recht unschwärmerischen „Das schließt für mich" wehrt sie hartnäckig jeden Einwurf ab, bis die väterliche Wunderlehre und all die machtvollen Worte über den „Menschen" den Aufruhr ihrer Phantasie so weit beschwichtigen, daß sich die „Närrin" der „Posse" schämt. „Dein Engel" sagt sie nun zu Daja. Danken soll ihr Vater, sie will nun, da der Mann keinen Dank begehrt, ihren Dank zu Gott tragen. Und doch! das Auslugen aus dem geheimen Fensterlein verträgt sich nicht zum besten mit der Gemüthsruhe, die Recha dem Besuch des menschgewordenen Engels entgegenbringt.

Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich in Ruhe sehe.

Der Begegnung dieser noch unerkannten Geschwister soll in der Einen Scene, die sie vor der Erkennung überhaupt zusammen haben, ein

irriger Eindruck möglichst benommen werden: Curd entflieht stammelnd der Gefahr, Recha lenkt nach einem raschen Kniefall vor dem Retter das Gespräch auf eine wundersame Eigenheit des Sinai. Sie bringt ihre, oder Nathans, Auffassung der Allgegenwart Gottes in ein an sich sehr schönes Epigramm und erklärt endlich, zu Dajas Staunen, ganz gelassen, der Sturm sei gestillt, der Hunger befriedigt, das Fieber geheilt. Lessings Absichten sind klar und fein; ob aber eine Recha, die so klug und ruhig redet, wirklich die kindliche Unbewußtheit hat, um Curds rasche Leidenschaft gar nicht zu gewahren? So wie das schwierige Thema lag, mußte die Entwicklung auf dieser Bahn gesucht werden: ein Aufflammen des Jünglings, eine mystische Schwärmerei ohne Liebe und ein von Nathan geleiteter kalter Wasserstrahl für das Mädchen.

Diese vielleicht anfechtbare und von der Kritik oft wider den wahren Bestand und Zweck angefochtene Partie ermöglicht sogleich eine Scene, worin die Hauptfigur des Dramas ihre ganze Stärke bewährt und das Banner eines thatkräftigen Lebensideals schon im Vorhof aufpflanzt. Auch der zwanglose Flankenangriff gegen die Orthodoxie fehlt nicht, wenn der Wunderglaube insgesammt kritisch beleuchtet und, wenige Schritte vom Grabe des Auferstandenen, ein vermeintes Einzelwunder mit echt rationalistischer Erklärung, wie sie wol gerade die Auferstehungsmythen betroffen hatte, wegraisonnirt wird: der Engel war ein Mensch im weißen Mantel.

Nathan heißt der Weise. Bücher können, was Lessing im Bemühen ein echter Mensch zu werden schon als Jüngling sah, wol gelehrt, nur das Leben kann weise machen. Darum müssen wir erfahren, wie dieser Jude, ein Verächter „kalter Buchgelehrsamkeit", zur Weisheit emporgestiegen ist. Er, dem

Sein Gott von allen Gütern dieser Welt
Das Kleinst' und Größte so in vollem Maß
Ertheilet ... Das Kleinste: Reichthum. Und das Größte: Weisheit.

offenbart allein dem Verständnis der frommen Einfalt, in welchen Kämpfen er der Weisheit letzten Schluß erworben hat. Leidend lernt' ich, darf er mit den alten Weisen sagen. Im Feuer der gewaltigsten Prüfung ist sein Gold geläutert worden. Und nur, weil Lessings starke Seele die jammervollen Tage, da er um die Wende der

Jahre 1777 und 1778 Gattin und Sohn verlor, mit gebändigtem Schmerz wiederum durchkämpfte, ist ihm in dieser Erzählung Nathans, von der der Entwurf noch nichts wissen konnte, das Herzbewegendste seiner gesammten Dichtung gelungen. Niemals schöpft sie so tief und athmet so warm wie hier, wo ein ganzer Mann die schwerste Prüfung seines Lebens berichtet, um dann aufrecht zu den Pflichten des Daseins zurückzukehren. Bei dem Judenmord zu Gath ist Nathans Weib mit sieben hoffnungsvollen Söhnen in seines Bruders Hause verbrannt — man erwäge, wie ihn der Gedanke „Recha verbrannt" nach seinem frohen Eintritt erschüttern muß!

Als Ihr kamt, hatt' ich drei Tag' und Nächt' in Asch'
Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beiher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, getobt, mich und die Welt verwünscht,
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen — ...
Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wolan!
Komm, übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!" — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will!

So empfängt er das kleine Christenkind als ein Geschenk von Gott: „Gott! auf Sieben doch nun schon Eines wieder." Seitdem ist ein frommer Determinismus, der überall unabänderliche Fügung hinnimmt und des Menschen Thaten für höhere Thaten ansieht, in ihm gefestigt. Er hat überwunden, und heitere Selbstbeherrschung macht ihn zum εὔκολος im schönen Sinne der Alten. Sein Ideal faßt sich in einem frommen Wort zusammen, mit dem auch der Muhammedaner die religiöse Ehrfurcht bezeichnet: „der gottergebne Mensch".

Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir alle.

predigt Goethes westöstliche Weisheit, und Recha hat von ihrem Vater gelernt, alles Wähnen über Gott der herzlichen Ergebenheit in

Gott nachzusetzen. Wer sich so kräftig zur Klarheit durchgerungen und mit den irdischen Gütern, die ihm dank einer klugen und unermüdlichen Thätigkeit Freiheit, Ansehen, Wolstand schaffen, geistige Schätze gemehrt, wer die engen Ansprüche seiner angestammten positiven Religion überwunden, als ein wahrer „Naturfrommer" sein reines Innere religiös entwickelt und zugleich die Freude genossen hat, eigne Gottergebenheit in das Gefäß einer lieben Kindesseele zu ergießen, der darf unberührt von der Verachtung der ältesten und stolzesten Religion freien Sinnes fragen: „Sind wir denn unser Volk?" Nathan ist Lessings Humanus. Ein Jude, Shylock, vertritt in der Weltlitteratur den rachedürstigsten Haß, ein Jude die lauterste Nächstenliebe. Vollstimmig erklingt sein Lob im Drama, auch aus dem Munde der Widerstrebenden. Daja weiß, daß er die Ehrlichkeit, die Großmuth selber, so gut als klug, so klug als weise ist. Sittah wiederholt nach einer Schilderung seiner großen Handelschaft, daß Al Hafi gerühmt,

wie groß, wie edel dieser
Sein Freund anwende, was so klug und emsig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte;
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sei.

Der überwältigte Tempelherr ruft: „Welch ein Jude! Und der so ganz nur Jude scheinen will". Weise, gut, gottergeben sind eins — was will ein Bonhomme wie Wielands weiser Danischmend neben dem weisen Nathan?

Es ist der Seele des Stückes reichlich zu Gute gekommen, daß Lessings Geist sich so frei erweiterte, daß sein eignes Herz soviel Leid erfuhr, bevor er den alten Plan ausgestaltete. Unmöglich sich den „Nathan" auf einer Stufe der Jugendstücke zu denken! Aus aller früheren Litteratur sehen wir höchstens in weiter Ferne die einst so berühmten Lettres juives von Marquis d'Argens, dem Freunde Friedrichs des Großen, deren Halbdutzend Bände im sehr uneinheitlichen und costümlosen Durcheinander einer Rabbinercorrespondenz nicht bloß dem Juden Bildung und Beobachtung leiht, sondern auch eine philosophisch-ethische Tendenz verfolgt und das Gebot der Nächstenliebe mit einer Anerkennung des Guten im Koran wie bei den

Nazarenern und einem frühen Kosmopolitismus vereint: Les grands hommes appartiennent également à tous les peuples: ils sont citoyens de l'univers entier, parce qu'ils font honneur à l'humanité. Die Jüdischen Briefe verdienen, wie unschmackhaft das Ragout auch geworden ist, ihren Platz in der Geschichte der Toleranz. „Nathan" athmet mehr als Toleranz, denn bloßes Dulden kann auch aus frostiger Gleichgiltigkeit oder berechnender Politik kommen; „Nathan" athmet Liebe.

Lessing wollte natürlich die Schnur nicht durchreißen, die einen freigebildeten Menschen mit dem Volke seiner Abstammung zusammenhält. Wehe dem Schauspieler, der, wie es wol vorkommt, den weisen Juden von Jerusalem als einen schlauen Juden aus Galizien heruntermauschelt und ihn zum „Stockjuden" stempelt! Aber der idealisirte jüdische Umriß darf dem Manne, der da sagt „Sultan, ich bin ein Jud", nicht ganz verloren gehn.

Nathan ist kein salbungsvoller Redner, auch er braucht Humor, braucht Spiel, braucht behende Gesprächskunst. Aus Lessings und Mendelssohns Briefen erinnert man sich, wie behaglich die Freunde in die Dreieinigkeitsdebatten das Geschichtchen vom Ducaten hineinwarfen: Moses läßt den Juden an den Christen einen statt drei Ducaten bezahlen, denn der Ducate habe Bildseite, Schildseite und Rand ... Lessing faßt die Anekdote umgekehrt zu Gunsten kluger jüdischer Liberalität, Nathanscher mit einem Worte. Er mag mit Mendelssohn, der stark in Distinctionen war, manchmal den Ball in jüdisches Geistesgebiet hinüber geschlagen haben.

Welche Dialektik bewegt den meisterlichen, die knifflige Lage hin und her wendenden Monolog, worin sich Nathan zur großen echtorientalischen Parabel rüstet und charakteristisch genug aus seinem Kaufmannsstande heraus den Unterschied von Münze und Wahrheit auseinandersetzt! Wenn er die Schwärmerin von den Engeln zu den Menschen herabruft, wandelt seine kluge Rede ein altteſtamentliches Thema ab, Worte des Elihu zu Hiob: „Schaue gen Himmel, und siehe, und schaue an die Wolken, daß sie dir zu hoch sind ... Und ob du gerecht seist, was kannst du ihm geben? Oder was wird er von deinen Händen nehmen? Einem Menschen, wie du bist, mag wol etwas thun deine Bosheit, und einem Menschenkinde deine Ge-

rechtigkeit". Sein scharfer Verstand leidet keine Unklarheit der Gedanken und Worte, sondern fährt mit einem kritischen „Hier giebt's zu unterscheiden" dazwischen. Nathan fügt gern ein Fragezeichen zu einer nicht ganz probhaltigen Wendung des Partners, freut sich am spitzen Silbenstechen und ironisirt ein nichtssagendes „kurz und gut" durch den Einwurf „Und gut? wo ist das Gute?" Er neigt zum Wortwitz, wie „mit dem Spiele spielen", und breitet eine Lehre gelegentlich fast rabbinisch aus: „Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen" .... Diese Dosis ist von Lessing so weislich abgewogen, daß sie eben dazu dient um zu tingiren. Es stünde schlimm um unser Drama, wäre Nathan der Weise nur der Reformjude, für den man ihn hat ausgeben wollen, und wäre das Humanitätsevangelium zur besonderen Ehrung Eines Volkes gedichtet. Deshalb darf auch das Mendelssohnsche Element im „Nathan", das unläugbar vorhanden ist, nicht übertrieben werden.

Lessings erstes Auftreten in der Judenfrage — die, 1781 durch Dohm energisch in Fluß gebracht, den „Nathan" als eine socialpolitische Frage nur sehr mittelbar angeht — war, ohne jeden persönlichen Zusammenhang mit Israeliten, allgemeinen Betrachtungen über die schimpfliche Lage dieses zerstreuten Volkes entsprungen. Erst die bewegte Selbstkritik seines unreifen Lustspiels „Die Juden" konnte einen Fingerzeig auf den jüdischen Buchhalter bringen und ihn in einem Athem mit demselben Spinoza nennen, dessen Name, dem Lessingschen beigesellt, einst Mendelssohns letzte Tage verbittern sollte. In den alten guten Jahren der Symphilosophie, als Lessing ungeschriebene Urskizzen des „Nathan" in seinem Geiste trug, hat sein Auge mit freundschaftlicher Bewunderung auf der reinen Tugend und dem Forscherssinn des im Gespräch so productiven jüdischen Kaufmanns geruht. Als er das Drama endlich ausgestaltete, mag er auch an neuere Händel, die seines Moses Leben aufrührten, wie an Lavaters Missionsversuche gedacht haben, so daß Mendelssohns Antwort: Sie sind ein christlicher Prediger, ich bin ein Jude, ohne unser Kleid sind wir Beide Menschen, ein Echo im Palaste Saladins fand. Gelinderem Bekehrungseifer wird durch jenen Dialog „Nathan, ihr seid ein Christ" die feinste Antwort zu einer Zeit ertheilt, wo sich mancher Christ naiv fragte, warum ein so

braver und gebildeter Mann wie Mendelssohn im Judenthum verharre? Doch allzu modern scheint das fanatische Trutzwort des Tempelherrn gefaßt:

Der tolerante Schwätzer ist entdeckt,
Ich werde hinter diesen jüd'schen Wolf
Im philosoph'schen Schafspelz Hunde schon
Zu bringen wissen, die ihn zausen sollen.

Auch solche verhetzende Gesinnung gegen den Führer der deutschen Judenschaft wühlte hier und da. Man mag sich ferner an den klugen Gumperz, den liberalen Wessely als an Bekannte Lessings erinnern, dem zu Hamburg der Tractat eines portugiesischen Juden wider die christliche Religion nicht schlecht schien, und dem ein gewisser Abraham von Offenbach her revolutionäre Gedanken über das Heidenthum der modernen Juden und das Judenthum der heutigen Christen aus Anlaß der „Fragmente" mittheilte. Immerhin kann unser weitausschauendes Gedicht nur wenig persönliche Beziehungen zum lebendigen Judenthum der siebziger Jahre enthalten, und Frau von Grotthuß macht sich die Sache nicht ohne Familienstolz zu leicht, wenn sie ihren Vater Aaron Meyer als Urbild des liberalen Kaufmanns, Moses als Urbild des Denkers hinstellt. Überdies ist Mendelssohn, wie jeder Billigdenkende aus seiner Zeit und aus seiner Individualität heraus verstehen muß, mit aller aufklärerischen Philosophie niemals dem peinlichen Dilemma „Treu und frei" ganz entronnen. Die dem Reformer seines Volkes auferlegten Pflichten hätten ihm auf die Frage „Sind wir denn unser Volk?" kein blankes Nein erlaubt, und daß zwei seiner Töchter zum Katholicismus übergingen, Abraham Mendelssohn seine Familie dem Protestantismus zuführte, würde nicht den Freigeist, sondern den Juden Moses, der Naheſtehende durch „Religionseigensinn" quälen konnte, verletzt haben. So muß auch in diesem Falle der Satz gelten, daß dem Meister großer dichterischer Gestalten die Urbilder nicht leibhaft auf der Straße begegnet sind. Moses selbst freute sich des gedankenschweren Dramas, und wie heute gebildete Juden mit Recht einen guten Procentsatz bei Nathanaufführungen stellen, so ist an manchem Sonntag in Mendelssohns Lesegesellschaft der „Nathan" gemeinsam genossen worden: „Nathan der Weise war eins von Mendelssohns Lieblingswerken. Er erinnerte sich dabei

seines vor ihm heimgegangenen Freundes und las oft selbst die Rolle des Nathan, der wol nicht edler und wahrer dargestellt werden konnte, als von ihm"; K. Ph. Moritz übernahm dann den Tempelherrn oder Sultan Saladin. Am deutlichsten gab Moses seine dankbare Verehrung dadurch kund, daß er ein Söhnlein Nathan und ein Töchterchen Recha nannte, trotzdem er ehemals etymologische Bedenken gegen die letztere Namenswahl Lessings geäußert hatte.

Nicht in müßiger Speculation, sondern im thätigen Berufsleben, das hier und dort in das Stück hineinschauend auch den zähen und umsichtigen Geschäftsmann zum Wort aufruft, findet der weise Nathan sein Genügen. Der Vielgeprüfte kennt sein eigen Herz, der Vielgewandte und Vielgereiste vermag Menschen aller Art sicher zu schätzen. Wie sein Gespräch von kleinen Spötteleien zu sinnreichen Sprüchen, von traulichem Geplauder zu lichtvoller Belehrung, von haarscharfen Bedenken zu einer groß gegliederten Predigt stilgerecht ansteigen kann und für alle Themata den gemäßen Ton findet, so weiß er jeden Nachbar von der rechten Seite zu fassen. Der gute Klosterbruder verwandelt Nathans Ungeduld in herzliche Ergießung, dem Derwisch begegnet er mit einer Würze freundschaftlicher Ironie, der Daja mit knappem Ernst oder Scherz je nach Bedarf, dem Sultan „stolz bescheiden". Alle lernen von dem weisen Pädagogen oder sollten doch von ihm lernen. Wie versteht er es, sich vor dem verbitterten Jüngling in seinem ganzen Menschenwerthe dünkellos zu erheben, indem er sich vor ihm erniedrigt und zur Antwort auf schmähende Rede herabgebeugt den Mantel küßt, den das Feuer in jener Nacht versengt hat! Es giebt kein treffenderes Exempel zur Lehre des Spinoza, daß Haß den Haß mehre, Liebe ihn in Liebe verwandle, daß wer Beleidigungen mit Liebe heimzahle, sich im schönsten Kampf frohe und starke Besiegte schaffe. Und Recha soll nicht bloß erzählen, welche Weltanschauung ihr vom Vater überliefert ist, sondern wir sollen Augen- und Ohrenzeugen dieses erziehenden Unterrichts sein, der den Samen der Vernunft ausstreut, die Dämpfe der Einbildung verjagt, bald sacht, bald mit einer plötzlichen Wendung ans Ziel führt, dem überspannten Geist ein kaltes Bad bereitet und den niedergeschlagenen nach einer strengen Cur mit dem schönen Wort aufrichtet: „Es ist Arznei, nicht Gift, was ich dir reiche". Diese Scene, hell und klar wie ein frischer Morgen,

nimmt das ganze thatenlose und empfindungsselige Geschlecht in Zucht, das die Herzchen verzärtelte und die Arme in den Schoß legte, statt sie ungebeugt zu regen, wie Goethe, der genesene Werther, in machtvollen Versen mahnte. Darin zeigt sich denn der große Schriftsteller als der große Erzieher seiner Nation, daß er die erschlafften Schwingen stählt und den himmelnden und blümelnden Patienten im Spital der Empfindsamkeit als ein Gesunder seine alte Losung zuruft, der Mensch sei zum Handeln geboren. Die That ist alles! In den Versen:

Begreifst du aber,
Wie viel andächtig schwärmen leichter als
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

wird jeder, der Ohren hat zu hören, auf das erfrischende Lebensideal der Energie verpflichtet. Darum will auch Nathan, als er mit nassem Aug' erzählt hat, welche Thaten der gottergebne Mensch sich abgewinnen kann, nicht die Wollust des Schmerzes auskosten, sondern richtet sich männlich auf: „laßt uns länger nicht einander nur erweichen. Hier braucht's That". Man dämmt, ohne sich menschlicher Thränen zu schämen, doch das überwallende Gefühl zurück, und Nathan spricht freundlich abbrechend zu seiner fassungslosen Tochter, die mit lautem Aufschrei ihm zueilt: „wir verstehen uns! — Genug! — Sei heiter! sei gefaßt!" Bene agere et laetari im Sinne Spinozas.

Gute Thaten sind die Triebfedern des Stückes: auf dem guten Handeln Nathans beruht es, eine rasche gute That Saladins ermöglicht erst die rasche gute That des Tempelherrn, so daß eine fortlaufende geschlossene Kette es zum Bewußtsein bringt,

wie aus einer guten That,
Gebar sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen.

So illustrirt das hochsinnige Drama in Wort und Handlung die Lehre der Parabel, daß der Mensch durch herzliche Liebe und Verträglichkeit die Kraft seines Ringes bethätigen, daß er erst begreifen und dann

üben müſſe, daß nur im Frieden allſeitiger Hilfeleiſtung das Ideal der Humanität errungen werde. Gott iſt die Liebe:

Es eifre jeder ſeiner unbeſtochnen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!

In derſelben Zeit des höchſten Greiſenalters, wo ſein Geiſt im „Fauſt" prophetiſch die Summe aller Weisheit zog, hat Goethe ein ergreifendes Bekenntnis der reinſten Nathangeſinnung abgelegt (an Sulpiz Boiſſerée den 20. März 1831): „Des religiöſen Gefühls wird ſich kein Menſch erwehren, dabei aber iſt es ihm unmöglich, ſolches in ſich allein zu verarbeiten, deswegen ſucht er oder macht ſich Proſelyten. Das letztere iſt meine Art nicht, das erſtere aber hab' ich treulich durchgeführt und von Erſchaffung der Welt an keine Confeſſion gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Secte der Hypſiſtarier, welche, zwiſchen Heiden, Juden und Chriſten geklemmt, ſich erklärten, das Beſte, Vollkommenſte, was zu ihrer Kenntnis käme, zu ſchätzen, zu bewundern, zu verehren, und inſofern es alſo mit der Gottheit im nahen Verhältniſſe ſtehen müſſe, anzubeten. Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich Zeitlebens getrachtet hatte mich zum Hypſiſtarier zu qualificiren." Hypſiſtarier zu ſein iſt das Menſchenideal des „Nathan".

Niemals iſt das alte große Wort des Römers „Ich bin ein Menſch, nichts Menſchliches achte ich mir fremd" tiefſinniger und gedankenloſer, grollender und friedlicher, mit höherem und mit trivialerem Pathos durch alle Tonleitern durchgeſprochen worden, als in den Jahrzehnten von der Geniezeit bis hinab zu dem zahmen Menſchenfreund Iffland und dem leichtfertigen Apoſtel „naiver Menſchheit in gefallnen Buſen" Kotzebue. Während die franzöſiſchen Verfechter der Menſchenrechte, denen Jean-Jacques als Sturmvogel vorausgeflogen war, gegen die Zwingburg anrücken und die Bluttaufe für Gleichheit, Brüderlichkeit, Freiheit rüſten, entfalten deutſche Philanthropen eine friedliche Wirkſamkeit und bilden die Schriftſteller die reichſte Terminologie zwiſchen den beiden Polen „Menſch" und „Unmenſch" aus; revolutionär das junge Geſchlecht, wenn es wollüſtig zu einem großen Mann aufſchaute, vor den heroiſchen Menſchen der Antike einen Ekel

gegen die Buben und Wichte des tintenkleckſenden Säculums nährte und ſeinem Propheten Rouſſeau in den geträumten Orden der Natur nacheilte; phraſenhaft der Hauspoet, der den „guten, edlen Menſchen“ thränenſelig belohnte und den „Marodeur an der Menſchheit“ aus dem Feſtſaal der Menſchheit verſtieß oder auch durch des Baſſes Grundgewalt den Werth ein Menſch zu ſein verkündigte; in geklärtem Idealismus unſre Claſſiker auf der Höhe, zu der mehr als Einer von ihnen erſt durch Sturm und Drang emporgeklommen war. Humanus heißt der Hoheprieſter in Goethes edlem Torſo der „Geheimniſſe“, und bis zum ſocialiſtiſchen „Band“ der „Wanderjahre“ ſucht der Gedanke allgemeiner Brüderſchaft Verkörperung. „Du findeſt“, ſchreibt Goethe 1782 an Lavater, „nichts ſchöner als das Evangelium, ich finde tauſend geſchriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menſchen eben ſo ſchön, und der Menſchheit nützlich und unentbehrlich“. „Menſchen“ führt Leſſings „Nathan“ einander in die Arme.

„Laß dich umarmen, Menſch! — du biſt doch noch mein Freund?“ grüßt der Jude den Derwiſch, als ſeien „Menſch“ und „Freund“ nur verſchiedene Ausdrücke für denſelben hohen Begriff. Was der junge Schiller in Rouſſeau erfüllt ſah, daß er aus Chriſten Menſchen werbe, lebt und webt idealiſch in unſerem Drama. „Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude als Menſch?“ fragt Nathan, der Menſchenfiſcher, der nicht am Ganges, am Ganges nur, einen findet, dem es genügt ein Menſch zu heißen. Nach Menſchenwerth will man geſchätzt ſein, nicht als Glied eines Volkes.

Als Chriſt, als Muſelman: gleich viel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlonk;
Im Tulban, oder deinem Filze: wie
Du willſt! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

ſagt mit großartiger Wendung der Sultan zum Tempelherrn. Dieſer aber hat vorher dem befreiten Juden gegenüber Leſſings Mahnwort an die ausſchließliche Judenſchaft kräftig ausgeſprochen:

Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das dieſe Menſchenmäkelei zu erſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zu erſt das auserwählte Volk ſich nannte?

Wie? wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Chriſt und Muſelman vererbte,
Nur ſein Gott ſei der rechte Gott!

So erwidert Sittah, als der raſche Bruder, ſeinem Lieblingstraum einer doppelten Verſchwägerung mit dem chriſtlichen Hauſe Richard Löwenherz nachhangend, ſchwärmt: das hätte Menſchen geben ſollen! — mit einem lebhaften Ausfall gegen chriſtliche Menſchenmäkelei, deſſen Schroffheit nur durch die Achtung vor Chriſti edler Menſchlichkeit gemildert wird:

Du kennſt die Chriſten nicht, willſt ſie nicht kennen.
Ihr Stolz iſt: Chriſten ſein, nicht Menſchen. Denn
Selbſt das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menſchlichkeit den Aberglauben würzt,
Das lieben ſie, nicht weil es menſchlich iſt:
Weil's Chriſtus lehrt, weil's Chriſtus hat gethan. —
Wol ihnen, daß er ein ſo guter Menſch
Noch war! Wol ihnen, daß ſie ſeine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht; ſein Name
Soll überall verbreitet werden; ſoll
Die Namen aller guten Menſchen ſchänden,
Verſchlingen.

Und ſehr charakteriſtiſch ſind in dieſer Hinſicht manchmal die bloßen Anreden unſers Dramas. „Was, Jude? Was?" läßt Curd mit verächtlicher Eile den Nathan an, als gönne er ihm kaum das kürzeſte Geſpräch — nach jenem Kuß auf den verſengten Mantel verbeſſert er ſich ſtockend „Aber, Jude — Ihr heißet Nathan? — Aber, Nathan —". „Tritt näher, Jude" beginnt Saladin als ſtolzer Sultan und giebt der Vorverhandlung durch ein herriſches „Aufrichtig, Jud" Gewicht — ſo ſpricht er nie wieder zu dem Menſchen, deſſen hohe Weisheit ihn unterwirft. Doch „Sei ruhig, Chriſt!" ertönt's von ſeinen Lippen, wenn der Tempelherr einen Nathan hitzig den Schwärmern ſeines Pöbels preisgeben will, und Curd empfindet des Vorwurfs ganze Laſt, die Saladin in dieſe Silbe preßt. Und wieder bei dem letzten Rückfall des Jünglings in niedrigen Verdacht ruft ihn ſolch ein inhalt-

schweres „Christ" zur Ordnung, das wuchtig zusammenfaßt, was früher als das Gebot erklang:

Sei keinem Juden, keinem Muselmanne
Zum Trotz ein Christ!

Wenn aber der gute Bruder Nathans Tugend aufs höchste zu rühmen wähnt, indem er bewegt ruft: „Nathan, Ihr seid ein Christ! Bei Gott, Ihr seid ein Christ! Ein bessrer Christ war nie", lehnt Nathan dies vermeinte größte Lob mit milder Überlegenheit ab: „Wol uns! Denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden". Immer springt die Grundanschauung hervor, der Adel guter Menschen sei an kein Land und kein Bekenntnis gebunden.

Wo gute Menschen einander finden, schließt ohne Rücksicht auf Stand, Volk und Glauben herzliche Freundschaft Hand in Hand. Hier empfängt der deutsche Cultus der Seelenfreundschaft seine letzte Weihe. Die hinreißende Bitte „Wir müssen, müssen Freunde werden" und die Gewährung „Wir sind es schon" klingt von Mund zu Mund: so erbittet Curd Nathans Verzeihung und Liebe; „Sei mein Freund" sagt der Sultan mit ausgestreckter Rechten zu dem Weisen, der wie Lessing die Kleinheit der Großen kennt, aber wie Lessing „auch ein Freund der Großen ist, insofern sie Menschen sind"; und dieses überströmende Werben um Freundschaft umfaßt auch die Frauen: Freundin, Schwester, Mütterchen, nur nicht Prinzessin will Sittah von Recha, die im ersten Augenblick ihr Herz erobert hat, genannt sein.

Den vornehmsten Denkmälern großer Blütezeiten ist es gegeben, im Gewande der Kunst den Vollgewinn der Gedankenarbeit und ethischen Errungenschaft ihrer Epoche darzubieten und dergestalt auch didaktisch die höchste Stufe erziehender Wirkung weithin und unverlierbar einzunehmen. So erscheint uns in Sophokles die Cultur des perikleischen Zeitalters; in Dante gipfelt die scholastische Weltanschauung; Shakespeare's Dramen sind ein Höhenzug, worauf die protestantische Bildung Englands lagert; „Faust" nimmt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt den Ertrag des genialsten Universalismus auf; Schillers philosophische Lyrik schwingt sich stolzen Flugs in den Aether. Lessing ist der erste, der im deutschen Drama, ohne die Gebote der lebendigen Bühne aus dem Auge zu verlieren, als ein Pädagog seiner

Nation die ernſteſten Fragen der geiſtigen und ſittlichen Aufklärung behandelt.

Die Neuheit und Hoheit des Vorwurfs verlangte eine neue gehobene Form. „Es wird nichts weniger als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht habe" ſagte Leſſing unter der Arbeit beſorgten Freunden, die ſchon ein Pöbelgeſchrei gegen den deutſchen Voltaire erſchallen hörten, und war auch durch eine das Publicum überraſchende Verſification, durch ſorgliche Berathung mit Ramler, durch emſiges „Flicken und Feilen" bei der Durchſicht, ſelbſt durch eine klar exponirende Interpunction, deren phonetiſche Grundſätze in einer Vorrede dargelegt werden ſollten, bemüht ſein Drama zum dauernden Kunſtwerk zu erhöhen. Ein Gipfel ſollte aus dem theologiſchen Kampfgefild aufſteigen. Die Kernſcene wurde langſam gefördert; ſie ſei ihm wirklich am ſauerſten geworden, ſagt Leſſing ſelbſt, der in andern Briefen nach gewohnter Art kleine, bisweilen paradoxe Scherze über die Form ſeines „Nathan" anbringt. „Um geſchwind fertig zu werden, mache ich ihn in Verſen. Freilich nicht in gereimten, denn das wäre gar zu ungereimt". Den Alexandriner hatte er ſchon lange vor den üblen Hamburgiſchen Theatererfahrungen verabſchiedet; das von Ramler thöricht vorgeſchlagene Surrogat, den antiken Trimeter mit einem Anapäſt an vorletzter Stelle, konnte er nicht brauchen, weil der griechiſche Sechsfüßler, den Ramler mit einem regelmäßigen Schnörkel wieder beleben wollte, dem ſelbſt im Wortgefecht feierlichen und getragenen Stil des alten Theaters, nicht aber dem Bedürfnis der modernen Dramatik und am wenigſten des dialektiſchen „Nathan" entſpricht. Das deutſche Schauſpiel verfügt über zwei äußerſt leiſtungsfähige Versarten, den in England durchgebildeten Blankvers und die vierhebigen Reimpaare. Letztere, die alten „Knittelverſe", hat Goethe neu geadelt, und ihre Vielgeſtaltigkeit, ihre dem knappſten Ausdruck wie der kunſtvollen Periode gleichmäßig gehorchende Structur werden gewiß noch eine bedeutende Bühnenzukunft erleben. Erſteren hat, nach vereinzelten Verſuchen vom ſechzehnten Jahrhundert her, ſchon Gottſcheb dem „verdrüßlichen Reimen" gegenüber, ohne den Muth der Praxis für ſich und ſeine Schule, empfohlen. Wir wiſſen, wie Leſſing und die Seinen, er ſelbſt nur im Verborgenen, ſchon in

den fünfziger Jahren mit dem Blankvers, nach dem Muster mehr des englischen Epos, Versuche anstellten und auch der Meister des deutschen Alexandriners, Elias Schlegel, gleichfalls im Stillen das Experiment verfolgte, das auf epischem und didaktischem Gebiet eine Parallele im Übergang vom Alexandriner zum Hexameter hat. Cronegk und Brawe machten den Tausch mit. Weiße schlug nicht durch, der große Sprecher Ekhof hatte Bedenken gegen die Einführung einer neuen Form, Schröders Preisausschreibung 1776 wollte zwar die Trauerspiele in Versen nicht ganz ausschließen, aber Trauerspiele „in Prosa, von sonst gleicher Güte, viel lieber" sehen. Darum mußte auch Shakespeare, trotz dem Anlauf Mendelssohns, also eines Lessingschen Freundes, lang im Purgatorium der Prosa schmachten. Die ganze Stärke des Blankverses konnte aber nur dem aufgehen, der ihn bei dem größten germanischen Dramatiker studirte und als geheimer oder öffentlicher Dolmetsch Shakespeare's nachbildete. Herder, dem manche Rede des Briten meisterlich gelang, ward sein Herold, Wilhelm Schlegel sein Werkmeister; zwischen beiden an Shakespeare geknüpften Kundgebungen, der theoretischen und der exemplarischen, stehen der „Nathan" und Schillers erste, noch unvollkommene, aber weit schwungreichere Jamben. Herders „Fragmente" sprachen 1768 das wolbegründete Todesurtheil über den eintönigen, jeder charakteristischen Abschattung feindlichen Zwang des Alexandriners aus, den die wahrhaft alexandrinische Zeit der Hübner und Opitz uns aufgenöthigt, und traten mit überzeugender Beredsamkeit für den Quinar ein: „Wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehreren Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können. Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich den Motiven anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Cadenzen erlauben, nicht sich beständig in Jamben jagen, nicht in einerlei Cäsuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Hacken treten, nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einkerkern" ... Das neue Metrum „wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt." Dies Herdersche Programm ist bis ins Einzelne, bewußt oder unbewußt, maßgebend geworden für Lessings Behandlung der fünffüßigen Jamben, die er nun, geraume Zeit nach „Kleonnis" und „Fatime"

flüchtig im „Spartacus" probirte und im „Nathan" kraft seiner großen Autorität so zum Siege führte, daß Deutschland, mit ganz berechtigter Nichtachtung aller kleinen älteren Anläufe, auch des bedeutsamen Vorganges der Gotterschen „Merope" (1774), die Geburt des Blankverses einmüthig in das Nathanjahr 1779 verlegt.

Lessing horchte nicht gleich Wieland und dem bekehrten Götzdichter auf die weiche Flöte Italiens. Er hat sich nicht am Kunstbau melodischer Stanzen versucht und nicht wie Iphigeniens Sänger aus den rollenden Perioden des griechischen Trimeters den letzten Antrieb gegen ein halbschüriges Schwanken zwischen Vers und Prosa empfangen. Bei Goethe entwickelt sich der Vers allmälig in natürlichem Wachsthum, lüpft im „Egmont" scenenweise die Decke der Prosa und bricht in „Iphigenie" zur rechten Stunde wie der fertige Schmetterling aus seinem Puppenstand hervor: „es kommt die Zeit, er drängt sich selber los und eilt auf Fittichen der Rose in den Schoß". Die Verse der „Iphigenie", des „Tasso", dessen erste Prosa Goethe einmal sinnend neben den „Nathan" legte, der „Natürlichen Tochter", harmonisch durchgebildet und so rein vollendet, daß unsre Stimme ihnen durch die Recitation wehzuthun fürchtet, dies regelmäßige und melodische Kommen und Weichen langer Wellen, wie es Goethe am Gardasee belauschte, sind der ausgeprägteste Gegensatz zu Lessings Jamben. Hier trifft man keine Zartheit, keine Musik, keine feinen Gelenke im Einzelvers, an dessen Ende Goethe fast immer einen sanften Athemzug gestattet; vielmehr nach jener Anleitung Herders: Stärke, Wechsel, Differenzirung, Sprünge, Dissonanzen, Cäsurlosigkeit, freiere Betonung; allerdings in Partien wie der Parabel einen geglätteten Aufstieg, zumeist jedoch theils aus Unfähigkeit, theils aus Princip dem sermo pedester wie etwa Horaz in seinen Hexametern hübsch nahe zu bleiben, ein unruhiges, oft holpriges Zickzack der Verse. Zarncke hat eingehend dargethan, wie selten der Lessingsche Vers eine Einheit ist. Bloßes Nebeneinanderlegen einer Goethischen Seite oder einer doch viel dramatischeren Schillers und eines Nathanblattes genügt, dort einen wolproportionirten Körper, hier lauter scheinbare Verrenkungen zu sehn: mehrere Personen theilen sich gern in den Vers, die Interpunctionen spalten ihn in viele Stückchen, das Enjambement, so rücksichtslos wie nirgend anderswo behandelt, reißt die engsten syntaktischen

Verbindungen auseinander und trennt das Zusammengehörigste durch den Einschnitt des Versendes. Aber — und darin liegt das Entscheidende — diese Verse wollen eben nicht als Fünffüßler gesehen und schulgerecht scandirt, sondern als freie Jamben, die sehr wol in den wechselnden Perioden von vers irréguliers gedruckt sein könnten, gehört werden; hatte doch Lessing einst sogar die zwangloseſten dithyrambischen Maße für das Drama empfohlen. Wenn man sich längere Reihen des „Nathan" zu Gehör bringt, werden Cäsuren und Enjambements gar keine Rolle spielen oder letztere nur da auffallen, wo klingender Ausgang beim raschen Übergleiten vom sichtbaren Versende eine Art Anapäst ergiebt. Man wird nie die Harmonie der syntaktischen und einer gegebenen metrischen Gliederung bewundern können, aber etwa die Unruhe Al Hafis in diesen zerstückelten Jamben unübertrefflich ausgeprägt finden und kaum unterscheiden, welche drei von den sechs Einschüben „sagt der Patriarch" nicht innerhalb je eines und desselben Verses stehen. Die reichlichen Sentenzen bringen zwar nicht klangvoll gerundet wie die geflügelten Worte Schillers, aber präcis ins Ohr. Rede und Gegenrede entfalten die behendeste Dialektik, obwol an manchen Stellen eine gewisse Künstlichkeit auffällt. Es entspricht durchaus der Absicht des Dichters, wenn der Vers seine idealisirende Kraft nur so weit ausübt, daß die Sprache zwischen dem natürlichen Umgangston und dem festlichen Schmuck gebundener Poesie die Mitte hält; und hat Friedrich Schlegel mit epigrammatischem Witz von einem durchgängig cynisirenden Ausdruck geredet, der wol nur die beste von Lessing geschriebene Prosa sei, so halte man Lessings eigene Pointe dagegen: „Meine Prose hat mir von jeher mehr Zeit gekostet als meine Verse. Ja, wirst du (der Bruder Karl) sagen, als solche Verse! — Mit Erlaubnis, ich dächte, sie wären viel schlechter, wenn sie viel besser wären." „In Ansehung des Wolklanges", schrieb er an Ramler, meine er seinen Versuch „so ziemlich von der Hand wegschlagen zu können. Denn ich habe wirklich die Verse nicht des Wolklanges wegen gewählt, sondern weil ich glaubte, daß der orientalische Ton, den ich doch hier und da angeben müssen, in der Prose zu sehr auffallen dürfte" und der Vers auch leichter, als die geradlinige Prosa, die nöthigen polemischen Absprünge gestatte. So zweckgemäß nun die Form des „Nathan" ist, darf doch nicht geläugnet werden, daß eine

Menge gewaltsamer Synkopen und Apokopen, die Ausfüllung ganzer Verse durch lauter einsilbige Wörter, darunter so mistönige Vocalreihen wie „Mild' ihm im" „Ihr! Ich! ich ihr" „ich hier sie in", Kakophonien wie „nun wissen wessen" oder „auch wol wo" der emsigen Feile leider getrotzt haben, daß sehr charakteristischen Wiederholungen desselben Wortes viele als bloßes Füllsel zur Seite stehen und die Häufung „Sie sind's! sie sind es, Sittah, sind! Sie sind's! Sind" ... den Schluß keineswegs verziert, sowie daß außer modernen Fremdwörtern manche vulgäre Wendung: ein „es klemmt" oder „noch bin ich auf dem Trocknen völlig nicht" in Saladins, ein sehr anstößiges „verhunzen" in des Tempelherrn Munde, bedenklich aus dem Costüm fällt. Der Leser und Hörer wird an solchen Stellen mit Gervinus rufen „Schade was um die schlechten Verse!" und im unverkümmerten Genuß der gedankenweckenden Kraft dieses Stiles, der jeden fest hält, folgen.

Als Schiller den „Don Carlos" schuf, ist er nicht bloß mit jugendlichem Sturmlauf in Lessings geistiges Erbe hineingesprungen, einen Domingo brandmarkend, König und Malteser nach Saladin und Nathan zum enthusiastisch motivirten Gespräch über Gedankenfreiheit vereinigend, sondern auch formal in die Schule des berühmtesten neueren Versdramas gegangen: „Sichtbar", sagt Jacob Grimm, „sichtbar zu sehen ist schon in Schillers Fiesco der Einfluß der Emilia, noch stärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erste von Schiller in Versen geschriebne Stück, und diese Verse, so weit hinter den flüssigen der Braut von Messina sie bleiben, sind doch beträchtlich besser als die Lessingischen". Sie haben den volleren Klang, das dramatischere Tempo und lassen die Meisterschaft ahnen, die nach einer langen Pause, in welcher der klare Spiegel der Goethischen Seelendramen weitab vom Theater erglänzte und endlich unser eingedeutschter Shakespeare den Bühnenblankvers auch für Schillers Pathos vorbereiten half, den „Wallenstein" erfüllte. Der Prolog vom Herbst 1798, die großartigste Theaterrede, die je gesprochen wurde, muß für Inhalt und Form der neuen heroischen Kunstschöpfung um ein williges Gehör werben, als versuche das deutsche Drama hier zum ersten Mal die Nation „aus des Bürgerlebens engem Kreis auf einen höhern Schauplatz zu versetzen". Die Schattenbühne hatte lange genug der modernen

Familie gehört. „Nathan" war schon zwanzig Jahre vorhanden als ein bloßes Buchdrama.

Nur auf Leser hatte der Nathandichter selbst gezählt, und an solchen fehlte es 1779 nicht, wo der von zweitausend Subscribenten vergriffenen Osterauflage bald eine zweite, eine dritte rechtmäßige Ausgabe folgten und der erste Nachdruck natürlich nicht lang auf sich warten ließ. Wien hatte auf zweihundert Exemplare subscribirt, aber Lessing schickte die Liste zurück, um kein Futter für die gefräßige Censur zu schneiden. Die Leipziger Theologenfacultät wünschte Confiscation des religionsfeindlichen Schauspiels und incriminirte zur Begründung und Beförderung dieses frommen Zweckes eine Reihe Stellen (in 2, 1. 2, 5. 3, 1. 3, 5. 4, 7), doch hat der von der Büchercommission weiter geleitete Antrag in Dresden weniger Glück gemacht als die Hetzjagd gegen den „Werther" 1775. Manches Nathanbändchen ging unter unbemittelten Leuten von Hand zu Hand; an manchem deutschen Theetisch trug der Hausvater das dramatische Gedicht der Aufklärung den Seinen vor, oder ein Freundeskreis theilte sich in die Rollen. Die Tageskritik aber blieb auffallend stumm, und die Lobeserhebung der Charaktere sowie der Sprache, seltener der Geistesfreiheit, ist in den spärlichen Recensionen durch die Bank so schal, daß Wieland nach mehr als einem Jahr erklären mußte, er kenne kaum eine Beurtheilung von „Nathans" dichterischen Verdiensten, sondern nur Declamation und Achselzucken über die darin gelehrte Religionsmeinung. Waren die berufenen Zeitschriften, auch Wielands eigner „Merkur" zu müde und vor einer hohen Obrigkeit zu bang, um diese in vieler Hinsicht epochemachende Erscheinung nach Gebühr zu würdigen? Auch die äußerste Rechte verhielt sich schweigsam; der Altonaer Reichspostreuter, Freund Wittenberg, trompetete nur ein rasches Signal gegen die bitterste Satire auf die christliche Religion. Die heruntergekommenen Frankfurter gelehrten Anzeigen, unter der Überschrift „Indifferentismus in der Religion", fanden das Drama, das lesen möge, wer dergleichen verdauen könne, eines Mendelssohn würdig, aber keines Dichters im Schoße der Religion Jesu, und riefen, vor dem Abdruck des ersten Parabelstückes, ihr Wehe über diesen Mann im Osten: „Welch ein Bild von Gott?!!!!" Und schon ein paar Wochen früher, am 4. Juni, hatte dasselbe Organ, das Lessings Witz

seit den Anti-Goezen „in Koth gesunken" fand, ein bösartiges Gedicht von Pfeffel „Das Goldstück" wiederholt (auch in den Vossischen Musenalmanach für 1780 aufgenommen, zu Lessings großem Ärger und unserer Verwunderung über den Redacteur). Die Schlußwendung zielt auf die Fragmente, aber der Trödeljude Ephraim, der einem Knaben weismacht, sein altes Goldstück sei falsch, ist klärlich der Parabeldichter Ephraim Lessing, wie ihn der blinde Mann in Colmar sich carikirte. Aus dem Kreise der Nathanfeinde, die nach Lessings richtiger Vorausſagung in Kämmerlein und Conventikeln über die dreiste Apotheose jüdischer Gottlosigkeit zeterten, trat nur Einer zu gründlicher Abwehr hervor, ein greiser invalider Schwachkopf der Gottschedschen Schule, Balthasar Ludwig Tralles, Arzt und naturschildernder Dichterling in Breslau. Seine „Zufälligen alt-deutschen und christlichen Betrachtungen", die 1779 in einem polemischen und einem viel längeren, auch entsprechend langweiligeren apologetischen Theil erschienen, athmen „Schaudern und Entsetzen" vor der zügellosen Voltairischen „Dreustigkeit, ohne allen Rückhalt und vorhergegangene zulängliche Überlegung, mit der Religion öffentlich ein Gespötte zu treiben", vor der sprachlichen Auflehnung gegen „das alte gute reine Deutsche nach Gottscheds Sprachlehre" (wobei einige berechtigte Zweifel auftauchen), vor der neuen Orthographie „oder vielmehr Pseudographie, die nunmehr bis auf den Gipfel der Thorheit steiget." Lessing hatte in der „Duplik" gehöhnt: es sei immer rührend, wenn der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen wolle, falls kein jüngerer und stärkerer Grieche mit ihm anzubinden sich getraue; jetzt that er sehr recht daran, nur in Briefen einigen Spott mit dem altersschwachen Breslauer zu treiben, gegen den unnöthigster Weise noch 1781 Herr von Schütz mit einer herzlich unbedeutenden Vertheidigung zu Felde zog.

Alle Stimmfähigen bezeugten einhellig, welch ein Fest des Geistes ihnen das dichterische Nachspiel zum Fragmentenstreit eingeläutet habe. „Er ist Lessings würdig, wenn es auch weniger Drama als Philosophie in dramatischer Form wäre", schrieb Leisewitz, als er am 11. Mai den eben eingetroffenen „Nathan" durchgelesen hatte, in sein Tagebuch. Die alten Getreuen schworen darauf, Lessing habe nichts besseres gemacht und könne nichts besseres machen. Gleim rief, wenn die Dummheit und

Bosheit ringsum über die Verherrlichung des Juden murrte, mit dankbaren Thränen „Gott erhalte Nathan den Weisen!" und identificirte den Helden mit seinem Schöpfer, jetzt in Briefen, dann in der Grabschrift „Nathan, der Weise, ruhet hier", um endlich mit kindlicher Blasphemie und bedenklichster Reimtechnik seinen bewunderten Dichter neben, wo nicht gar über den lieben Gott zu stellen:

Den weisen Salomon schuf Gott der Herr,
Den weisen Nathan aber schuf uns Er!

Moses Mendelssohn zollte den bündigsten Beifall und erleichterte nach Lessings Tod sein volles Herz, indem er dem Bruder schrieb: „Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das eben so sehr über Nathan hervorragte, als dieses Stück in meinen Augen über alles, was bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unsern sinnlichen Augen völlig entzieht; und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten, und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand." Andächtig fand im „Nathan" die Hamburgische „versammlete Gemeine" ihre liturgische Lection; der Dank kam aus Elisens Feder: „Tausend Gotteslohn für Ihren Nathan, lieber Lessing! Lange, lange muß kein Trunk Wassers in einer dürren Sandwüste so verschluckt worden sein, so gelabt haben als dieser uns .... So ein Jude, so ein Sultan, so ein Tempelherr, so eine Recha, Sittah — was für Menschen! Gott! wenn es deren viele von ordentlichen Vätern geboren gäbe, wer möchte nicht so lieb auf Erden als im Himmel leben, da, wie Sie ganz recht bemerken, der Mensch dem Menschen doch immer lieber bleibt als der Engel. Sie haben Wort gehalten: eins Ihrer rührendsten Stücke ist Nathan geworden, in dem ganzen Umfang und der edelsten Beziehung des Worts." „Tausend Ausrufungen des Entzückens" that F. H. Jacobi während der Lectüre. Die gewichtigste Anerkennung aber kam aus Weimar; in ein paar schlichte Worte, wie in einen starken Händedruck, faßte Herder, auch ein Collecteur für „Nathan", seinen Beifall zusammen: „Ich sage

Ihnen kein Wort Lob über das Stück; das Werk lobt den Meister, und dies ist Manneswerk". Wäre nur der vertraute Gedankenaustausch der Weimaraner gebucht worden, besäßen wir nur Herders und Goethes Gespräche! „Vor Nathan dem Weisen", erzählte Knebel 1780 in Pempelfort über Goethes Antheilnahme, „sei er ordentlich prosternirt. Er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen. Lessing selbst" (fügt Jacobi hinzu) „hatte mir schon gesagt, daß man ihm von Weimar aus große Complimente über sein Stück gemacht."

Ein geplantes Nachspiel „Der Derwisch", neben dem auch ein höchst problematisches „Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi" der „Fromme Samariter" erwähnt wird, hat Lessing nicht geschrieben, und die Frage, ob Al Hafi darin unter seinen Lehrern am Ganges oder nach Jerusalem heimgekehrt erscheinen sollte, bleibt ein müßiges Spiel des Witzes; nur soviel dürfte sicher sein, daß der sentimentalische Rousseauton, mit dem Klinger in seinem Drama „Der Derwisch" den Sehnsuchtsruf Al Hafis wieder aufnahm, keinen irgend entsprechenden Ersatz für Lessings verklungenen Epilog bildet; einer späten Parodie „Der travestirte Nathan", worin J. v. Voß' liederliche Muse mauschelnd und sonettirend den romantischen Komödienstil probirte, zu geschweigen. 1782 hatte der Meininger Hofprediger Pfranger in leidlicher Sprache und Metrik, aber mit stümperhafter Technik und lauwarmer Stimmung, die man jesuitisch schelten möchte, wenn sie nicht bloße Schwächlichkeit eines halbliberalen Apologeten wäre, dem „Nathan" ein langathmiges Gegenstück „Der Mönch vom Libanon", dem giftigen Judenmärchen eine christlich positive Parabel entgegengestellt. Hier wird Nathans Weisheit und Güte auf der einen Seite anerkannt, auf der anderen in ihrer traurigen Unzulänglichkeit entlarvt. Saladin ist vom Anfang, wo ihm Nathans Lehre Hirn und Seele martert, bis zum Ende, wo dem Sterbenden seine Jugendsünden ins Gesicht geschleudert werden, als hilfloser Schattenkönig auf das Siechenbett gestreckt. Statt des christlichen Patriarchen spielen ein giftmischender Imam und ein plumper Marionettenbösewicht von Mameluken die Intriganten, alles verklärende Licht aber ergießt sich über den mönchischen Leib- und Seelenarzt vom Libanon, den verkappten Assad, welcher große Un-

bekannte auch, lange bevor er das Familiengeheimnis enthüllt, durch seine Rede, sein Gebahren, seine Bibel die Seele Rechas dem Christenthum zurückgiebt. Ein ödes Pastorenstück, das trotz einer zweiten umgearbeiteten Auflage spurlos vorbeistrich und durch manche lästige Wiederholung aus dem mattherzig bestrittenen Urbild beinah an Schönes unpolemische Fortsetzung von Goethes „Faust" erinnert. Goethe hat „vom Libanon den heiligen Mann", der 1776 der „Stella" mit einem sechsten Act voller Criminaljustiz zu Leibe gegangen war, noch spät nebst dem Wertherfeind Nicolai und Pustkuchen, dem frömmelnden Sudelkoch der falschen „Wanderjahre", zu einem traurigen Dreibunde vereinigt, als Afterdichter, die die Götter „nach ihrem Bild zu Schuften" machten. Freundlicher erscheint Pfrangers Bild an der Seite Reinwalds und Schillers während dessen Bauerbacher Weltflucht. —

Lessing hatte sein dramatisches Gedicht nicht im wörtlichen Sinn von der alten „Kanzel" herab unter die Leute bringen wollen, oder vielmehr er war sich sehr klar darüber, daß „Nathan" erst spät, vielleicht nie den Zugang zu dieser Kanzel frei finden könne. „Ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen" (nämlich durch directe Herausforderung der jetzigen Schwarzröcke), „endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erst in hundert Jahren wäre", sagte er, und später: „Es kann wol sein, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wol nie geschehen wird." Es scheint, daß erfahrene Theaterkenner wie Lichtenberg und Engel, der in Berlin Autorität für die Bühne war, der gleichen Entsagung huldigten. Da der „Nathan" zweifelsohne leicht zu insceniren und von guten Kräften, die nicht im gemeinen Schlendrian aufgingen, erfolgreich zu spielen war, ist der Grund der anbauernden allgemeinen Zurückhaltung vor allem in der censurwidrigen Tendenz des Stückes zu suchen; hat doch nach hundert Jahren noch eine süddeutsche Kammer den gefährlichen Gast aus dem Hoftheater zu verbannen gesucht. Während Bruder Karl nirgends die rechten Schauspieler für ein so feines Raisonnement und eine so maßvolle Charakteristik erblickte, überlegte schon 1779 Dalberg, dessen zwei Jahre später an einem ganz anders gearteten Neuling, den „Räubern", bethätigter Wagemuth für zukunftathmende Schöpfungen uns mit seiner leibigen

Intendantenschwäche versöhnen mag, eine Mannheimer Aufführung, doch ohne dem kühnen Gedanken Gestalt zu geben. Auch Schröder in Hamburg, wo sein Shylock seit 1777 Triumphe feierte, widmete einem Stück, das ihm, wie sein Biograph erzählt, aus der Seele geschrieben war und lang in mannigfachen künstlerischen und philosophischen Beziehungen der Gegenstand seiner Unterhaltung blieb, bloß eine platonische Liebe, an welcher nur ein auserwählter Kreis sich erbauen durfte, wenn der Meister, von würdigen Genossen unterstützt, eine Vorlesung veranstaltete: „Seinen Nathan bewunderten die Zuhörer, aber sie waren auf ihn gefaßt. Den Patriarchen, den er gleichfalls übernahm, bewunderten sie nicht weniger und wurden durch ihn überrascht. So rein von Ziererei und Auffahren, so vornehm sanft und mit ruhiger Salbung flossen die Äußerungen der Unduldsamkeit von seinen Lippen, als hätte Lainez sich mit dem Cardinal von Lothringen vor den Augen des französischen Hofes unterredet." Gewiß würde dieser große Künstler, der zu dienen wußte, Lessings Charaktere auch auf der Bühne ohne jede schreiende Farbe gemalt haben. An innerem Antrieb fehlte es nicht, und die stumme Vorführung einiger Figuren des „Nathan" in zwei Hamburgischen Redoutenaufzügen (Januar und Februar 1789) konnte ihm keine Abschlagzahlung sein. Noch 1810, als er zu dem würdigen Collegen Schmidt, der die Unterredung treulich gebucht hat, von seiner gänzlich erloschenen Neigung für die Schauspielkunst sprach, that er zögernd das Geständnis: „Nur eine einzige Rolle giebt es, die mich in Versuchung führen könnte. — Und die wäre? fragte ich begierig. — Lessings Nathan. Wie gern hätte ich diesen Charakter früher gespielt, wäre es zu meiner Zeit für möglich gehalten worden, dieses wundervolle Werk auf die Scene zu bringen! ... Ich erzählte ihm, wie ich in Magdeburg die Initiative ergriffen habe, das Gedicht für die Bühne wiederzuerobern, worüber er sehr vergnügt wurde. In die beste Stimmung versetzt, recitirte er zuletzt ohne Anstoß die berühmte Erzählung von den drei Ringen. Alle lauschten athemlos, denn der Vortrag war von erhabenster Einfachheit, ganz dem Charakter des herrlichen Dramas entsprechend. Als er geendigt, schien es mir, als sei es für einige Augenblicke gelungen, ihn in seiner Entschließung wankend zu machen, doch schnell sagte er lächelnd: Nein, mit einem neuen Debut von mir ist es zu spät."

Friedrich Ludwig Schmidt und die weimarischen Kunstfreunde theilen sich in die Ehre, dem „Nathan" auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts die Theaterpforten für immer erschlossen zu haben. Ein im vorigen angestellter Versuch war längst vergessen. „Was würdest du aber sagen", hatte Karl Lessing 1779 den Bruder nach allerhand theatralischen Bedenken gefragt, „wenn Döbbelin den Nathan dem ungeachtet aufführte?" Theophilus Döbbelin wagte es wirklich, am 14. April 1783 in Berlin den „Nathan" auf den Brettern der Behrenstraße zu agiren, mit erklecklichem Kostenaufwand für Decorationen und Gewänder, aber einer mangelhaften Besetzung, so daß der Neuigkeitserfolg des ersten Abends am zweiten verflogen war und am dritten das Haus eine gähnende Leere zeigte! „Die Judenschaft", bemerkte ein harmloser Recensent, „auf die man bei diesem Stücke sehr rechnen konnte, war, wie sie sich selbst verlauten ließ, zu bescheiden, eine Apologie anzuhören, die freilich nicht für die heutigen Juden geschrieben war." Und die minder bescheidenen aufgeklärten Berliner durften ihr Fernbleiben vielleicht mit der unbefriedigenden Darstellung einigermaßen entschuldigen, da dieses Stück mit dem Hauptacteur steht und fällt, und Madame Mecour-Daja, Mademoiselle Döbbelin-Recha die Scharten Theophilus-Nathans nicht auszuwetzen vermochten. Der ergraute Coulissenreißer aber fühlte sich trotz der trüben Erfahrung vom 14. bis 16. April fortan als Lessings Generalagent; als ihm im November des nächsten Jahres ein Zeitungsschreiber unglimpflich begegnet war, trumpfte er auf: „Wer hat zuerst Minna von Barnhelm aufgeführt? Döbbelin! — Wer hat Emilia Galotti zuerst und im Manuscript auf die Bühne gebracht? Döbbelin in Braunschweig. Wer hat's unter den Deutschen gewagt, Nathan den Weisen, mit aller Würde, neu decorirt, neu gekleidet auf die Bühne zu bringen? Dieser von Ihnen unverantwortlich gehudelte Döbbelin." Die Verdienste eines gewissen Seipp, durch eine Preßburger Nathanaufführung vom Sommer 1785, blieben ganz im Stillen.

„Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird!" schrieb Lessing im Entwurf einer Vorrede. Magdeburg und Weimar dürfen diesen Gruß des Nathandichters für sich in Anspruch nehmen.

Endlich, am 27. Juli 1801, brach die Schmidtsche Truppe, der Principal in der Hauptrolle voran, das Eis: eine „wahrhaft andachtsvolle Stille" herrschte im Haus, der Erfolg überstieg sogar den des „Wallenstein", und als das Publicum zum Schlusse jubelnd die Wiederholung am nächsten Abend forderte, war dem braven Director so selig zu Muthe, „als ob er sich in höhern Regionen befände und dort ein Schauspiel aufführte". Sein Ruhm soll ihm bleiben; die geistige Initiative aber gehört Weimar, wenn auch die fortwirkende That dort, wo Goethe und Schiller geboten, erst am 28. November 1801 und zunächst noch in mangelhafter Aufführung geschehen ist. Begeistert, mit dem obligaten Scheelblick auf die Schauspieldichter der Gegenwart, schrieb Caroline Herder an Gleim. Berlin folgte unter diesem Eindruck am 29. October 1802: Iffland spielte die Titelrolle, Friederike Unzelmann die Sittah, Tempelherr und Patriarch befriedigten, die übrigen Rollen waren schlecht besetzt, aber Nathans und Mendelssohns „Religionsverwandte" sorgten für volle Häuser, während Wilhelm Schlegel, damals auf der Höhe seiner Aufklärungsfeindschaft, ein sehr kühles Urtheil abgab. Am durchschlagendsten war der Erfolg in Hamburg am 2. December 1802. Braunschweig sah die erste Aufführung im August 1804 mit Schmidt, Mannheim im Mai 1805, und so ging, auch durch Ifflandsche Gastspiele, in Leipzig und sonst, gefördert, die Eroberung der deutschen Bühnen Schritt für Schritt weiter. Selbst München konnte sich endlich nicht mehr ausschließen (27. Mai 1814): man strich und strich in der Schillerschen Bearbeitung und opferte den Patriarchen gänzlich. Nur in Wien sollte noch immer gut Ding Weile haben, denn erst am 15. September 1819 erkämpfte der Lessingisch gesinnte Befreier des Burgtheaters, Schreyvogel, den Einzug „Nathans" (mit dem zu hausbackenen Koch; seit 1831 Anschütz), nachdem ein pensionirter Souffleur das Drama aus nothgedrungener Rücksicht auf die Censur der Polizei und des Erzbischofs „erbärmlich verstümmelt" hatte. Verse wie „Was ist für einen Großen denn zu klein?" waren im Hause des Kaiser Franz unmöglich, der Patriarch verwandelte sich in einen Großcomthur, der Klosterbruder — von Costenoble trefflich dargestellt — in einen simplen Diener. Wurde gar in der Parabel statt vom Glauben von der „Wahrheit" gesprochen, so war der Gesichtspunkt

ganz verschoben. Costenobles Tagebuch bietet werthvolle Notizen; Zelter machte seinem gesunden Ärger in einem Briefe nach Weimar Luft.

In Weimar herrschte 1801 volle Theaterfreiheit. Carl August selbst nahm an den Vorbereitungen im Februar Theil, wiewol ohne rechte Hoffnung auf Erfolg: „Ins Ganze ist es aber doch eine fürchterliche Entrepriſe das Ding zu spielen; ich bin vor der Idee erschrocken, wie ich jetzt das Stück wieder gelesen habe. Ich höre auf zu begreifen, wie es unsre Leute aussprechen wollen, was mit so scharfen Contouren und wenigen Linien bezeichnet ist." Aber gerade in der klaren, auseinandersetzenden Recitation, die hier die vorzüglichste Obliegenheit der Schauspieler bilden mußte, sah Goethe den principiellen Gewinn für die deutsche Bühne. Die eigentliche Einrichtung fiel Schiller zu, der sie unter Mitwirkung der „Kunstfreunde" im April binnen anderthalb Wochen mit der raschen, mitunter auch gewaltthätigen Hand des großen Bühnenpraktikers vollzog. Schiller hatte für seine Person ein kühles Verhältnis zum „Nathan". Nicht aus den Jünglingsjahren her: vom „Carlos" ganz abgesehen, rühmte er in jener Mannheimer Predigt über die Schaubühne als moralische Anstalt überschwänglich das Nathanevangelium, ohne jede Einschränkung vom ästhetischen Standpunkt. Der freien Gesinnung Nathans blieb der gereifte Mann, der eben aus Religion keine Religion bekennen wollte, so gewogen wie Einer — einer schroffen, bei Schillers dichterischer Eigenart wol begreiflichen Antipathie gegen den „Nathan" als Kunstwerk gab er 1795 in seiner theoretischen Hauptschrift unverhohlenen Ausdruck, indem er an ein dramatisches Gedicht, das durchaus sui generis ist, den unbiegsamen Maßstab von Gattungsgesetzen anlegte und dictatorisch der Tragödie das ruhige Raisonnement des Verstandes, der Komödie das Pathos des Herzens verwehrte. Im „Nathan" habe die frostige Natur des Stoffs das ganze Kunstwerk erkältet, lautet sein mehr als frostiges Urtheil über eines der wärmsten Kunstwerke. „Ohne sehr wesentliche Veränderungen würde es kaum möglich gewesen sein, dieses dramatische Gedicht in eine gute Tragödie umzuschaffen; aber mit bloß zufälligen Veränderungen möchte es eine gute Komödie abgegeben haben. Dem letztern Zweck nämlich hätte das Pathetische, dem erstern das Raisonnirende aufgeopfert werden müssen, und es ist wol keine Frage, auf welchem von beiden die Schönheit dieses Gedichts

am meisten beruht." Ob Schiller im Lauf der Jahre diese Auffassung gemildert hat? Jedenfalls konnte es, als er 1801 dem weimarischen Bühnenbedürfnis diente, seine Sache nicht sein, die Vorlage (es war der erste Nathandruck) radical umzugestalten. Weil „Nathan" für einen normalen Theaterabend viel zu lang ist, mußte Schiller nicht bloß eine Menge Zwischensätze der oft unterbrochenen Rede, kleine dialektische Variationen und Tautologien, gelegentliche Wiederholungen, schwer verständliche Stellen von „Div" und „Ginnistan" streichen, den langsamen Gang mancher Argumentation durch rasche Sprünge beseitigen, entfernte Zeilen ohne weiters zusammenschweißen oder eine Nothbrücke von Flickwörtern und leisen Änderungen, die das Metrum ohne peinliche Sorge um volle Verse wahren, herstellen, historische Details von König Philipp und den Maroniten ausmerzen, das ausgesponnene Schachgespräch der Geschwister auf den engsten Raum beschränken, sondern auch kurzer Hand ganze, in der Oekonomie allenfalls entbehrliche Scenen unter den Tisch werfen: so befördert er die abrollende Handlung durch Entfernung des Auftritts zwischen Saladin und Sittah im vierten Act, der Mameluken und des Emir im fünften. Aber zu den äußeren Gründen der Verkürzung um ein Fünftel der Verse kommen auch innere, die gerade das raisonnirende Wesen des Stückes treffen: Schiller beschneidet, natürlich nicht aus religiöser Scheu, einzelne antichristliche Erörterungen, er opfert rücksichtslos bedeutsame Partien der Reden über das Wunder, über Mensch und Engel, er will des Klosterbruders fromme Einfalt nicht mit dem ironischen Ausfall auf die orthodoxe Sündenlehre belasten, streicht aber auch jenes gemüthliche Wort über das Judenthum Christi, er modelt — seine schlimmste Änderung — die sprudelnde Dialektik Al Hafis um und legt ihm eine Reihe neuer nüchterner Verse in den Mund, die uns ohne nervöse Seitensprünge unterrichten sollen, so wie er um Saladin zu heben die Sittah in einem fast plumpen Einschub das Thema der von ihm nicht angetasteten Parabelscene ganz geradezu stellen läßt. Er ist vor allem bemüht, Recha von ihrem altklugen Philosophiren, dessen bewußte Ruhe den Schöpfer Theklas und Johannas verdroß, zu heilen, nachdem er Nathans „Arznei" gegen ihr Schwärmen ein wenig verdünnt hat. Durch Schiller sind also die Misverständnisse über die „Liebenden" befördert worden. Seine Recha faßt sich im Religionsgespräch mit Daja er-

heblich kürzer, fragt Curd nicht über den Sinai aus — was doch bei Leſſing ihre von aller Erotik freie Unbefangenheit bekunden ſoll —, unterhält ſich mit Sittah nicht über den Schaden der Buchgelehrſamkeit und überſpringt die allgemeineren Betrachtungen über Bekehrungseifer, um ſogleich die aufregende Scene unter den Ruinen dramatiſch zu erzählen. Die tragiſche Würde tilgt einige Sätzchen vom gemeinen Geld, etliche zu derb klingende Ausrufe des „plumpen Schwaben". Daja braucht ſich nicht mehr mit der verzwickten Antitheſe vom ſchlafenden und wachenden Geiſt — „bald weniger als Thier, bald mehr als Engel" hatte ſie Haller nachgeſprochen — zu plagen. Aber Schiller dachte nicht daran, den Purpurmantel ſeiner eigenen Versſprache um Leſſings charakteriſtiſchen Stil zu ſchlagen: die kleinen Einlagen enthalten ſich nur zu kahl jedes redneriſchen Schmuckes, und ganz vereinzelt dient der Rothſtift einer wolklingenden Variante, wenn zum Scenenſchluß ein proſaiſches „kommt es nicht an unſre Thüre?" dem Schilleriſch gehobenen „was rauſcht an unſrer Thür?" den Platz räumt.

Die weimariſchen Bundesgenoſſen haben Leſſings „Nathan" auf die rechte Kanzel geführt und ſeiner längſt im Stillen geübten edel ergetzenden und tief erbauenden Macht den großen Schauplatz beſchert, wo er unſer Jahrhundert hindurch Tauſende und Abertauſende im Cultus des Schönen und Guten befeſtigt und durch die liebreiche Mahnung, das Begriffene zu üben, mit freien, kräftigen, menſchenfreundlichen Gedanken ins Leben entlaſſen hat. „Möge doch", ſagt Goethe, der dem „Nathan" ein volles Bühnendaſein, über Schillers gedrängtere Faſſung zum Urſprung zurück, wünſchte, „möge doch die bekannte Erzählung (von den Ringen) glücklich dargeſtellt das deutſche Publicum auf ewige Zeiten erinnern, daß es nicht nur berufen wird, um zu ſchauen, ſondern auch um zu hören und zu vernehmen! Möge zugleich das darin ausgeſprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und werth bleiben."

IV. Capitel. Die Erziehung des Menschengeschlechts.

„Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt". Lessing.
„Es wird das neue Evangelium kommen". F. Schlegel.

In demselben Jahre, da Lessing zum „Nathan" zurückkehrte, trat lang vorbereitet die erste Reihe seiner Freimaurergespräche ans Licht, die nach dem gleichen Ziel eines großen Bundes der Humanität hinstrebt und ebenso eine Loge über den Logen sucht, wie die „Erziehung" ein Evangelium über den Evangelien. Als drei Ringe greifen das Drama und die beiden letzten Prosawerke in einander, ein leuchtendes und mahnendes Vermächtnis. Was als lehrhaftes Schauspiel im Zeitalter der Kreuzzüge dargestellt wurde, erging 1778 mit dialektischer Fragstellung an die Gegenwart: sollen die Menschen einer unvermeidlichen politischen und religiösen Trennung zufolge sich ewig nur als Christen und Juden und Muhammedaner verhalten, „nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten?"

Daß nun die Blütezeit der Geheimbünde für Lessings große unsichtbare Gemeinde der Humanen die Verkleidung hergab und gerade die berühmteste und ausgedehnteste Gesellschaft seinem Zwecke dienen mußte, war natürlich. Daß die erziehende Kraft des Staates in dieser Pädagogik zu kurz kam, wollen wir heute, wo eine herrlich erstarkte Freude am Staat leicht bis zur Blindheit gegen den Bildungsgehalt des classischen Weltbürgerthums vordringt, lieber begreifen als schelten.

Dieses Capitel hat mein Freund Privatdocent Dr. phil. et med. Hugo Spitzer in Graz durch handschriftliche Mittheilungen bereichert und beschleunigt.

In Orden und Logen suchte der Mann, dem die Mitwirkung an öffentlichen Angelegenheiten noch versagt war, einen Ersatz für politische Unmündigkeit, das Morgenroth einer freien Zukunft der Menschheit. Die Dichtung folgte weithin diesem Antrieb: in Saraſtros heiligen Hallen und in Z. Werners templerischen Mysterien, die dem Neophyten einen Erlösungsquell aus Blut und Dunkel verhießen, im geheimnisvollen, über Geburt und Erkenntnis erhabenen Thurm der „Lehrjahre" Wilhelm Meisters und im märchenfrohen Tempel der Lehrlinge von Sais, bis der greise Goethe, trotz allen einseitigen Anklagen wider seinen abgekehrten selbstgenügsamen Quietismus, das Stände und Länder umschlingende „Band" der „Wanderjahre" zur edelsten Internationale ausdehnte, mochte auch die Gestaltungskraft in diesem Bildungsroman schon sichtlich erlahmen. Heute ist eine andere Internationale zur Erscheinung gekommen, weit dahinten liegt die Utopie der „Ritter vom Geist", und die Freimaurerei hat längst ihre ehemalige Bedeutung eingebüßt, um bei geselligen Vergnügen und kleinen Hilfeleistungen ein stilles, hie und da durch irgend einen Hirtenbrief mehr geehrtes als gestörtes Altersdasein zu fristen, dessen verschlissene Geheimbräuche im Lichte des modernen Tages eine harmlose Sonderbarkeit zeigen.

Auch hatte schon der junge Lessing „Das Geheimnis" ohne jedes Adeptengelüst von außen beguckt und eine dreiste Lache angeschlagen. Während die Brüder allenthalben zur eigenen Wichtigkeit die freundliche oder feindliche Achtung der profanen Welt genossen, reimte er 1751 lustig die Beichte des dummen Buben Hans, der nichts vorzubringen hat als ein versteckes Vogelnest; mit der Moral:

Ich kenn' ein drolligt Volk, mit mir kennt es die Welt,
Das schon seit manchen Jahren
Die Neugier auf der Folter hält,
Und dennoch kann sie nichts erfahren.
Hör' auf, leichtgläub'ge Schaar, sie forschend zu umschlingen!
Hör' auf, mit Ernst in sie zu dringen!
Wer kein Geheimnis hat, kann leicht den Mund verschließen,
Das Gift der Plauderei ist nichts zu plaudern wissen.
Und wissen sie auch was, so kann mein Märchen lehren,
Daß oft Geheimnisse uns nichts Geheimes lehren,
Und man zuletzt wol spricht: war das der Mühe werth,
Daß ihr es mir gesagt, und ich's von euch begehrt?

Zwei Jahre darauf gab er, um gar keinen Zweifel über das Ziel dieſes reſpectwidrigen Hiebes zu laſſen, eine Fußnote bei: „Die Freimäurer"; zwei Jahrzehnte ſpäter ſtrich er das Gedicht, denn er war ſelbſt unter die Maçons gegangen.

Auch ihn, deſſen Polyhiſtorie weit geringere Fragen durchſtöbern konnte, intereſſirte das von Myſterien, Sagen, Fälſchungen und Halbgeſchichte umhüllte Werden und Wirken der in England, Frankreich, Deutſchland ſo mächtigen Logen. Als hiſtoriſcher Forſcher, nicht als Einlaß Begehrender trat er vor ſie hin, um dem behaupteten Zuſammenhang mit dem Templerorden auf die Spur zu kommen und durch etymologiſche Grübeleien über den Namen tiefer zu bringen als die Weiſen vom Stuhl. Sein erſter Entwurf iſt rein hiſtoriſch; kühl geht er am Geheimnis vorbei, das weder den Weg zum Himmel, noch den Weg zur Hölle bedeute. Der Beſſerwiſſer Nicolai zuckte die Achſeln, Bode aber, ein ungemein eifriger Bruder, kannte Leſſings ſchroffe und raſche Selbſtändigkeit zu gut, als daß er ihm nicht den Eintritt in den langſamen Reigen widerrathen hätte, nachdem die Beſchäftigung von außen dem Betrachter doch eine Umſchau dadrinnen empfahl.

Die Wiege der Freimaurerei ſtand in England. Aus den mittelalterlichen Handwerksgilden der free masons, (Steinmetzen), die ſich im ſiebzehnten Jahrhundert auch Unzünftige als accepted masons zugeſellten, ging allmälig unter Abſtreifung des Zunftmäßigen, außer in Namen, Bräuchen und Symbolen, von duldſamſter Aufklärung beſchienen, 1717 die vereinigte Große Loge London hervor. Ihr gab Anderſon, indem er Mittelalter und Neuzeit zwar mit kritikloſem Glauben an die Sagen der Bauhütten (lodges), doch ſehr geſchickt zu vermählen wußte, eine 1723 auf 24 anerkannte Verfaſſung, die Magna Charta der Freimaurerei, liberal, tolerant, human. Männer der höchſten und der mittleren Kreiſe reichten einander die Bruderhand. Aber die einfachen und weitherzigen Grundſätze erfuhren, je weiter die Bewegung um ſich griff, manche Wandlungen; ſie wurden verbrämt und verengt, und die Logen nicht bloß durch Syſtemſucht und allerlei neue kaſtenhafte Grade, ſondern öfters auch durch den Zudrang zweideutiger Bewerber geſchädigt.

In Deutſchland bildete Braunſchweig früh einen wichtigen Vorort. Hier fand Friedrich II. noch als Kronprinz ſeine Aufnahme, der, nachdem

er den Thron bestiegen, in Berlin die Loge Aux trois globes eröffnen ließ und ihr seine Huld auch über die eigene thätige Theilnahme hinaus erhielt. Mit ganzer Seele ergab sich Herzog Ferdinand von Braunschweig der Maurerei. 1740 aufgenommen, führte er dann seit 1772 den Hammer als Großmeister der altschottischen Observanz, unklar genug, wo er von geheimer Weisheit orakelt, schlicht und herzlich in all seinen Rundschreiben und Reden, welche die Pflichten des echten Maurers in die thätige Menschenliebe setzen. Sein hohes Amt ward ihm oft recht sauer. Wieviel Herrschsucht und Cabale wühlte doch in den Logen, wie mancher verkappte Beutelschneider suchte darin im Trüben zu fischen, denn noch immer spukte die lichtscheue Alchymie mit ihrem Goldstein und Allheilmittel, wie verzwickt wurden die Systeme, wie theatralisch die Ritterceremonien, wie spielerig die lateinischen Ordensnamen, wie verworren die Berichte vom Ursprung und Fortgang seit Salomo oder Noah, wie hohl die tiefsinnigen Mysterien, hinter deren Schleier Finsternis und Mummenschanz lagen! In den siebziger Jahren that erst Schrepfers gemeiner Geisterschwindel den deutschen Logen Abbruch, dann suchten die vielgeschäftigen, von edlen Schwärmern wie G. Forster angestaunten Rosenkreuzer ein Bündnis, und die Illuminaten, namentlich in Baiern mächtig, wollten auch den biederen Herzog Ferdinand überrumpeln, später machte Bahrdt viel Wesens von seiner Deutschen Union, bis die Heißsporne der Aufklärung gar Jesuiten hinter den Logen aufzuschnopern wähnten. Es scheint besonders in Hamburg eine gesunde Tendenz den Kern der Freimaurerei gegen das Brimborium vertheidigt zu haben, wenn etwa ein Bürger vom Schlage Sievekings 1789 den Hammer nur unter der Bedingung schwingen wollte, daß „statt der bisherigen langweiligen Versammlungen" die Brüder von Zeit zu Zeit formlos zusammenkämen, gemeinnützige Dinge — sagen wir: wie in Franklins Junto — besprächen und das Logengeld der städtischen Armenanstalt überwiesen. Was freilich Schröder, ein rastloser Maurer, bekämpfte, um die Hieroglyphen als unentbehrlich zu retten, doch mußte er selbst hinterdrein zugestehen, es brauche keine Vereidigung, da es kein Geheimnis gebe. Und Bodes vom Illuminatenthum angeregte Reformvorschläge zielten 1790 auf einfacheren Ritus und stärkere Gemeinthätigkeit.

Seit den dreißiger Jahren hatte sich das Logenwesen in Hamburg

entfaltet. Im Januar 1770 ſtiftete Rittmeiſter v. Roſenberg als Filiale der großen deutſchen Landesloge, alſo auch der engliſchen Mutterloge, von der die ſtricte Obſervanz der Ferdinand und Bode abgelöſt war, die regelmäßige Loge zu den drei Roſen. Am 14. October 1771 wurde Leſſing von Baron Roſenberg im Beiſein des befreundeten Münzmeiſters Bruder Knorre „hiſtoriſch aufgenommen" und brachte es auf drei Grade, zog ſich aber alsbald hier wie in Braunſchweig völlig zurück. Ihm folgten dann, als Toby Mumſen den Hammer führte, Claudius, Schönborn, Miller, Voß, Stolberg, Bernſtorff; Voß 1774, durch Leſſings Beiſpiel ermuntert, unter dem mannhaften Vorbehalt völliger Geiſtesfreiheit, während Miller nach ſeiner flachen Art nur ein Getändel mit den Ritterhandſchuhen für die zukünftige Geliebte trieb. Die bündiſchen Schwärmer aus Göttingen geſtanden ſich bald, daß ihnen die Loge nichts biete, drehten der Sinnbildnerei den Rücken und ließen als paſſive Mitglieder ihre Namen in den Liſten fortlaufen. Was vielen Jünglingen die Logen verleidete, ſpricht eben zur Zeit der Leſſingſchen Schriften der Deutſchdäne Zoëga am ſchroffſten aus: einmal die mächtige Rolle, welche Fürſten, „Tyrannen des menſchlichen Geſchlechts", darin ſpielten, dann der gängelnde Zwang und der Geheimcult: „juſt dieſe Prahlerei von der Freimaurerſchaft aller edlen und weiſen Männer ſeit dem Tage der Schöpfung iſt es, was mich wider dieſe Leute einnimmt. Kann nicht jeder Marktſchreier desgleichen von ſeiner Abſtammung und ſeinen Geheimniſſen rühmen, und folgt nicht für ihn daraus eben ſo viel als für ſie, ſo lange ſie im Verborgenen bleiben? Wer öffentliches Lob will, handle am Tage; das Lob des Nächtlers iſt in der Nacht ... Ich rechne viel auf geheimen Werth; aber wer ihn hat, hält's bei ſich und iſt ſtille, läßt's ahnden von ſeinen Handlungen, verführt kein vag Geſchwätz." Ablehnend verhielt man ſich auch im Reimariſchen Hauſe: Vernunft hat keine Ceremonien, meinte der Doctor, und Sokrates, den es nicht nach den eleuſiniſchen Weihen verlangte, wäre in unſern Tagen auch kein Freimaurer geworden. So ſprach, um zu den Größeren fortzuſchreiten, Wieland nicht ohne Ironie von dem geheimen Gottesdienſt und unverletzlichen Stillſchweigen ſeiner Scheſchianer, obgleich er ſelbſt ein „Initiirter" war und ſein Hinſcheiden endlich zur geiſtreichſten und unbefangenſten aller Logenreden Anlaß gab. Es muthet uns lächerlich an, daß unſern erſten Dichtern und

Denkern durch irgend einen Mann im Schurzfell die Binde vom Auge hätte gelöst werden sollen. In der That suchte Goethe 1780 allein aus geselligen Gründen, wie er unumwunden gestand, die Aufnahme nach; der lang blühenden, freien und friedlichen Weimarer Loge zur besonderen Weihe: in ihrem Kreis hielt er jenen meisterhaften Nachruf auf Wieland, diesen Brüdern und Schwestern sandte er durch den Sohn würdige Festgesänge, und wie er in ernsten Reimen eine höhere Symbolik kundgab, so faßte er in einer Denkrede menschlich das Menschliche zusammen: daß dieser Bund die Lebenden gleich mache, indem er sie zu vereintem Wirken aufrufe, deshalb jeden erst auf sich selbst zurückweise und sodann auf das Ganze hinleite zu Gunsten allgemeiner Zwecke.

Wer wäre in diesem weiten Sinne lieber Freimaurer gewesen als Lessing? Schade nur, daß ihn gleich auf der Schwelle ein Gruß voll anmaßender Bevormundung überraschte und ein Pröbchen verdächtiger Brüderlichkeit gab. Da war in Berlin seit den sechziger Jahren Herr v. Zinnendorff, der von einem Edelmann adoptirte Stabsarzt Joh. Wilh. Ellenberger, durch Umsicht und Rechtlichkeit, mit reger Autoritätssucht verbunden, zu einer maßgebenden Rolle gelangt, aber auch viel und heftig angefochten; so geraume Zeit her von Bode, bis übers Grab von Schröder. Als Haupt der Großen deutschen Loge hatte er bei der Gründung der Hamburger Rosenloge seine Hand gehabt und mochte jetzt, wo Bode ihm von neuem den rücksichtslosesten Krieg ansagte, sich leicht Übels von dem, mit Bode nah befreundeten, Neophyten versehen, dessen scharfe Feder nach dem Gerücht an die heilige Freimaurerei rühren wollte. Sobald ihm daher sein Sendling Rosenberg den bedenklichen Zuwachs meldete, schrieb er umgehend (19. October 71) dem Bruder Lessing einen Brief mit beiderseitigen Glückwünschen und einem mahnenden Nachwort: „Sie haben" durch diesen Schritt „eine Bahn betreten, die, ich getraue es mir zu behaupten, die einzigste in ihrer Art und diejenige ist, welche Ihnen beim Ziel derselben alle Zufriedenheit gewähren kann, die Dero forschbegieriger Geist zum allgemeinen Wol der Menschen auszuspähen und zu ergründen je gewünscht hat" — hier wird Lessing belustigt vor sich hingelacht haben, antwortete er doch in eben diesen Tagen dem Baron Rosenberg auf die freundliche naive Frage: er habe doch sicher nichts gegen Staat und

Religion in der Loge gefunden? sehr ketzerisch: wenn ich nur so etwas fände, dann fände ich doch etwas! Zinnendorff aber gab sogleich seiner Saraſtroarie die Wendung, daß Lessings Scharfsinn weder jetzt nach den ersten Weihen, geschweige denn schon bevor ihm die Binde abgenommen, bereits alle Weisheit, Schönheit und Stärke — wisdom beauty strength, die freimaurerisch-allegorischen Könige in Goethes „Märchen" — entdeckt habe. Darum möge er wol auf der Hut sein und sich nicht wie Sokrates durch Überschreitung der gezogenen Schranken verderben, sondern, eingedenk daß alle Maurerei hinter verschlossenen Thüren walte, eine Erklärung ausstellen und dem Berliner Oberrichter die Schrift vorlegen, „welche Sie vor Eintritt in den Orden durch den öffentlichen Druck ganz unrecht bekannt zu machen den Vorsatz gehabt haben sollen." Also war durch Lessings Eintritt in den Orden der Aufklärung, Duldung und Menschenliebe eine Art Entmündigung über ihn verhängt und jedem hochmögenden, hochmüthigen Confrater das Recht gegeben, Deutschlands ersten Kritiker zu katechisiren und zu verwarnen wie einen Schulknaben? Zinnendorff schien die Obedienz, die ein Bruder Schubart einst von ihm gefordert, nun von Lessing zu heischen.

Lessings Antwort ist erst 1778 ergangen, denn weder gab die erste Braunschweiger Zeit Muße dafür, noch empfahl der Tact einen ungestümen Vorstoß unter den Augen Herzog Ferdinands. Die Ausarbeitung der Freimaurergespräche zog sich hin, ihre endgiltige Redaction entbehrt sicherer Daten, und bei großen Bruchstücken ist es geblieben, die jedoch in fünf Nummern alle Absichten kund thun und den Verlust scharfsinniger, aber irrthümlicher Ergänzungen zur Geschichte verschmerzen lassen. Im November 1777 kannte Moses die Schrift, im nächsten April ging das schon von Bode geprüfte, auch in Braunschweig durch die Hände der stricten Observanz gelaufene Glaubensbekenntnis zum zweiten Mal unter Claudius' Adresse nach Hamburg, und hier ließ im September 1778 Lessing drei von den fünf fertigen Dialogen drucken: „Ernst und Falk, Gespräche für Freymäurer"; ohne seinen Namen, aber „Wolfenbüttel" stand als Heimatsschein auf dem Titel, „Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand" war das Büchlein mit einem Vorwort, das beiläufig Lessings einzige Widmung ist, zugeeignet. Das letzte Blatt gab dramatisch spannend „Zur Nachricht. Der Funke hatte ge-

zündet: Ernst ging, und ward Freimäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines vierten und fünften Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet."

Schon die Broschüre von 1778 brachte die „Vorrede eines Dritten", der zweifelsohne kein anderer als Lessing ist; ob aber auch die „Vorrede eines Dritten" in der 1780 erschienenen Folge eine von Lessing selbst vorgebundene Maske bedeutet, das läßt sich nicht mit gleicher Sicherheit behaupteu. Freilich hat Lessing nirgends ein abfälliges Wort über diese zweite Veröffentlichung, die, gegen seinen Wunsch geschehen, doch eine unleidliche Indiscretion wäre, andrerseits ist ihm weder das Selbstlob „so viel herrlicher Wahrheiten", noch der Seitenblick, den die Worte „daß derselbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen" auf Ferdinand werfen, ohne Bedenken zuzutrauen; man müßte denn hierin und in der Betheuerung, der Herausgeber sei kein aufgenommener Freimaurer, ja in der ungelenkeren Sprache die Absicht eines undurchdringlichen Versteckspiels wittern. Gewiß ist nur, daß diese Vorrede noch nicht die insgeheim umlaufende Abschrift begleitete, mehr als wahrscheinlich, daß Lessing dem Druck nicht ganz fern stand, wenn auch dessen Fehlerhaftigkeit eine Revision durch den Verfasser kaum glauben läßt. „Das weitere davon und wichtigste bleibt fürs erste noch Manuscript" meldete Elise ihrem Hennings im Herbst 1778, und Lessing selbst schrieb an Karl, der die erste Reihe in der Berliner Litteratur- und Theaterzeitung nicht ohne schale Einwände besprochen und brieflich die Widmungsworte dünkelhaft angefochten hatte, im März 1779: „Meine Gedanken über den Ursprung des Ordens kann ich dir nicht wol mittheilen, denn sonst hätte ich sie in dem vierten und fünften Gespräch bereits selbst bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unsern Herzog Ferdinand lieber unterlassen wollte"; der Bruder könne sie bei seinem nächsten Besuche lesen. Dennoch verlieh er die Blätter nach auswärts; so an Campe, ja durch diesen weiter an einen adeligen Obermeister der Loge im Mecklenburgschen (November 79) mit dem Wink, die Fortsetzung stehe für jedermanns Einsicht zu Diensten, „nur würde es mir empfindlich sein, wenn sie ohne mein Vorwissen abgeschrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzog Ferdinand versprochen, beides ohne sein Vorwissen nicht zu thun, und er würde mir

nimmermehr glauben, wenn es geschähe, daß es ohne mein Zuthun geschehen wäre". Sollte am Ende doch Freund Campe, bei nachträglicher halber oder ganzer Einwilligung des Urhebers, seine Hand im Spiele haben? Aus Hamburg heimgekehrt, ging die Abschrift einige Zeit darauf nach Weimar zu Herder, auf dessen dringende Bitte, die von Hamanns Lob der ersten Gespräche begleitet war, und mit Lessings ausdrücklicher Erlaubnis im März nordwärts zu dem einsamen Königsberger Magus. Der hatte das Heft von 1778 in der Königsberger Zeitung seinen Landsleuten wiederholt und lieferte nach Lessings Tod auf Grund jener von ihm sorglich copirten Blätter ebenda (Nr. 37) einen saubern, textgeschichtlich wichtigen Abdruck der letzten Gespräche, während Göckingk mit einem von Lessing selbst durchgebesserten Exemplar und einem erheblichen Zusatz prahlte, ohne die gerügten Fehler nun auch danach öffentlich zu tilgen und seinen Geheimbesitz allen Lessingfreunden zu gönnen.

„Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubnis erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst", so lautet die Widmung. Freimaurerische Redeweise klingt durch; mußte doch 1782 der gute Herzog von Berliner Brüdern die Schmähung über sich ergehen lassen, er habe das Unglück gehabt aus einer äußerst unreinen Quelle zu schöpfen. Die Vorrede verspricht eine „Ontologie" der Freimaurerei, einen die zahllosen bislang erschienenen Schriften an Bestimmtheit übertreffenden Begriff ihrer Wesenheit, wie sie gesunden Augen sich zeige, und schon diese Sätze, sammt dem beigefügten theologischen Vergleich mit der späten Entstehung systematischer Lehrbücher, verrathen etwas von der überaus feinen Ironie, welche die folgenden so knappen, wie gehaltvollen Bogen würzt. „Nichts geht über das Lautdenken mit einem Freunde" — darum hat Lessing, hie und da echt sokratisch, aber von Platons Symphonien möglichst weit und bewußt entfernt, die Form des leicht eröffneten, scheinbar nachlässig unterbrochenen, mit dialektischer Meisterschaft geleiteten Gesprächs erkoren. Ein skeptischer Freimaurer höheren Stils Falk — scharfäugig ist er in der That — und sein offenbar jüngerer, suchender Freund Ernst, der nur einmal an seinen Namen erinnert zu werden braucht, sind die Unterredner. Dieser fragt, jener antwortet. Morgengänge bei einer Pyrmonter Cur geben die Gelegenheit; die Natur dient

zur einsilbigen Symbolik dieser Untersuchungen: die erquickende Frühe dem Verlangen nach lichter Wahrheit, ein flatternder Schmetterling der Mühe sie zu haschen und zu halten, ein Ameisenhaufen dem Bilde der Gesellschaft. Das Gespräch wandelt mit den Spaziergängern auf und ab und rückt doch planvoll der Frage nach dem Endzweck wahrer Freimaurerei immer näher. Es dringt in den Kern, ohne der Hüllen vom hergebrachten Costüm und Mysterium zu achten, denn Falks zurückhaltende und andeutende Weise hat mit „Bruder Redner" nichts gemein. *οὔτε λέγει, οὔτε κρύπτει, ἀλλὰ σημαίνει* gilt auch hier, wo der Eine scheinbar in Räthseln spricht, die sich dem Andern nach und nach während des Gedankenaustausches lösen. So folgt gleich auf die Erkundigung, ob Falk Freimaurer sei, kein Ja oder Nein, sondern ein überlegenes „Ich glaube es zu sein", denn nicht jeder irgendwie, irgendwo, von irgendwem Aufgenommene ist ein echter Freimaurer, das heißt: die höhere, wahre Freimaurerei wird hier von Anfang an in keine Logen gebannt. Ein leichter Sarkasmus umspielt die unausgesprochenen und unaussprechlichen Geheimnisse ihrer Tempel; von ihren Reden und Liedern heißt es respectlos, daß sie mit andern schalen Reden und Liedern das Schicksal theilen, schöner gedruckt als gedacht und gesagt zu sein; ihre Worte, Zeichen, Gebräuche erscheinen als willkürliches Nebenwerk — aber die Freimaurerei an sich wird nothwendig, unentbehrlich, ewig genannt; sie wirkt und wirbt durch Thaten. Was sind ihre Thaten, oder vielmehr nach dem ersten Lauf dieser Gespräche, was sind sie nicht? Nicht die jedem Bürger ziemende Erweisung der Freundschaft, der Gemeinnützigkeit, des Gehorsams, der Vaterlandsliebe, zu denen die Freimaurerei bloß einen die innere Triebkraft vielleicht nur abschwächenden besondern Antrieb, wol gar nicht ohne Eigendünkel giebt, nicht ihre Thaten ad extra, die der Menge ins Auge fallen und fallen sollen, wie daß hier ein Findelhaus, da eine Klöppelschule, dort eine Zeichenanstalt oder ein Philanthropin unterstützt werde; nein, ihre Thaten sind alles Gute, was in der Welt ist und sein wird. Ernst findet sich, eben da der Sommervogel vorbeifliegt, mit dem dunklen Spruch entlassen: „Die wahren Thaten der Freimäurer zielen dahin, um größten Theils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen." Das will sagen: die fortschreitende Humanität, der die Logen dienen sollen, leitet die Menschen zu einer sittlich reinen Höhe

hinan, wo die einzelne, hervorstechende, namhaft gemachte Gutthat verschwindet im großen allgemeinen Dienste des Guten, wo man nicht dies und jenes Gute vollbringt, sondern gut ist und gut handelt. So löst der ketzerische Freimaurer Falk, der nicht mit der äußeren Gemeinde geht, schon im ersten Gespräch, während er scheinbar dem Orden alle Ehrentitel giebt, ihm das mythische Alter und den Segen der Werke bestätigt, den Kreis der abgeschlossen bestehenden Freimaurerei auf, um ins Unendliche der menschlichen Erziehung zu schauen.

Bald treffen die Freunde wieder zusammen und betrachten die geschäftige Ordnung eines Ameisenhaufens, wo keins das andre behindert, und eine insgemein arbeitende Gesellschaft wirkt ohne die Regierung des königlichen Bienenstaates, der ja schon manchen Denker auf menschliche Analogien gebracht hatte. So gilt denn das zweite Gespräch dem Staat.

Das siebzehnte Jahrhundert vermachte dem achtzehnten zwei widerstreitende Auffassungen: den allgewaltigen absoluten Rechtsstaat des Hobbes und Locke's liberale Vertragslehre, die nicht nur den Rechtsschutz aufpflanzte, sondern sogar mit einer nothgedrungenen Lösung seitens des Volkes rechnete. Auf England, das classische Land des Parlamentarismus, richteten Voltaire und Montesquieu den Blick. Neben den Rechten des Volkes buchte Wieland, der politischeste Kopf unter Deutschlands Dichtern, die Pflichten des Herrschers in seiner goldenen Verfassung, und König Friedrich, theoretisch ebenfalls von der naturrechtlichen Gleichheit ausgehend, sah im Staat den Einheitskörper mit dem Fürsten, dem ersten Diener, als Oberhaupt, während Jean-Jacques utopistisch seinen Contrat social schloß, indem er statt von niedrigsten Entwicklungsstufen der Vergesellschaftung auszugehen eine staatlose Vorzeit annahm. Das Naturrecht trübte das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung und Eigenart der Völker. Träume von einem undenkbaren und unmöglichen Weltreich bewegten den Kosmopolitismus des philosophischen Humanitätszeitalters, wie denn Kant endlich, im Anbruch der langwierigsten, erschütterndsten Kriege, den Fortgang zur staatsbürgerlichen, dann aber zur weltbürgerlichen Verfassung und damit kraft einer allgemeinen völkerrechtlichen Übereinkunft zum ewigen Frieden verfolgte. Das ist auch Lessings letzte Perspective, wenn Ernst und Falk gelassen die Übel der Trennung in Staaten und der Trennungen im Staate besprechen.

Er war von Sachsen ausgegangen, dessen Litteratur wol ein zaghaftes Kniebeugen, aber keinen hochgemuthen Patriotismus kannte, auch jenen der Gegenwart entschwebenden noch nicht, der, seit Klopstock seinem angestammten Heldenkönig den Rücken gekehrt, im Barbenhain cheruskische Eichenkränze flocht und mit unsäglichem Stolz Teutona neben Ingles gegen Galliette und ihre Schwestern aufrief. Solches Schwärmen und Übernehmen war Lessings Sache nicht. Mochte die rasche Jugend von Hermann und der Barden altem Vaterland, dem Vaterland der Treue, singen und sagen oder von den Göttingern bis zur Burschenschaft Brutuseide gegen die Tyrannen schwören! Er empfand sich als Deutscher, ja sein deutsches Weltbürgerthum konnte doch dem Nachbar das starke Nationalgefühl beneiden, wenn er unmuthig im heiligen römischen Reiche die Nation nicht fand. Selbst schürte er unmittelbar und mittelbar durch schriftstellerische Großthaten wie die bloße Existenz seiner wuchtigen Persönlichkeit das Bewußtsein der Deutschen, die im Respect der Dichter und Denker erhöhte Achtung in sich und um sich gewannen. Welches Licht die „Expatriirung" Klopstocks auf Deutschland werfe, sprach er mehrmals markig aus. Die „Dramaturgie" vor allem wirkte als patriotische That, jeder Schlag gegen Voltaire als Probstück deutscher Hiebe. Lessing aber kannte keinen Teutonismus, wie auch der Humor jener Predigt über zwei Texte bestätigt. Der Schöpfer des windigen Riccaut verstand und ehrte das reiche französische Geistesleben. Es war ja gerade eine echtdeutsche Gabe, auf geistigem Gebiet einen weltbürgerlichen Drang der Empfängnis und Verarbeitung zu bethätigen, und die darin am stärksten waren, bedurften als schöpferische Genies am wenigstens der Mahnung: sei nicht allzu gerecht! Die Dichtung gab vielen Deutschen zu dem gemüthlichen Heimatsgefühl, das ohne staatlich-politische Motive einen engen Bezirk als „Vaterland" umfing, ein erhöhtes starkes Deutschthum; sie führte wiederum hinaus in die Posaträume von kommenden Jahrhunderten. Was ist deutscher als „Götz von Berlichingen"? und derselbe junge Reichsstädter, dem diese farbensatte, landskräftige Historie der Vorfahren mit ihren politischen Schlagschatten gelang, bekreuzigte sich damals vor der Riesengestalt des „Römerpatriotismus": „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland?"

Wer hat lauter als Herder von der Nation gezeugt und wiederum unermüdlicher der grenzenlosen Humanität geopfert? Erst unter der langen Zwingherrschaft wurde die Einladung zu kosmopolitischen Zügen ns Weite mit dem Rufe zum Anschluß ans theure Vaterland vertauscht, nachdem während der Revolutionszeit auch heranwachsende Führer der preußischen Staatsarbeit über die Welthändel ohne jedes staatliche Interesse gesprochen hatten und früher eine nicht preußische, sondern „fritzische" Gesinnung dem Heroencult entsprungen war.

Preußens Dichtern gab, wie die Xenien sagen, ihr Cäsar den Stoff. Im siebenjährigen Krieg, als Friedrich und seine Schaaren den ungleichen Ringkampf bestanden, hat auch den entlaufenen Sachsen ein Hauch der Freude am aufsteigenden Staat und dem großen Führer gestreift, doch strammpreußischen Kameraden zum Trotz nannte er den Patriotismus eine heroische Schwachheit und bekundete durch weithergeholte spartanische Vergleiche, wie fremdartig ihm doch dieses Schauspiel erschien. Die rastlose einsame Friedensarbeit des Siegers blieb ihm ehrwürdig: er sah in Friedrichs Staatsdienst eine glorreiche Sclaverei, aber die Form des aufgeklärten Despotismus, hier gebietende Obrigkeit, da stumm beherrschte Unterthanen, empörte seinen Freiheitssinn, dem persönliche Conflicte mit dem alten Polizeistaat nicht erspart wurden. Der Freund des Grenadiers und des Majors, der gerechte Dichter der „Minna von Barnhelm" konnte das Militär des friedericianischen Staates nicht mit andern Augen ansehen, als fast ausnahmslos alle bürgerlichen Deutschen, bevor die Freiheitskriege das Volk in Waffen aufforderten und einen allgemeinen Wehrstand schufen. „Erster Lohndiener des Staats in Heldenlivrey!" höhnte Herder 1774: worauf ruhen Fürstenhut und Krone der neueren Jahrhunderte? — der berühmteste Sonnenadler aller Münzen zeigt es ja: auf Trommeln, Fahnen, Kugeln und immerfertigen Soldatenmützen. So schrieb Lessing, gewiß um die Zeit der Freimaurergespräche, den kleinen spitzen Dialog über die Soldaten als Beschützer des Staates und die Mönche als Stützen der Kirche mit gleichmäßig vertheilter Ironie hin, oder ließ, ungeachtet jener eignen spartanischen Kriegsrufe, seinen Ernst den „vortrefflichen" Ausspruch thun: Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth; ein humanes, aber unwahres Wort Franklin's, denn hatte nicht eben erst das Neuland Amerika die Bluttaufe seiner Unabhängigkeit empfangen?

Den „Großen" grollend, wie so viele Zeitgenossen, hat Lessing über die einzelnen Staatsformen bestimmtere Bekenntnisse nicht abgelegt. Zwar scheint ihm das Gemeinwesen der Ameisen besser zu gefallen als die Monarchie bei den Bienen; daß er aber nicht unbedingt das Ideal in der Republik, mit der seine Tragödien vom „Henzi" bis zum „Spartacus" nach links und rechts zu schaffen hatten, gegeben fand, wie ja der ganze Gedankengang Falks und Ernsts überhaupt keinen idealen Staat zuläßt, erhellt auch aus dem Lob, womit seine Collectanea eine Auseinandersetzung der Barclayschen Argenis, des altberühmten politischen Romans, festhalten: die Krankheit des Fürstenthums könne ein besserer Nachfolger heilen, während die Gebresten eines aristokratischen Senats nicht mit dem Tod eines Einzelnen abgeschnitten würden. Dieselben Sammelhefte zeugen für seine Verehrung des Constitutionalismus als eines alten germanischen Erbgutes, dessen Verkümmerung unter allem Protest bekämpft werden müsse. „Deutsche Freiheit" ist das Schlagwort dieses Eintrags. „Deutsche Freiheit, von der man jetzt überall eine sehr geringe Meinung hat; die niemand mehr übertreibt, als der Verfasser des Testament politique du duc de Belle-Isle, der vorgiebt, daß alle deutsche Unterthanen serfs wären, die ihre Herrn schinden könnten, wenn sie wollen". Bitter schränkt der Galotti-Dichter seinen Widerspruch gegen den Franzosen mit der Bemerkung ein: „Wenn er von dem redet, was geschieht, so dürfte er fast Recht haben". Daß dieses die Einrichtung des deutschen Staates gar nicht sei, will er sich an der Hand der reichsständischen Deductionen des alten tapfern Hallenser Staatsrechtlers v. Ludewig und neuerer Darlegungen Strubes erklären. Nach Tacitus war die Zuziehung des Volkes bei allen wichtigen Unternehmen der Könige und Herzöge eine ausgemachte Sache: „Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittleren Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen worden und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war; z. E. wenn neue Steuern oder Kriege beschlossen werden sollten." Das beweist ihm Strube. Er ist nun nicht gemeint, bei geschichtlichen Notizen stehen zu bleiben, ohne Schlüsse auf die Gegenwart. „Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sclavischer. Denn warum sollten nicht auch noch heutigen Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor drei-

oder vierhundert Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit zwei- oder dreihundert Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgends mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht, sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen?" Darum schreibt Lessing neben Strubes klare Begründung, wodurch die Landstände so zurückgedrängt worden seien, die gegen den aufgeklärten Despotismus gerichtete Frage: „Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Mißbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Mißbrauch durch noch so lange Übung zum rechten Gebrauche wird?"

Das zweite Freimaurergespräch geht nicht auf die politischen Zustände der Gegenwart ein, sondern bewegt sich in allgemeinen Sätzen. Zum ersten Mal in der ganzen deutschen Aufklärungsphilosophie wird hier das Hysteronproteron des Wolffschen Rationalismus, dem Leibniz selbst Vorschub geleistet, die Zurückführung der Glückseligkeit auf Vollkommenheit und die Obenanstellung der letzteren überwunden, die Glückseligkeit ohne weiteres als Princip der praktischen Philosophie aufgestellt. Damit rückt die große Erkenntnis der modernen Schule heran, daß nämlich alle Werthurtheile in Gefühlen und nicht in Relationsbegriffen des Verstandes beruhen, die man bloß deshalb für die Quelle der Werthschätzungen hielt, weil man ihren ursprünglichen Gefühlsinhalt außer Acht ließ. Was Lessing minder klar und entschieden schon früher der Aesthetik zugebracht hatte, indem er, die alten metaphysischen Definitionen verabschiedend, den Maßstab des Vergnügens im Einzelnen anlegte, fordert er mit voller Bewußtheit und Präcision in der philosophischen Sociologie. Hinter ihm liegt die Auffassung der Schrift über die Höllenstrafen. Die principiellen Sätze des zweiten Dialogs sind so klar und scharf wie möglich ausgeprägt, und die Eigenthümlichkeit dieser Keime einer Lessingschen Staats- und Gesellschaftsphilosophie beruht in ihrem rückhaltlosen Individualismus, der segensreichen Frucht Leibnizischer Anregungen, nicht in ihrer Teleologie. Denn die Menschheit als das Reich der Zwecke und menschliche Einrichtungen unter dem Zweckbegriffe zu betrachten, liegt dem Denker des

achtzehnten Jahrhunderts, nach der Ueberwindung willkürlicher Naturconstructionen und vor einer dumpfen, rückläufigen Romantik, nahe genug. Da nun die Individuen in der geselligen Sphäre thätig ihre Glückseligkeit als Zweck verfolgen, begründet auch der Individualismus jene teleologische Auffassungsart, die sich nicht mit einer Erklärung des Werdens der Institutionen begnügt, sondern zur Abwägung ihres Werthes fortgeht und das Recht der gewordenen prüft an ihrer Dienlichkeit zur Erreichung der Zwecke aller Einzelnen, das heißt: an der Dienlichkeit zur Beförderung der allgemeinen, summirten Wolfahrt. Es ist klar, wie sehr diese immanente Teleologie von der theologisch gewandten der „Erziehung" abweicht. So nun raisonnirt Lessing: Die bürgerliche Gesellschaft ist Mittel, nicht Zweck, der Staat für die Menschen, nicht die Menschen für den Staat geschaffen. Die Vereinigung bewirkt, daß jeder Einzelne seinen Theil an Glückseligkeit desto besser und sicherer genießen könne, und die Summe der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staates, jede andere aber, bei welcher einzelne Glieder leiden, bloße Bemäntelung der Tyrannei. Die Natur kann — das wird gewissen staatsrechtlichen Constructionen entgegnet,— nicht die Glückseligkeit eines Abstractums, wie Staat, Vaterland, vor die Glückseligkeit jedes wirklichen einzelnen Wesens stellen; ebenso Herder im Eingang der „Ideen". Aber alle menschlichen Einrichtungen, darunter der Staat, sind mangelhaft, also erscheint auch die denkbar beste Staatsverfassung mit Nachtheilen verbunden. Gesetzt, daß alle Welt in dieser besten Staatsverfassung lebte, so wäre doch die Regierung eines allumfassenden Weltstaates unmöglich, demgemäß die Trennung in verschiedene Völker, Deutsche, Franzosen, Engländer u. s. w. auch unter der Annahme einer bei allen gleichen Verfassung, nothwendig und damit eine Collision der Interessen gegeben, welche das unbefangene Verhalten von Mensch zu Mensch ohne Unterschied aufhebt. Die Annahme einer allen gemeinsamen Verfassung weist Lessing bündig mit den schon vor Montesquieu auch ihm so geläufigen Gründen von dem Einfluß des Klimas auf Bedürfnis, Lebensart, Sittenlehre, Religion, Gesetz, Staat ab. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen, mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen; keine Vereinigung ohne Trennung, keine Trennung ohne Scheidemauern und Klüfte. Und innerhalb des einzelnen Staates wird die Trennung nothwendig bis

ins Unendliche fortgesetzt, da ungleicher Antheil an der Regierung, wie nicht anders möglich, vornehmere und geringere, die ebenso nothwendige ungleiche Entwicklung ursprünglich gleicher Besitztheile reichere und ärmere Glieder trennen muß. Das sind nothwendige Übel, weil die Menschen nur durch Trennung vereinigt werden können, und ein nothwendiges Übel ist Lessings Staat. Keine Rede von allen segensreichen Triebkräften der Sonderart, nichts über die Vermählung von Freiheit und Gebundenheit im Staat.

Bürgerliche Gesetze, an Staatsgrenzen gebunden, können den schädlichen Folgen der Trennungen nicht steuern — — nun entrollt Lessing die Fahne des Weltbürgerthums, zu dem er sich schon 1758 bekannt hatte: „Vielleicht zwar ist auch der Patriot bei mir nicht ganz erstickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten nach meiner Denkungsart das letzte ist, wonach ich geizen würde, des Patrioten nämlich, der mich vergessen lehrt, daß ich ein Weltbürger sein sollte." Er declamirt nirgends wie der Malteser, sondern entwickelt aus der vorgetragenen Lehre von den einseitig angeschauten Staatsübeln die Pflicht der Weisesten und Besten in jedem Staate, das opus supererogatum der Heilung freiwillig zu übernehmen. Ernst und Falk stimmen überein, es sei recht sehr zu wünschen, „daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhöret", die dem Vorurtheil einer angeborenen Religion nicht unterlägen, die von bürgerlicher Hoheit nicht geblendet, von bürgerlicher Niedrigkeit nicht angeekelt würden. Das Staatsgespräch schließt mit der überraschenden Frage: „Wie, wenn es die Freimaurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich zusammen zu ziehen?"

Die Frage hat durch das Wörtchen „mit" eine behutsame Formulirung empfangen, denn an dem Geschäft der Freimauerei hängt so vieles, ad extra wie es oben hieß, was diesen Endzweck der höheren Ordnung verschleiert. Mit der Erörterung des Falkschen Gedankens, die Freimaurer hätten es freiwillig auf sich genommen, den unvermeidlichen Übeln des Staates überhaupt, nicht den jeweiligen dieses und jenes Staates, entgegenzuarbeiten, leitet Ernst das dritte Gespräch

Due 8 A. M.:

Books borrowed for over-night use must be returned before 8:00 A. M. Failure to do so will subject the borrower to a fine of twenty-five cents and possible withdrawal of the privilege.

GENERAL LIBRARY
UNIVERSITY OF MICHIGAN

hwendig, also nicht ohne Vernichtung des
ja sie sollen nicht den Unempfindlichen auf
gebracht, sondern leise und allmälig aufgefaßt
und zwar ohne Nachtheil des Staates. Ist
bloße Hypothese, so müssen, wie Ernst, noch
rst, einzelne greifbare Handlungen oder doch
n der Freimaurer auf ihre große Sendung
den Augen der ganzen Welt geübter Grund-
hin: „jeden würdigen Mann von gehöriger
es Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion,
ürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzu-
durch: obwol Falk-Lessing schon eine kluge
des unumwundenen Inhalts, daß man, auch
n, die unauflöslichsten Einwürfe wider Vor-
das abwägende Studium jener Übel besiegen
wird Freimaurer.

selt er bei der nächsten Begegnung mit Falk
ruck. „Du hast mich zu einem albernen
Dein Verdruß", erwidert der Freund, nun
druß macht dich sehr ungerecht. Ich sollte
erei gesprochen haben, ohne es auf mehr als
geben, wie unnütz es sei, daß jeder ehrliche
rbe — wie unnöthig nur? — ja, wie schädlich?
gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten
der Mäurerei erfüllen könne, ohne ein Freimäurer zu heißen? — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen?" Seine eigenste Erfahrung spricht Lessing hier in der kühneren zweiten Folge aus, und ein ätzender Sprühregen der Ironie rieselt auf Rituale und Grade, Geisterbeschwörung, Goldmacherei, Tempelrestauration, kurz all die Tonnen für die jungen Walfische herab. Falk soll nicht einwenden, das seien bloße Grillen und Spielzeuge der Neulinge, nicht die Waffen der Männer, denn der erbitterte Ernst hat wirklich nur derlei Kindereien gesehen und gehört, während seine durch Falk gereizte Sehnsucht nach jenem höheren, die Trennung überbrückenden Weltbund immer und aller Orten dem tiefsten Stillschweigen begegnet ist. Die Hoffnung,

unter den Freimaurern ihr Grundgesetz der Gleichheit ohne alle bürgerlichen Einschränkungen aus ganzer Seele mitzugenießen, ist auf den brutalen Widerspruch der Thatsachen gestoßen, die Lessing höchst sarkastisch seinen Ernst den Logen ins Gesicht werfen läßt. Er mochte unter anderem wissen, daß bei Stiftung der Hamburger Rosenloge ein Makler mit dem unzweideutigen Namen Abraham Israel Baruch eingetragen, aber schleunigst wieder verschwunden, oder daß laut Protokoll einem Bewerber der Zutritt ausdrücklich geweigert worden war, weil er in seine Winkelloge auch Juden aufgenommen hatte. Daher die schneidende Lection: „Laß einen aufgeklärten Juden kommen und sich melden! ‚Ja', heißt es, ‚ein Jude? Christ wenigstens muß freilich der Freimäurer sein'. Es ist nur gleichviel, was für ein Christ. ‚Ohne Unterschied der Religion' heißt nur, ‚ohne Unterschied der drei im heiligen römischen Reiche öffentlich geduldeten Religionen' — Und die brüderlich aufgehobenen Standesunterschiede? Laß einen ehrlichen Schuster, der bei seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jakob Böhme und Hans Sachs), laß ihn kommen und sich melden! ‚Ja,' heißt es, ‚ein Schuster!' freilich ein Schuster. — Laß einen treuen, erfahrenen, versuchten Dienstboten kommen und sich melden — ‚Ja', heißt es, ‚dergleichen Leute freilich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft' —", worauf dann noch eine Definition der guten Gesellschaft ungefähr im Sinne des boshaften Goethischen Distichons folgt. Auch Falk trägt sein Theil zu der Anklage wider den jetzigen Zustand der Logen, ihre Capitale, ihre Privilegia, ihre Unterdrückung der Brüder einer andern Observanz bei, aber er bringt wieder esoterisch wie von der Kirche zur Religion, so von der Loge zur Freimaurerei. Die jetzige Loge mit ihrer gewählten Gesellschaft, ihren zahlreichen zu jenem großen Zweck wenig berufenen Staatsbeamten, und alles was „Schema, Hülle, Einkleidung" ist, mag ein Ende nehmen; äußerlicher Wolstand ist kein Beweis innerer Gesundheit. Der einleitende Gedanke von der Ewigkeit der Freimaurerei und der Unbedeutendheit des Freimaurer-Heißens springt von neuem in spitzen Fragen hervor: „Du wirst doch nicht glauben, daß die Freimäurer immer Freimäurerei gespielt? Mit andern Worten. Meinst du denn, daß das, was die Freimäurerei ist, immer Freimäurerei geheißen?"

Die Geschichte soll im letzten Dialog darauf antworten, nachdem der vierte durch zahlreiche Sternchen und Punkte schon die Verwandtschaft der Freimaurer und Tempelherren angedeutet hat.

Der von Lessing mit vielen initiirten und profanen Zeitgenossen getheilte Glaube an diesen Zusammenhang ist vor der kritischen Geschichtsforschung längst zerstoben. Als ihn Nicolai 1782 belesen, aber confus in seinem „Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrnorden gemacht worden, und über dessen Geheimnis; nebst einem Anhange über das Entstehen der Freimäurergesellschaft" zu erweisen suchte, haben Herders Merkur-Briefe ihm sogleich, an mehreren Stellen mit übertriebener Heftigkeit, heimgeleuchtet und im Vorbeigehn auch Lessingsche Behauptungen leiser angefochten, deren vertrauliche Lectüre Herder zu dem ihm schon länger interessanten Gegenstand zurückgeführt und trotz dem Widerspruch gegen die vorgetragene Ontologie „durch die Unterhaltung eines so sinnreichen gelehrten Mannes" mannigfach gefördert hatte. Aber auch Nicolai erkannte einzelne Irrthümer Lessings, schon als dieser ihm nach der italienischen Reise in Berlin seine Geschichtshypothesen vortrug. Alles was Lessing hier und schon im nichtdialogischen Entwurf, mit der beliebten Wortgrübelei über Mase: Tisch, Masonei masony: Tafelrunde, mason: nicht Maurer, sondern Tischgenoß, darlegt, um den Namen Masonry zum bloßen Mißverständnis zu stempeln und die Freimaurerei von uralten Clubs herzuleiten, sind unfruchtbare Einfälle, gleich Herders späterer Etymologie von spanisch mazoneria (gothische Kunst). Sein prüfender Blick durchschaute richtig, daß in der Überlieferung der Logen gar vieles „Staub sei, wie Anderson's nachgesprochene Hüttensagen, die vermeintlichen Privilegia Karls XI. von Schweden, das freilich noch lang als recht vertheidigte Freimaurerexamen Heinrichs VI.; auch ist es voreilige Rechthaberei, wenn Nicolai die Behauptung, vor Anfang des achtzehnten Jahrhunderts komme der Name free mason nicht vor, mündlich und schriftlich widerlegte, da seine Citate das Wort nur im Sinn eines zünftigen Maurers enthalten, Lessing aber wolweislich gesagt hatte: „der Name Freimäurer, ein Glied unserer geheimen Gesellschaft anzuzeigen." Genug, der historische Theil der Ontologie ist auf Sand gebaut, und auch die letzten, seit den Berliner Gesprächen eingeschränkten Combinationen über die „Masonei" nächst der Pauls-

kirche erwarben sich keinen Beifall. Schon Nicolai blickte verständig auf das Gildenhaus der Maurer, Mason's Hall, schon Herder widersprach triftig der Schilderhebung Christopher Wren's zum Vater der Freimaurerei und wollte Nicolai gegenüber „vom engen Handwerksspaß des Baumeisters" der Paulskirche nichts hören. Gleichwol bilden Lessings Irrthümer zuletzt ein schönes, hochgewölbtes Portal für den alten neuen Bund, der Inschrift „Tretet ein, denn auch hier sind Götter" würdig gleich dem „Nathan". Um zu sagen, wie die Freimaurerei ward, will er in den Gedanken des erfindsamen und thätigen Wren lesen: „Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen, welche speculativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bei, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. ‚Dort', dachte er, ‚würde untersucht, was unter dem Wahren brauchbar, und hier, was unter dem Brauchbaren wahr wäre. Wie, wenn ich einige Grundsätze der Maſonei exoterisch machte? Wie, wenn ich das, was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte Masonry versteht, zu einer Free-Masonry erweiterte, an welcher mehrere Theil nehmen könnten?' — So dachte Wren." So dachte nicht Wren, sondern Lessing. Die menschliche Gesellschaft durch Stärkung und Erweiterung der sinnenden und thätigen, geistigen und ethischen Kräfte in den Individuen human zu erziehen und mit dieser umfassenden Humanität den nothwendigen Übeln der staatlichen Ordnung abzuhelfen, das ist die neue Sonne, die, als der Tag zur Rüste geht, dem Freimaurer Ernst aufsteigt. Die Pforten der großen Menschenloge sind nun aufgethan. Auf ihrer Schwelle grüßt uns Herder neben Lessing. In der Ferne winkt Schillers „ästhetische Erziehung" mit dem Versprechen, die seit den Griechen entbehrte Totalität unserer Natur wieder herzustellen und so den Staat der Noth in den Staat der Vernunft zu verwandeln.

Nur wenige Stimmen zeugen von der nächsten Wirkung dieser Dialoge. Feinfühlig gab Moses, auch er kein Begehrer verheimlichter Logenweisheit, sein Votum ab (11. Nov. 77), überschwänglich Campe. „Eine der besten Schriften, die ich seit langer Zeit gelesen habe",

urtheilte Lichtenberg, als er am 29. August 1778 die Handschrift der ersten Gespräche kennen gelernt hatte. Nicht satt lesen, trotz manchem Kopfschütteln, konnte sich Hamann, wie er sich auch am „Nathan" weidete, den sein Landsmann Kant als bloßes Folgestück der „Juden" ablehnte. Dann wurden „die Brüder von Ernst und Falk" in Weimar und Königsberg gleich willkommen geheißen, nachdem Herder seine Competenz kühl genug geltend gemacht hatte: „Wenn Freimäurerei dazu gehört, es zu lesen, so bin ichs leider auch". Die Journale glitten nur über die Oberfläche hinweg, unfähig das Esoterische herauszuschälen oder mehr zu sagen, als daß der Verfasser so wenig ein Freimaurer sei wie der Wolfenbüttler Fragmenten-Schreiber ein Christ. Ein läppisches „dialogisirt zum Küssen; reizend" schien den Frankfurter gelehrten Anzeigen zur Würdigung dieser männlichen Gesprächskunst genug; für untergeschobenes, schwankend geschriebenes, unoriginell gedachtes Machwerk erklärte die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung das zweite Heft. Ein obscurer Briefsteller rieb sich an der Altersphilosophie des superklugen Herrn Lessing, ein kläglicher ungarischer Theolog, Johann Gertinger aus Epperies, ließ 1780 in Hamburg das von Bibelsprüchen, Moralverslein, Sprachfehlern und Schimpfwörtern wimmelnde Schartekchen ausgehn: „Brüderliches Sendschreiben an dem wider die Religion Jesu und seiner Jünger Gift sammlenden und wieder ausstreuenden Verkehrt Gelehrten Herrn Hofrath Leßing von einen zwar ungelehrten Mann, doch Gottes in Jesu Ehre und Lehre vertheidigenden Christen". Im Eingang seiner Verhetzung der Loge und Geistlichkeit, bevor er den Bösewicht an das unselige Ende des berüchtigten Religionsspötters Voltaire erinnert, bekennt der blöde Fechter ganz gemüthlich, daß Lessing ihm im vorigen Winter zu Braunschweig einen höchst nöthigen Reisepfennig geschenkt habe. Diese Sumpfpflanze mag nur darum erwähnt werden, weil der leichtgläubige Gleim dann besagten Gertinger für Lessings Mörder hielt!

Niemand hat den Gedanken der Freimaurergespräche eifriger und unablässiger nachgehangen als Herder. Nicht in Utopien und Träumen der Menschheit in Abstracto, sondern im emsigen Wirken, wo jedes einzelne Glied des Staates mehr als Maschine zu sein sucht, im beglückenden und bildenden Familienbunde des Menschengeschlechts, „diesem in unsern Staaten so tief verachteten Augenmerk", werde die

Humanität regieren. Ihrer Beförderung dient sein wiederholtes geistreiches Vertiefen und Erweitern der so menschenfreundlichen, schlicht praktischen Junto-Satzungen Franklin's, die er dem vertrauten weimarischen Kreis und dem großen Publicum auslegte, und insgesammt die „Briefe zu Beförderung der Humanität", die in den „Bund der Humanität" rufen und das „Gespräch über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft" zur Hälfte aus Lessing entlehnen, mit Klagen über die allgemeine Zerspaltung in Deutschland. An „Ernst und Falk", Lessings Geschichtsforschung und Dialogform dachte Herder noch in den Anfängen des neuen Jahrhunderts, als er für Schröder die Freimaurergespräche Horsts und Fausts zu Papier brachte. Den templerischen Idealismus Lessings hatte er 1782 am schönsten in der Handschrift des vierten Briefes gegen Nicolai entfaltet, wo er von den Tempelherrn sagt: „Wie, wenn sie durch eine schöne Mischung von Tapferkeit und praktischer Weisheit sich über die abscheulichen Vorurtheile ihrer Zeit erhebend, das Feinste und Wahreste aus Morgen- und Abendlande in ihren Seelen vereinigt hätten und wirklich der Staat im Staate, die von Nationalvorurtheilen unabhängige Tempelloge, die edle Maſonei gewesen wären, dazu Lessing sie und ihre Nachfolger, die Freimäurer, gern erheben möchte? Da sind wir auf dem glänzenden Punkt, dem schönen Licht- und Luftbilde seiner Gespräche; die schönste Schrift, die für beide Gesellschaften geschrieben worden und die der noch lebenden Ideal und Gesetzbuch sein sollte, wenn sie's — sein kann, wenn sie's auch als Nachruhm der abgelebten sein könnte".

Geistreich und paradox trat F. Schlegel an „Ernst und Falk" heran, auch hier Lessing — und Schlegel im Lessing suchend.

Ein Verständnis der theologisch-philosophischen Bestrebungen Lessings ist ohne Verständnis seiner Subjectivität unmöglich. Tiefere innere Gründe kamen zu dem Reiz des eigenthümlichen Vortrags. Contraste, schwer zu reimende Widersprüche, scheinbare Symptome unsicheren Schwankens in seiner Gedankenwelt fordern uns auf, die wesentlichen Merkmale dieser Geistesverfassung zu durchdringen. Ist es doch eine paradoxe Thatsache der Litteraturgeschichte, der sich wenige gleich befremdende an die Seite stellen, daß derselbe Dichter und Denker, den die Orthodoxen seiner und der folgenden Zeit aufs

heftigste befehdeten, die Masse der Nation aber als einen der vornehmsten geistigen Befreier Deutschlands gewohnter Weise verehrt, doch wieder von Männern der Rechten für sich in Anspruch genommen, von Männern der Linken vermeinter Halbheit wegen abgelehnt werden kann; daß während Tausende in ihm das Muster tapferster und entschiedenster Aufklärung feiern, hier ernste und gewissenhafte Leute eine der ihrigen, ja der Goezischen verwandte Gesinnung begrüßen, dort mit gleicher Auffassung, aber entgegengesetztem Urtheil andere über seine zwar gebildete nnd tolerante, aber scholastische Denkweise zur Tagesordnung übergehen. Derselbe Mann, der feindlichen Parteien als conservativ oder reactionär erscheint, wird von einem gemischten Chor zum Reformator oder Revolutionär gestempelt, ein Prophet monistischer Weltanschauung genannt, von David Strauß brüderlich umarmt, von Wanderpredigern als der johanneische Herold und Wegmacher Ludwig Feuerbachs dargestellt. Auch würde der Verfasser der „Theogonie" sich diesen Vorläufer wol gefallen lassen, denn die „trefflichen polemischen Schriften Lessings gegen die Theologen" waren ihm besonders lieb, und sein Ehrgeiz, einen Platz unter Deutschlands classischen Schriftstellern zu erringen, zielt gewiß in erster Linie auf die Nachbarschaft Lessings. Andrerseits hat es ein hervorragender, aber leidenschaftlich befangener Philosoph unserer Tage doch nicht bloß mit Juden und Halbtheologen zu thun, wenn er den Ruhmeskranz von Lessings Denkerstirn reißen und in den Staub treten möchte. Woher der großen öffentlichen Meinung und, was mehr ist, den Ansichten einer einträchtigen Forscherschaar gegenüber die Möglichkeit solcher klaffenden Widersprüche? Hat Lessings Geistesanlage Eigenthümlichkeiten, durch welche eine Art Zweideutigkeit der Gedankenentwicklung oder Darstellung begründet, eine Quelle von Misverständnissen seiner wahren Gesinnungen und Absichten eröffnet wurde? In der That, Lessing gerecht zu werden, gilt es die Natur seines Intellects zu begreifen. Wer das Unbefriedigende der Haltung mancher theologischer und philosophischer Bekenntnisse zur Handhabe nimmt, um den Kritiker in den Dienst eines halben Obscurantismus, den Streiter unter die Zagen zu verweisen, verwickelt sich unzweifelhaft in die bedenklichsten Widersprüche und muthet Fahnenflucht, berechnende Unterordnung, „feiger Gedanken bängliches Schwanken" einem Schriftsteller zu, der wahrlich genug unantastbare Beweise von

Festigkeit, Unabhängigkeitsdrang und stolzem Mannesmuth gegeben hat. Die Zeit verlangte eine gewisse Taktik, die bewegliche Unternehmungslust seines Geistes beförderte sie, jenes seltene, große, nicht ungefährliche Geschenk der Natur, durch dessen Besitz und rührige Verwerthung sich Lessing vor allen auszeichnet.

Die speculative Begabung Lessings ist ebenso über jeden Zweifel erhaben, wie seine ungemeine Denkschärfe. Selbst wenn gegen alle, schon durch Naumanns briefliche Inhaltsangabe ausgeschlossene Möglichkeit das „Christenthum der Vernunft" einer viel spätern Zeit als 1753 angehören sollte, so blieben doch, auch aus frühen Jahren, genug Beweise dafür übrig, wie tief der Drang, über die allgemeinsten und größten Fragen des Daseins Klarheit zu erlangen, in Lessings Innerem wurzelte. Deshalb scheint auch das aus Heblers vorzüglichem Buch oft wiederholte Schlagwort „Gelegenheitsdenker" nicht recht passend für einen Geist, der zwar das Spiel mit Einfällen nicht verschmähte und auf systematische Erschöpfung nicht ausging, aber lang vor der „ernstlichen Epoche seines Lebens" philosophirte und dieselben Probleme ohne bloße zufällige Nöthigung des Augenblicks wieder und wieder anpackte. Das alte Bruchstück über die Herrnhuter mit seiner sokratischen Grundstimmung, seinem streitbaren Vorstoß gegen die Weltweisheit als rein theoretische Speculation ist eben durch den Angriff auf das zwecklose, der Bestimmung des Menschen zuwiderlaufende „Vernünfteln" (μετεωρολογίζειν) ein Zeugnis echtphilosophischen Sinnes, da eine Ansicht über das Verhältnis der Theorie zum Leben, den Werth der vita contemplativa und der vita activa offenbar selbst dem Gebiete der hohen theoretischen Speculation angehört, mag gleich die lebensfremde Theorie in ihr eine so klägliche Rolle spielen wie im Lebensideal Luthers. Auch die innige Freundschaft mit Mendelssohn spricht beredt für Lessings natürliche Ausstattung zur Philosophie und Symphilosophie. Kein Denker ersten Ranges, behauptet Moses doch seinen Platz unter den achtbarsten Vertretern der Aufklärung vor Kant, und seine „Briefe über die Empfindungen" bergen noch unerschöpfte anregende Sätze zur Aesthetik, aus denen Lessing unter anderen Vortheil zog. Moses selbst hat es nun mit edelster Bescheidenheit nach dem Tode seines Freundes der Welt sagen wollen, daß in diesem Bunde Lessing vornehmlich der gebende, führende Meister, er der nehmende, geführte Schüler war.

Wer Lessingen den Tiefsinn nur in blitzartigen Gedanken zuerkennt, der hält entweder Tiefe für den Gegensatz scharfer Klarheit oder meint es relativ im Verhältnis zu gründlicheren philosophischen Köpfen, relativ aber auch im Verhältnis zu anderen intellectuellen Vorzügen Lessings.

Unter den Eigenschaften, welche Lessings in philosophischen Schriften ausgeprägte geistige Anlage zur Schau trägt, steht zweifellos die Schärfe voran. Ihre Kehrseite ist ein, auch von Mendelssohn, dem treuen Beobachter, hervorgehobener Hang zu Willkürlichkeiten, kühnen dialektischen Versuchen, spitzfindigen Paradoxien. Lessing war ein großer Analytiker, wofür man ihn angesprochen, nicht vornehmlich in dem Sinne, daß ihm eine besondere Kunstfertigkeit eignete, aus einem verfitzten Knäuel von Thatsachen und Bedingungen die einzelnen Fäden unversehrt herauszulösen, das Gewebe durch kunstvolles Zusammenschlagen der Theile neu entstehn zu lassen und so die wahre Structur ganz durchsichtig zu machen. Lessings Stärke als Analytiker ruht namentlich darin, daß er einen überaus geschärften Blick für Unterschiede und eine rege Freude am Sichten hat: daher übertreibt er nicht selten die wahrgenommenen Differenzen oder Gegensätze, arbeitet sie mindestens oft einseitig heraus, ohne sich hinlänglich um die Ergründung des Mechanismus zu bemühen, durch den solche Antitheſen vermittelt und ohne logischen Widerspruch in einem und demselben Gegenstande vereinigt werden. Er neigt dazu, ohne weiteres ihre Unvereinbarkeit zu behaupten, einen entwirrbaren Knoten zu zerhauen. Er ist oft mehr schneidig als subtil, mehr gewandt und entschieden in schroffen Abgrenzungen als behutsam. Nach einem scharfen Schnitt weiß er bestechend Recht und Nothwendigkeit der Schnittführung darzuthun, und sein Geschick, zerstreute Hilfsmittel von allen Seiten her einem Zweck dienstbar zu machen, ist bewundernswerth. Diese erstaunliche Umsicht in der energischen Begründung einer den Thatsachen nur theilweis entsprechenden Anschauung geht nicht immer Hand in Hand mit jener andern, dem Philosophen noch werthvolleren Umsicht, die von vornherein jede Einseitigkeit vermeidet und zur unbefangenen, durchaus entsprechenden Auffassung der wirklichen Verhältnisse hinführt. Die Gewaltsamkeit der Scheidung wird manchmal verdeckt, nicht aufgehoben. Lessings „simplificirende" Tendenz tritt in vielen und mannigfaltigen Schriften

klar zu Tage; das von Gervinus beigefügte Prädikat „reinhaltend" jedoch läßt erwarten, daß Leſſing eine Vermengung nur da zu hindern ſuchte, wo geſonderte Gegenſtände durch einander gemiſcht, alſo entſtellt würden. Leſſing aber trennt und ſprengt auch Dinge, die wirklich mehr oder weniger innig und unlösbar zuſammenhangen und deren Scheidung nur gewaltſam von Statten geht. So iſt Schiller durch die Antitheſe des Naiven und des Sentimentaliſchen zu einem unhaltbaren, gleich an Goethes dichteriſcher Geſammterſcheinung eingeſtandener Maßen zerſchellenden Dualismus getrieben worden, und Leſſing arbeitete viel ausgreifender mit der Antitheſe. „Sein Scharfſinn zerſetzte mehr, als ſein Tiefſinn feſtſtellte" ſagt Jean Paul. Wer vorurtheilslos die äſthetiſchen Maßſtäbe und Methoden der Gegenwart an den „Laokoon" legt, wird auch in dieſem Meiſterwerk jene Kehrſeite eines außergewöhnlichen Vorzugs bemerken. Nur ein Scharfſinn wie der Leſſingſche konnte eine, von der heutigen Kunſtübung freilich oft über jede Gebühr verläugnete, gewiß einſeitige Vorſtellungsart mit ſolcher Überzeugungskraft ausſtatten, daß lange Jahrzehnte hindurch die bedeutendſten Köpfe voll bewieſene und erſchöpfte Wahrheit darin fanden, was er ſelbſt mit dieſen Fermenten gar nicht leiſten wollte. Daneben fehlt es unter den Scheidungen ſeines kritiſchen Scharfſinnes auch an ſolchen nicht, die mit dem Effect einer Offenbarung auf einmal eine bisher rathlos im Dunkeln geſuchte Wegſcheide hell beleuchteten und feſte Entſchließung, frohgemuthen Fortgang an die Stelle der Wirrſale und taſtenden Zweifel ſetzten. Kein Semler konnte z. B. die Religion Chriſti und die chriſtliche Religion ſo ſonnenklar ſichten, wie es dieſer Gedankenſchärfe und dieſer Präciſion des Vortrags gelang.

Sein Scharfſinn bot ihm die Mittel, Stellungen dialektiſch zu behaupten, deren Vertheidigung vielleicht jeder andere als völlig ausſichtslos aufgegeben hätte. Er verleitete ihn öfters, Bedingtes für unbedingt, Ausgleichbares für unverſöhnlich zu erklären, nackte Gegenſätze zu behaupten, wo Schattirungen in einander verfließen, wie er andererſeits nicht bloß ſcheinbare Riſſe zu heilen, ſondern auch wirkliche Klüfte durch die Brückenbogen einer kühnen Conſtruction, in deren innerſtes Triebwerk man hineinſchauen muß, um ſie richtig zu faſſen, zu verbinden wußte. Die akademiſche Preisfrage war doch ſo ungereimt nicht, wie das Leſſing-Mendelsſohnſche Heft „Pope ein Meta-

physiker!" sie überaus denk- und sprachgewandt hinstellt. Gewiß: ein anderes ist ein Dichter, ein anderes ein Philosoph — aber dieser Poet behandelt metaphysische Probleme, und die als unwiderleglich gebrachte Darlegung der Unterschiede zwischen Pope's Auffassung der Übel und Unvollkommenheiten und der Leibnizischen, zuerst gewiß von Lessing ausgewittert, macht verschiedene Standorte zu fundamental verschiedenen Ansichten, während Leibnizens Teleologie die Causalität Pope's nicht ausschließt, und umgekehrt, und beide ihre von Lessing zugeschliffenen Formeln austauschen könnten. Mindestens läßt sich Pope's causale Ansicht durch eine einfache Erwägung der göttlichen Allmacht zur finalen hinleiten, wenn auch Pope, selber unklar, durch ein trennendes or der Lessingschen Disjunction beider Erklärungsarten Vorschub leistete und ihm die Karten right und good zum Stechen in die Hand gab, so daß allerdings die Antithese ohne genauestes Zusehen zwingend und unüberbrückbar erscheint. Ferner ist in den herausgehobenen zweiten Satz Pope's von den unendlichen Vollkommenheitsstufen mit künstlicher Wortwendung etwas ganz anderes, als der englische Dichter gedacht und gesagt hat, eingeschoben, ein mehrdeutiger Ausdruck „geordnet" willkürlich auf eine räumliche Ordnung bezogen worden; es versteht sich für Lessing und Moses von selbst: ohne jede Absicht einer entstellenden Unterlegung oder gar bewußten Fälschung. Nein, die löbliche Tendenz, Poesie und Philosophie auseinanderzuhalten, ließ den scharfsichtigen Prüfer Mängel und Unterschiede bei Pope auch da schußgerecht auftreiben, wo sprachliche Kunstgriffe sie eben erst geheckt hatten. Im Hintergrunde spornte noch der Wunsch, die Herren von der Akademie einer Albernheit zu überführen, das kritische Gelüst zur behendesten Parforcejagd.

Die eigenthümliche Fähigkeit Lessings zu distinguiren hat wiederum in andern Fällen einen nachspürenden Forscher wolbegründete Scheidung für falsche Spitzfindigkeit erachten lassen, weil er zu sehr unter dem Eindruck dieses mehrfach zu belegenden wissenschaftlich-litterarischen Verhaltens stand. „Das Christenthum der Vernunft" soll in der Hauptsache, die skizzirten Motive der römischen Christenverfolgungen sollen durch und durch sophistisch sein, denn die Unterscheidung „die Christen wurden nicht wegen ihrer Religion, sondern wegen der Übertretung der Gesetze bestraft" besage nicht andres als: sie wurden wegen

der Ausübung ihrer Religion bestraft. Lessing hat aber seine Ansicht, sie sei richtig oder verkehrt, ausdrücklich mit den nächtlichen Zusammenrottungen begründet, diese ausdrücklich als in der christlichen Religion nicht vorgeschrieben, mit der Religionsübung nicht nothwendig verbunden bezeichnet. Das Künstliche und Gezwungene in dem unglimpflichen Versuche, die Römer zu „retten", ward gefühlt, aber an der unrechten Stelle getadelt: liegt doch die Frage allzunahe, warum denn die Christen bei völliger Religionsfreiheit ohne Noth durch nächtliche Schmäuse sich den ernstesten Gefahren hätten aussetzen sollen? Lessing setzte über den simplen Einwand sprungweise hinweg, um eine neue, verblüffende Behauptung zu verfechten.

Ein Kopf von so selbständiger Schärfe, die leicht eigenwillig werden kann auch bei der aufrichtigsten, Lessingen eingewurzelten Wahrheitsliebe, hat eine natürliche Neigung, die Dinge auf besondre Art, anders als andre Leute anzusehn, und das eigenrichtige oder im Gespräch herausfordernde Abweichen von der breiten Heerstraße wird ihn um so lebhafter reizen, um so angenehmer befriedigen, je gefährlicher der neue Pfad, je nothwendiger und selbstverständlicher das Fortschreiten im allgemein befahrenen Geleise scheint. Freund Moses wußte das wol, wenn er auch arg daneben schlug, als er Lessings spinozistische Äußerungen für bloße Schäkereien und vorbeiprasselnde Gedankenschwärmer erklärte: „Er war gewohnt, in seiner Laune die allerfremdesten Ideen zusammen zu paaren, um zu sehen, was für Geburten sie erzeugen würden. Durch dieses ohne Plan hin und her Würfeln der Ideen entstanden zuweilen ganz sonderbare Betrachtungen, von denen er nachher guten Gebrauch zu machen wußte". Auch habe er mehr Vergnügen darin gefunden, einen ungereimten Satz mit Scharfsinn behaupten, als die Wahrheit schlecht vertheidigen zu hören. Wenn die Genossen mit aller Welt sagten „Niemand wird läugnen" . . ., so rief er: ich bin dieser Niemand; wenn einer die allgemeine Weisheit aufs Tapet brachte, so hatte er große Lust das Gegentheil zu behaupten, im Gespräch natürlich viel verwegener, als mit der Feder, die Bleibendes für einen größeren Kreis schafft. Aber die unbetretensten Wege sind auch die gefährlichsten. Eine Wahrheit ist nicht minder wahr, weil sie jedermanns Wahrheit und deshalb mühelos und trivial ist. In solchen Fällen wird das Abweichende, „gemeinen Augen Befremdliche", eben

der Schwierigkeit zu überzeugen, der Anstrengung zu vertheidigen halber, bevorzugt, nicht etwa aus bloßer Gedankenspielerei, sondern im guten Glauben, der Irrthum sei Wahrheit oder führe doch zu ihr hin, die Hypothese beseitige wenn nicht für die Menge, so doch für die Weisen das Hindernis. So erklären sich auch gewisse Lessingsche Paradoxien und seltsame Begriffsbestimmungen. Ein kleines Beispiel aus der brieflichen Symphilosophie: Moses hatte Rousseaus Perfectibilität vielleicht nicht ganz treu, aber verständig erklärt — dem setzt Lessing (Jan. 1756) aus eigenen Mitteln eine Vervollkommnung entgegen, die sich genugsam bewähren würde, wenn sie die Menschheit immer auf gleicher Stufe hielte, und liefert so, wie nicht näher gezeigt zu werden braucht, eine in sich ganz verfehlte und absurde Definition. Freilich sind ihm solche, auch vom Halbdenker gleich zu ertappende Irrthümer äußerst selten entschlüpft, wenn er laut seinem Epigramm verfuhr „Man würze wie man will mit Widerspruch die Rede." Und hätte er die Würze zur Kost gemacht, so wäre seine Schriftstellerei nicht in der Nation lebendig geblieben.

Lessing hat in jungen Jahren mit Vorliebe Mathematik getrieben, wie zuverlässige Zeugnisse bekunden. Gewiß mußte ein so kräftiger und elastischer Geist sich lebhaft von einem Studium angezogen fühlen, das nicht wie andere Disciplinen dem Gedächtnis Stoff zuführt, sondern die Verstandesthätigkeit herausfordert. Auch lehren bedeutsame Belege, daß der seit der Schulbank und dem Umgang mit Kästner und Mylius den exacten Wissenschaften fernstehende Humanist noch im reifen Alter eine Art mathematischen Calcüls anwandte, wo der Gegenstand zur zahlenmäßigen Betrachtungsweise kaum anzureizen scheint. Wenn er 1757 du Bos' Lehre von dem auch mit den allerunangenehmsten Leidenschaften verbundenen Lustgefühl „ein wenig philosophischer" ausdrückt und die Grade des Realitätsbewußtseins abmißt, so unterscheidet er sich von ihm weniger durch die rationale metaphysisch-psychologische Begründung im Geiste Wolffs und Bilfingers, als durch die auffällige arithmetische Exemplification, welche das Umschlagen der Unlust in Lust oder den umgekehrten Vorgang im Bewußtsein erklären soll. Als gehe Lessing daran, die Stärke der Regungen durch Zahlengrößen auszudrücken und mitten in die Streitfragen der modernsten Psychologie und Aesthetik hinein zu springen; aber es

handelt sich doch nur um eine nicht streng sachlich zu nehmende Erläuterung, nicht um eine prophetische Stellungnahme zur Meßbarkeit seelischer Vorgänge. Bei anderer Gelegenheit jedoch war ihm die mathematische Auffassung mehr als ein bloßer veranschaulichender Behelf, es ergab sich ihm aus solcher Auffassung wirklich der genauere Charakter eines Problems, das sonst gleichfalls den Rechner fernzuhalten scheint. Die von jedermann gefühlte Bizarrerie seiner Ansichten über die Zahl der Sinne fällt nicht sowol der Idee der Metempsychose zur Last, als der mathematischen Künstelei, den absonderlichen, unwahrscheinlichen Voraussetzungen arithmetischer Combinationen. Man erinnere sich, daß Lessing gelegentlich in sokratischer Verstimmung gegen die unnütze Theorie, als er das praktische Christenthum an den Herrnhutern darlegte, den Newton und Leibniz ihre Einführung des Calcüls in die Erforschung des Universums gar sehr verübelte und den „Algebraisten" nicht gnädiger anließ als den Astronomen und den Metaphysiker. Anderswo, wie in dem Entwurf über die Ausbreitung des Christenthums, wird dagegen der Mathematik die höchste Anerkennung gezollt, ja gerad heraus gesagt, ihre Schule sei dem Philosophen unentbehrlich, weil „sie unsern Geist an Ordnung und deutliche, genaue Begriffe gewöhnt und ihn lehrt, was demonstrativ ist." Im October 1756 zeigt die gegen Moses ausgesprochene Befürchtung, er möchte den Aufsatz über die Wahrscheinlichkeit nicht recht verstehen, den vorzeitigen Abbruch seines lieben Knabenstudiums und zugleich, welchen Werth er der mathematischen Schulung beimaß. Seine bis späthin bleibende Lust zu elementar-mathematischen Entwicklungen, wo sie nicht einmal so recht am Platze scheinen, zu einer Arithmetik, deren sich niemand versieht, entspringt dem Triebe möglichst vielseitiger Bethätigung des Verstandes und dem Streben, möglichst scharfe, bestimmte, von einander abgegrenzte Vorstellungen zu gewinnen. Dies so verdienstvolle Streben ergab mitunter falsche Grenzen, zu scharfe Sonderungen. Der in den letzten Beispielen ausgeprägte, beim ersten Blick unwesentliche und bedeutungslose Zug fügt sich nun erhellend und verstärkend in das Gesammtbild dieses eigenartigen Intellects; ihm sind die arithmetischen Spiele geistige Turnübungen, und auch darin steht er vor uns als der große Verstandesgymnastiker, der die Gabenfülle seiner Natur mannigfaltig, nicht zuletzt in schneidigen Trennungen, kühnen, noch

unversuchten und deshalb um so reizvolleren Combinationen erproben muß. Am Schachbrett saß er gern mit seinem philosophischen Freunde: der eigenthümliche Schachspielerscharfsinn regt sich auch in einigen philosophischen Versuchen, wie in den abgebrochenen Constructionen von der veränderlichen, die Fünf übersteigenden Zahl der Sinne. Die Jugendliebe erkaltete nicht völlig, da ein tiefer Zug der Gemeinsamkeit seine Art mit der Weise des Mathematikers verbindet, die nicht vom Gegenstande der empirischen Wissenschaften gefesselte, selbständige Verstandesthätigkeit.

Lessings Eigenart muß vor allem bedacht werden, wenn man kritisch an seine religionsphilosophischen Bekenntnisse und seine Religionspolitik herantritt. Wer die anscheinenden Halbheiten, Compromisse, Zugeständnisse, die einen streng logischen wissenschaftlichen Sinn verletzen, aus Achselträgerei, Furcht vor der Macht, Sucht es zwei Parteien recht zu machen herleitet, wird die Wahrheit gröblich verfehlen, weil er die Persönlichkeit misversteht. Wer umgekehrt Lessings Verhalten durch dick und dünn scrupellos billigte und dem modernen philosophischen Bewußtsein durchaus unbedenklich fände, würde sich einer sachlich nicht zutreffenden Auffassung schuldig machen. Die Zeitverhältnisse, mit denen jedenfalls gerechnet werden mußte, wenn mehr geschehen sollte als eine Predigt in der Wüste, sind oben dargestellt. Der Strateg konnte nicht mit allen Feinden rechts und links auf einmal anbinden. Galt es dem Rationalismus, so war die Orthodoxie schonender zu behandeln; galt es die Zwingburg zu cerniren, so mußten alle Truppen der Aufklärung heran. Die wichtigsten Ansprüche der Rechtgläubigkeit zugebend, traf er sie neckisch aufs Haupt, setzte sie vor dem Publikum ins Unrecht, gab sich zur ohnmächtigen Wuth des Gegners den Märtyrerschein eines Opfers blindwüthiger Verfolgung. Aber diese politischen „Evolutiones", die hie und da zu unphilosophischer Nachgiebigkeit führten, diese kleinen Manoeuvres sind wahrhaftig nicht der Haupthebel zum Verständnis seiner eigenthümlichen Haltung. König Odysseus war viel mehr als bloß verschlagen. Den voreiligen Folgerungen aus Lessings Taktik gebietet Einhalt seine sittliche Tüchtigkeit, sein allzeit reges Gerechtigkeitsgefühl, sein mächtiges Bedürfnis der Geistesfreiheit, dem nichts unerträglicher wäre als von Parteileidenschaft geknebelt zu werden, seine tiefe Sympathie mit allem Ganzen, Folge-

rechten, Charakterfesten. Nicht Halbheit, Unselbständigkeit, übergroße Empfänglichkeit, die Lessing so meilenfern liegen, vielmehr der Hang zu kühner, spontaner Verstandesthätigkeit treibt in seinen befremdlichen Zugeständnissen und Anpassungen. Das große Leibnizische Beispiel mag das Seinige beigetragen haben; wer weiß, ob Lessing sich ohne dies gefährliche Vorbild ein so weites Abbiegen von der geraden Straße erlaubt hätte? In dem Aufsatz über die ewigen Strafen steht zu lesen, wie er vom Verfasser der „Theodicee" lernte, die esoterische Lehre hinter der exoterischen für gemeine Augen zu bergen, anders zu denken und anders zu reden. Wolverstanden: nicht im Sinne des sophistischen τὸν ἧσσω λόγον κρείσσω ποιεῖν und alles zu beweisen, sondern dieselbe gute Sache nach verschiedenen Methoden zu führen, in freier philosophischer Weise und in speculativer Vertiefung des Dogmas, also auf der Bahn, die sich von Augustin bis zu Hegels Religionsphilosophie hinzieht. Der exoterische Vortrag will jeden auf dem Wege, wo der Lehrer ihn eben fand, weiter leiten zur Wahrheit, das eigene Feuer, wie Lessing sagt, zwar nicht im Kiesel verbergen, aber selbst aus dem ungeschicktesten Quarzstück Funken schlagen, eine verkehrte Meinung so lange wenden und pflegen, bis ihr Vernunftgehalt herausgelockt, die Sonnenseite an ihr gefunden ist. Leibnizens wichtiges Beispiel allein würde doch Lessing kaum zu allen waghalsigen Operationen vermocht haben, die bei dem Einen Staunen und Bewunderung, bei dem Andern Ärger und Entrüstung, bei der Menge manch drolliges Misverständnis hervorrufen, hätte in seiner Individualität nicht eine besondere Gabe das Fremde zu adoptiren gelegen. Den gymnastischen Kopf vergnügte und konnte nichts mehr reizen, als jenes durchdringende Ausdeuten, jenes logische Modeln und Umgestalten, das der Überlieferung das Gesicht nach einer anderen Seite dreht und schließlich die gesuchte Idee überall zu finden und aufzuzeigen gestattet. Seine mächtige Vorliebe für scharfe Trennungen sträubt sich nicht wider ein solches Amalgam, denn die Verbindung der Gegensätze bleibt locker und meist auf Eine Schlinge beschränkt, wo der behende Dialektiker die Widersprüche behoben, die Contraste zum Schmelzen gebracht hat. Im übrigen findet der zertheilende Scharfsinn hier erst recht das Feld für seine Übungen und Triumphe, da es weit schwerer hält, eine Vorstellung von ihrem überwiegenden Inhalt, ihrer allgemeinen bisherigen

Geltung zu lösen, als anerkannte, jedem Auge deutliche Gegensätze zu bemerken und nochmals zu sichten. Die Schwierigkeiten, die Lessing überspringen muß, um scheinbar, da er doch den einen Fuß weit hinaussetzt, mit beiden Füßen von dem Wippbrett aus den christlichen Standort zu gewinnen, um die Vernünftigkeit dieses und jenes Dogmas zu erweisen, um eine Umwälzung an die conservativste Überlieferung anzuknüpfen, sind so groß, daß die willige Bewunderung des formalen Gelingens kaum zurückbleibt hinter der unwilligen Verwunderung über das Unternehmen, wenn man dieses nur exoterisch betrachtet.

Einzelne Forscher haben gerad aus dem viel tieferen Gegensatz, in welchem sich Lessing zur positiven Orthodoxie befindet, seine im Vergleich mit der Kritik rationalistischer Aufklärer oft mildere Beurtheilung ableiten wollen. Allerdings konnte er keineswegs auf dem Standpunkte des damaligen Rationalismus beruhigt stehen bleiben. Allerdings sagt er paradox: „Je gröber der Irrthum, desto kürzer der Weg zur Wahrheit". Allerdings äußert er sich auf seiner höheren Warte manchmal so, als seien die Vertreter beider Parteien von oben gesehen ziemlich gleich, da sich die Übel der Orthodoxie verkleinerten, die Gebrechen ihrer Gegner vergrößerten. Auch ist es psychologisch begreiflich, daß wie im politischen Widerstreit, so im theologischen — man denke an Strauß — der Vorgeschrittenste mehr Sympathie für die fernen „Ganzen" als für die „Halben" zeigt. Dadurch aber wird die nähere Zugehörigkeit zur Linken nicht aufgehoben, so verstimmt und verächtlich er sie auch behandelt, und die Hauptschläge hat doch die Rechte gefühlt und nimmer vergessen. Die höchste, in Wirklichkeit doch so hoch nicht vorhandene Entrücktheit des Betrachters könnte das Bild nicht ins Gegentheil verkehren, das Fernere näher, das Verwandtere fremd zeigen. Keine Politik, wenn anders sie den Vorwurf der Felonie scheut, dürfte zur Befehdung eines Dritten mit dem Todfeind gemeine Sache machen und diesen über die tiefen Gegensätze täuschen. Warum sollen wir heute der Orthodoxie eine unmögliche Waffenbrüderschaft aufdrängen und Lessing von der Aufklärung wegsprengen, da wir doch die Zeit- und Kriegsläufte kennen, da uns Lessings Sonderart bewußt ist? In der Sprache der Christgläubigkeit Gedanken entwickeln, die aus Leibnizischer Sphäre in spinozistische oder halbspinozistische hineinragen, entschiedene Aufklärung fördern mit Hilfe eines bisher ganz anders gebrauchten

Rüſtzeuges der Rückſtändigkeit, Wunder und Offenbarungen behaupten mit Worten, die ihre Unmöglichkeit einſchließen, das ſind Triumphe der gewagteſten, ſchwierigſten Dialektik. Sind ſie aber nicht mehr als große Kunſtſtücke des Witzes? Gewiß. Der neue Wein ſoll die alten Schläuche ſprengen, der Leſer ſoll nach ſeinem Verſtändnis raſcher oder ſachter ins Eſoteriſche bringen. Das Amalgam kann, wie Leſſing am beſten wußte und im Motto der „Erziehung" deutlich genug ausſprach, doch immer nur zur Hälfte gelingen. Es erfüllt den, der alles klipp und klar buchſtabirt haben will, mit Misbehagen, es wird der unverſtändigen Maſſe nicht zum Ärgernis, es führt den Mitdenker allgemach aus der exoteriſchen Darſtellung an die wirkliche Überzeugung heran, freilich ohne ihm jeden Zwieſpalt, Sprung und Widerſpruch innerhalb der einzelnen Schrift und des Complexes zu benehmen und ſich ihm rückhalt- und lückenlos zu erſchließen.

Betrachten wir in dieſem Zuſammenhange nochmals ein frappantes, von den berufenſten Richtern beredt gewürdigtes Beiſpiel Leſſingſcher Gedankenentwicklung, deſſen Hauptergebniſſe oben zuſammengefaßt worden ſind, den Aufſatz Über den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Seine erkenntnistheoretiſche Tendenz geht offenbar darauf aus zu zeigen, daß etwas, das auf Grund hiſtoriſcher Zeugniſſe für ein Factum, eine Wahrheit gehalten werden müßte, kein Factum, keine Wahrheit iſt, ſobald es mit der Vernunft oder der allgemeinen, noch jetzt durch Beobachtung und Verſuch controlirbaren Erfahrung in Widerſpruch geräth, daß dann aus einer ſolchen vorgeblichen hiſtoriſchen Thatſache philoſophiſch nichts gefolgert werden kann, was ſich nicht auch ohne ſie erweiſen ließe, daß demgemäß auf die bloß berichteten, nicht ſelbſterlebten Wunder der Bibel kein allgemeiner Schluß, welcher Art auch immer, zu gründen ſei. In der That, dieſe Abſicht iſt ſo vortrefflich, die Grenzen der Beweiskraft auch der verläßlichſten Geſchichtszeugniſſe, ſind ſo gut und richtig abgeſteckt, das Verhältnis zwiſchen hiſtoriſchen Ausſagen einerſeits, der Vernunft oder allgemeinen Erfahrung andererſeits erſcheint durch die unbedingte Unterordnung aller mit der rationellen Weltanſicht unvereinbaren Ausſagen ſo ſcharf gekennzeichnet, daß der Abhandlung, zumal wenn man das nachgelaſſene zweite Schreiben an Schumann hinzulegt, das ihr von Strauß und eindringlicher von Dilthey geſpendete Lob vollauf gebührt. Hat aber

Lessing wirklich nichts anderes gesagt, als was er seiner eigentlichsten Tendenz nach sagen wollte, sagen mußte? was knappe wesentliche Berichterstattung ihn sagen lassen darf? Durch den ganzen Aufsatz läuft der Ausdruck und Begriff „historische Wahrheit" oder „Geschichtswahrheit". Lessing braucht aber das Wort nicht bloß so, daß der Ausfall des anfangs beigefügten Adjectivs „vorgeblich" sich von selbst versteht, sondern er behandelt diese vorgeblichen, vermeinten Wahrheiten in gewisser Hinsicht doch als voll, richtig, unzweifelhaft. Er spricht davon, daß er sie gelten lasse, nichts dawider einzuwenden habe, die Folgerungen anderer sich gefallen lasse und sich selbst vorbehalte, andere historische Dinge danach zu schätzen. Der Ausdruck ist für einen Theil der Lessingschen Darlegung unpassend, weckt den Argwohn einer uneigentlichen, abgekürzten Bezeichnung und entspricht doch wieder dem Inhalt, indem er die Zweideutigkeit der Begriffsfassung spiegelt. Mit den gezwungenen Wendungen konnte das volle Ziel nicht erreicht werden. Die Sache liegt doch so: sind geschichtliche Facta, was sie nach ihrer strengen Bezeichnung sein müssen, echte Wahrheiten, echte Thatsachen, dann gestatten sie eben so gut sichere Folgerungen wie jedes Factum von heut oder morgen, und das Perfectum, das Tempus überhaupt macht keinen Unterschied. Wäre es, wie Lessing dem Gegner zu weit entgegenkommend einräumt, wirklich historisch unläugbar, daß Christus Wunder gethan hat, so entfiele das Recht, Consequenzen daraus abzulehnen, die sich aus der Thatsächlichkeit eines gegenwärtigen Wunders logisch ergeben würden. Lessing verdeckt die Blöße seiner Erörterung sehr geschickt, indem er bald den Gegensatz der historischen und der nichthistorischen Wahrheiten auf den Gegensatz der zufälligen Geschichtsthatsachen und der nothwendigen Vernunftwahrheiten reducirt, bald unvermerkt diese Vorstellung nothwendiger, empirisch unerweislicher Wahrheiten bei der Frage unterschiebt, ob die geschichtliche Erfahrung zur Begründung allgemeiner Lehrsätze tauglich ist. Eine schiefe, rationalistische Methode, die Lessing in dem Nachleben der Wolffschen Speculation gefahrloser anwenden mochte, als die Metaphysik nur Vernunftwahrheiten umfassen sollte, welche so streng wie logische und mathematische Wahrheiten von keiner Empirie gestützt oder erschüttert werden können. Daß in den religiösen Fragen allerdings Raum für die Erfahrung sei, übersah Lessings Scharfblick durchaus nicht, er

hat ja fort und fort aufs schönste und tiefste mit der Erfahrung des Christen gerechnet. Darum vertauscht er hier immer wieder — die Kritik der einmal concedirten Wunder Christi kam ja anderweitig zu ihrem Recht — den Begriff der historischen Wahrheit als einen der aprioristischen Vernunftwahrheit entgegengesetzten mit dem Begriff des eigentlich, nach dem gemeinen Wortsinn historischen Factums und erobert so gewaltsam sein Ziel. Denn nur die niemals ganz zu tilgende Unsicherheit geschichtlicher Angaben, bei denen, wie Lessing am Leben Alexanders zeigt, dichtende Phantasie mitgearbeitet haben kann, verbietet, metaphysische Ansichten auf derlei Zeugnisse, falls diese der allgemeinen Erfahrung des Tages widerstreiten, zu bauen. Wenn Lessing gleichzeitig doch den geschichtlichen, d. h. nach den Quellen dafür zu nehmenden Wahrheiten und Thatsachen den Charakter echter, wirklicher Wahrheiten und Thatsachen ließ, konnte es ihm unmöglich darauf ankommen, den Glauben an historische Pseudothatsachen zu nähren, sonst hätte er der unverkennbaren Grundabsicht seines Aufsatzes aufs widerspruchsvollste entgegengearbeitet. Seine Warnung, auf geschichtliche Berichte kein metaphysisches Lehrgebäude zu gründen, wäre in den Wind gesprochen, wenn sich einmal die Überzeugung von der Thatsächlichkeit des Inhalts festgesetzt hätte und der Inhalt zugleich so beschaffen wäre, daß er mit zwingender Logik die herrschende Metaphysik durchbräche. Lessing legt großes Gewicht auf den Umstand, der seiner dialektischen Entwicklung in der That sehr zu Statten kommt, daß zwischen Christi Wundern, der Auferstehung u. s. w. und Hauptsätzen der christlichen Metaphysik, selbst dem der Gottessohnschaft, kein nothwendiger innerer Zusammenhang bestehe; so hätten denn die Wunder des Urchristenthums, die er für wirklich zu halten vorgiebt, nur die Bedeutung gehabt, die frühere Menschheit auf die neuen Heilswahrheiten aufmerksam zu machen, während sie logisch diese Wahrheiten schon damals so wenig begründen konnten wie heute. Aber auch das muß Lessingen dazu dienen, jenen Facten, deren metaphysische Beweiskraft er läugnet, die Thatsächlichkeit scheinbar zu wahren, obwol dies Zugeständnis, consequent ausgebeutet, doch die gewichtigsten Schlüsse, von Lessing selbst in der Rettung des Cardan erörtert, für das Conto der Positiven ergeben müßte. Es war eben nur scheinbar, dieses Zugeständnis, und weit entfernt, seine Zwecke durch schwankendes

Ungeschick zu vereiteln, legte Lessing die größte Geschicklichkeitsprobe ab, da trotz Paraden, Sprüngen, Windungen die Gesammtleistung unfehlbar dasteht. Daß er innerlich von der völligen Unabhängigkeit empirischer Thatsachen und metaphysischer Sätze so wenig durchdrungen war wie von der Gewißheit der vorgeblichen Geschichtswahrheiten, lehrt ja das nachgelassene zweite „Sendschreiben" an Schumann, worin jener Gegensatz fehlt, aber ein um so stärkerer Nachdruck auf die Verschiedenheit des Selbsterlebten, Selbstvernommenen und des bloß von fern her Berichteten gelegt ist. Lessing hat erst hier seine siegreiche Darlegung, daß der Beweis des Geistes und der Kraft weder Geist noch Kraft mehr habe, sondern nur Menschenzeugnis von Geist und Kraft beibringe, rein vorgetragen, nachdem sie anfangs unter Vermengung heterogener Gesichtspunkte und der bedenklichen Flagge der „historischen Wahrheit" ausgelaufen und doch in den Hafen gekommen war.

Und nochmals: es ist nicht allein die kluge, dem Gegner nicht jede Seite auf einmal bietende, den noch befangenen Schüler nicht auf einmal durch und durch fortreißende Taktik und Pädagogik, die denn doch ihre großen, in der That alsbald bemerklichen Gefahren hätte. Es ist immer wieder jene Besonderheit seiner geistigen Anlagen und Neigungen, lieber das Verwickelte als das Plane, lieber das Paradoxon als den ohne weiteres zugänglichen Gemeinplatz, lieber das Befremdende als das jeglichem Auge Einleuchtende zu suchen und reich gewürzt aufzutischen.

Ein solcher Geist konnte weder dem bequemen Rath Philosophandum est sed paucis folgen, noch sich häuslich in einer philosophischen Schule niederlassen um darin systemgläubig zu altern und seine Arbeit genügsam im Archiv der -aner und -isten niederzulegen. Er liebte später an dem jungen Jerusalem, was er selbst besaß: „Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntnis; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist; und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte."

So wenig Lessings Jugenddichtungen frei über der zeitgenössischen

Production thronen, so wenig stand er von vorn herein als selbständiger Denker den zeitgenössischen Philosophen gegenüber. Wolffs Lehren waren ihm zunächst schon auf der Meißner Schulbank propädeutisch dargeboten worden, wie die kindlichen Beweise der „Glückwünschungsrede" verrathen. Der Hallenser Lehrmeister, 1740 von Friedrich dem Großen rehabilitirt, beherrschte die deutschen Katheder. Seinen Einfluß hat Lessing vollauf erfahren, wenn er auch als Student unmittelbar aus Leibniz schöpfte, bald an Bayle herantrat und um Wolffs Todesjahr, 1754, bereits die eigenen Schwingen zu rühren versuchte. Nicht zwei Perioden, des Werdens und der abgeschlossenen Reife, wollen bei ihm geschieden sein, vielmehr eine Periode der mit überkommenen Begriffen zufriedenen, allerdings in einigen Fragen schon ketzerischen Schulgenügsamkeit, die, auch wo sie stärker abweicht, noch an den Leibniz der Wolffschen Überlieferung anzuknüpfen ist, und eine nicht zu beruhigtem Abschluß gelangte, sondern in ihrer Gedankenarbeit abgebrochene Periode des Ringens um eine freie Weltanschauung, die endlich spinozistisch mit der Ablehnung des personalistischen Theismus und der Verwerfung der Teleologie rechnet. Genannt oder, weil fast selbstverständlich, nicht genannt, spielen Leibniz und Wolff die Hauptrolle in den unbedeutenden kleinen Recensionen der Vossischen Zeitung. Sehr conservativ heißt es 1752: „Das Neue sollte uns in den speculativischen Theilen der Weltweisheit alle Zeit verdächtig sein"; als er den Satz ein Vierteljahrhundert später wiederholte mit dem getrostesten Schlagwort der Aufklärung: „Die erste und älteste Meinung ist in speculativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel", geschah es, um seine bizarrste und befremdlichste Hypothese anzukündigen, und so manche kühne Ritte in unbekanntes Land waren gethan. Wie treu Lessing anfänglich im Wolffschen Geleise fortging, erhellt 1755 aus der Streitschrift über Pope und Leibniz, worin das „Gedicht" ganz zeit- und schulgerecht definirt wird, aus einigen Begriffsbestimmungen der Fabelaufsätze, aus den Noten zu Burke 1758, deren Sätze unter der Überschrift „Was erhaben und schön heißt" den reinsten und unzweideutigsten Wolffianismus in bekannter Terminologie darbieten, obwol es diesen Anmerkungen an Spuren der Selbständigkeit im Einzelnen, an Meinungsverschiedenheiten gegenüber Wolff wie Mendelssohn nicht fehlt. Erst seitdem sein Leibnizstudium sich bedeutend vertieft hatte,

wies er fast verächtlich auf die Kluft zwischen dem Meister und dem Schüler und trennte überscharf Leibnizens System von „der Eingeschränktheit und Geschmacklosigkeit" Wolffs. Seine aufrichtige Verehrung des Meisters aber hat er jederzeit unumwunden bekannt: im Pope-Aufsatz grenzen die Worte „der Wahrheit und zugleich Leibnizen näher kommen" an Orthodoxie, in den Litteraturbriefen wird das überall gleich verbreitete Licht seines Verstandes der Nation vor Augen gehalten, in den Wolfenbütteler Beiträgen, den Zusätzen zu Jerusalem, den Gesprächen mit Jacobi seine „große Art zu denken" mannigfach gefeiert. Als 1765 die Veröffentlichung der Nouveaux essais sur l'entendement humain gegen Locke auch seiner Leibnizforschung neue Sporen gab, beschied er sich nicht mit Auszügen, sondern begann eine offenbar für den Druck bestimmte Übersetzung und in französischer Sprache einen Aufsatz über das ihm besonders interessante Verhältnis des Philosophen und des Theologen Leibniz, wobei nothwendig auch das Esoterische und Exoterische schon vor den Soner- und Wissowatiusbeiträgen erörtert worden wäre. Zu einer Lebensgeschichte Leibnizens hat er gesammelt und sich nicht auf äußere biographische Daten beschränken wollen. Seine eigene Speculation ist ohne das Leibnizische System unverständlich.

Der jugendliche Aufsatz über das praktische Christenthum der Herrnhuter mit der bleibenden Lebenslosung, der Mensch sei zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren, verfolgt seine hitzige speculationsfeindliche Tendenz der Kraftbethätigung doch im Gedankenkreise der Monadologie, nach welcher Substanz Kraft und jede Monas in Ewigkeit thätig ist. Er theilt mit Leibniz, zugleich mit Aristoteles, der durch seine analytische Methode der Aesthetik den größten, durch seine Metaphysik höchstens einen secundären Einfluß auf Lessing gewann, die Auffassung der Seele als einer Entelechie. Bedeutsamer wird das vervollkommnende Thun bald darauf in der zwiespältigen Skizze „Das Christenthum der Vernunft" (1753) gefaßt. Schon Mendelssohn erkannte darin die Ketzerei und gedachte der alten Vorlage, als die „Erziehung des Menschengeschlechts", vorher der Wissowatius-Beitrag, eine gewohnte Bahn mit neuem Rüstzeug beschritt. Ernste Zweifel, ob die leidige Halbheit der auf Leibniz gestützten Vermittlungstheologie Vernunft und Offenbarung zu dauerhafter Aussöhnung bringe, müssen

ſchon in dem jungen Bayle-Leſer erwacht ſein; aber kein Bayle oder Voltaire lehrte ihn, von Leibniz ausgehend, nach dem Vernunftgehalt der chriſtlichen Dogmatik fragen, ohne kurzweg abzuſprechen und auch den hiſtoriſchen Drang und Werth aller Etappen des Geiſteslebens zu verkennen wie die Aufklärung des „ſelbſtklugen Jahrhunderts". Daß ſein erſter Umdeutungsverſuch mehr als bloß verwegen ſei, darf freilich kaum behauptet werden, ſoweit das Geheimnis der Trinität in Frage kommt, deſſen Rationaliſirung aus Wolffſchem Fahrwaſſer hinausſegelt. Mit einem Gedanken, in dem man Beziehungen zu Ariſtoteles gefunden hat, ſetzt er ein: Das einzige vollkommenſte Weſen hat ſich von Ewigkeit her mit nichts als mit der Betrachtung des Vollkommenſten beſchäftigen können, alſo, da Gott ſelbſt das Vollkommenſte iſt, von Ewigkeit her nur ſich ſelbſt denken können. Wenn nun im dritten Paragraphen Vorſtellen, Wirken und Schaffen in Eins gefaßt und der ſchöpferiſche Charakter der Vorſtellungen Gottes behauptet wird, ſo meldet ſich ſchon die ſpätere Idee von der Wirklichkeit der Dinge in Gott an, ein „Panentheismus", wie man es nicht ſchön, aber treffend nennt, der leicht in Pantheismus übergehen kann. Leibniz ſieht in der Welt ein aus unzähligen Einzelſubſtanzen, vorſtellenden, von einander verſchiedenen, unter einander im ſteten continuirlichen Zuſammenhang bedingten, durch unendliche Vervollkommnungsſtufen veränderlichen Monaden zuſammengeſetztes, präſtabilirtes harmoniſches Ganze, dem die Gottheit von Anbeginn ſeine unwandelbare Ordnung mitgegeben hat. Das alles findet ſich, bis zu wörtlichen Übereinſtimmungen mit Leibnizens Syſtem, auch bei Leſſing; aber ſeine Paragraphen ſind keine Wiederholung, wie am klarſten Zeller gezeigt hat. Der vierte ſcheidet: Gott kann ſich nur auf zweierlei Art denken; entweder er denkt alle ſeine Vollkommenheiten auf einmal und ſich als den Inhalt derſelben, oder er denkt ſeine Vollkommenheiten zerlegt, eine von der andern abgeſondert und jede von ſich ſelbſt nach Graden abgetheilt. Die erſtere Möglichkeit ergiebt ein identiſches Bild Gottes: man laſſe die Scholaſtik von der natura naturans Gott, der natura naturata „Sohn Gott" und der Harmonie Heil. Geiſt aus dem Spiel, und man hat den Grundgedanken für die „Wirklichkeit der Dinge in Gott", einen Leitfaden zu dem noch unbekannten Spinozismus hin, die Idee der Einheit von Subject und Object im abſoluten Er-

kennen. Ganz leibnizisch klingt, was über die Möglichkeit unendlich vieler Welten und die nothwendige Wahl der besten, die geschlossene Continuität und Unendlichkeit u. s. w. gesagt wird — unleibnizisch die Erklärung der Monaden nicht nach der prästabilirten Harmonie, sondern als zertheilt gedachter göttlicher Vollkommenheiten, der Vollkommenheit Gottes ähnlich wie Theile dem Ganzen. Ist aber jeder Gedanke bei Gott eine Schöpfung, ist der Gedanke der zertheilten Vollkommenheiten Gottes und ihr mit diesem Gedanken nothwendig identisches Dasein die Welt, dann müssen doch die göttlichen Vollkommenheiten an sich kosmischer Art sein: der sich selber ganz vorstellende, die Summe seiner Vollkommenheiten auf einmal denkende Gott denkt und schafft also die ganze Welt, die Summe aller einzelnen Dinge. Die Selbstverdopplung Gottes in der Vorstellung seiner selbst, im göttlichen Selbstbewußtsein und die Weltschöpfung sind nur noch in der Betrachtung, nicht real unterscheidbar; sonst müßte man auch eine Verdopplung des materiellen Kosmos, zwei gleiche Welten nebeneinander annehmen, hier das Universum, dort sämmtliche Theile, hier die Summe, dort alle Summanden. Daß nun das Ganze nicht als etwas von den einzelnen Theilen getrennt und unabhängig Existentes gedacht werden kann, daß das Ganze, wie auch Moses gegen Jacobi geltend machte, nur in der Auffassung seitens eines denkenden Subjectes von den Theilen verschieden wird, bedingt den naturalistischen Charakter jedes ernsthaften Pantheismus. Unmöglich war Lessing über die Consequenzen des § 13 und seines Abweichens von Leibniz schon im Klaren, vielmehr finden wir ihn noch weit entfernt von entschiedenem Pantheismus. Die Idee eines unmittelbar schaffenden, im Denken selber seine Objecte ins materielle Dasein setzenden Intellects nämlich ist streng logisch undurchführbar und nach zwei Richtungen fortzubilden: entweder macht man Ernst mit dem Begriff des Intellects und nähert sich dann dem gewöhnlichen Gottes- und Schöpfungsbegriff um so mehr, je entschiedener man das Moment des Selbstbewußtseins in den Vordergrund drängt; oder man legt das Hauptgewicht auf die unmittelbare materielle Existenz der Gedanken, um sich dann zu sagen, daß die Vorstellung, die das leibhaftige Ding selber ist, ohne den Gegensatz von Subject und Object, ohne die Verdopplung des Gegenstandes im Bewußtsein, ihren Namen mit Unrecht führt, daß ein als solcher und von vornherein

schöpferischer, also mit der Existenz des Gegenstandes zusammenfallender Gedanke gar kein wahrer Gedanke ist. Leibniz legte die erstere Stellung nahe. Auch darf in Lessings logisch durchgeführten Religionsschriften nicht alles für exoterische Maske und Anpassung erklärt werden, wiewol schon in der früheren Zeit nichts Lessings eigentliche Lehre sein kann, was einen über die teleologische Weltanschauung des Deismus hinausgehenden, die Naturgesetze mit Wundern durchbrechenden Supranaturalismus ergeben würde. Bei ernster innerer Übereinstimmung mit der teleologischen Grundlage Leibnizens und der Deisten, giebt es für Lessing nichts Übernatürliches nach der ersten Ursache, keine Wunder im Gebiete der secundären. Beweis auch die Skizzen „Über die Entstehung der geoffenbarten Religion", worin so consequent wie möglich der Inbegriff aller natürlichen Religion der conventionellen Zuthaten der positiven entledigt wird, „Von der Art und Weise der Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion", worin mit jener Hochschätzung der mathematischen Demonstration aller Schwärmerei gegenüber, ebenso consequent und ausgesprochen emancipirt, nicht Offenbarung, sondern natürlicher Lauf der Dinge zum Rechte kommen soll, bis zur „Neuen Hypothese über die Evangelisten", die auf Bruno Bauer vordeutet.

Von Leibniz entfernt sich Lessing noch in einem anderen Punkte des „Christenthums der Vernunft", in der Aufstellung des ethischen Cardinalgesetzes; dieses aus der eigenen Natur der moralischen Wesen nehmend und dabei die wahre Quelle des imperativen Charakters der Sittlichkeit, nämlich ihren socialen Ursprung übersehend, formulirt er es in dem Satze: „Handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß". Dies Gebot, eine nähere Bestimmung seines Herrnhuter-Imperativs „Der Mensch ist zum Thun, nicht zum Vernünfteln geboren" und von ihm fort und fort wiederholt, fußt auf den Monaden als sich vervollkommnenden, thätigen, das All nach ihrer individuellen Art spiegelnden Seelen, athmet aber einen ethischen Individualismus, der noch über Leibnizens individualistische Tendenzen hinausgeht. Mit diesem entschiedensten Individualismus in der Menschheit rechnend, lernt Lessing „jedes Ding nach seiner Absicht beurtheilen", wie die Dramaturgie sagt, wirkliche Duldung üben, wie Montesquieu, Winckelmann, Herder andre Weisen als berechtigt und nothwendig begreifen, während

die Aufklärung die Dinge über einen Kamm scherend „will Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Gips und Kalk verstreichen". Dieser Individualismus kämpft in „Ernst und Falk" und lehnt durch erschöpfende Bethätigung der persönlichen Anlagen die Glückseligkeit eines weichen und erschlaffenden Eudämonismus ab. So war die Monadologie sittlich ausgebeutet; metaphysisch erscheint sie wieder in dem Bruchstück „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können": die Seele ist ein einfaches, unendlicher Vorstellungen fähiges, diese Vorstellungen in einer unendlichen Zeitfolge nach Ordnung und Maß erlangendes Wesen, die ganze materielle Welt bis in ihre kleinsten Theile beseelt, was Grenze setzt heißt Materie.

Leibnizisch ist bei Lessing die Continuität und Evolution. Leibnizisch, ohne das Drehen und Winden der „Theodicee", ohne ihren „anleitenden", nicht zwingenden Grund, sein streng causaler Determinismus, der auch in die Dichtwerke hineinspielt, wenn Orsina keinen Zufall kennt, Emilia dem Unvermeidlichen nur durch den Tod entflieht, Nathan den Satz „Kein Mensch muß müssen" ausbeutet. Jerusalems „Philosophische Gespräche", deren Metaphysik nirgends die Leibnizische Schule verläugnet und deren Empfindungslehre von Mendelssohn ausgeht, bieten als Mittelstück eine Abhandlung „Über die Freiheit", aus mündlichen Gesprächen in Briefform zusammengefaßt; dieselbe, welche der gute Kestner tiefbewegt auf dem Pulte des Selbstmörders neben „Emilia Galotti" gefunden hatte. „Wir können nichts wollen ohne zureichenden Grund" setzt Jerusalem gegen alle moralischen Einwände auseinander: „dies scheint mir also unumstößlich zu sein, daß wir die Lehre von der Freiheit nicht behaupten können, ohne die ersten Gründe aller unserer Erkenntnis über den Haufen zu stoßen; die Folgen davon mögen auch sein, welche sie wollen." Natürlich ergiebt sich dem Leibnizianer so die Frage nach der göttlichen unmittelbaren Ursache des Bösen, die Nöthigung zur Theodicee, welche dann mit einer Ableitung der tugendhaften Handlungen aus deutlichen, der lasterhaften aus unklaren Vorstellungen recht unzulänglich versucht wird. Es hört also mit der Unfreiheit nicht jeder Unterschied zwischen Tugend und Laster, alle Verbindung zwischen unserm gegenwärtigen Verhalten und unserm Zustand nach dem Tod auf, wie die Gegner immer wieder behaupteten und noch behaupten. Daran schließt Lessing in den „Zusätzen"

beistimmend, aber seinerseits die Unerträglichkeit des „Zufalls" betonend, eines der bündigsten und wichtigsten Bekenntnisse seiner Philosophie.

Schon früh scheint er sich von den Vorurtheilen gegen den Determinismus losgemacht zu haben, denn aus einer im März 1753 geschriebenen Recension (17, 38) blickt deutlich die Überzeugung hervor, daß der Läugner der Willensfreiheit wenigstens kein Feind der Religion zu sein brauche, und Lessing würde die Bemühungen seines Autors, darzuthun, daß im System der Nothwendigkeit das Dasein des Bösen sich keineswegs auf die moralischen Eigenschaften des höchstens Wesens erstrecke u. s. w., kaum so eingehend gerühmt haben, falls er von ihrer Verkehrtheit und Erfolglosigkeit durchdrungen gewesen wäre. Es bedeutet dem gegenüber wenig, daß er dem Übersetzer des fraglichen Buches beipflichtet, wenn dieser die „Fatalität" des Autors nur als eine bedingte Nothwendigkeit anerkannte, und noch weniger, daß der Verfasser selbst sein System der Fatalität auf die menschlichen Handlungen eingeschränkt hatte. Denn nur diese stehen beim Determinismusstreit in Frage; die Zufälligkeit des Geschehens, insbesondre im Bereiche menschlicher Willensentschließungen ist es, wogegen sich der strenge Causalitätsgedanke auch Lessings sträubt. Er glaubt an das servum arbitrium so fest wie einst Luther, wenn auch aus andern Gründen, und giebt endlich einen Fingerzeig, der, 1776 unverständlich, erst 1780 durch die „Erziehung" aufgeklärt wurde, aber fortwährenden Mißdeutungen ausgesetzt ist. Wie gar noch heute jemand in Lessing einen Anhänger der Willensfreiheit erblicken kann, scheint den Urkunden gegenüber mehr als paradox.

„Der dritte Aufsatz" sagt der treue Herausgeber „zeiget, wie wol der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner sein würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freiheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen, was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegen-

theils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweites, gemeinen Augen eben so befremdendes System heben ließen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet."

Es scheint, wie gesagt, unbegreiflich, daß solche Aussprüche mißverstanden werden konnten. Und doch hat man, wo möglich mit Berufung auf gewisse Redewendungen, die Lessing mit dem allgemeinen Sprachgebrauch theilt, bald seinen Determinismus ganz abläugnen, bald diese seine Denkweise durch andre widerstreitende Vorstellungen beschränkt finden wollen, weil man im ersten Falle den Determinismus mit dem crassesten und unvernünftigsten Fatalismus verwechselte, im andern Falle gerad umgekehrt nur die Nöthigung durch Beweggründe der Vernunft für die wahrhaft dem System des Determinismus entsprechende, von ihm geforderte hielt. Hie Danzel, hie Ritter. Aber bleibt die Nothwendigkeit, welche der Vernunfteinsicht entquillt, darum minder Nothwendigkeit? hört das Müssen des Guten und Richtigen aus Erkenntnis auf ein Müssen zu sein? Nicht warum ich muß, sondern ob ich muß oder nicht muß, das ist die Frage, wie Hebler den Widersachern zugerufen hat, und nur der Wahn, eine Nothwendigkeit könne allein als brutale Gewalt von außen kommen, nicht aber aus innersten Gesetzen, hat den Determinismus zum Popanz gemacht. Für den Unbefangenen giebt es in der That nur Eine Auslegung der Lessingschen Worte; denn daß man für das Beste nicht danken könnte, wenn man es wirklich bloß müßte, daß der Mensch nur für die ihm verliehene Möglichkeit, seine Freiheit zu bethätigen, dankbar sein könnte, behauptet

allein Danzel. Als sei der Erzogene nicht dankbar für den Zwang der Erziehung, der Gerettete nicht der Hand verpflichtet, die ihn, ohne seiner Freiheit den mindesten Spielraum zu lassen, mit mechanischer Gewalt aus dem Wasser riß? Freilich hieße es Lessing mißverstehen, wollte man ihm die Vorstellung unterschieben, alle Nothwendigkeit des Handelns habe ihren Grund im unwiderstehlichen Zwange von Erkenntnissen. So wenig eine solche Vorstellung dem strengsten Sinne nach von dem Leibniz-Wolffschen System gefordert war, welches die Wirksamkeit der Affecte und Triebe immerhin zuließ, wenn es diese seelischen Vorgänge gleich in undeutliche Vorstellungen verwandelte, so wenig herrscht sie bei Lessing. Das hat der Philosoph, der zuerst nach Jacobi den Determinismus Lessings, wenn auch mit einer seltsamen Ansicht des Princips, das in Wahrheit Determinismus zu heißen verdiene, doch mit triftigen Einschränkungen der im Ganzen so unverkennbaren Bestimmungslehre unseres Classikers, ausdrücklich hervorhob, das hat Ritter dargethan. Der Gegensatz zum ersten Wolfenbütteler Fragment, die Deutung des Dogmas von der Erbsünde, in welchem „die Macht unserer sinnlichen Begierden, unserer dunkeln Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntnis zur kräftigsten Anschauung" gebracht werden soll, beweist ja, insofern die Umdeutung zugleich Rechtfertigung sein will, unwidersprechlich, daß Lessing noch andere den Willen bestimmende Ursachen, als bloße Vernunftgründe kannte. Und man denke auch hier an das „Blut" der Emilia Galotti! Lessing wäre nicht der tiefe Kenner des menschlichen Herzens gewesen, wenn er zu glauben vermocht hätte, daß eine unabweisbar in That sich umsetzende Würdigung des Besten die einzige Form der Bewährung des Causalitätsgesetzes im Bereich des bewußten Wollens sei. Daß nun diese nicht in deutliche Einsichten aufzulösenden Triebe mit geringerer Nothwendigkeit wirken sollten als die vernünftigen Motive, hat Lessing nirgends gesagt, nirgends sagen können. Alles in allem mag man Lessings Determinismus durch ein Stück Fatalismus beschränkt finden: die Vernunftnothwendigkeit hat ihre Grenze nicht an irgend einem Spielraum des ursachlos freien Wollens, sondern an einer anderen, härteren, sinnlicheren Nothwendigkeit; der Zwang der Erkenntnis wird, zumal auf niederen Stufen, aber auch bisweilen bei geistig und sittlich höher gebildeten Menschen, von der force irrésistible der Naturtriebe durch-

brochen. So wäre jene Auffassung, mit der Lessing nach dem ersten wissenschaftlichen Deuter seiner Philosophie den Cirkel des richtigen Determinismus verlassen hätte, nicht eine Entfernung von Spinoza, sondern eine Annäherung: der Determinismus der vernünftigen, sittlichen, zweckthätigen Ursachen verschmilzt nicht mit einer dem Zufall holden Freiheitslehre, sondern mit dem Determinismus der irrationalen Triebe und Gemüthskräfte, die ihre Wurzeln auch in die physische Natur hinabsenken.

Aber nun zum letzten Theil jener denkwürdigen Anmerkung! Das angedeutete System kann natürlich nicht der Determinismus oder Spinozismus sein.

Das zweite, gemeinen Augen eben so befremdliche System ist das der Seelenwanderung, der Metempsychose. Mit Jerusalem, also in der ersten Wolfenbütteler Zeit erörtert, trat es erst 1780 auf den Blättern über „Die Erziehung des Menschengeschlechts" ans Licht, nachdem 1777 die Gegensätze zu den Reimarischen Fragmenten nur den altteſtamentlichen Theil der „Erziehung", und zwar als die ersten Linien eines ausführlichen fremden Buches gebracht hatten: unter einem gewissen Cirkel von Freunden sei vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herumgegangen, die scheinbare Heterodoxie werde schwinden bei einstiger Herausgabe des ganzen Aufsatzes oder gar des vollendeten Buches. Daß er die Abhandlung, denn nur um eine solche Skizze handelt es sich, nie für seine Arbeit erkennen wolle, hat Lessing auch brieflich bestimmt erklärt. Der Grund liegt nicht in ihrer echtlessingischen Tendenz und in dem befremdlichen System, sondern, noch abgesehen von Lessings 1780 vielleicht geänderter Weltanschauung, in dem mehr als irgend anderswo exoterischen Vortrag, der gleich mit dem Titel anhebt, da diese Erziehung eigentlich keine Erziehung ist.

Lessings Einkleidung, den Gang der erziehenden Offenbarung durch eine Reihe von Entwicklungsstufen zu verfolgen, knüpft an altchristliche Weisheit, mittelalterliche Schwärmerei und moderne Geschichtsphilosophie an. Paulus lehrte im 3. Capitel des Galaterbriefes: wir waren im Gesetz verwahrt, bis uns der Glaube geoffenbart werden sollte; „also ist das Gesetz unser Zuchtmeister gewesen auf Christum . . . Nun

aber der Glaube gekommen ist, sind wir nicht mehr unter dem Zuchtmeister". Indem die Patristik mit dem großen Heidenapostel das mosaische Gesetz als einen *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν* betrachtete, bildete sich im Widerstreit der Ansichten die Würdigung des Mosaismus, wol auch des Hellenismus, als einer vorbereitenden Durchgangsepoche zum Christenthum, namentlich bei den Häuptern der alexandrinischen Theologie, weiter aus, eine Lehre der Heilsökonomie, Anpassung, Erziehung. Schon Johannes Müller erinnerte an Epiphanius. Lessings Liebling unter den Vätern, Irenäus, überschaute die steigende Offenbarung des einigen Gottes und sah, wie den Einzelmenschen vom Bade der Taufe, so das ganze Geschlecht von Adam bis zum Heiland und heiligen Geist fortschreiten. Er entrollte die Erziehung der Menschheit von den Juden her, teleologisch die göttliche Tendenz der Heilsvollendung verfolgend in den beiden Gesetzen, dem alten, das zeitlich straft, dem neuen, das die Knechtschaft löst. Clemens Alexandrinus faßte, woran neuerdings Walch erinnerte und Lessings „Brief" gegen diesen Gottesgelehrten anknüpfte, im Paedagogus die Menschen als Schüler, Gott als Erzieher, das mosaische und das apostolische Gesetz als die Unterrichtsmittel des Logos Christus für die stetige Bildung des Menschengeschlechts. Erst den Juden gegeben, that, so lehrte man mit der christlichen Erfahrung, die Logosoffenbarung eine Weltreise unter den Völkern. Ihre Stufen betrachtete Origenes: wie das Kind die Wahrheit in Bildern lernt, so bedarf es der Besserung durch Lohn und Strafe, bis drüben die Menschheit über das geschriebene Evangelium hinaus zum ewigen gelangt und sich in Gott vollendet. Auch Tertullian, wie Epiphanius, konnte im Erdenlauf Jesu, der da gesagt hatte, nach ihm werde ein größerer Paraklet kommen, nicht die Endschaft der erziehenden Offenbarung finden. So ward der Blick auf eine dritte Staffel der Heilsleiter, eine dritte Verbriefung der Heilslehre gerichtet. „Und ich sah einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewiges Evangelium, zu verkündigen denen, die auf Erden sitzen und wohnen, und allen Heiden, und Geschlechtern, und Sprachen, und Völkern", so hatte die Apokalypse gepredigt. Als ein Evangelium aeternum liefen wirklich unter dem Namen des calabrischen Abtes Joachim von Floris prophetische Schriften durch das dreizehnte Jahrhundert, der Franciscaner Gherardino fand im Christenthum der Kirche

kein Genügen. Das neue, dritte, Reich des heiligen Geistes sollte nun die Erfüllung bringen. Demselben Zeitalter trug ein Tractat des Pariser Bischofs Wilhelm von Auvergne wiederum die allmälige Pädagogik Gottes vor, der der Kindheit Israels einen „Elementar- oder Alphabetarunterricht" gegeben habe.

Die göttliche Accommodation war Frommen und Unfrommen eine allgeläufige Vorstellung. Spinoza bedient sich ihrer sowol im Einzelnen, um den verschiedenen, philosophischen oder judenzenden, Vortrag der Apostel, als im Großen, um Gottes „Offenbarung" zu erklären: Gott spricht zu den Patriarchen ihrer Fassungskraft gemäß, Gott giebt aus pädagogischer Rücksicht dem kindlichen Volk Israel ausschließliche Verheißungen, Gottes Königthum, da doch alles aus der Gottnatur fließe, ist eben dem schwachen Verstand angepaßt, Christi Lehre desgleichen, die Bibel zweitheilig, erst Einem, dann allen Völkern „geoffenbart" nach ihrem Begriffsvermögen. Nicht minder schaltet Semlers Kritik fortwährend mit solcher Accommodation, wenn er paulinisch die göttliche Haushaltung in ihrem Gang betrachtet, dem Apostel das Gleichnis von den Kindern, Jünglingen und Männern in Christo, der Kindermilch und der Männerspeise nachspricht und mit ihm von den σαρκικοί zu den πνευματικοί fortschreitet. Anders liest Herder die Genesis, anders der poesielose Semler. Ihm ist die mosaische Schöpfungsurkunde „für ehemalige Juden, als für Kinder eingerichtet . . . Schon Philo sagt es: daß nur ganz einfältige Leute jene Vorstellung hätten"; aber im Bilde der Kindheit und dessen Verfolgung trifft er mit dem schwärmenden Entzifferer der ältesten Hieroglyphen überein, da er weiter von den „Anfangsgründen für die alte Welt" und einem „Abc" spricht, das der Unterstufe diente. „Wenn Kinder die Fertigkeit des Lesens schon haben, führt man sie nicht immer wieder zurück in das Abcbuch." Seine Theologie läßt das Testament der Juden dahinten: „Es bleibt allemal wahr, daß Gott durch dieses Volk einen besondern Theil seines Plans, in Regierung des menschlichen Geschlechts, erreicht hat; wenn gleich das Einzelne, das nur zum Charakter der Zeit und des Volkes gehört hat, von den Gliedern des neuen Bundes in jener Zeit und Gegend liegen gelassen wird." So faßte, gleichfalls mit starker Teleologie, der Hallenser Kritiker die biblische Offenbarung des Lehrers Gott.

Anders, teleologisch zwar, aber nicht historisch-kritisch wie Semler, nicht exoterisch einkleidend wie Lessing, Pascal. Nach einer Musterung der Religionen Asiens, deren Moral und Beweisgründe ihm nicht genügen, hält er sich, müde Gott nur durch das Raisonnement zu suchen, an die Schrift und betrachtet das isolirte älteste Volk, das jedes andere durch die jahrhundertelange Überlieferung seiner Geschichten übertrifft, einen Gott anbetet, das Gesetz Jehovahs befolgt und des verheißenen Befreiers harrt. Ehrfürchtig schaut er es an, dies ewige Volk und sein uraltes, göttliches Buch, das es mit beispielloser Aufrichtigkeit bewahrt, obwol Israels Laster darin verzeichnet stehen. Auch er schreibt in großen Zügen die Erziehungsgeschichte der Menschheit. Gott bestellte nach der Sintflut ein eigens gebildetes Volk auf Erden, das dauern sollte bis zu dem Geschlecht, welches der Messias durch seinen Geist erleuchten würde; ein „fleischliches Volk", alternd in „irdischen Gedanken" von Abrahams gesegnetem Samen und einem weltlichen Messias, von Propheten durch pädagogische Verhüllung geistiger in zeitliche Güter angetrieben, ein Volk geschaffen dem Heiland als Zeuge zu dienen. Pascal hat drei Stufen: die Heiden kennen Gott nicht und lieben nur die Erde; die Juden kennen den wahren Gott und lieben nur die Erde; die Christen kennen den wahren Gott und lieben nicht die Erde, denn das Himmelreich ist nicht im Fleisch, sondern im Geist. Christus hat das Heil erfüllt: „Als die Welt in fleischlichen Irrthümern gealtert war, kam Jesus Christus zur vorhergesagten Zeit." Moses am Eingang, Christus am Ausgang der göttlichen Bahn.

Nun erwäge man, wie Leibniz im Vorwort zur „Theodicee", mit stärkster Rücksicht auf die erst allmälig entschleierte Unsterblichkeitslehre, von den abergläubischen Heiden zu den monotheistischen Juden, die in einem kleinen Erdenwinkel aufgeklärter waren als die ganze übrige Menschheit, und zu dem Vollender Mosis, Jesus Christus aufsteigt, der die göttliche Güte und Gerechtigkeit durch Belohnung in einem anderen Leben krönt. Schon diese Sätze allein hätten Lessings Darlegung bestimmen können, aber die göttliche Erziehung und die Entwicklung zur harmonisch wirkenden Humanität war neuerdings auch durch Herder mannigfach mit größter Beredsamkeit zur Sprache gebracht worden.

In Herders taumelnder Schrift über die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts" wurden die Urworte der heiligen Frühe gedeutet. Ein Jahr später, 1774, höhnte trotz dem gläubigen Standpunkt und manchen Schwärmereien sein Buch „Auch eine Philosophie zur Geschichte der Bildung der Menschheit", der jugendliche Vorläufer der „Ideen", selbst die Reimarer mit dem „phantastischen Genie" der Ältesten Urkunde aus. Daß Lessing diesen Beitrag und seine theologischen Nachbarn las und verarbeitete, kann nicht zweifelhaft sein. Dort war eine, in den „Ideen" als Spiel preisgegebene, Allegorie der menschlichen Lebensalter auf das Wachsthum der Menschheit angewendet, indem die Patriarchenzeit die Kindheit, die ägyptische die Knabenjahre, Griechenland den Jüngling, Rom den Mann bedeuten sollte, und mancher phylogenetische Schluß fand sich aus der Ontogenie gezogen, mit bitteren, faustischen Beschwerden über den Geist der gegenwärtigen Aufklärung. Entwicklung, Fortgang, Stufen der Leiter wollte der Geschichtsphilosoph zeigen, ein durch die Verhältnisse bedingtes Band von Schwächen und Vorzügen im kämpfenden Ausschreiten, Continuität auf dem irdischen Schauplatz einer leitenden Absicht, die also zur rechten Stunde es für gut befand, den gährenden Säften das Ferment des Christenthums zuzuführen und diesen menschenliebendsten Theismus nach vieltausendjähriger Vorbereitung zur Religion des Weltalls auszubreiten. Der ganze Bauplan allmächtiger und allweiser Vorsehung liegt klar vor dem Allanblick des begeisterten Teleologen, der den Gang der göttlichen Offenbarung durch die Nationen durcheilt und von der Kindheit der Naturvölker nochmals zurückschaut auf seine Urkunde der Menschenkindheit: „Unterweisung des Vaters selbst an diese Kindheit". Wieder ein Jahr später ist es dem Erläuterer des Neuen Testaments heilige Überzeugung, daß das Menschengeschlecht, so wenig es ohne Schöpfung werden konnte was es ist, eben so wenig ohne „göttliche Erziehung" wissen konnte was es weiß, und Aufschluß des Menschengeschlechts in seiner Bestimmung liest er aus der Bibel, um den Seligmacher Jesus inbrünstig anzubeten. „Erzieher der Menschen, erziehe Gott nach" lautet das A und das O seiner Pädagogik. Beruhigt und gereift legt Herder dann, nach Lessings Tod, in den „Ideen" die Metamorphosen der Menschheit und des Menschen dar, wie eine große Kette alle Geschlechter verbindet und das Zusammenwirken der Indi-

viduen uns allein zu Menſchen macht. „Erziehung des Menſchengeſchlechts" iſt der Geſichtspunkt geblieben: die Erde das Erziehungshaus unſerer Familie, zwar mit vielen Abtheilungen und Klaſſen, aber doch nach einem Typus der Lectionen, denn der Vater unſeres Geſchlechts beſtimmt als Lehrer unſeres Geſchlechts den Unterricht. Herders Humanitätsevangelium preiſt den Sterblichen glücklich, der durch die Strahlen ſeines ſtillen Beiſpiels auf die ſchönere Humanität ſeiner Brüder fortwirke und ſo, der bildenden Tradition Gottes einverleibt, in den Seelen der Menſchen thätig fortlebe. Auch das iſt leſſingiſch gedacht.

Altgewohnt, dazu kürzlich im Sturm und Drang erneut war demnach der Gedanke einer ſtufenweiſe zum Ziel führenden göttlichen Erziehung mittelſt der Offenbarung. Wenn Reimarus das Alte Teſtament als einen ganz verkehrten Kinderkatechismus herabdrückte und behauptete, Gott würde, um den unwiſſenden Kindern etwas zu offenbaren, ſeinen Schreibern „auf einmal, und vom Anfange ein kurzes und klares Lehrbuch in die Feder dictiret haben", ſo brauchte Leſſing nicht erſt jedes Wort der Erwiderung zu erfinden. Nannte doch auch der junge Goethe auf ſeinen waghalſigen theologiſchen Streifzügen die Juden einen wilden unfruchtbaren Baum, dem der ewige Gärtner das edle Reis Jeſum Chriſtum zur veredelnden Pfropfung und Befruchtung aller übrigen Bäume eingepflanzt habe. Und es ſei geſtattet in dieſen Zuſammenhängen noch zwiefach an Goethe zu erinnern: einmal, zu ſagen, wie unendlich hiſtoriſcher, poetiſcher, ſinnreicher, ſinnlicher, als die Kritiker des achtzehnten Jahrhunderts, Herders alter Genoß, der Bibelleſer von Kind auf, nicht blind gegen Züge von Wildheit und Grauſamkeit die hoffnungsvolle Religion der Erzväter und die Entwicklung des Volkes Israel inmitten ſeiner eigenen Knabengeſchichte malte; weiter aber ſeine beliebte Betrachtung des Judenthums als des Typus ethniſcher Religion auch in der tiefſinnigen Conſtruction der pädagogiſchen Provinz Wilhelm Meiſters aufzuſuchen. Stufenweiſe bewegt ſich hier die Erziehung durch drei nicht auf Furcht, ſondern auf Ehrfurcht gegründete Religionsphaſen: Ehrfurcht vor dem, was über uns iſt, lehrt die heidniſche Religion; Ehrfurcht vor dem, was uns gleich iſt, der das Höhere herab, das Niedere herauf ziehende philoſophiſche Mittelzuſtand des Weiſen;

Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist, die christliche Sinnesart. Zu allen dreien muß man sich bekennen, denn zusammen bringen sie die Religion der obersten Ehrfurcht hervor, der Ehrfurcht vor uns selbst: daß der Mensch emporgestiegen sich auf der Höhe des höchsten Geschöpfes halte, ohne dünkelnd und selbstisch wieder ins Gemeine zu sinken. Aus dem Credo der christlichen Dreieinigkeit weiß der Vorsteher speculativ die Trinität der Ehrfurchten zu lesen, den Zöglingen aber nach ihrer wachsenden Fassungsgabe die Lehren erst in sinnlichen Zeichen, dann mit symbolischen Anklängen, endlich philosophisch gefaßt zu überliefern.

Lessing macht auf zwei Stufen des göttlichen Lehrplanes Halt und schaut zur dritten empor, die noch nicht erklommen ist. Auch er nimmt den Makrokosmos Menschheit wachsend, lernend, denkend, handelnd wie den Mikrokosmos Mensch, auch er stellt teleologisch und optimistisch, im Gegensatze zu dem alten, schon im Meißner Glückwunsch abgelehnten Märchen von den goldenen, silbernen, eisernen Altern, zu Rousseaus culturfeindlichem Abstieg, zu Schillers rasch widerrufener Nänie auf die schönere Welt der Götter Griechenlands, die Zielentwicklung der Menschheit dar, auch er gestattet es sich, indem die Antike geistreich nur leise gestreift, Buddhismus und Islam ganz ignorirt wird, nach alter, durch christlich-religiöse Beweggründe bestimmter Methode die Sittlichkeit allein im sogenannten auserwählten Volke Gottes und im welterobernden Christenthum zu messen. Der Gang ist auch durch Reimarus nahe gelegt. Dieser hatte im Alten Testament keine Religionsoffenbarung finden können, vor allem den mangelnden Unsterblichkeitsglauben aufgestochen und die göttliche Ungerechtigkeit gegen die vorausgegangenen Geschlechter für unüberwindlich erklärt. Dem setzt Lessing exoterisch den weisen Stufengang der Offenbarung und die fortschrittlich ausgleichende Metempsychose entgegen, seine „Theodicee der Geschichte", wie Kuno Fischer so treffend sagt.

Auf einem Hügel stellt Lessing sich dar, in die unermeßliche Ferne schauend und, da schon die Dämmerung seinem eigenen Leben nahte, einen Fingerzeig aus diesem sanften Abendroth heimbringend. Die positiven Religionen sind der Entwicklungsgang des menschlichen Verstandes. Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele: nur bei unsern Irrthümern nicht? Nun rücken die knappen, dem Ende zu in lauter leidenschaftliche Fragen gefaßten Paragraphen heran, denen das Motto

aus Auguſtin auf den Weg mitgegeben iſt: Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt. Was iſt Kern, was iſt Schale? was eſoteriſch, was exoteriſch? was Meinung, was Einkleidung? Der lateiniſche Wegweiſer allein hätte den Antiſemiten Schopenhauer vor der Parodie „Erziehung des Judengeſchlechts" warnen und auch den Trug verhüten ſollen, hier hauſe ſcholaſtiſcher Unſinn, jüdiſch-chriſtliche Mythologie, und es könne niemand den wiſſenſchaftlichen Werth einer Schrift ernſt nehmen, deren drittes Wort „Gott" ſei. Leſſings letztes Bekenntnis proteſtirt gegen die orthodoxe Erſtarrung wie gegen Reimarus' Offenbarungskritik und die Anſicht der Aufklärung, indem es Entwicklung zeigt im Bilde pädagogiſcher Offenbarung. Die Menſchheit wird wie ein lernendes Individuum, die ganze Summe von geſchichtlich begründeten Fortſchritten der Erkenntnis, durch welche die Menſchheit zur Höhe ihrer geiſtigen und ſittlichen Vollendung gelangt, als Erziehung durch Gott genommen, als Offenbarung, dieſe aber damit von vorn herein ihres Offenbarungscharakters im kirchlichen Sinn entkleidet. Gott erzieht das Menſchengeſchlecht — ſo durfte Leſſing ſprechen und ſchreiben, ohne an etwas anderes zu denken als an natürliche Vervollkommnung der Erkenntnis und des ſittlichen Lebens, ſelbſt wenn er ſchon mit voller Entſchiedenheit den ſpinoziſtiſchen Standort, wo ihn ſein Gaſt 1780 traf, eingenommen hätte; denn auch dann, ja dann erſt recht wäre ihm ein wunderloſes, den ewigen Weltgeſetzen entſprechendes Geſchehen als göttliches Thun erſchienen. Iſt die Natur ſelber Gott, ſo darf und muß alles als Wirken Gottes aufgefaßt werden, und dieſes Wirken nach Analogie bewußter menſchlicher Thätigkeit darzuſtellen, bliebe ein harmloſer Tropus, eine unſchuldige Poeſie; kaum daß die Gefahr drohte, das Bild für die Sache, das Dichterſpiel für die lautre Wahrheit zu nehmen. Aber, handgreiflich genug, iſt nicht bloß nach den Grundſätzen des Weiſen, der im Deus sive natura den Kern ſeiner Lehre niedergelegt hat, die von Leſſing angewandte Bezeichnung zuläſſig. Der Deiſt mit ſeinem im Voraus berechneten göttlichen Plan der Welt und aller Geſchehniſſe hätte ein noch ſtärkeres Recht, angeſichts der Menſchheitsentwicklung von einer Erziehung durch Gott zu ſprechen, da auf ſeinem Standpunkt wirklich ein bewußtes, zweckthätiges Veranſtalten der letzte Grund alles Geſchehens iſt und alle Umſtände, die

den geistigen und sittlichen Fortschritt bedingen, sammt den nothwendigen Folgen von Gottes Weisheit an rechter Stelle seinem Weltplan eingefügt sind. Eingefügt sind allerdings ohne ein besonderes Handeln, das in die ewige ursprüngliche Anordnung eingriffe . . . aber auch da würde Lessings Denk- und Darstellungsweise sich mit der Bewunderung des Weltplanes wol vertragen. Alle Vorwürfe fallen, insofern sie sich nur auf Lessings beständiges Reden von Absichten Gottes, göttlicher Erziehung, Offenbarung gründen. Sie wären dann berechtigt, wenn der Nachweis gelänge, daß Lessing mit dem Erziehungsgedanken seiner alten rationalen Weltansicht untreu geworden sei und eine der gesetzmäßigen natürlichen Entwicklung widerstreitende Einwirkung und Offenbarung angenommen habe. Aber wie? Giebt unsre Schrift der Zeugnisse nicht die Hülle und Fülle, daß Lessing allerdings eine wunderbare Aufhebung der Gesetze zugab? Stellt er nicht fort und fort die Offenbarung der Vernunft entgegen und läßt die Offenbarung das schneller geben, worauf die Vernunft von selber erst in längerer Zeit kommen würde? Schreibt er die Offenbarung nicht Einem auserwählten Volke zu, während er sie allen andern alten Völkern unzweideutig abspricht? Und wie verträgt sich das mit der Annahme, ihm habe gleichwol nur die natürliche Ausbildung der religiösen und sittlichen Begriffe vorgeschwebt? Wenn Offenbarung und Vernunfterkenntnis eins sind, wie kann die eine die andre beschleunigen oder sonst irgendwie abändern? Warum sollte man den natürlichen, vernunftgemäßen religiösen Fortschritt aller Nationen außer der Einen nicht als Frucht der Offenbarung anerkennen, wenn diese Offenbarung ein bloßes Bild für die Stufen eben dieses Fortschrittes ist?

Lessing hatte für seine Person den Offenbarungsglauben längst in den älteren theologischen Bruchstücken abgelehnt und blieb bei der Ablehnung, wie unter anderem der „Nathan" sammt den kleinen Selbstbekenntnissen über den Endzweck dieses Gedichts sattsam bezeugt. Der Glaube an geoffenbarte Wahrheiten geht dem vernünftigen Erkennen voraus — so und nicht anders kann im Grund unsere Schrift esoterisch lehren, oder man müßte allen Ernstes behaupten, Lessing habe, da er die „Erziehung" schrieb, selbst rückläufig zur Retirade in den Schoß der Orthodoxie geblasen, er habe alles in den Wind geschlagen, was sein Privatarchiv über die Entstehung der geoffenbarten Religion ver-

wahrte, und nur die alte Rechnung, daß eines jeden Menschen natürliche Religion nach dem Maß seiner Kräfte verschieden sei, gläubig umgeschrieben. Man müßte ernstlich behaupten, nicht bloß die einstigen Voltairischen Grillen über Gewaltthaten und Kunstgriffe neuer Religionsstifter seien geschwunden, sondern auch die ganze geschichtliche Ansicht von „Fortpflanzung und Ausbreitung der christlichen Religion". Lessing hätte nicht mehr im Sinne der Entwicklung gemeint: „Es ging der Religion wie der Weltweisheit", das „Christus kam also" des Herrnhuter-Aufsatzes nicht mehr wie im Breslauer Fragment dahin aufgefaßt: Christus konnte zu keiner bequemeren Zeit kommen, d. h. ohne „theologische Assertion" nach den Geschichtsumständen beurtheilt, sondern nach dem Bibelwort: als die Zeit erfüllet war. Nein, die Wiederaufnahme der patristischen Erziehungsidee bedingte das Umwandeln der causalen historischen in eine finale ethische Nothwendigkeit: das „Es konnte nicht anders sein" ward zum „Es war am besten so". Man erinnere sich bei dieser gewiß einer strengen Wissenschaft nicht einleuchtenden Umwandlung, daß auch Montesquieus optimistische Geschichtsphilophie den gleichen Fehler beging, was derselbe scharfsinnige Schriftsteller neuerdings hervorhebt, der über Lessing als Teleologen schonungslos den Stab bricht. Dahingestellt bleibe, ob Lessing diesen mit der deistisch-teleologischen Grundansicht der deutschen Aufklärung getheilten Fehler innerlich schon völlig überwunden hatte; zweifellos aber ist alles Wunder in der „Erziehung" bloße Redeweise, wie denn sogar ein philosophischer Erzfeind der „Überschätzung Lessings" nur die Seelenwanderung als abergläubischen Bestandtheil unserer Schrift anstreicht.

Auch vergesse man nicht, daß nicht bloß schon 1780 die Orthodoxie, als deren unberufener Vertreter ein gewisser Schobelt an Lessings Text gottsjämmerliche Noten hängte, vor dieser „Erziehung" sich bekreuzigte, sondern auch Hamanns Ehrfurcht für die jüdische Geschichte als einzige Universalgeschichte einmal übers andere, erst ohne Kenntnis des Verfassers, dann von Lessings Autorschaft unterrichtet, diese „Erziehung" als alten Sauerteig der Modephilosophie verwarf: „Nichts als Ideenwanderung in neue Formeln und Wörter. Kein Scheblimini, kein rechter Reformationsgeist, keine Empfängnis, die ein Magnificat verdiente."

So gut Lessing die anthropomorphische Auffassung des religiösen

und sittlichen Entwicklungsganges der Menschheit überhaupt ohne Thaumatologie scheinbar festhalten konnte, eben so gut durfte er auch im Einzelnen sich jener schlichten volksmäßigen Betrachtungsweise anbequemen, welche die Offenbarung für die wahrhaftige unmittelbare Kundgebung der Gottheit nimmt. Am einfachsten, wenn er sich auf den Standpunkt des Offenbarungsglaubens eines bestimmten Volkes stellte, das denn kein anderes sein konnte als das jüdische, dessen religiös-sittliche Wandlungen ihn zunächst beschäftigten, und wenn er alles, worin Israel zu gewissen Zeiten göttliche Offenbarung gesehen, als Offenbarung gelten ließ, andrerseits allem solche Anerkennung weigerte, dem sie der jeweilige Volksglaube versagt hatte. Ein derartiges Verfahren, rein formell durchaus zulässig, obgleich nicht unzweideutig, hatte, wenn überhaupt die Metapher der Erziehung und Offenbarung fortgesponnen werden sollte, sogar den Vorzug der größeren logischen Consequenz: es wurde dem innern Wesen des Offenbarungsglaubens gerecht, der seiner Natur nach ebenso exclusiv ist als er unmöglich, ohne sich selbst preiszugeben, je den Gegensatz zur Vernunft austilgen kann. Dies Verfahren zwang weder zur wirklichen Fälschung von Thatsachen, noch ließ es wirkliche Mißverständnisse befürchten. Wer einmal den Schlüssel zu Lessings Chiffern besaß, konnte sich leicht die Vorlage aus der Bildersprache in den Sinn des Urhebers zurückübersetzen: die Offenbarung war die Summe von Lehren, welche dem Volk von seinen menschlichen Erziehern, den nächsten Werkzeugen des göttlichen, als Offenbarung dargeboten und vom Volke selbst gläubig dafür gehalten wurden; das Verhältnis dieser Lehren zu den übrigen Vernunfterkenntnissen ist jederzeit gemeint, wenn das Verhältnis zwischen Offenbarung und Vernunft zur Sprache kommt. Alle vorhin aufgeworfenen Fragen beantworten sich dann von selbst. Die Vernunfterkenntnis, die als solche in wenigen auserlesenen Geistern gereift war, kann recht wol, wenn sie von diesen Erleuchteten dem Volk als Offenbarung mitgetheilt wird, den religiösen Entwicklungslauf beschleunigen und den Weg der denkträgen Masse verkürzen. Gleichfalls ist es kein Widerspruch, wenn eine auf die Geschichte des Judenthums und seiner Fortbildung zum Christenthum beschränkte Untersuchung nur eine jüdische und christliche Offenbarung kennt und alle religiösen Anschauungen andrer Völker von vorn herein als einfache Erzeugnisse des Menschengeistes betrachtet: hätte Lessing

die Religionsgeschichte der Aegypter oder der Griechen zum Gegenstande gewählt, so würde er seiner Methode gemäß zuvörderst bei diesen Völkern wirkliche Manifestationen der Götter verzeichnet und die Offenbarung des Juden- und Christenthums nur insoweit berührt haben, als hier etwa der antike Polytheismus selbst das Walten fremder Gottheiten zugeben mochte.

Übrigens ist Lessings Gedankengang vollkommen durchsichtig. Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem Menschengeschlecht; Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht, und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht. Jede Erziehung befolgt eine gewisse Ordnung, also auch die göttliche Offenbarung. An die symbolisch gedeutete Genesis und an Leibnizens Theodicee schließt sich die Construction aus der natürlichen Religion der Deisten: wie der dem ersten Menschen verliehene Begriff eines einigen Gottes verloren ging, nachdem die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, das Unermeßliche in lauter Ermeßliches zerlegte; wie Gott dann der eingerissenen Vielgötterei abhalf, indem er in der ausgebreiteten Menschheit nicht mehr den Einzelmenschen Adam, sondern ein einzelnes, und zwar ein recht verwildertes Volk zur Erziehung erkor. Ebenso hatten die „Gegensätze" gegen Reimarus der höchsten Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung denjenigen Weg zugeschrieben, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen ihres Genusses fähig wurden, denn kein Volk hätte mit dem anvertrauten Pfunde der Offenbarung mehr gewuchert, als es das jüdische ohne neidischen Geheimdienst oder Kaltsinn that, um diesen Eifer den christlichen Völkern zu übermachen, insofern sie — das Goethische Bild — auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren. Die Neologie hantirte, wie gesagt, fortwährend mit der göttlichen Accommodation an den Standpunkt der Menschen; nur Semler zeigte am Neuen Testament unumwundener, daß eben der menschliche Geschichtschreiber, wie endlich Lessing ganz rückhaltlos die Evangelisten ansah, aus seiner Zeit und Art heraus sprach. Statt zu sagen, daß ein rohes Volk sich eine rohe Theologie bildet, erklärt Lessing, daß Gott sich dem rohen Volk in roherer Weise zunächst als Gott seiner Väter ankündigte, ihm durch Wunder seine Macht kund that und es ganz allmälig zum Begriff des einigen Gottes hinanleitete. Statt zu sagen, daß auf

niedrigen Stufen ein niedriger Anthropomorphismus herrscht, spricht Lessing von einer dem „Alter der Kindheit" angepaßten Erziehung und, wie Möser gegen Rousseaus savoyischen Vicar die Bändigung des ziegelbraunen Volkes durch den Mosaismus dargelegt hatte, von einer mit unmittelbaren sinnlichen Strafen und Belohnungen wirkenden Pädagogik.

Glaubte Lessing wirklich noch mit Deisten und Christen an die Ursprünglichkeit des Monotheismus, der erst in Polytheismus ausgeartet sei, wie auch Jacobis interessanter Merkurbrief (August 1774) über Pauws Recherches philosophiques sur les Égyptiens et les Chinois einen „verdorbenen Lehrbegriff" behauptet? oder war er nicht vielmehr mit Hume's Dialogen von der Ursprünglichkeit des Polytheismus überzeugt, der seinerseits sich wiederum über Fetischismus und Schamanismus erhebt? Dann sind eben auch die Thesen des sechsten und siebenten Paragraphen nur der landläufigen Anschauung angepaßt.

Er führt uns in eine Elementarschule, wo nichts der unreifen Vernunft Unzugängliches gelehrt wird. Die langsame Entwicklung der Cultur erscheint als echte Pädagogenweisheit, die gründlich unterrichten, aber nicht nach dem Fehler eitler Lehrer das Kind prahlerisch übereilen will. Charakteristisch ist, daß Lessing, schon in Meißen ein so rascher Schüler, einmal aus Leibnizischen Worten über die Wege des Autodidakten die geringe Nothwendigkeit eines allzusorgfältigen und methodischen Unterrichts für die menschliche Seele gegen moderne Pädagogen folgert. In Breslau hatte er nur von „aller möglichen didaktischen Klugheit" der urchristlichen Lehrart gesprochen. Gott mußte mit Israel in Aegypten ganz von vorn anfangen, „um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts." Da ist der *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*, der Erzieher auf Christus, denn aus dem Judenthum ging ja das Christenthum hervor. Darf aber auch diese an einen bestimmten Gang gebundene Geschichte der Menschheit und der ethischen Stufen das Christenthum lediglich am Judenthum messen und die ganze antike Welt, die gesammte Weltanschauung und Ethik der Hellenen zumal, völlig aus dem Spiele lassen? Lessing kann bei seiner Einkleidung die

andern Völker nur ſtreifen und berührt ſein ſowol die vorchriſtlichen Verhältniſſe wie die chriſtliche Überwindung der alten Welt: wie ſich ſelbſt überlaſſene Kinder blieben einige Völker ganz roh (die ſogenannten Wilden), andere bildeten ſich zum Erſtaunen ſelbſt (offenbar in erſter Linie die Griechen), doch dieſe glückliche Naturbegabung wurde von dem Kinde der Erziehung langſam, aber ſicher überholt.

Die altteſtamentlichen Schriften ſind „Elementarbücher für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk". In dieſem Abcbuch, mit Semler zu reden, iſt für die Vorſtellung der Unſterblichkeit noch kein Platz. Reimarus hatte in der Offenbarung einer beſeligenden Religion und im Verſchweigen der Erkenntnis der Seligkeit einen unlösbaren Widerſpruch gefunden, den ihm Warburton's Beweis für die göttliche Sendung Moſis, daß der von Gott regierte jüdiſche Staat der Unſterblichkeitslehre nicht bedurfte, keineswegs ſchlichten konnte. Leſſings „Gegenſätze" waren der Anſicht des Fragmentiſten, das Alte Teſtament wiſſe von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen jenſeitigen Belohnungen und Strafen, beigetreten, ja noch um einen großen Schritt, die Behauptung nämlich, daß die vorexiliſchen Schriften nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gäben, weiter gegangen, ohne jedoch die Folgerungen des Fragmentiſten zu ziehen. Schon hier war ein Seitenblick gefallen auf die indiſchen Veden und auf die keiner Zeit und keinem Lande fehlenden privilegirten Geiſter, die über die Sphäre der Zeitgenoſſen hinausdenkend dem größern Licht entgegeneilten und ſcheinbar der Bibel die tiefſten Wahrheiten vorwegnahmen. Es war vielmehr von dem nämlichen Seligmachenden der nämliche Begriff, die nämliche Offenbarung unterſchieden worden — nun folgte die Hypotheſe der „Erziehung des Menſchengeſchlechts" in ihrem erſten, altteſtamentlichen Theil. Leſſing erklärt mit Warburton, den ſchon ſein Aufſatz über die Elpiſtiker reſpectvoll nennt, und gegen Warburton das Fehlen der Unſterblichkeits- und Vergeltungslehre pädagogiſch, d. h. genetiſch, aus der wolberechneten Art eines Elementarbuchs, deſſen der Unterſtufe gemäße Unvollſtändigkeit doch den Weg zu den weiſe noch vorenthaltenen Wahrheiten nicht verſperrt oder verlegt. Die Jahre machen klüger. Das in die Fremde geſchickte Kind lernte in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer die Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeige des bei Seite geſchobenen Elementarbuchs

besser lesen und mit Morgenländern und Griechen die vom Pädagogen der Vorstufe nur angedeutete Unsterblichkeit, aber bloß sectenweise, erfassen. Es lernte im Verkehr mit dem Parsismus Jehovah nicht nur als mächtigsten Nationalgott, sondern als einigen Gott kennen. „Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung", d. h. man hörte auf, das Elementarbuch nach dem Buchstaben, nicht nach dem Sinn zu lesen. Lessing tritt an Herders Seite, wenn er, den bald planen und einfältigen, bald poetischen und tautologienreichen Stil der ältesten Urkunde bezeichnend, die Einkleidung des Abstracten in Allegorien und als wirklich erzählte Begebenheiten darlegt: Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages — „Herdern wollte man dies schöne Bild nicht gelten lassen", schaltet Campe ein; Ursprung des Übels unter dem Bilde vom Baum der Erkenntnis und der Schlange; Sprachverschiedenheit unter dem Bilde des Babelthurmes. So hatte das Elementarbuch alle guten Eigenschaften sowol für Kinder, als für ein kindisches Volk; aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Der fortlaufenden Parallele zwischen der Schule des Kindes und dem Offenbarungsglauben der jungen Menschheit bedarf es nicht, vielmehr erweist Lessing im Hinblick auf die rabbinischen Niederschläge des jüdischen Geistes, wie man, um das seinem Buch entwachsene Kind länger festzuhalten, allegorisirend, deutelnd, pressend einen spitzfindigen Verstand beförderte.

„Ein besserer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam". Bis zu diesem tiefsten Einschnitt in der Weltgeschichte hatte die Mittheilung der Paragraphen 1777 einen Vorschmack des Ganzen gegeben, um dem ungenannten Kritiker der alttestamentlichen „Offenbarung" zu antworten. Das herausgeschälte Ergebnis wäre kurz: auf primitiven Stufen waltet sinnlich-bildliche offenbarungsgläubige Religion und eine durch gewisse Verbote „du sollst nicht" im Bunde mit diesseitigen Belohnungen, diesseitigen Strafen geleitete Sittlichkeit, ohne geistigere Erkenntnis und reinere Selbstzucht, die vom Sollen und Müssen zum Wollen sich aufschwingt. Das Kind wird nun Knabe und sieht ein, daß es zu seinen moralischen Handlungen edlere Motive hat als irdische Drohung und Verheißung. Wiederum begegnet Lessing durch einen raschen Seitenblick dem Einwand: wo bleibt die Antike, die ganze nichtjüdische

Welt? Mit dem Wink, schon hätten die besseren Elemente des nicht in den Einen Erziehungsplan eingeschlossenen Theiles der Menschheit sich gewöhnt einem Schatten edlerer Beweggründe zu folgen, wird der Griechen und Römer lockende Nachruhm angedeutet, der in der Renaissance von neuem sein stolzes Haupt gegen die christliche Demuth und Weltverachtung erhob und der Fortentwicklung des Christenthums nicht so fern bleiben konnte wie den christlichen Urlehren von Sünde und Erlösung. Es ist Lessings gutes Recht, in seiner nach einem bestimmten Ziele steuernden Skizze die Unsterblichkeit zum alleinigen Angelpunkt zu machen und die anderen großen positiven und negativen Tendenzen des Urchristenthums, seinen Altruismus, seine Leidenslehre, seine Welt- und Culturfeindschaft zu übergehen, weil sich alles im urchristlichen Gegensatz von Hüben und Drüben, Fleisch und Geist, diesseitiger Resignation und jenseitiger Erfüllung, irdischem Sterben und himmlischer Wiedergeburt umfassen läßt. Vom vierten Reimarischen Fragment als dem Henkel und von Leibniz abgesehen, ist der Nachweis der Offenbarungsstufen an dem besonderen Beispiel der Entwicklung des Unsterblichkeitsglaubens theils aus Ideenassociation zu begreifen, indem Lessings schon bereit gehaltene Lösung des Problems die Darstellung des Problems mitbestimmt und so alles planvoll seinen geheimen Gang vorwärts geht; theils aus der ungeheuren Wichtigkeit, die Lessing folgerichtig den Unsterblichkeitsvorstellungen zuerkennen mußte.

Aber freilich muß man zur richtigen Würdigung begreifen, daß dies Problem schon nach dem ersten Anlaß und Zweck einer antireimarischen Apologie der Mängel der alttestamentlichen Offenbarung, kein anderes sein konnte als die Vereinbarkeit einer in unzulänglicher Offenbarung begründeten ethisch unzulänglichen Entwicklung zahlloser Geschlechter mit der Güte Gottes, und daß sich als einfachste Lösung der Frage Lessingen der Unsterblichkeitsgedanke in Form der Theodicee darbot. Gewinnen alle Menschenseelen, wenn auch erst nach mehrmaliger Einkörperung, schließlich doch die reinste und höchste Offenbarung und damit das letzte Ziel sittlicher Vervollkommnung, dann ist der Vorwurf der Härte und Ungerechtigkeit gegen einen Theil seiner Geschöpfe endgiltig vom Schöpfer abgewehrt. So ward die Unsterblichkeit, die Wiederkunft Angelpunkt der Theodicee Lessings, dessen

freier Geist sich von den gewöhnlichen Unsterblichkeitsideen himmelweit im kühnsten und doch eigentlichen Wortsinn entfernen mochte.

Er selbst schrieb einmal ketzerisch: das, womit die geoffenbarte Religion sich am meisten wisse, die unzweifelhafte Gewähr der Unsterblichkeit, mache sie ihm gerad am verdächtigsten! und wenn er mit der Idee eines persönlichen schlechterdings unendlichen Wesens, im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit, eine solche Vorstellung von unendlicher Langerweile verknüpfte, daß ihm angst und weh dabei wurde, so konnte er auch für seine Seele keinen Platz unter den Vollendeten des himmlischen Jerusalem begehren. Himmel und Hölle der christlichen Metaphysik waren ihm nichts Reales; seine geistige Auffassung ohne die groben Strafen im Jenseits, seine Verinnerlichung und nichtdualistische Abschattung von Gut und Böse hatte er in Leibnizens Anti-Soner hineininterpretirt, anders als Leibniz die unendliche Schuld ins Evangelium. Ein großer Fortschritt in der Theodicee des moralischen Übels.

„Es war Zeit, daß ein andres, wahres, nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewänne. — Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele." Die Zuverlässigkeit wird scheinbar orthodox mit dem Beweis des Geistes und der Kraft und mit der Auferstehung Christi erhärtet; freilich scheidet Lessing sogleich seinen theologischen Streitschriften gemäß die einstmalige Wichtigkeit für die Annahme der Lehre und die jetzige Wichtigkeit für die Erkennung der Wahrheit dieser Lehre, läßt es dahingestellt, ob die Prophetie, ob Wunder und Urstend noch heute beweisbar seien oder nicht, und geht der Gottessohnschaft aus dem Wege mit dem kühlen Sätzchen: „so wie ich es dahingestellt sein lasse, wer die Person dieses Christus gewesen." Das Beiwort „praktisch" trägt auch hier den Hauptaccent, denn nicht auf Speculationen über die Unsterblichkeit kommt es an, sondern auf das Regiment der innern und äußern Handlungen durch die Unsterblichkeit: „Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten." Die neutestamentlichen Schriften, worin sich diese Lehren „nach einiger Zeit aufbewahret fanden" — man beachte die behutsame beiläufige Stellung der Kanonfrage —, gaben also das „zweite bessere Elementarbuch" ab, dessen Nützlichkeit und Gehalt Lessing auch dem

seinen schwächeren Mitschülern vorausgeeilten, schon am letzten Blatte stampfenden und glühenden Individuum vorhält, um dann von neuerlichem Abwägen der Offenbarungs- und der Vernunftwahrheiten aus seine alten Versuche metaphysischer Umbildung der Dogmatik reifer fortzusetzen.

„Das Christenthum der Vernunft" und der Wissowatius-Beitrag sind Stationen vor dem vielberufenen 73. Paragraphen der „Erziehung". Mit dem philosophischen Geheimnis, dem Erkenntnisgehalt der Trinitätslehre ringend, erneuert Lessing die Conceptionen, die zum Panentheismus hin führen. Nichts von dem Dilemma Leibnizens, die Einheit der Substanz unbekümmert um die Einheit der drei Personen zu verfechten; sondern die göttliche Einheit eine transscendentale Einheit, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt und deren Verdopplung in der vollständigen, nothwendig wirklichen Vorstellung, dem Spiegelbild vergleichbar, nicht faßlicher und schicklicher als unter dem Namen eines von Ewigkeit gezeugten Sohnes populariſirt werden möchte. Jawol: populariſirt. Es konnte niemand entgehen, daß hier die Gottessohnschaft pure Redeweise und in Wahrheit nicht der christliche Mittler, sondern das Universum gemeint sei, zumal die gleich darauf völlig umgebogene Genugthuungslehre diesen Gott-Sohn faßt als den „selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet". Keine Silbe berührt mehr den heiligen Geist. Pure Redeweise und Hülle, wenn das Dogma von der Erbsünde damit gerettet werden soll, daß uns alles überführe, der Mensch sei auf der ersten und niedrigsten Stufe schlechterdings nicht so Herr seiner Handlungen, um moralischen Gesetzen folgen zu können, während Leibnizens „Theodicee" die Seelen alle aus dem Protoplastus Adam, mit Zuhilfenahme der Leuwenhoekschen Samenthierchen, entwickelte; durchaus exoterisch und sofort als exoterisch erkennbar, wenn im Folgenden die trotz jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm von Gott gewährte moralische Gesetzgebung und die Verzeihung aller Übertretungen aus der Rücksicht auf die Vollkommenheit des Sohnes, will sagen: des Universums, abgeleitet und so scheinbar die christliche Genugthuungslehre gestützt wird. Nie hat Lessing radicaleren Gebrauch gemacht von dem, was er bei Leibniz gefunden: „daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von

einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, weswegen er denn oft die Gefälligkeit gehabt hätte, diese Meinung so lange zu drehen, bis es ihm gelungen, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen". Nie aber hat Lessing zugleich in einer öffentlichen, zwar anonymen, aber unverkennbaren Schrift einen so weiten Schritt über Leibnizens Substanzenlehre zum Panentheismus gethan und sich so gerüstet zum Eintritt in den Pantheismus der Substanzeinheit gezeigt, wie hier, wo § 75 es bestätigt, daß die im „Christenthum der Vernunft" monadologisch vorgetragene zweite Art Gottes, seine Vollkommenheiten nicht auf einmal, sondern nach unendlichen Graden zertheilt zu denken, nichts anderes als die Welt der endlichen Dinge bedeuten kann, wo jedoch dem Spinozismus gegenüber allerdings die Annahme einer als einheitliches Subject vorstellenden Gottheit festzubleiben scheint.

Luther haßte und würgte die Bestia Vernunft; Lessing preist das Heil der Speculation und nimmt den freiesten Spielraum für sie in Anspruch. Was er selbst als Schriftsteller betrieb, sucht er auch in dem Testament: wir sollen kein fertiges Ergebnis finden, sondern rechnen lernen. Verclausulirte Übergangssätze, dem exoterischen Vortrag angepaßt, führen empor zum 80. Paragraphen: mit der Aufklärungsphilosophie wird das Ideal im Bunde völliger Geisteshelle und derjenigen Herzensreinheit gesucht, die uns befähigt die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Interessen- und prämienlose Tugend, ohne den Durst nach irdischem Lohn, wie das alte Testament ihn bot, ohne einen Wechsel auf die Zukunft, wie ihn der Urchrist zog, die Tugend, die bessere Belohnung in sich findet und aus innerer Pflicht gut handelt, ist das Ziel dieser den höheren Geistern alter und neuer Zeit gemeinen Ethik. Soll man Gutes thun und Laster meiden, um mit Zinsen bezahlt zu werden? fragte der Araber. Dieser Ethik steuerte der protestantische Kampf gegen Werkgerechtigkeit und Kaufseligkeit zu bis hinauf zu Schleiermacher. Sie fand Lessing bei dem christgläubigen Pascal wie bei dem Juden Spinoza: beatitudo non praemium virtutis, sed ipsa virtus. Kein Wort der Ethica war Goethen so aus tiefster Seele gesprochen als der wundervolle Spruch gegen die Selbstsucht: Qui deum amat, conari non potest, ut deus ipsum contra amet; er muß auch Lessing vor anderen lieb gewesen

sein. Dieser Ethik huldigte der Virtuoso Shaftesbury, nachdem er vor Lessing die Unterstufe der kindlichen Leckereien und Schläge, die Mittelstufe frommer Belohnungen und Strafen überschritten hatte, wie andere Engländer, wie so manche Franzosen, wie Friedrich II., der immer wieder das Gute als Pflicht des Menschen gegen sich selbst ohne Furcht oder Hoffnung bestimmte. „Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt", rief Schiller, schon bevor er, nach seinem Bekenntnis, im Hauptpunkte der Sittlichkeit vollkommen kantisch dachte, in dem Grundsatze nämlich, gut sei, was aus reiner Achtung vor der Pflicht gethan werde, und nur die Härte des kategorischen Imperativs liebenswürdiger faßte in Aufsätzen, Dichtungen, Xenien, um ein Solon neben Drakon-Kant zu sein. Ein solcher Solon war auch Lessing. Bildung der Menschheit, durch Bildung der Individuen ist das Ziel seiner drei letzten Spenden, im Einklang mit den andern Großen des Zeitalters der Humanität.

Eine leidenschaftliche Rhetorik übertönt nun die bisher so ruhige Erörterung. Wie Lessing gegen eine windschiefe Preisfrage Wielands die kalte Untersuchung und zugleich die Akme des Enthusiasmus gepriesen hat, so entfesselt er hier den Enthusiasmus der Darstellung, und der Leser kann nicht anders verfahren als der von Lessing gegen die Schwärmer und Spötter des Teutschen Merkur aufgerufene Philosoph: er unterscheidet; er bewundert den Enthusiasmus der Darstellung und prüft den Enthusiasmus der Speculation.

„Soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Religion nie kommen? Nie? — Laß mich die Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bei dem Geschlechte nicht weniger als bei dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen." Nun die von F. Schlegel in pathetischen Versen auf den Hercules Musagetes wiederholte Betheuerung: „Sie wird kommen, sie wird gewiß kommen . . . die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird." Das dritte, das reife, offenbarungslose, uneigennützige, Religion in Moral auflösende, verstandesklare, herzensreine Mannesalter der Menschheit muß eintreten. Nochmals wendet Lessing sein pädagogisches Zeitmaß an im Fingerzeig auf jene voreiligen mittelalterlichen Schwärmer vom Evangelium aeternum, das ja dem

achtzehnten Jahrhundert auch durch den von Lessing warm geschätzten Pietisten Petersen nahe gebracht war, und der langsame Gang der Entwicklung — „wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt" — heißt ihm wieder weise Methode der Erziehung. „Geh deinen unmerklichen Schritt, weise Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte scheinen sollten zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist." Lessing glaubt, entschiedener als Leibniz, an eine von Anbeginn gleiche Vollkommenheit des Weltplanes. Mitten in seiner dramaturgischen Kritik der Favart und Marmontel wird Gott das höchste Genie — „es sei mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch sein edelstes Geschöpf zu bezeichnen" — genannt und die Weltordnung causal als eine Folge von Ursachen und Wirkungen, abzweckend zur allgemeinen Wirkung des Guten definirt, wie er mitten in der Kritik des Weißischen Richard fordert, das Ganze eines sterblichen Schöpfers solle ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers sein, jedes Geschehnis habe seinen Grund im ewigen unendlichen Zusammenhang aller Dinge, in diesem Zusammenhang sei Weisheit und Güte, Rundung und Befriedigung. Er huldigt der fortschreitenden Perfectibilität innerhalb der Menschheit, aber wie die flüchtigste Höhenmessung in den Reichen der Kunst von der Antike zur Neuzeit kein stetiges Steigen, sondern Berge und Thäler bemerkt, so deuten seine Worte über scheinbare Rückschritte auf die Wellenbewegungen im Wachsthum der geistigen und sittlichen Aufklärung.

Wie aber, so hatte auch der Fragmentist gleich vielen anderen gefragt, soll der Ausschluß zahlreicher Menschengeschlechter von dem Segen einer fortschreitenden Offenbarung mit der Allgütigkeit Gottes gereimt werden? Lessing antwortet mit seiner Theodicee. Es ist nicht die Leibnizische, die sich beim besten Plan, bei der Offenbarung, bei den unerforschlichen Wegen Gottes zu beruhigen sucht, wenn der Gegner einwendete, daß viele Völker den Heroldsruf Christi nicht hörten, und ob „die draußen", οἱ ἔξω, eben deshalb verdammt seien, wenngleich sie alles leisteten was sie von Natur vermochten? Aber Lessings Theodicee hängt zusammen mit seines alten Meisters Lehren von der Verbindung ewig veränderlicher vorstellender und materieller Monaden, der Continuität, der Evolution, der Metamorphose. Le présent est

chargé du passé et gros de l'avenir. Auf der anderen Seite konnte das Studium Spinozas, wie Dilthey treffend hervorhebt, das Verlangen nach einer Theodicee nur schärfen: denn ist alles in der Gottheit enthalten, giebt es nur Eine Substanz, herrscht das ἓν καὶ πᾶν, — woher das Übel? Oder um die Frage vielleicht noch präciser und philosophisch unanfechtbarer zu stellen, wenn diese alleine Substanz in ihrem innersten Wesen das Übel einschließt, was für ein Recht hat man noch, sie Gott zu nennen? Lessings Theodicee tritt, wie schon angedeutet, als Lehre von der Seelenwanderung auf.

Der Gedanke der Seelenwanderung hat selbst roher oder geistiger eine Metempsychose durchlaufen von Aegyptern, Griechen, Indern bis in moderne Tage. Zu Lessings Zeit lag er dem Geschichtsphilosophen, sei es auch nur zu allegorischer Einkleidung des einheitlichen Entwicklungsprocesses, nahe genug: „Immer verjüngt in seinen Gestalten blüht der Genius der Menschheit auf und zieht palingenetisch in Völkern, Generationen und Geschlechtern weiter", sagt Herder; der Genius der Menschheit aber ist doch eine Summe der einzelnen sich ablösenden Menschengeister. Eine halbmaterialistische und dabei doch fromme, apologetische Naturphilosophie, die von Genf her das nahe Ferney, Voltaires Burg, beschoß, schien die fortwährende Wiedergeburt wissenschaftlich zu stützen. Charles Bonnet, der Schüler des unsterblichkeitsgläubigen Euler, hatte La palingénésie philosophique, ou idées sur l'état passé, et sur l'état futur des êtres vivants vorgetragen, Lavater daraus den besondern erweiterten Theil über die Beweise des Christenthums übersetzt und Lessings jüdischem Freund unter die Nase gehalten. Alle Wesen bilden sich aufwärts aus dem Fleischlichen ins Aetherische, ohne in der unverwesbaren Zukunft das Bewußtsein der Vergangenheit einzubüßen, denn den Bildungsstoff giebt das Gehirn, in dem das Gedächtnis und eben durch das Gedächtnis die Persönlichkeit liegt. Diese wundersame Zellentheorie der ganzen Weltgeschichte läßt jeden künftigen Zustand dem germe primitif im Hirn entsteigen, wie der Schmetterling kein veredelter Raupenkörper sei, sondern erneut aus dem zerfallenden herausfliege. Bonnet, dessen Keimtheorie von der Monadenlehre abstammt, vertritt die Vorausbestimmung so fest wie Leibniz und stützt die Vernunft durch die göttliche Offenbarung und ihre von Ewigkeit prädeterminirten Wunder,

diese zur rechten Zeit spielenden Federn in der Maschine des großen Werkmeisters. Sie legitimiren den Erlöser. Der reine, gute, Gott dienende Mensch im neuen pneumatischen Leib ist die letzte Perspective der Palingenesie.

Das Aufsehen, das Bonnets krause Apologie rechts und links machte, erleichterte Lessing den Vortrag seines Systems der Metempsychose. Er berief sich im Disput auf die naturphilosophischen Scheinbeweise des Genfers, der einen neuen *λόγος σπερματικός* deducirt hatte, wie sich Goethe, gewiß kein Leibnizianer, auf die Monadologie berief, um das ewige Seelenleben zu erkären, als ihm Wielands Abscheiden die Fortdauer der Persönlichkeit, das Eingehen neuer Verbindungen im Weltall und das Durchlaufen früherer Zustände im Gedächtnis so eindringlich zur Frage stellte. Auch ihn hatte die Seelenwanderung in den ersten weimarischen Jahren innig bewegt: wie ist es möglich, rief der überwältigte Lyriker seiner alles in ihm mitfühlenden, alles beerbenden Freundin zu, daß das Schicksal uns band so rein genau? —

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau!

„Ich kann mir die Bedeutsamkeit — die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. — Ja, wir waren einst Mann und Weib! — Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft. — Ich habe keine Namen für uns — die Vergangenheit — die Zukunft — das All" (an Wieland, April 1776). Ein geheimnisvolles Ahnen, Ofterdingens Phantasien verwandt, ging den Stunden voraus, wo er 1782, ein Jahr nach Lessings Tod und den unklaren Speculationen seines Schwagers Schlosser, die Theages und Charikles Herders ihre Gespräche Über die Seelenwanderung für und wider halten hörte, mit ihnen in die dunklen Erinnerungen eines vorigen Zustandes und die fernen Träume erster Eindrücke tauchte, Aegypter- und Pythagoräerlehren aus dem traulichen Verkehr der jungen Menschheit mit den Thieren gedeutet, aber auch die Theodicee der Seelenwanderung berührt fand, bis die wahre Palingenesie dieses Lebens in der Erziehung des Herzens hervortritt.

Das zweite, gemeinen Augen befremdliche System, die Metempsychose, ist vor den Gesprächen mit Jerusalem nicht nachzuweisen. Was der jugendliche Recensent einmal über den Weltweisen der Mendels-

sohnschen Briefe sagt, der den Tod nicht als Zernichtung, sondern als Übergang in eine andere, vielleicht glücklichere Art von Fortdauer betrachte, und der gleichwol den Selbstmord ablehnen müsse, könnte höchstens als dunkle Vorahnung einer späteren, fest bestimmten Ansicht hierher bezogen werden. Wie in jenen Wolfenbütteler Verhandlungen bei Gelegenheit des Ursprungs der Sprache von Lessing zuerst der Güte des Schöpfers ein Weg des Unterrichts beigemessen wird, so begegnete Lessing damals mit seiner Hypothese zuerst den Schwierigkeiten des Determinismus und auch der Frage des jungen Freundes: durfte Gott den Menschen, dessen Wesen in der Kraft besteht sich die Welt vorzustellen, mit Vollkommenheiten erschaffen, zu denen er, vermöge seines Wesens, nur allmälig gelangen konnte? Wie sich aber die Unterredner mit einander vertrugen, ist nicht gebucht worden. Dachte Jerusalem daran, als er in der letzten dunklen Stunde seine und Lessingsche Blätter noch einmal anschaute, nicht ahnend, daß der Selbstmord ihm die dichterische Metempsychose und Unsterblichkeit bescheren sollte?

Nicht der Unsterblichkeitsgedanke, wie Guhrauer will, liegt im Problem der „Erziehung des Menschengeschlechtes": die Palingenesie — nochmals sei es gesagt — ist vielmehr das Mittel zur Lösung des Problems, weil eine Rechtfertigung Gottes nur in der vollkommenen Erziehung aller einzelnen Menschen, auch der vergangenen Geschlechter, beruht. Die Metempsychose erscheint hier wenn auch nur hypothetisch, so doch streng sachlich gedacht. Es wäre ja die einfachste Lösung, sie mit Goethes Spruch „Die schönste Metempsychose ist die, wenn wir uns im andern wieder auftreten sehn" als ein bloßes Bild für das Fortleben in der Menschheit zu nehmen, eine bloße Metapher für das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, die keine Entelechie zu nichts zerfallen läßt. Dies herauszulesen und sich so Lessings befremdliches System anzueignen, auch die Vererbung und Anpassung der Naturwissenschaften und ihre Biogenese behutsam heranzuziehen, an den Stufengang des Unterrichts besonnener als es wol geschehen zu erinnern, fühlt man sich stark versucht. Bei der Schwierigkeit, daß ein durchaus esoterisches Bekenntnis auch in den neben der „Erziehung" erhaltenen Bruchstücken nicht vorliegt, die Hypothese aber, wie sie dasteht, in der That für gemeine Augen seltsam genug ist, daß Lessing endlich mit dem Ausdruck „gemeine Augen" selbst zu einem unge-

wöhnlichen, unwörtlichen Verständnis auffordert, möchte der Leser gern Lessingen interpretiren wie Lessing den Leibniz und die christliche Metaphysik. Die Metempsychose, angedeutet in dem Aufsatz über die ewigen Strafen, beherrscht als ernste Grundansicht die nachgelassenen Anmerkungen zu Campes „Philosophischen Gesprächen" (1773) wie das nicht völlig zu Ende denkbare Fragment „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" und ist bestens bezeugt durch die eingehende Berufung auf Bonnet 1780. Viel Mühe für eine bloße Metapher! Campes oder seines Agathokles Erwiderung auf die Frage nach dem Grunde der von Gott beliebten Bildungsunterschiede, diese Frage gehöre offenbar nicht hierher, hat Lessingen im Herbst 1778 angetrieben eine „Grille" für Campe aufzusetzen, die mit beredten Gedankenstrichen abbricht: „Denn wie, wenn ich aus der Unbeantwortlichkeit der Frage schlösse, daß der Gegenstand der Frage ein Unding sei? Wie, wenn ich sagte, daß jeder Mensch oder jede Seele, so lange sie als Mensch erscheint, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht, daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig, daß ich auf meinem Wege der Vervollkommung wol durch mehr als Eine Hülle der Menschheit durchmüßte? Vielleicht war auf [?] diese Wanderung der Seele durch verschiedne menschliche Körper ein ganz neues eignes System zum Grunde? Vielleicht war dieses neue System kein andres als das ganz älteste — — —".

Nicht so stark wird das System in dem Bruchstück, „Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können" durch solche „vielleicht" als bloße Hypothese vorgetragen. Es heißt da nicht allein unter Berufung auf Platon, Pythagoras und die Weisen des Orients das älteste aller philosophischen Systeme, sondern auch geradezu das einzig wahrscheinliche („wie ich glaube"), das nur durch zwei Dinge „verstellt", d. i. nach Lessings Sprachgebrauch: entstellt worden sei. Diese zwei Dinge nennt aber das schwierige Fragment nicht mehr, und eine einigermaßen sichere Ergänzung ist versagt. Die Definition der Seele als eines einfachen, unendlicher Vorstellungen fähigen Wesens fußt auf Leibniz, dessen Lehre auch in den folgenden Thesen durchschlägt; aber neu erscheint die Verbindung des Begriffs der Organisation mit dem Begriff der Sinnlichkeit, wonach „ein organischer Körper die Ver-

Bildung mehrerer Sinne" sein soll. Befremdlicher noch als diese Ansicht vom Wesen der Organismen, ja sehr paradox dünkt uns die mathematische Ausführung der Hypotheſe. Mit der Vorſtellung, daß die Vollkommenheit der Organiſation durch die Zahl der Sinne beſtimmt, ſolcher Sinne jedoch außer den uns bekannten noch viele andere, zur Erfaſſung irgend welcher Naturkräfte dienende möglich ſeien, vermählt Leſſing den Gedanken der Metempſychoſe und conſtruirt eine Stufenfolge der Ausſteuer, welche die menſchliche Seele im Laufe der Zeiten durchwandelt. Dergeſtalt, daß damit alle möglichen Combinationen der Sinne, deren Einzelbeſitz die erſten durchlaufenen Geſchlechter gekennzeichnet hätte, alle Amben, Ternen, Quaternen u. ſ. w. der Reihe nach erſchöpft würden. So erſcheint die gegenwärtige Sinnenausrüſtung des Menſchen natürlich als eine bloß zufällige Quinterne in einer langen variablen Folge der Vergangenheit und Zukunft. Und Leſſing treibt die Bizarrerie dieſes Rechenexempels noch weiter, indem er, ſeine übrigen Vorausſetzungen feſthaltend, eine wenigſtens negative Beſtimmung der keineswegs als unendlich zu denkenden Zahl der Elementarſinne giebt. Er gründet ſie einerſeits auf die Unmöglichkeit einer in irgend einem Zeitpunkte durchlaufenen oder abgeſchloſſenen unendlichen Reihe, andererſeits auf die Thatſache, daß die gegenwärtige Organiſation wirklich ſchon eine Mehrheit zuſammenwirkender Sinne aufweiſt, während nach jenen Prämiſſen bei einer Unendlichkeit von urſprünglichen Einzelſinnen die Entwicklung doch nicht einmal bis zu Amben hätte führen können. Neben dieſen Sonderbarkeiten birgt das Fragment tiefe und ſchöne Gedanken. Durch die Exemplification auf die denkbaren Sinne zur Auffaſſung elektriſcher und magnetiſcher Kraft-einflüſſe bewährt Leſſing ein treffliches Verſtändnis für den allgemeinen mechaniſchen Typus ſämmtlicher Naturwirkungen, die, durch irgend einen Sinn percipirt, ein ſpecifiſches, ſubjectives Gepräge erhalten, außerhalb ſolcher ſubjectiven Verarbeitung aber nur ihrer mechaniſchen Grundlage nach ſich erkennen laſſen. Es iſt ſomit ſchwer zu begreifen, wie ein geiſtreicher Kopf Leſſingen als Motiv ſeiner Gedanken das Bedürfnis zuſchreiben mochte, das Hereinwirken eines myſtiſchen Seelenreiches in unſere Welt als dereinſtigen Gegenſtand wirklicher Anſchauung und Wahrnehmung zu faſſen. Der im Fragment ausgeſprochene Entwicklungsgedanke reimt allerdings nicht mit dem Deſcendenzprinzip der

heutigen Biologie, und das Urtheil eines andern hochverdienten Auslegers, Lessing habe die Entwicklungsidee der Naturwissenschaft vorweggenommen, ist nur aus dem Geist einer Zeit zu verstehen, die noch immer die vagen Schemata der Naturphilosophie mit Naturwissenschaft verwechselte. Die nach Maßgabe der Leibnizischen Monadologie gedachte Seelenwanderungslehre verfolgt ja im Gegensatze zur Descendenz das Beharren eines Elements durch die bunteste Fülle von Gestalten hindurch, ohne über deren physischen Zusammenhang eine Vermuthung darzubieten. So viel zwar unterliegt kaum einem Zweifel, daß Lessing, wenn er auch die organischen Körper, in denen die Monade eines Menschengeistes der Reihe nach Einkehr hält, vielleicht nicht gerad als Glieder einer einzigen, in ihrer Form wandelbaren Folge von Geschlechtern aufgefaßt, doch an keinen anderen Schauplatz für diese wechselreichen Verkörperungen der Seele als an unsere Erde gedacht hat. Die seit dem siebzehnten Jahrhundert verbreitete Vorstellung, daß einzelne der Seele zum Aufenthalt dienende Organisationen fremden Planeten angehören möchten, wird von ihm selbst mit keiner Silbe berührt und könnte nur willkürlich in seine Gedanken hineingedeutet werden. Verhält es sich aber so, dann muß die Idee einer Descendenzverbindung zwischen den auf einander folgenden Herbergen der Monas ziemlich nahe erscheinen, wenn sich Lessing die Reihe dieser organischen Verkörperungen nur halbwegs der Abstammungslehre gemäß vorgestellt hätte. Doch wie wenig dies der Fall, wie grundverschieden seine Betrachtungsart von dem Transformismus war, erhellt daraus, daß jene Reihe keineswegs bloß immer vollkommenere, weil immer sinnenreichere Gebilde vorführt. Vielmehr bezeichnen die einander ablösenden Phasen größtentheils dieselbe Vollkommenheitsstufe, mit gleicher Zahl verschiedener, ungleichartiger, unvergleichbarer Sinne, also die eine mit Gesicht und Gehör, die zweite mit Geruch und Geschmack u. s. w. Man halte ferner nur das Fragment und die „Erziehung des Menschengeschlechts" selbst zusammen, so warnt diese Schrift, die es mit einer Wanderung durch menschliche Individuen zu thun hat und damit die Möglichkeit eines genealogischen Bandes gewährt, eindringlich davor, mehr als eine bloße Verträglichkeit, höchstens eine leise Neigung sich zu verbinden, im Verhältnis beider getrennter Ideenkreise, der Metempsychose Lessings und des naturwissenschaftlichen Transformismus, zu

sehen. Denn nicht einmal innerhalb des Menschengeschlechts ist die pilgernde Seele an eine stetige Geschlechterfolge gebunden: sie braucht sich nicht an einen Stamm, eine Familie zu halten, sondern kann in verschiedenen Stämmen ihren Wohnsitz aufschlagen und gleichsam in weiten Sprüngen zu demjenigen zurückkehren, von dessen Gliedern sie eines vordem belebt hatte. Unausgemacht ist sogar nach dem Vortrag der Hypothese und nach dem Grundgedanken der ganzen Schrift über die Hauptperioden der „Offenbarung", ob die Einkörperung nicht lange Pausen, die Seele nicht durch unbestimmte Zeiträume einen Dornröschenschlaf erleiden könnte, bis sie von neuem in sinnbegabte organische Körper, aus der Gebundenheit erlöst, einkehrte. Um wie viel weniger braucht dann die Folge ihrer Erscheinungen dem Descendenzverhältnis zu entsprechen!

Lessing suchte also seiner Hypothese, die Seele erlange ihre Vorstellungen nach und nach in Ordnung und Maß der Sinne, sie steige von einem zu zweien, dreien, vieren und so weiter in allen möglichen Combinationen, jede Schwierigkeit von Seiten der Theodicee durch die Hypothese von der Seelenwanderung zu benehmen, wonach das Individuum durch alle untern Stufen zu der gegenwärtigen und den künftigen gelange. Lessing sucht in der „Erziehung" mittelst derselben Hypothese jedes Individuum am Fortschritte der Cultur zu betheiligen. Es ist gesagt worden, der Erziehungsgedanke selbst wäre für Lessing ohne die Metempsychose undurchführbar gewesen, denn Erziehung des Menschengeschlechts sei ein leeres Wort ohne die Identität des erzogenen Subjects. Erziehung setzt freilich ein Subject voraus, das mindestens so lange beharrt, als sie selbst dauert; wenn aber der Begriff der Erziehung auf das Menschengeschlecht angewendet, wenn die Menschheit als Ganzes erzogen werden soll, ist dann das Beharren des Subjects nicht ohnehin verbürgt und bedarf es der Fortdauer des einzelnen Individuums? Eine solche rein formelle Erwägung genügt nicht für die anderen Argumente, durch welche die Metempsychose so ursprünglich mit der Erziehung verschmolzen werden soll. Rößler in einem kleinen scharfsinnigen Aufsatz meint, kurz gesagt, daß zu Lessings Zeiten eine sittliche Erziehung, ein sittlicher Fortschritt an und für sich ohne Metempsychose nicht ausdenkbar gewesen wäre: denn erst Hegel habe durch die Idee objectiver Zustände und Einrichtungen, der Nieder-

schläge des Allgemeingeistes, das Verständnis für eine Überlieferung erschlossen, die den Erwerb einer bestimmten Generation, auch den sittlichen, ohne Continuität der Individuen oder Einzelgeister den folgenden Geschlechtern erhalte. Zu viel Ehre für den Erkenntniszuwachs des neunzehnten Jahrhunderts. Sollte das achtzehnte wirklich die so leicht zu begreifenden Triebe der ethischen Entwicklung noch ganz übersehen, sollte die Welt wirklich nöthig gehabt haben erst von Hegel zu lernen, wie sittliche Grundsätze, die eine Generation sich erarbeitet, in der nächsten dadurch, daß sie schon der zarten Kindheit des folgenden Geschlechts eingeimpft werden, zu erhöhter Geltung und Wirksamkeit gelangen? Eines aber ist wahr und schon früher von der Forschung bemerkt worden, daß nämlich der Erziehungsgedanke an Schärfe, Kraft und Fülle gewinnt, wenn zu dem pädagogischen Mittel der auf die künftigen Geschlechter vererbten neuen Grundsätze sich noch das andere einer Fortdauer der innern seelischen Anlagen, wie sie die Bethätigung der Grundsätze schafft, hinzugesellt. Und eine solche Fortdauer böte die Metempsychose auch beim Erlöschen jeder Rückerinnerung eines früheren Daseins: denn die Anlage haftet bekanntlich nicht an der lebendigen Gegenwart ihrer Ursachen in der Seele, sie liegt im Grunde des Geistes, dessen persönlich-identisches Fortbestehen daher auch ihre Erhaltung ermöglicht, während bei völlig individueller Verschiedenheit der Subjecte die von einer früheren Generation erworbenen Anlagen für die folgende verloren wären, falls nicht dennoch eine unbegreifliche Vererbung die Übertragung vermittelte.

Sei dem, wie ihm wolle. Die Metempsychose dient Lessingen nicht als Vehikel des Erziehungsgedankens, sondern sie ist von ihm concipirt als Mittel zur Lösung des Problems, das Reimarus aufstellte und auch die patristische Erziehungsidee nur unzulänglich erledigt, wenn eben nicht die Seelenwanderung zu Hilfe kommt. Diese Auffassung erklärt, wie schon Dilthey sah, das Perfect in dem Satze „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben" gerade so gut, ja weit besser als die Deutung, nur die Frage nach der Möglichkeit eines sittlichen Fortschrittes des ganzen Geschlechts habe Lessingen bekümmert. Nicht soll gesagt sein, daß die einzelnen Menschen persönlich alle Vorstufen durchlaufen haben müßten, damit die Menschheit eine neue Staffel des sittlichen Fortschritts er-

klimmen könne; sondern die Überzeugung will sich wirklich kundgeben, daß das Menschengeschlecht erst dann wahrhaft zur Vollkommenheit gelangt, wenn alle Individuen die Höhe geistiger und sittlicher Vollendung erstiegen haben. „Die ganze Bahn" ist im strengsten, unbeschränktesten Sinne gemeint: nicht das ganze Stück unterhalb einer beliebigen herausgegriffenen Staffel, sondern die ganze Leiter von der untersten Sprosse bis zu ihrem höchsten, unübersteiglichen Ende. Die Metempsychose giebt hier das entscheidende Hilfsmittel der Theodicee, das abschließende letzte Wort zur Vertheidigung der scheinbaren Offenbarungsmängel; daß sie außerdem noch dem Erziehungsgedanken, der diese Gebrechen zunächst entschuldigte, sattere Farben leiht, macht sich Lessing nur als erwünschten Nebengewinn zu Nutze.

Fein knüpft er die erste Andeutung frageweis an die „Schwärmer" des alten Evangelium aeternum: „Kömmt er wieder? Glaubt er wiederzukommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!"

Fortschritt des Ganzen folgt aus dem Fortschritt der Theile, oder bildlich gesprochen: das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, wird durch die kleineren schnelleren Einzelräder in Bewegung gesetzt. Jeder einzelne Mensch durchläuft die Bildungsbahn der Menschheit. Ist es nicht möglich, in einem und demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ zu sein — warum könnte jeder einzelne Mensch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Diese Hypothese heißt auch hier die älteste des menschlichen Verstandes. Frage folgt auf Frage:

„Warum könnte auch ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können? Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen? Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnet? Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wol mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf

itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Mit diesen enthusiastischen Worten schließt der hundertste und letzte Paragraph der letzten Schrift, welche die Nation, die Menschheit von Lessing empfing. „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?" Eine Entelechie ist unendlich. Nichts Geistiges geht im gesammten Geistesleben verloren, das ist Lessings Hoffnung und sein fester Glaube.

Und es begab sich, daß mehrere Jahre nach Lessings Tode seine geistige Arbeit im bloßen Bericht eines Dritten die Geister aufs mächtigste erregte, den Blick gewaltig auf ein großes philosophisches System hinlenkte, der Forschung bis heute besondere und allgemeinere Probleme stellte, ihn selbst im strebenden Bemühen zeigte. Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Kantschen Kritik. Als diese ihren langsamen Lauf nahm, fiel wie eine Bombe der Allarm ein: Lessing war Spinozist! Friedrich Heinrich Jacobi brachte diese Enthüllung 1785 in dem Büchlein „Über die Lehre des Spinoza in Briefen an den Herrn Moses Mendelssohn".

Eine weiche, reichgebildete, gern verehrende und sich hingebende, liebenswürdige Persönlichkeit, die, seit die lebensfrischen Frauen seines Kreises vorgebaut, auch Goethes Verachtung der brüderlichen „Jackerls" besiegte und trotz schweren Conflicten seine Freundschaft festhielt, hatte der sechsunddreißigjährige Düsseldorfer 1779, nachdem schon früher grüßende Botschaften gewechselt und Jacobische Urtheile über die „Älteste Urkunde" in Wolfenbüttel mit Interesse aufgenommen worden waren, zutraulich und enthusiastisch wie ein Jüngling „Fülle der Liebe" Lessingen entgegengebracht und nicht vergebens bei ihm angepocht. Den alternden Mann beglückte diese aufrichtige Stimme aus der neuen Generation, dies unbegrenzte Vertrauen auf seinen Rath und Beifall, dieser warmherzige Anschluß. *Δός μοι ποῦ στῶ*, das Motto der Jacobischen Spinozaschrift, ist auch die Losung seiner Correspondenz und Gespräche mit Lessing. Das Schwanke des Grazienpriesters Johann Georg, war auch dem jüngeren Bruder nicht erlassen, der noch in späten Jahren seinen Widerstreit, er sei mit dem Verstand ein Heide, mit dem Gemüth ein Christ, zu dem klärenden Beichtiger Schleiermacher trug, wie

ehedem dasselbe Dilemma sammt allen Autor- und politischen Sorgen zu Lessing. Der französischen Schulung des Lyrikers George entspricht bei Fritz die Sympathie mit dem zarten, weltmännischen, empfindungsvollen Platonismus eines Hemsterhuys. Werthers blasse Romanvettern, Allwill und Woldemar, unplastische wortreiche Abbilder Jacobis und Goethes, leben und weben in einer sentimentalen Welt sublimirter und destillirter Empfindungen, welche unter den Männlein und Weiblein ein ewiges Anziehen und Abstoßen ergeben und weit hinwegirren von der Naturgewalt des Goethischen Kunstwerkes, aber mit ihrer casuistischen Selbstbeobachtung Lessings psychologische Theilnahme weckten, so daß er nicht bloß nach „Woldemars" Anfängen echt lessingisch für die „gefühlvolle und unterrichtende" Stunde dankte, sondern auch den müden, durch eine böse Absage Goethes tief verwundeten neuen Freund mit Erfolg zur Fortsetzung beider Seelenromane anspornte. Im innersten Grunde gingen sie weit auseinander: Lessing der den Rationalisten durch freieres Verständnis der Dinge überlegene Aufklärer, kritisch, folgerichtig — Jacobi der Gefühlsphilosoph, ängstlich vor strengen Consequenzen des Verstandes, durch unüberwindliche Bedürfnisse seines Gemüthes aus der kalten Sphäre des Wissens in die warmen Lüfte des Glaubens getrieben, fromm und gläubig dem Übersinnlichen zugewandt. Nach Lessings Tod hängte er sein Herz an Hamann.

Während der Händel, die sein Bericht über Lessing heraufbeschwor, schrieb ihm Goethe einen herrlichen Brief, so duldsam wie entschieden: „An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! Haus, Hof und Pempelfort, Reichthum und Kinder, Schwestern und Freunde und ein langes p p p p. Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wol werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen. Übrigens bist du ein guter Mensch, daß man dein Freund sein kann ohne deiner Meinung zu sein, denn wie wir von einander abstehn, hab ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten p. 77 und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt ibid. Wenn du sagst, man könne an Gott nur glauben p. 101, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen, und wenn Spinoza von der Scientia intuitiva spricht, und sagt: Hoc

cognoscendi genus procedit ab adaequata idea essentiae formalis quorundam Dei attributorum ad adaequatam cognitionem essentiae rerum; so geben mir diese wenigen Worte Muth, mein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die ich reichen und von deren essentia formali ich mir eine adäquate Idee zu bilden hoffen kann, ohne mich im mindesten zu bekümmern, wie weit ich kommen werde und was mir zugeschnitten ist."

Jacobi hatte sich eifrig, mit der Absicht einer Widerlegung dieser ihm die consequenteste scheinenden Philosophie, in das Studium Spinozas versenkt. Nach Bundesgenossen suchend, kam er im Sommer 1780 gen Wolfenbüttel, noch voll von dem „unsäglichen Vergnügen", das ihm die „Erziehung des Menschengeschlechts" bereitet, voll auch von Scrupeln über § 73, um mit Lessing zu philosophiren und „in ihm die Geister mehrerer Weisen zu beschwören, die ich über gewisse Dinge nicht zur Sprache bringen konnte." Gleich am 5. Juli war unter ihnen lebhaft von Atheisten, Deisten, Christen die Rede. Am nächsten Morgen reichte Jacobi, noch mit Correspondenzen beschäftigt, seinem Besucher ein Gedicht aus der Brieftasche, damit Lessing, der so manches Ärgernis gegeben, auch einmal eins nehme. Das Gedicht war Goethes „Prometheus", den Jacobi dann 1785 warnend und mit leidigen Vorsichtsmaßregeln seinem Spinoza-Buch einverleibte; aber Lessing nahm kein Ärgernis an den „sehr harten Ausdrücken gegen alle Vorsehung", im Gegentheil: „ich find' es gut . . . es gefällt mir sehr" antwortete er dem betroffenen Gast. Sein Beifall geht ins Innere: er bekannte sich zu dem Gesichtspunkte, den Goethes titanische Zeilen der armen Göttermajestät, der allmächtigen Zeit und dem ewigen Schicksal gegenüber behauptet hatten, und erklärte, das schon lang aus erster Hand zu haben. Das Prometheusdrama des Aeschylus, wie Jacobi berichtigend nachtrug, war auch zur Sprache gekommen. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht genießen. *Ἓν καὶ πᾶν*! Ich weiß nichts anders." Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden, fragte Jacobi in wachsender Bestürzung. „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern" lautete Lessings hypothetische Antwort, und am nächsten Vormittag begann er das zufällig unterbrochene Gespräch über das *Ἓν καὶ πᾶν* und Spinoza von neuem. Er hatte Jacobis

jähen Farbenwechsel wol bemerkt. Als nun Jacobi seine Verwirrung über das „so platt herausgesagte" Glaubensbekenntnis eines Mannes zugab, von dem er Hilfe gegen Spinozas Bedrängung hoffte, da konnte Lessing nicht anders, er mußte die Meinung des Partners, daß consequentes Denken zum Spinozismus führe, in die Aufforderung kleiden: „Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andere Philosophie als die Philosophie des Spinoza." Vom bündigen Determinismus aus versenkte sich die Unterredung in die schwersten Fragen des Systems, das beiden wolvertraut war. Jacobi rettete sich hinter seine unverlierbaren theistischen Schanzen: „Im Spinoza steht mein Credo nicht?" — „Ich will hoffen, es steht in keinem Buche" schaltete Lessing überlegen ein, so seinerseits wie mit jenem obigen „Wenn" ein ganzes Genügen und Zuschwören abweisend. Und als der andere den Glauben an eine beständige persönliche Ursache der Welt bekannte, reizte ihn Lessing mit einem neckischen „O desto besser! Da muß ich etwas ganz neues zu hören bekommen", worauf der gläubige Philosoph sein unmittelbares Ergreifen des Übersinnlichen mit größter Naivetät als Rettung durch einen Salto mortale kund gab, jenen berühmten Kopfsprung, den F. Schlegel, vor seinem eigenen und schmählichen, der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit so höhnisch zu Gemüthe führte. Lessing höhnte nicht, dazu war ihm der liebreiche, wahrheitsuchende, unterrichtete Gast zu werth, aber er schraubte den Springer ein wenig, während das Gespräch über das „Kopfunter", das er nicht nachmachen wollte, weiter lief und Jacobi den causalen die finalen Ursachen entgegenhielt und den Fatalismus, denn das war ihm Spinozas Lehre, analysirte. Lessing pries Spinoza gegen „unsere elende Art, nach Absichten zu handeln", ja er schickte der Frage nach den Vorstellungen einer persönlichen außerweltlichen Gottheit gleich die nähere nach: „Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist", was er erst noch bekräftigte, dann aber, recht wie es im eifrigen an- und abschwellenden Widerstreit zu geschehen pflegt, als etwas zu viel gesagt abschwächte, da Jacobi mit Recht vor der Hypothese schwindelte, Leibniz habe keine überweltliche, sondern nur eine innerweltliche Weltursache geglaubt. Dagegen fand Jacobi keinen Unterschied zwischen Determinismus und Fatalismus, Leibnizischer und spinozistischer Psychologie und berief sich auf Mendelssohns Erweis,

die prästabilirte Harmonie stehe schon im Spinoza, ohne Widerspruch Lessings, der ihn weiter reden ließ und seine alten gebrieften Scrupel gegen Moses zurückhielt. Er vernahm gern, daß der andere nach ernsten Studien gar nicht ins gemeine Horn stieß, von Spinoza nicht sprach „wie von einem todten Hunde"; aber die neue Erklärung, Jacobi ziehe sich aus einer vollkommen skeptischen Philosophie zurück, unterbrach er wieder ironisch mit der Frage „Und ziehen dann — wohin?", um seinerseits der innigen Überzeugung von den Endursachen, dem „ich thue was ich denke" und einer allerdings „durchaus unerklärlichen Quelle des Denkens und Handelns" seinen festen Determinismus ganz köstlich entgegenzusetzen: „Sie drücken sich beinah so herzhaft aus, wie der Reichstagsschluß zu Augsburg; aber ich bleibe ein ehrlicher Lutheraner und behalte 'den mehr viehischen als menschlichen Irrthum und Gotteslästerung, daß kein freier Will sei" — Worte des katholischen Ausschusses — „worein der helle reine Kopf Ihres Spinoza sich doch auch zu finden wußte." Umsonst versuchte Jacobi auf Grenzen der Erklärung und deutliche Begriffe zu bringen — „Worte, lieber Jacobi, Worte" rief ihm Lessing zu wie Hamlet und wollte kein freies Feld für Träumerei und Unsinn eröffnen, bis er endlich den Mann von Kopf scherzend bat, ihn bei dem befördernden Kopfunter doch mitzunehmen, „wenn es angeht". Jacobi warb: „Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen, die mich fortschwingt, so gehts von selbst" — Lessing schüttelte das Haupt: „Auch dazu gehörte schon ein Sprung, den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopf nicht mehr zumuthen darf."

Es blieb dabei, daß Jacobi eine natürliche Philosophie des Übernatürlichen läugnete, Lessing „sich alles natürlich ausgebeten haben wollte". Pantheistisch-kabbalistischen Scherzen folgte eine hypothetische Betrachtung der Gottheit: „Wenn sich Lessing eine persönliche Gottheit vorstellen wollte, so dachte er sie als die Seele des Alls; und das Ganze nach der Analogie eines organischen Körpers", und auch daran wurde die Palingenesie geknüpft. Das Ἓν καὶ πᾶν hörte Jacobi als den Inbegriff Lessingscher Theologie und Philosophie und sah es von seiner Hand als Wahlspruch geschrieben; die Idee eines persönlichen unendlichen Wesens im unveränderlichen Genuß allerhöchster Vollkommenheit fand er von Lessing aufs unzweideutigste abgelehnt. So

erst meinte er nach diesen Gesprächen den 73. Paragraphen der „Erziehung" zu begreifen: spinozistisch, nicht aus dem Deismus, oder gar einem rechtgläubigen Theismus, unter dessen Fahne, wie Jacobi bislang immer gehört hatte, Lessing marschiren sollte.

Jacobi ist nun nach Lessings Tode durchaus loyal verfahren. Er wandte sich an die treueste, auch ihm so werthe Freundin und an den ältesten philosophischen Genossen des Entschlafenen, ohne ungestümen Eifer sein geheimes Wissen zu Markte zu tragen, sondern um ernsten Gedankenaustausch bemüht. Als er 1783 von Elise, die in Berlin gewesen war, erfuhr, daß Moses die Hand an sein versprochenes Werk über Lessings Charakter und Schriften lege, erkundigte er sich nach dem Umfang der Mendelssohnschen Kenntnis von Lessings religiösen Gesinnungen: „Lessing sei ein Spinozist gewesen." Da Lessing so warm von dem Berliner gesprochen und sich zugleich so offen gegen den neuesten Ankömmling ausgelassen hatte, da die Wahrscheinlichkeit, daß noch mehrere um seinen Spinozismus wüßten, groß, andererseits von Lessing selbst mündlich nur einer flüchtigen Behauptung seines Lehrgebäudes — § 73 der „Erziehung" und das alte „Christenthum der Vernunft" sind gemeint — Moses gegenüber gedacht worden war, hielt Jacobi es mit Recht für angemessen, dem Biographen über Hamburg hin einen Wink zu geben. Mendelssohn erstaunte, denn es wollte ihm, wie er seinen Lessing kannte, nicht ein, daß dieser ohne weiteres dem System irgend eines Mannes zugeschworen hätte. Darum erbat er nähere Bestimmungen des Was und Wie, um in seinem Buche dann die volle Wahrheit darlegen zu können. Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich. Jacobi brachte die Wolfenbütteler und Halberstädter Gespräche zu Papier. Moses opponirte und entschloß sich 1784, während der metaphysische Ehrenkampf, wie Friedrich Heinrich sagte, ritterlich unter den Augen einer verehrten Dame und Hennings' ausgefochten werden sollte, das biographische Werk bei Seite zu schieben, um erst einen Gang mit den All-Einern des Spinozismus zu thun. Er erhitzte und verbitterte sich mehr und mehr, und das ist psychologisch ebensowol zu begreifen, wie Elisens freundschaftlich frauenhafte Abneigung gegen einen öffentlichen Proceß über Lessings Weltansicht, gegen den Druck seiner vertrauten Bekenntnisse, die nur den Intimen oder den „Stärkeren im Volke" bleiben sollten, gegen die Verwandlung

eines edlen Wahrheitsstreites in einen sichtbaren Privatstreit zur Freude der Gegner Lessings. Um so thörichter schimpfte Karl (laut Briefen im v. Mendelssohnschen Hausarchiv) über den Eindringling, der 1784 seine Schreiben an Lessing zurückforderte; mit Recht, da es ihm darauf ankam, aller Verhandlungen Herr zu sein. Karl wühlte damals unordentlich im litterarischen Nachlaß des Bruders und hatte keine Ahnung von der Wichtigkeit der Jacobischen Aufschlüsse. Moses aber war allerdings in der überaus peinlichen Lage, entweder einem ehrenwerthen, philosophisch unterrichteten Mann Mißverständnis über Mißverständnis vorzurücken, oder sich sagen zu müssen: der große Todte, mit dem du dich fast dreißig Jahre lang so innig und rückhaltlos verbunden wähntest, hatte sich dir allmälig entzogen, hatte dir nicht erschlossen, was nun ein Fremder von ihm zu wissen vorgiebt! Man kann diesen Conflict nicht ohne reges Mitgefühl ansehen, aber die auch von Karl beifälligst begrüßte Lösung, Jacobi sei lediglich geschraubt worden und Lessing habe bloß das Gegentheil von der Lieblingsmeinung des Partners behauptet, nur für eine höchst einseitige und ganz unzulängliche erklären. Mendelssohns „Morgenstunden" mit ihrer Lessing-Episode sind in der That, nicht allein einem Hamann, ein lendenlahmes, kraft- und saftloses Buch, für unsern Fall interessant nur durch die Hervorhebung des alten „Pantheismus" in jenem Jugendaufsatz Lessings. Der Gram zehrte an seinem Leben. Er konnte der „Morgenstunden" zweiten Theil nicht mehr vor die Welt bringen. Am 4. Januar 1786 starb er. Als sein Testament gab Engel das Heft heraus „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessings. Ein Anhang zu Herrn Jacobis Briefwechsel über die Lehre des Spinoza". Hier ist trotz der blinden Hitze manches gute Wort über Lessings Geistesart und über Jacobis Katechetik gesagt, und ergreifend klingt die Beschwerde des Sterbenden, der von seinem Lager zu Lessings Büste aufschaute, wie tief ihn nach so langer Freundschaft und Gemeinschaft die Einbuße eines Vertrauens demüthigen müßte, das ein anderer Mensch in ein paar Tagen gewonnen hätte. Nichts erkennt er in Jacobis Aufzeichnungen an. Die abenteuerlichen Prometheusverse soll Lessing gelobt haben? — „Armer Kunstrichter! wie tief mußtest du gesunken sein, diese Armseligkeit im Ernste gut zu finden!" Man könne Lessing eben so gut für einen Dummkopf erklären, wie für einen Spinozisten, Atheisten, Gotteslästerer, Heuchler.

Ein Streit um den Leichnam Moſis wogte durch Deutſchland. Die Briefwechſel ſind voll davon. So kämpft Voß für die Berliner, Fritz Stolberg feinfühliger für Jacobi, und die tiefe Verſchiedenheit der Freunde malt ſich in ihren Blättern. Als die beiden dann im Alter jenes häßliche Duell ausfochten, wo unſer Verſtand auf Voſſens Seite ſtehn mag, unſer Herz aber nur für Stolbergs Ritterlichkeit ſchlägt, blickte Goethe von dieſem Zwieſpalt zurück auf „die unglückliche Entdeckung von Leſſings geheimer ſpinoziſtiſcher Sinnesart durch Friedrich Jacobi, worüber Mendelsſohn in buchſtäblichem Sinne ſich den Tod holte. Wie hart war es für die Berliner Freunde, die ſich mit Leſſing ſo innig zuſammengewachſen glaubten, auf einmal erfahren zu ſollen, daß er einen tiefen Widerſpruch vor ihnen zeitlebens verheimlicht habe!“ Und im fünfzehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ hatte er nicht vergeſſen daran zu erinnern, wie bedeutend ſein Prometheusgedicht in der deutſchen Litteratur wirkte, weil, dadurch veranlaßt, Leſſing ſich über wichtige Punkte des Denkens und Empfindens erklärte: „Es diente zum Zündkraut einer Exploſion, welche die geheimſten Verhältniſſe würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: Verhältniſſe, die ihnen ſelbſt unbewußt in einer höchſt aufgeklärten Geſellſchaft ſchlummerten. Der Riß war ſo gewaltſam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unſerer würdigſten Männer, Mendelsſohn, verloren“.

Hitziger hatte Goethe im Februar 1786 das „jüdiſche neueſte Teſtament“ unausgeleſen in die Ecke geworfen und in ſeinen Abendſegen aus Spinozas Ethik fort und fort das Leſſingſche Teſtament Johannis eingeſchloſſen. Daß ihm dieſe Ethik ſo vertraut und zur Hand war, dankte er Jacobi und Leſſing. Es ging Jacobi recht wunderbar mit dem Spinozismus. Er reiſte zu Leſſing, um ihn für ein Schutz- und Trutzbündnis zu werben, und fand einen „Spinoziſten“; er wandte ſich gegen Ende 1783, noch bevor er die Claudius Hamann Lavater mit größerem Glück einweihte, mit ſeiner Handſchrift nach Weimar und begeiſterte Herder und Goethe, dem er einſt am Rhein in trunkenen Stunden das *Ἓν καὶ πᾶν* verkündigt hatte, für Spinoza. Sie ſchlugen ſich ganz auf Leſſings Seite. Wenn nun Spinozas Ethik die weimariſche Bibel und Spinoza der heilige Chriſt wurde, wie Humanus-Herder Weihnachten 1784 in den Begleitverſen an Frau

v. Stein sagte, wenn Briefe an Jacobi gingen und tiefe Bekenntnisse in Poesie und Prosa keimten, so war Lessing mit unter ihnen. Und als Herders „Gott" einen halben Pantheismus predigte, laufen auch im Schiller-Körnerschen Briefwechsel die Namen Spinoza Lessing Herder Jacobi durch einander. Der zweite und dritte Theil des Büchleins „Über die Lehre des Spinoza", Hemsterhuys' großer Sendbrief und Jacobis Zergliederung des Systems mit dem Schlußruf zum Salto mortale, dienten gar vielen als erste Einweihung in den Spinozismus, als Quelle der Kenntnis bis zur Paulusschen Edition und bis zu Schleiermacher, der seinen frühesten Einblick auch der Jacobischen Analyse verdankte. So bedeutete denn das Gespräch vom Juli 1780 wirklich eine Auferstehung. Niemand redete mehr von Spinoza als von einem todten Hunde.

Jacobis Wiedergabe des Gesprächs jedoch wurde bis auf den heutigen Tag bestritten. In frivoler Weise von Schelling, den 1812 Mittheilungen F. L. W. Meyers darin bestärkten, auch das über Lessings Verhältnis zu Mendelssohn Gesagte sei grundfalsch. Man berufe sich nicht auf Jacobis Wort an Campe (1. November 1782), ihm fehle zum Schriftsteller außer vielem anderen die erste und allernothwendigste Eigenschaft, die: sich verständlich zu machen, oder auf die Erfahrung, daß Menschen einander am leichtesten in Gesprächen über die höchsten Fragen der Speculation mißverstehen. Jacobi hat nur wiedergegeben, was sein Gedächtnis „in Absicht der Einkleidung und des Ausdrucks" sicher festhielt; seine Erklärung, daß er, wenn Lessing das Gegentheil des Spinozismus behauptet hätte, von jedem bedeutenden Wort bessere Rechenschaft würde geben können, mag manchem wunderlich vorkommen, bestärkt aber nur die Glaubwürdigkeit der Reproduction. Er gab den zehnten Theil, weil er das Ganze nicht zuverlässig genug geben konnte und viel Detail verloren gegangen war. Die schraubenden und neckischen Wendungen, die er selbst als solche empfunden haben muß, denn er war nicht so albern sich zu vermessen, einem Lessing die Würmer aus der Nase zu ziehn, erhöhen gleichfalls die Authentie. Das unbedingte erste Vorbringen, das Einschränken, das hypothetische Behaupten ist ganz lessingisch, und es sind, um nur an das Augsburger Sprüchlein zu erinnern, der individuellsten, charakteristischesten Worte, die kein Berichterstatter erfinden könnte, so

viele, daß in der That hier Leſſing leibhaft — „eine köſtliche Figur“ ſagte Goethe — vor uns tritt und mit lebendigem Athem zu uns ſpricht. Herder, nun erſt ganz eingeweiht in Leſſings Inſchrift *Ἓν καὶ πᾶν*, bekannte ſich nicht nur als Glaubensgenoſſen dieſes philoſophiſchen Credo, ſondern gab auch das gewichtige Zeugnis: „Übrigens iſt Leſſing ſo dargeſtellt, daß ich ihn reden ſehe und höre.“ Von dieſer Seite alſo iſt Jacobis Überlieferung geborgen. Innen aber ſtimmt der Determinismus ſo trefflich mit den andern Urkunden überein, und es läßt ſich, was über Gott und Welt geſagt iſt, ſo gut feſter oder loſer an die übrige Philoſophie Leſſings anknüpfen, daß nur die Frage bleibt, mit welchem Recht Jacobi ihn für einen vollen Spinoziſten erklären konnte, welche Fortentwicklung der Weltanſchauung vielleicht aus dieſen Geſprächen zu leſen ſei.

Es iſt nicht richtig, daß ohne Jacobi niemand auf Leſſings „Spinozismus“ hätte kommen können, wenn es gleich richtig iſt, daß ohne Jacobi wol niemand ſtatt Leibnizens den Spinoza zum eigentlichen Leitſtern Leſſings gemacht haben würde. Auch Mendelsſohn gedachte ja ſchon früherer Anläufe. Was verſtand das achtzehnte Jahrhundert unter „Spinozismus“? Und auch dieſe Frage wurde von Mendelsſohn berührt. Man las den Spinoza kaum, ſondern was Leibniz als philoſophiſcher Widerſacher, was Bayle in noch ſchärfer ausgeſprochener Gegnerſchaft über ihn geſchrieben hatte. Spinozismus war Atheismus. Im Sinne Jacobis und ſeiner Zeit: ein Spinoziſt war, wer keinen überweltlichen Gottesbegriff vertrat.

Leſſing ſprach im Pope-Aufſatz über das „irrige Lehrgebäude“ des „berufenen Irrgläubigen“ ſo zuverſichtlich ab, wie er den Juden Mendelsſohn einen zweiten Spinoza ohne die Fehler des erſten genannt hatte und 1755 ſeines Freundes noch von Jacobi wiederholte Behauptung, Leibniz habe die Harmonia praestabilita nur mit einem neuen Namen aus Spinoza entlehnt, als Voſſiſcher Referent unbeſehen hinnahm. 1763 freilich iſt er mit dem erſten „Philoſophiſchen Geſpräche“, wie er brieflich erklärt, „nicht mehr ſo recht zufrieden. Ich glaube, Sie waren damals, als Sie es ſchrieben, auch ein kleiner Sophiſt, und ich muß mich wundern, daß ſich noch niemand Leibnizens gegen Sie angenommen hat“. Das that er denn gleich ſelbſt, indem er auf Grund eines ſorgſamen Conceptes auseinanderſetzte, daß Spinoza

Leib und Seele für dasselbe halte, das man sich nur bald unter der Eigenschaft des Denkens, bald unter der Eigenschaft der Ausdehnung vorstelle, Leibniz hingegen mittelst der Harmonie das Räthsel der Vereinigung zweier so verschiedener Wesen als Leib und Seele zu lösen suche. Er hat dafür ein sehr subtiles, leider abgebrochenes Gleichnis von zwei Wilden, die sich im Spiegel beschauen, die nämlichen Bewegungen in der nämlichen Ordnung wahrnehmen und den Parallelismus aus Einem Grunde herleiten müssen, aber offenbar diesen Einen Grund verschieden fassen: der eine — so ergänzt Danzels Scharfsinn — wird leibnizisch die Übereinstimmung der beiden für sich bestehenden Bewegungen aus einer verborgenen Macht, der prästabilirten Harmonie herleiten; der andere spinozistisch nur Eine zweimal an verschiedenen Orten erblickte Bewegung behaupten. Was er selbst annimmt, sagt Lessing nicht, und man kann höchstens bemerken, das Zünglein der Wage neige sich nach Spinozas Seite, aus dessen Hauptwerk Lessing nun citirt und interpretirt, „was ich nur kürzlich von seinem Systeme gefaßt zu haben glaube." Damals in Breslau fand er den Spinozismus in Dippels tiefsinnigem Fatum fatuum am besten begriffen, während Bayle ihn am wenigsten verstanden habe, und beschaute mit dem Schwarmgeist die spinozistischen Creaturen als „Weisen und Stellungen des göttlichen Wesens". Seiner eigenen panentheistischen Ansätze wurde oben mehrfach gedacht. Panentheismus, nicht Pantheismus spricht ebenfalls, ähnlich wie Herders „Spinozismus" oder Fausts Hymnus auf den Allumfasser zu verstehen ist, aus dem Breslauer Bruchstück „Über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott" und § 73 der „Erziehung". „Ich mag mir die Wirklichkeit der Dinge außer Gott erklären, wie ich will, so muß ich bekennen, daß ich mir keinen Begriff davon machen kann . . . Ist in dem Begriffe, den Gott von der Wirklichkeit eines Dinges hat, alles zu finden, was in dessen Wirklichkeit außer ihm anzutreffen, so sind beide Wirklichkeiten Eins, und alles, was außer Gott existiren soll, existirt in Gott."

Lessings Annäherung an den Pantheismus wurde durch äußere litterarische Einflüsse gefördert, unter denen nach herkömmlicher, wolbegründeter Meinung das Studium Spinozas der stärkste war. Sollten jedoch die pantheistischen Triebe von dem einzigen Spinoza gekommen

sein? Diese Frage beantwortet Spitzer mit einem überraschenden Hinweis. Es steht fest, daß Lessing schon früh sich mit den ältern italienischen Philosophen bekannt machte, und wie gründlich, lehrt die „Rettung des Cardanus". Vergleicht man nun seine Lehren mit denen des berühmtesten all dieser Italiener der Renaissance- und Reformationszeit, des Giordano Bruno, so ist der erste Eindruck der Zusammenstellung ein frappanter. Nach Bruno haben alle Dinge ihre Substanz in dem Acte des göttlichen Denkens — bei dem Nolaner findet sich also die Grundidee des Panentheismus. Bruno schreibt der Materie in all ihren Gestaltungen eine Seele zu — ein Hauptgedanke des Fragments über die Zahl der Sinne ist also schon bei ihm zu lesen. Bruno lehrt in der „Austreibung der triumphirenden Bestie" aufs Bestimmteste die Metempsychose — er vertritt also auch die Vorstellungsart, welche im metaphysischen Denken Lessings eine so bedeutsame Rolle spielt und des öfteren von ihm zur Lösung der tiefsten Fragen aufgeboten wird. Bruno hegt mit Vorliebe den Gedanken von Contractionen und Expansionen des göttlichen Wesens — sollte von hier aus ein helleres Licht auf jene Expansionen und Contractionen Gottes fallen, die in den Gesprächen mit Jacobi so wunderlich erscheinen, daß die einen darin bloße Scherze Lessings, die andern unabsichtliche Einschiebsel, Gedächtnisschnitzer Jacobis vermutheten, obwol gerade das Abgerissene und Seltsame eine solche Täuschung des Berichterstatters ausschließt. Diese starken Übereinstimmungen werden kaum Geburten des Zufalls sein, sondern die Annahme empfehlen, daß ein früh erfahrener und nicht verwischter Einfluß des Giordano Bruno entschiedener hervordrang, je mehr sich Lessing von überkommenen, entgegenwirkenden Ansichten befreite, und es möchte auf dieser Spur reichere Beute zu gewinnen sein, als man aus der Metaphysik des Aristoteles an unmittelbarer Wirkung auf Lessing ableiten oder aus den tiefsinnigen Speculationen des Tertullian für die Weltanschauung des modernen Aufklärers einheimsen wollte.

Bei einem Schriftsteller von der Wucht und Macht Lessings ist es ja kein Wunder, daß die Forschung unablässig Beziehungen zu früheren und späteren Denkern herausucht: zu späteren, um die Formen seines Einflusses festzustellen und die Mündungen dieses Laufes zu beleuchten; zu früheren, um die Wurzeln einer so starken Kraft und Wirksamkeit

bloßzulegen. In der That hat man sich nicht begnügt, fort und fort die alte Streitfrage wieder aufzunehmen, ob Lessing mehr mit Leibniz oder mit Spinoza gemein habe, sondern den großen Kritiker mit den verschiedensten älteren und neueren Philosophen oder philosophischen Richtungen, von den Griechen bis zu Fichte und Schelling und weiter, bald in näheren, bald in entfernteren Zusammenhang gebracht; als hätte sich im Brennpunkt seines Geistes die Philosophie der Vergangenheit verdichtet und als wären von diesem Focus wieder alle Strahlen ausgegangen, deren Licht die philosophischen Bahnen der Folgezeit bescheint. Dabei haben sich so viele Misverständnisse eingeschlichen, so viele schielende und spielende Analogien sind hervorgeholt und so viele wesentliche Beziehungen und Unterschiede darüber vergessen worden, daß es sich lohnt, hier wenigstens ein paar der dünnsten Fäden zu zerreißen, die auch nach der behutsamen Arbeit Heblers und seiner Genossen hin und her geschlagen werden. Wer wollte z. B. gewisse formale Eigenschaften verkennen, die Lessing mit Aristoteles theilt, und seine ästhetische Methode nicht an den Stagiriten anknüpfen? Aber die Metaphysik! Weil die ersten Paragraphen des „Christenthums der Vernunft" vernehmlich an aristotelische Sätze vom Selbstbewußtsein der Gottheit anklingen, wird eine directe Herübernahme und in ihrem Gefolge eine umfassendere Schülerschaft der Speculation behauptet. Indessen dürfte bei zahlreichen christlichen Philosophen die Lehre vom Selbstbewußtsein Gottes mehr oder minder wörtlich zu jenen Thesen stimmen, und die Aufpflanzung des Vollkommenheitsbegriffes entspricht so sehr dem Geiste der Leibniz-Wolffschen Philosophie, worin dieser Begriff eine leitende Rolle spielt, daß der berechtigte Hinweis auf Aristoteles gewiß kein directes Abhängigkeitsverhältnis begründet. Zudem findet sich in den einschlägigen Äußerungen des antiken Metaphysikers manches, was Lessing mindestens nicht ausgesprochen hat. Der Grund, aus welchem nach Aristoteles τὸ κράτιστον sich selbst denken müsse, nämlich die Unmöglichkeit von einem noch mächtigeren Object abzuhangen, fehlt nicht nur bei Lessing, sondern dieser hat sogar allem Anschein nach eine etwas abweichende, wenn auch bloß um eine feine Nuance verschiedene Begründung im Sinn, sofern er die Nothwendigkeit, daß Gott nur sich selbst denken könne, ohne weiters aus dem Axiom ableitet, daß das Vollkommenste auch das Vollkommenste zum Gegenstand habe. Hat

nun Leſſing die nähere Beſtimmung des göttlichen Sichſelbſtdenkens als Denken des Denkens, auf welche Ariſtoteles das Hauptgewicht legt, einfach weggelaſſen, oder iſt vielmehr ſeine Auffaſſung der Weltſchöpfung als einer Manifeſtation des göttlichen Selbſtbewußtſeins mit der ariſtoteliſchen unverträglich? Und hätte Leſſing in der That den Anfang ſeines Fragments aus der „Metaphyſik" des Stagiriten gewonnen, ſo wäre damit die ganze Abhängigkeit im metaphyſiſchen Vorſtellungskreis erſchöpft. Die ariſtoteliſche Definition von den Naturreichen, deren jedes alle Eigenſchaften des nächſtniederen Reiches, vermehrt um die neuen ſpecifiſchen Differenzen, beſitze, zum Urbilde der Leſſingſchen Anſicht von den unendlichen Gradabſtufungen der Weſen zu machen, iſt mehr als gewagt. Obwol nämlich das Verhältnis jener Naturreiche zu einander und die von Leſſing behaupteten Beziehungen der einzelnen Weſen zuſammen ſtimmen, darf nicht überſehen werden, daß es der Naturreiche bei Ariſtoteles nur wenige, der Vollkommenheitsgrade bei Leſſing unzählige giebt, daß die an ſich allerdings gleiche Beziehung dort zwiſchen großen umfaſſenden Gattungen, hier zwiſchen individuellen Weſen ſtattfindet, daß endlich die Ableitung von Leibniz viel näher und leichter iſt.

Ein anderes. Leſſing war gewiß ſeit Breslau in den Kirchenvätern vortrefflich beſchlagen und hatte im letzten Jahrzehnt fortwährend mit der Patriſtik zu ſchaffen, vor allen mit Tertullian. Manche ſeine Beziehung aufgedeckt zu haben, bleibt Bergmanns Verdienſt, wenn er auch die Sehne zu ſtraff geſpannt hat. Das große duldſame Wort des Karthagers Humani juris et naturalis potestatis est unicuique quod putaverit colere. Nec alii obest aut prodest alterius religio. Sed nec religionis est cogere religionem war dem Anwalt der Toleranz ſelbſtverſtändlich aus der Seele geſprochen. Abgeſehen von ſolchem Einklang und einigen kirchlichen Fragen ohne philoſophiſchen Hintergrund bleiben andere Punkte inniger Berührung: der halbſpinoziſtiſche Charakter der Leſſingſchen Weltanſchauung, weit entfernt das Band zu ſprengen, knüpft es nur feſter. Das klingt ſehr paradox; aber man gedenke der höchſt eigenthümlichen Haltung Tertullians in der Frage nach der Natur Gottes und der Exiſtenz geiſtiger Weſen, jener metaphyſiſchen Sätze Omne quod est, corpus est sui generis; nihil est corporale, nisi quod non est, die Strauß im

„Alten und neuen Glauben" auf seine Mühle des Materialismus treibt; und wie weit auch Lessings Vorstellungen eines Gottes, dessen Gedanken greifbare, körperliche Dinge sind, in dessen Wesen das materielle und ideelle Dasein zusammenfällt, dessen zeitliche Präexistenz unmöglich ist, von der orthodoxen Heerstraße abschwenken, wie fragwürdig sie vielen erscheinen mögen — vom Standpunkte der Tertullianischen Metaphysik sind sie nicht abzuweisen. Aber weder liegt eine Schülerschaft vor, noch ist mit dieser Parallele die Frage erledigt, deren andere Seite doch so sonnenklar erscheint, daß weitläufige Besprechung das überflüssigste Geschäft von der Welt wäre. Hier der aufklärerische, unpositive Sohn eines äußerst rationalistischen Jahrhunderts — dort der Urheber des aus seinem Zeitalter und seiner Gesinnung heraus mit allem Ernst zu begreifenden Grundsatzes Credo quia absurdum! Zwischen zwei Männern so extremer Anschauungen und Epochen mögen Berührungen stattfinden — eine Übereinstimmung nimmermehr, man presse und dehne noch so stark Einzelheiten ohne größere metaphysische Tragweite und lege poetischen Ausdrücken des Kirchenvaters über Mutterpflanze und Baum noch so findig die Vorstellung einer allgemeinen Beseeltheit unter, oder man mache Lessing mit aller Gewalt zum Wundergläubigen, der er sicher nicht war. Das Wasser ist viel zu tief. Beide verwerthen eine ähnliche Voraussetzung, die Nichtexistenz ganz körperlicher Geister, in schnurstracks zuwiderlaufender Weise: der Kirchenvater mit dem nacktesten Spiritualismus, der sogar den Begriff einer Thätigkeit oder Beziehung alsbald in die Vorstellung eines substanziellen, leibhaftigen Wesens verwandelt — der Aufklärer, um aus der natürlichen Grundlage alles Seins auch die unverbrüchliche Gesetzmäßigkeit aller Vorgänge und Geschehnisse zu folgern . . . Lessing ein Jünger Tertullians! Nochmals: es ist absurd, es kann nicht sein.

Dagegen liegt auf der flachen Hand, was Lessing als Gegner des Wunder- und Offenbarungsglaubens, des die Naturgesetze durchbrechenden Supranaturalismus, wie als Gegner einer in der Religion mehr auf dogmatisches Raisonnement denn auf Ethik dringenden Partei mit den Deisten gemein und nicht gemein hatte. Verschiedenheit des religionsphilosophischen Standpunkts und freieres historisches Verständnis löste nicht die Bande der Weltanschauung, in der Lessing, vom Spinozismus fortgezogen, allmälig noch weit über die Deisten

hinauszugehen scheint. Und all die harten Worte gegen den deutschen Rationalismus, der, soweit er nicht durch Wolffs Vermittlung einfach seinen Stammbaum auf Leibniz zurückführt, einen Abklatsch des englisch-französischen Deismus darstellt, heben den innern Zusammenhang und die trotz alledem selbst für Bahrdts neumodisches Lutherthum bekundeten Sympathien nicht auf. Unter den Franzosen hat Lessing Bayle und Voltaire, Diderot und Montesquieu näher gekannt und von letzterem sich gewiß seine schon aus den Alten wie aus Huarte gewonnene geistige und politische Klimatologie befestigen lassen.

Lessing ist ebenso ein metaphysischer Dogmatiker wie seine Zeitgenossen, die französischen Aufklärer, ja fast noch mehr: denn unter diesen bewähren mindestens einzelne, um nur Condillac zu nennen, eine kritische Haltung, und auch die andern treten doch nicht ganz unbekümmert um die Grenzen des Intellects an die metaphysischen Aufgaben heran. Unter Locke's Einfluß kann selbst ihr naiver Materialismus kritischer Einschläge nicht ganz ermangeln, während sich Lessings auf anderen geschichtlichen Grundlagen, von Leibniz bis Spinoza, ausgebildete Weltanschauung kühnlich über behutsame erkenntnistheoretische Erwägungen hinwegsetzte und keine Rechenschaft ablegte über die Gründe und Grenzen des Erkennens. Wie fremd und unsympathisch ihm die Betrachtungsweise eines Locke und Hume blieb, beweist der Wissowatius-Aufsatz durch die unfreundliche Art, womit Locke, der Ahnherr der neueren kritischen Philosophie, ein „seichterer" Denker als Leibniz genannt wird; denn mag Locke in noch so vielen Beziehungen hinter dem Universalismus des Deutschen zurückstehen, so giebt ihm doch die Entschiedenheit des kritischen Verfahrens ein mächtiges Übergewicht und einen Ehrenplatz in der Geschichte vor Kant. Darauf hat Lessing nicht geachtet.

Er kannte und schätzte Hume's nachgelassene Dialoge über die natürliche Religion, auf deren zweite Abtheilung er Jacobi im Gespräch über transscendentale Apperception, reines Bewußtsein verwies und die ihn, nach Jacobis unantastbarem Zeugnis, in der letzten Phase seines Philosophirens von der angestammten Teleologie mächtig entfernten. Diese Absage giebt aber auch dem spinozistischen Bekenntnis eine erhöhte ernste Bedeutung. Gleichwol ließ er die erkenntnistheoretischen Hauptwerke der Hume und Berkeley allem Anscheine nach

unbeachtet, sonst hätte es nahe genug gelegen, bei Jerusalems zweitem Aufsatz an die damit übereinstimmenden Ergebnisse ihrer Begriffskritik zu erinnern. Selbst die erkenntnistheoretischen Anläufe seines Leibniz hat Lessing, Bestandtheile der Leibnizischen Philosophie geistvoll und scharfsinnig weiterbildend, nicht verfolgt, so daß auch von dieser Seite, wie von Seiten der genannten Briten, mit denen er sich einseitig oder gar nicht befaßte, Lessing nur unter den stärksten Vorbehalten zum Vorläufer Kants gestempelt werden darf; des Versuchs einer Schilderhebung Lessings als Philosophen über den Urheber der „Kritiken" zu geschweigen. Eine Abhängigkeit Kants, der in Lessings theologische Schriften eingelesen war und mannigfach auf sie anspielt ohne sie zu nennen, von Lessings Philosophie scheitert ja schon an den Jahreszahlen. Es bliebe also nur die durch Schaarschmidt viel gründlicher als durch J. Jacoby erörterte Übereinstimmung der Geistesart beider, eine wurzelhafte Gleichheit des Strebens, ein nahes Heranstreifen Lessings an den Urquell der kritischen Philosophie. Mag nun mit vollem Recht dem Wolfenbütteler wie dem Königsberger „dieselbe Idee der energischen Selbständigkeit der Vernunft, die sich selbst und an ihr alles andere mißt" zugeschrieben werden, so läuft diese Charakteristik offenbar auf eine in allen bedeutenden Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts lebendige Grundtendenz hinaus und wird dann durch weitere Parallelen einer freithätigen, über das unmittelbar Gegebene beharrlich hinausstrebenden Ausprägung der Vernunft kaum bestimmter, durch den Vergleich zwischen einem kritischen Philosophen und einem kritisirenden Schriftsteller schwerlich präcisirt. Der seine Ansichten meist in polemischer Auseinandersetzung entwickelnde Kritiker ist als solcher noch kein Geistesgenosse des Kriticisten, der die subjectiven Erkenntnisfactoren von den Bestimmungen des Dinges an sich scheidet. Die sokratische Weise, die namentlich das Herrnhuter-Fragment erfüllt, verbindet die beiden Pfeiler des modernen deutschen Geistesleben doch nicht fester als der gemeinsame Rationalismus, und nur die äußerste Übertreibung kann bereits in dem Weckruf jenes jugendlichen Bruchstücks zur That, nicht zum Vernünfteln, den Sieg der praktischen Vernunft und den kategorischen Imperativ vorweggenommen finden, wenn auch Lessings Ethik der Kantschen verwandt erscheint.

Abenteuerlicher dünkt uns die Zumuthung, Lessing habe der

ſpeculativen Philoſophie, dem transſcendentalen Idealismus der Epigonen Kants vorgearbeitet! was nur aus ſeinen exoteriſchen Wendungen und Accommodationen und dem äußern Charakter ſeiner Geſchichtsauffaſſung, welche die cauſalen Beziehungen zu ignoriren und das unbewußte ethiſche Ziel als die auch alle rückwärts gelegenen Ereigniſſe beſtimmende Macht anzuerkennen ſcheint, begreiflich wäre. Was Wunder, daß Begriffsconſtructionen, wie ſie das „Chriſtenthum der Vernunft" und die berühmten Paragraphen 73—75 der „Erziehung" zum beſten geben, den Beifall Schellings fanden; aber dieſe Dreieinigkeitslehre war leider, wie der Schöpfer der Identitätslehre in den „Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums" (8) mit ſtiller Klage bemerkt, „vielleicht das Speculativſte, was er überhaupt geſchrieben". Und eine Anmerkung zur Rede Über das Verhältnis der bildenden Künſte zu der Natur macht Leſſingen das ſehr zweifelhafte Compliment „höchſter Meiſterhaftigkeit im Denken über die Dinge", nachdem eben erſt dies Denken als niedrigere Geiſtesart der höheren, welche die Dinge an ſich ſelbſt nach ihrer lautern Nothwendigkeit erkennen will, entgegengeſtellt iſt. Aus allen romantiſchen Lobreden auf Leſſing lugt der Pferdefuß. Es war taktiſch ungemein geſchickt, ihn zum Tort der Nicolaiten ganz vom Rationalismus abzulöſen, dem er doch bei aller Überlegenheit angehört; es war taktiſche Berechnung, wenn derſelbe Schelling, der in der akademiſchen Rede den geprieſenen Leſſing eigentlich zum Urbild einer ſubalternen Geiſtesrichtung ſtempelt, als Gegner Jacobis dieſen Leſſing mit Lobſprüchen überſchüttet, um ſeinen Collegen durch Contraſtwirkung eine recht klägliche Figur ſpielen zu laſſen. Da iſt denn Leſſing nicht nur „ein deutſcher Mann, ein Mann erſter Größe, herrlich von Geiſt, durchaus tüchtig von Charakter", ſondern auch „der echte Philoſoph, der ſich ſeiner Profeſſion nicht ſchämt, ob er gleich bekanntlich noch einige andere verſtanden"; aber das letztere Prädicat ſoll, wie zum Überfluß eine Erklärung in Sperrdruck hervorhebt, Leſſingen nur das allgemeine, dem Gefühlsphiloſophen Jacobi fremde Erfordernis zuerkennen, daß kein wahrer Denker Glaubensvorſtellungen, die dem Verſtand nicht einleuchten, annimmt. Daß der echte Philoſoph auch inhaltlich die echte Philoſophie beſeſſen, der wahre Denker auch die Wahrheit gedacht habe, davon ſchweigt der Anti-Jacobi. Nicht minder bedingt und fragwürdig iſt das Lob,

womit F. Schlegel die „Miscellen und Fragmente von Philosophie" bei Lessing als „Productionen und Resultate des bloß natürlichen" d. h. des ungeschulten, systemlosen „philosophischen Geistes" ansieht; und was Fichte, der äußerste Gegenpol zum Spinozismus, der leidenschaftlichste Judenfeind dazu, hochtönend über Lessings „rastloses Streben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen" verkündigt hat, ergiebt fürwahr kein inneres Einverständnis. Schellings jenen arroganten Worten über die minderwerthige Geistesart angehängte Clausel, Lessing habe bei aller Subjectivität doch, wiewol unbewußt sehnend, sich als Entdecker Spinozas und als Anreger besonders in der „Erziehung" nach der andern Sinnesweise geneigt, kann die Ablehnung des ganzen Lessingschen Philosophirens nicht weit machen. Dieses Haupt der Speculirer war sich also der Lessingschen Vaterschaft seines Idealismus keineswegs bewußt, und der rationalistische Gesammteindruck, wie er dem Tertullian gegenüber betont wurde, verbietet schlechterdings eine unbewußte Abstammung anzunehmen und aus etwaigen einzelnen Übereinstimmungen oder halben Lobsprüchen dieselben Tendenzen von Lessing her in das Bett der speculativen Philosophie zu leiten. Was dieser die Hauptsache ist, betreibt sein Verstand gelegentlich als Experiment und Beispiel, und die den Nachfolgern Kants willkommene Zweideutigkeit des exoterischen Vortrags fällt doch wahrlich nicht zusammen mit ihrer Methode der Zweideutigkeit, des wortspielenden, schillernden, unterschiebenden, verwischenden Phantasirens in Begriffen, denn auch in der kühnsten Maskerade hat Lessing jede Haltung, jede Bewegung vermieden, die ein unwiderrufliches Eintreten für die fremden Anschauungen bedeutet, Begriffe im Ernst verwechselt und nach seiner innern Überzeugung geradezu unwahre Dinge von dem gewählten Standpunkt aus für absolut richtig erklärt hätte. Er sagte z. B. wol „Offenbarung" und meinte: natürlich gereifte Vernunftserkenntnis, aber er hütete sich gar sehr, die Consequenzen dieser exoterischen Redeweise zu ziehen und den Vorgang mit Kennzeichen auszustatten, die schlechterdings nur der Offenbarung gemäß, mit der natürlich entstandenen Vernunfteinsicht aber unverträglich gewesen wären. Der Geist des achtzehnten Jahrhunderts durchleuchtete auch diese Form und ließ in dialektischer Verkleidung einen festen, rationellen Kern unerschüttert, ohne das wüste Durch-

einander des ſpeculativen Unweſens. Kaum bedarf es noch einer Wiederholung des beſondern Nachweiſes, wie die ungeheuerliche Vergötterung Jacob Böhmes durch die Romantik und ihre Philoſophen, ja noch die äußerſte Überſchätzung des religionspſychologiſch ſo anziehenden Myſtikers bei Hegel, andererſeits bei Feuerbach, in den Hohnworten Leſſings über die wiſſenſchaftlichen Schwärmereien des erleuchteten Schuſters von Görlitz (Rettung des Inepti Religiosi) das denkbar ablehnendſte Echo findet. Dieſer Hohn beweiſt das antimyſtiſche Gepräge ſeines Denkens und damit die unüberſteigbaren, durch keine künſtliche Wendung zu umgehenden, mit keiner mehr oder weniger belangloſen Ähnlichkeit zu durchbohrenden Schranken, die ihn von der nachkantiſchen Speculation ſcheiden. Oder ſollte wirklich ein beſonders den Geiſteswiſſenſchaften zugewandtes Streben den Zuſammenhang herſtellen, wie Ritter will, der mit Guhrauer auf dieſe Analogien erpicht iſt? Als wären nicht zahlreiche kritiſche oder materialiſtiſche Philoſophen des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts gleichfalls vornehmlich um die Geiſteswiſſenſchaften bemüht, als könnte die philoſophiſche Richtung nach dem mit Vorliebe gepflegten Gebiete beſtimmt werden, da doch jedermann begreifen muß, daß dieſe Pflege im verſchiedenſten Sinn, den abweichendſten theoretiſchen Standpunkten gemäß ſtattzufinden vermag. Auch auf die Teleologie darf man ſich nur mit größter Vorſicht berufen; ſelbſt wenn alle teleologiſchen Wendungen Leſſings voller Ernſt wären und ſeine letzte Berufung auf Hume nicht zu Recht beſtände, würde es doch dabei bleiben: ſo wenig etwa die Reimarer, Vater und Sohn, mit ihrer teleologiſchen Auffaſſung des organiſchen Lebens das Banner der Schelling oder Oken oder Steffens entfalteten, ſo wenig die ältere Teleologie überhaupt ſich der unſeligen ſogenannten Naturphiloſophie näherte, ebenſowenig wäre Leſſing ein Bahnbrecher der ſpeculativen Philoſophie, falls er wirklich innerhalb der Geſchichts- und Religionswiſſenſchaft eine Vorſtellungsart durchgeführt hätte, die den ausgezeichneten Rationaliſten für das Verſtändnis des Leben unerläßlich ſchien. Zudem hat Schelling auf die ſchlichte Zweckidee des Rationalismus faſt noch verächtlicher herniedergeblickt als auf die ſtreng mechaniſche Weltanſchauung. Kurz geſagt: was die Nachfolger Kants betrifft, ſo läßt ſich ohne Verdunkelung und Zerrung der Thatſachen bei Leſſing in Wahrheit nur eine Verwandtſchaft mit allgemeinen Zügen

Hegelscher Geschichts- und Religionsphilosophie feststellen. Wer ihn als den „Vater des deutschen Idealismus" begrüßt, thut ihm zuviel, im Guten oder im Schlimmen, wie man es nehme. Und Lessing steht zum Grundgedanken der Hegelschen Religionsphilosophie wie zum Grundgedanken der Kantschen Ethik. —

Lessing hatte im vergleichenden Studium der mehrseitigen Beziehungen zwischen Leibniz und Spinoza das Band nicht zerschnitten, aber weiter als schon vorher gelockert, das ihn selbst mit dem ersteren verknüpft. Er hatte Fäden hinübergesponnen zu Spinoza hin: durch den beiden Systemen gemeinsamen, von Lessing consequent verfolgten Determinismus, durch den Fortgang zum Monismus, durch das Ἓν καὶ πᾶν, durch die Auflehnung gegen eine persönliche extramundane Gottheit, die, nachdem sie den großen Automaten von außen aufgezogen, im ewigen, unendlich langweiligen Genuß ihrer Vollkommenheit gleichsam auf dem Altentheil säße, durch die Abkehr von der Teleologie. Das und viel weniger genügte der Zeit Jacobis und Herders, der im „Gott" auch die Persönlichkeit aufhebt ohne deshalb Pantheist gleich Spinoza zu sein, Lessing einen Spinozisten zu heißen, wie er sich selbst zu nennen keinen Anstand nahm, „wenn er sich nach jemand nennen sollte". Jacobi erblickte alle verstandesmäßige Demonstration, ohne den Springstock des Glaubens, auf dem Wege zum Spinozismus, aber auch Lessing sah, vager mit seiner Zeit denkend, als heute gestattet wird, Spinozismus da, wo er nicht ist. War ihm doch Hemsterhuys' Aristée offenbarer Spinozismus, während Jacobi in dem Gallitzinschen Haus- und Hofplatoniker den gesuchten Secundanten wider Spinoza fand und endlich über Hemsterhuys weg dem faselnden Lavater das letzte Wort in einem Buch ertheilte, das von Spinoza Lessing Goethe ausging. Fast möchte Lessings Beurtheilung des Holländers die Vermuthung wecken, daß er seit der Pope-Schrift mehr seine eigenen Ansichten, als seine Auffassung des Spinozismus geändert habe: stimmt doch die Einreihung des Hemsterhuys, in dessen Aristée der Raum seiner Einheit und Unendlichkeit wegen als ein Attribut Gottes bezeichnet wird, unter die Spinozisten aufs Haar zu dem Satze von 1755, niemand außer Spinoza habe die „Ausdehnung der Natur für eine Eigenschaft Gottes gehalten".

Lessings überleibnizischer Individualismus scheidet ihn von Spinoza; eine persönliche Fortdauer der Seele durch Metempsychose ist jedenfalls

dem Geiste des spinozistischen Systems völlig zuwider; und ob Lessing bei dem Vorstellen, das er der Gottheit zusprach, nicht doch etwas anderes im Sinne hatte, als Spinoza mit dem Attribute des Denkens, bleibt fraglich, denn einmal läßt uns die Überlieferung im Stich, andrerseits hält es sehr schwer, sich von der Art, wie Spinoza Gott als materia cogitans gedacht habe, einen klaren Begriff zu machen.

Leibniz und Spinoza sind in Lessings Geistesgeschichte zwei Kreise, die einander schneiden, und die Scheibe Spinozas rückt vor. Wie weit? das wollen theils verhüllte, theils zerbrochene Bekenntnisse nicht zur Genüge verrathen. Sein letztes Wort hat Lessing nicht gesagt, und er konnte kein endgiltiges letztes Wort sprechen, weil seine Weltanschauung unabgeschlossen im Fluß und Guß war. Kein satter Gast saß er am Mahl des Lebens, sondern allzeit hungrig nach Überzeugung, allzeit durstig nach Wahrheit, und immer gern hungrig und durstig. Betrachten wir die nächste und fernere Fortwirkung und im Kampfe der Geister sich mitvollziehende Läuterung dieser Entelechie, wie ja tiefsinnig der greise Goethe Fausts Unsterbliches eine Entelechie nannte, so erscheint uns das lebendige Wort am Ziel der Laufbahn Lessings immer gewaltiger: „Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

„Welch ein Gewinn, welche Entschädigung für ganze Jahre von Dürre, Mangel und Mißwachs!" rief Herder beim Genusse des Heftchens über die „Erziehung". Als dann Gleim mit unverständiger Wuth des schwachgewordenen Jacobi Geschreibsel über den Spinozismus schalt, nur die Sanftheit des Gottesmannes Moses bedauerte und mit der alten Garde greinte: dieser Fremdling hat unsern Lessing nicht gekannt, da las Herder dem Guten sehr von oben herab den Text: „Über Spinoza, liebster Gleim, geben Sie sich zufrieden . . . Gegen Jacobi sagen Sie, was Sie wollen, aber gegen Spinoza sagen Sie mir nichts. Ich bin ein Spinozist, trotz Lessing, und habe mich kindisch gefreut, meinen Bruder in Spinoza so unvermuthet hier zu finden. O daß ich bei Ihnen gewesen wäre, da er Sie zum letzten Male besuchte und er alle die Blasphemien sprach! Gott hab' ihn selig, den guten, braven Theologen; wenn ich Gelegenheit wüßte, sendete ich ihm den philosophischen und theologischen Doctorhut nach."

„Ernst und Falk", „Nathan", „Die Erziehung des Menschen-

geschlechts" drei Humanitätsblätter auf einem Stengel. An alle die drei, an Spinoza, an Herder erinnern Goethes Stanzen „Die Geheimnisse": durch einen humanen Orden geleitet uns der herzensgute Klosterbruder, jeder Treffliche ehrt Gott auf seine eigene Weise, die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen des Menschengeschlechts sind in diesen Hallen ausgeglichen und im würdigsten Einklang vertreten, alles athmet Gottes- und Nächstenliebe, die christliche Überlieferung wird wundervoll symbolisirt. Der fragmentarische Zustand des Gedichtes forderte Goethen selbst im Alter zur fortwebenden Deutung auf, und jeder sinnige Leser knüpft seine geistigen und sittlichen Ideale mit- und weiterdenkend an die abgebrochene Botschaft. Nachgelassene Fragmente haben einen besonderen Reiz.

Es dürfte wenige Denker geben, deren subjective Eigenart von innen und von außen das Augenmerk so fesselte, wie bei Lessing der Fall ist. Zum Theil liegt der Grund darin, daß seine Schriftstellerei weit mehr Entwürfe und Anläufe als ausgetragene Spenden zur Philosophie bietet, und je andeutender, skizzenhafter, unsystematischer eine Untersuchung auftritt, um so mehr das reinsachliche Interesse am Ergebnis hinter dem Interesse an der persönlichen Auffassung und Behandlung zurücksteht. Probleme können bruchstückweise doch so weit ins Reine gebracht sein, daß auch der minder Scharfsinnige nun auf eigene Hand das entfallene Gewebe zu Ende führen mag. Oder ihre Beantwortung kann schon in den Anfängen abbrechen, aphoristisch hingeworfen, hypothetisch erledigt sein; dann aber hält den Leser die Persönlichkeit fest, die solche Nüsse zu knacken giebt, und kritische Köpfe kommen prüfend und ergänzend heran mit der Frage: wo will dies hinaus? wie ist jenes gemeint? Lessing war in erster Linie Schriftsteller, der nicht sowol bloßer Förderung der Wissenschaft mit den einfachsten Mitteln dienen, als in die Weite wirken und zugleich seine Gedanken ästhetisch befriedigend darstellen möchte. In dem Sinne, wie L. Feuerbach die Gemeinschaft mit den classischen Prosaisten dem Platzrecht in der Zunft der Fachleute vorzuziehen kein Bedenken hatte und Schopenhauer mit aller Schulsprache brach. Eine künstlerisch befriedigende Darstellung aber bringt die Subjectivität des Urhebers zu vollerem charakteristischem Ausdruck. Individuelle Züge fesseln den Leser, denn der Autor, der

schön schreiben will, legt mehr von seiner Besonderheit in die Darstellung, als wer seine Gedanken unbekümmert um gefällige Prägung auf die Bahn bringt. Wir haben Gelehrte, die es eigens darauf anlegen, die Menge abzuschrecken und auch allgemeinere Fragen mit spröder Zurückhaltung möglichst schwer zu behandeln, andererseits Forscher, die selbst ein Stückchen Grammatik poetisch aufquellen lassen und ihren individuellen Reichthum darin kundgeben. Das auf künstlerische Wirkung eingerichtete Werk wird ein treuerer Spiegel der Persönlichkeit, die im strengsten, sachlichsten Vortrag zurücktritt, in den Formeln der mathematischen Wissenschaften ganz verschwindet. Wo der Kritik die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers formal zu unmittelbarerer Anschauung kommt, wird sie ihrerseits sich einer sorgfältigen Würdigung dieses formalen Charakters befleißen. Je fester die Haltung des Autors, je einheitlicher und geschlossener sein Wesen, je ursprünglicher und selbständiger dem Durchschnitt gegenüber sein Stil ist, desto leichter und lockender erscheint die Charakteristik, desto lieber wird die Kritik bei der Form verweilen. Exacte Schulsprache in knappen einfachen Worten ladet dazu nicht ein. Lessings wissenschaftliche Schriften dagegen zeigen im Großen und im Kleinsten eine scharfgeschnittene, ungemein ausdrucksvolle und belebte Physiognomie, so daß schon aus Gründen des Stils, ja grammatischer Eigenheiten „Ernst und Falk", „Über den Beweis des Geistes und der Kraft", „Die Erziehung des Menschengeschlechts" einzig und allein dieser, keiner andern Feder zugewiesen werden könnten, ganz abgesehen von dem Inhalt. Ein solcher Schriftsteller fordert zur Analyse seiner Form heraus. Diese „Lessingheit" zu studiren, ward Zeitgenossen und Nachlebenden eine reizvolle Aufgabe.

V. Capitel. Sprache.

„So lange Deutsch geschrieben ist, hat, dünkt mich, niemand wie Lessing Deutsch geschrieben." Herder 1781.

„Einen Gedanken verfolgen — wie bezeichnend dies Wort! Wir eilen ihm nach, erhaschen ihn, er entwindet sich uns, und die Jagd beginnt von neuem."
Marie v. Ebner-Eschenbach, Aphorismen.

Drei Großmächte, das Kaiserthum, der Bücherdruck, die Reformation, haben die neuhochdeutsche Schriftsprache aus der Taufe gehoben. In Kanzleien und Officinen vorläufig normirt, durch den neuen weiten litterarischen Verkehr hier rascher, dort langsamer zur κοινή erhoben, vom Latein manchmal zwangsweise gebändigt, Romanisches eindeutschend, sprachgewaltigen Männern unterthan, wußte sie bald Wucht und Traulichkeit, Grobianisches und Erbauendes, Scheltrede und Schwank zu treffen. Sie wurde durch Virtuosen in groteske Ringelreihen gerissen, durch die Ausländerei der „Sprachverderber" alamodisch ausstaffirt, von sorgsamen Grammatikern gegängelt, von Gelehrten mit fremden Brocken durchsetzt, und, obwol die vollsaftige Landskraft, z. B. im Simplicissimus, nicht versiegte und mancher treue Deutsche seine uralte „Heldensprache" gegen Maskerade wie Schulzwang herzhaft zu schützen suchte, wurde sie auch weithin ein Opfer des gleißenden Marinismus, der ihr Kleid mit Blümchen überschüttete, und der unpopulären Gelahrtheit, die im theologischen Gefilde das Pfund Luthers vergrub, nur daß einzelne Satiriker oder stille Bekenner kräftiger, reiner damit wucherten. Welch ein Abstand zwischen Deutschland und Frankreich, wo eine classische Beredsamkeit von der Kanzel tönte und Pascal seine vollendete Kunst streitbarer und klar untersuchender Prosa bewährt hatte. Zwei Stilrichtungen setzten

ſich ins achtzehnte Jahrhundert hinein fort, die einander als Niedrig und Verſtiegen bekämpften; jene wollten ſchlecht und recht deutſch reden wie ihnen der Schnabel gewachſen war, dieſe ſuchten ſtatt der hellen Sonne ein künſtliches brillantes phébus und verſchnitzelten und verſchnörkelten die einfachen Träger des Denkens und Sprechens. Einen Mittelweg ſchlugen bewundernde Kenner der neuen Pariſer Litteratur ein; ihr Führer hieß Boileau. Verſtand und Geſchmack waren die Hauptgebote, welche die franzöſiſche Proſa, gepflegt im Schoß einer hochentwickelten Geſellſchaft (la ville et la cour), an das alte apte et distincte des römiſchen Lehrers erinnerten. Die Schlagworte dieſer in Voltaire gipfelnden geſelligen Proſa ſind bon sens, raison, netteté, clarté — „Klarheit und Nettigkeit" macht Leſſing einmal dem Schriftſteller zur Pflicht — und ein rien n'est beau que le vrai wies überſtreng die Unbotmäßigen aus dem Salon, deſſen Pforten erſt von Rouſſeau, der Revolution, der jungen Romantik geſprengt wurden, da unterbundene Triebkräfte ſich allmälig gegen dieſe ſaubere, vornehme, discrete Rede ſträubten.

Das mathematiſche Jahrhundert ſchulte die Sprache im durchſichtigen, folgerechten Aufbau. Da iſt Descartes, Spinoza, Locke, deſſen „Eſſay" theoretiſch zum klaren Stil antrieb und praktiſch ihn meiſterlich handhabte. Bei uns ging Leibniz, ohne Sinn für die freie Sprache der Poeſie, auf eine zweckmäßige Proſa aus und entfaltete ſelbſt die lang vermißte Gabe wiſſenſchaftlicher Darſtellung, ſo daß die Philoſophie, den andern Fächern darin ſehr überlegen, bei ihm ohne kauderwälſche Schulwörter ſich ausſprechen lernte, bis Wolff, weil er, ohne ſeinen Jüngern das geringſte Mittelglied einer Reihe zu erlaſſen, auch das Klarſte erklärte, läſtig und ermüdend wurde. Le secret pour être ennuyeux c'est de tout dire. Man ſehnt ſich nach einem friſchen Ruck, nach ſtarken Accenten, wie ſie des Thomaſius holprige Gangart bietet. Scharf wurden die Grenzen zwiſchen gebundener und ungebundener Rede franzöſiſchem Muſter gemäß, doch ohne ſeine ſchöne Sicherheit auf beiden Seiten, abgeſteckt, obwol im landläufigen Roman noch eine weite Strecke der Schlendrian niederer Umgangſprache, welche das Luſtſpiel voller Redensarten der Gaſſe übte, und eine hochtrabende Rhetorik durcheinander ſtolperten. Das Vernünftige wurde nur zu leicht platt, die Deutlichkeit im gemeinen Sinne proſaiſch

und weitschweifig, dem Leser oder Hörer muthete man blutwenig eigene Denkarbeit und Schnellkraft zu, und die Sachsen, deren Prosa alles so ehrlich herausſagte, daß nichts nachzuschöpfen blieb, entkleideten den Vers, wie sich ja der französische Alexandriner der Prosa nähert, nicht bloß seiner schlesischen Flitter, sondern auch des edleren Weiheschmuckes. Dem Wässrigen hielt Haller seine noch uncorrecte spröde Prägnanz, der Steifheit Hagedorn und die leicht in leere enfilades de rimes ausartende Anakreontik ein bewegliches Geplauder entgegen; Klopstock wetteiferte dann mit dem gemessenen Schwung antiker Oden, der rauschenden Erhabenheit des Psalters. Es war immer ein Zeichen, daß man ernstlich auf die Form achtete, wenn über dichterische Gleichnisse hin und her gestritten wurde und der unmäßige Kampf gegen den Schwulst zwar blindlings weder Gerechte noch Ungerechte schonte, aber eine Vorlage bis ins Einzelne zergliederte, oder wenn die Frage der Participialconstructionen im Deutschen so verzweifelt streng genommen wurde. Gottsched, unfähig sammt seinen Getreuen Bombast und Erhabenheit zu unterscheiden, erwarb sich durch akademischen Unterricht, Zeitschriften und Lehrbücher kein geringes Verdienst um die Fortbildung der Gelehrtensprache seit Thomasius. Anmuthige Gelehrsamkeit hieß das unerreichte französische Ideal. Seine Sprach- und Redekunst hat den Ausdruck manches Candidaten gebessert, die Predigten erschienen lichter, der theologischen Litteratur kam das Beispiel Mosheimscher Sauberkeit zu gute, während Jurisprudenz und Staatshistorie noch lang altfränkisch und curial zurückblieben. Wochenschriften drangen in die Bürgerhäuser, die Lectüre wurde gewählter, der deutsche Brief strebte aus der galanten Verschnörkelung heraus. Freilich ahnte der Professor der Redekunst, wenn er Muster über Muster aufpflanzte, nichts von dem Drang der Persönlichkeit und wies allenfalls im Nebensätzchen das schläfrige Naturell auf den innerlichen Lehrmeister hin; freilich war seine Sprachkunst fernab vom ewigen Born der Redegewalt durch und durch papieren. Daß es eine Zeit gab, wo die Dichterseele nicht schrieb, sondern sprach und „noch schreibend lebende Sprache tönete," wo man nicht las, sondern hörte, haben erst die Hamann und Herder wieder verkündigt; daß jeder rechte Deutsche eine selbsteigene, lebendige Gramatik über allen Sprachmeisterregeln sei, sollte Jacob Grimm erst betonen. Jene ältere Sprachlehre

dictirte, was gut und schlecht, richtig und falsch sei, und für Gottsched waren sogar die Zeitwörter, die wir so trifftig die starken nennen, „unrichtig". Die beste Mundart fand er in der Residenz, bei Hofe; wo deren mehrere sind, in der mittleren Hofstadt. Der Königsberger wurde, zwar nicht so ausschließlich wie später Adelung, Herold des Obersächsischen, der Meißner Sprache. Ohne jeden eigenen Gedanken sah er doch, daß der hergebrachte Verweis auf Luthers Bibel im Grammatischen eine abgenutzte Phrase, und vom „Reichsstil", dessen Kanzleiworte „Ausgleichung" „Berichtigung" „Abschluß" u. s. w. er verpönte, kein Heil zu erwarten sei. Maßvoller Purist, zurückhaltend in der Auffrischung alter Wörter voll Kraft und Nachdrucks, Feind der „Provinzialredensarten" und der schriftstellerischen Eigenrichtigkeit, sah er im Volk den Pöbel, in den „besten Scribenten" die Meister seines nur geschriebenen Deutsch, dieser Schul- nicht Muttersprache, und gab die Losung: wir werden „in Deutschland ohne Zweifel der churſächsischen Residenzstadt Dresden, zumal des Hofes angenehme Mundart mit den Sprachregeln und kritischen Beobachtungen verbinden müssen, die seit vielen Jahren in Leipzig gemachet und im Schreiben eingeführet worden, um durch beides die rechte Wortfügung im Deutschen fest zu setzen." Dem Stil wurde Deutlichkeit, der Sprache Correctheit zur obersten Pflicht gemacht. Das Regelbuch gab, so dürr und pedantisch es ist, eine Menge anerkannter Weisungen, und der Meißner Vorrang, dem auch Gottsched noch gar manches nur mundartliche Fäserchen abzuklauben hatte, wird durch gleichzeitige bairische Schriften oder das französisch durchwirkte Schweizerdeutsch der „Zürcher coteurs" sehr bestätigt. Aber mit gutem Fug vertheidigten litterarisch zurückgebliebene, doch kraft- und saftvolle Mundarten ihr Lebensrecht gegen das Privileg des Einen Ringes in der Sprachfamilie; hat doch selbst Paris in der ganz und gar centralisirten französischen Litteratur sich, vom Emporrücken des Argot abgesehen, die Einfuhr aus der Provinz gefallen lassen. Leipzig und Dresden, wie Berlin, brachten aus den mittlern und untern Schichten nur städtische Redensarten heran, und die verjüngende wie bewahrende, erfrischende, unverbrauchte, sinnliche, nach der Ackerkrume riechende Fülle der Mundart war am wenigsten dem obersächsischen Dialekt eigen, der unter den deutschen der einzige ist, worin allein die Parodie haust, aber die Geister des frohen und

ernsten Volksliedes keine Stätte haben. Im Schriftdeutsch jedoch führte Sachsen an.

Lessing kam aus der Lausitz, die im Wortschatz viel Eigenthümliches hatte und unverkümmerter alter Lieder und Bräuche nicht entbehrte, nach Meißen. Seine erste Sprachregel ist das Glaubensbekenntnis der aus Frankreich bezogenen, von Gellert so gefällig geübten anmuthigen Natürlichkeit: schreibe wie du redest, so schreibst du schön; womit freilich keine zwanglose Selbstherrlichkeit gemeint war. So schulte sich dann Wolfgang Goethe, als er „aus'm Reich" kam, in der Sprachhauptstadt Leipzig, um flugs seiner Schwester das Heft zu corrigiren, wenn etwas Curiales oder Provinziales, kurz etwas Ungellertisches ihrer Feder entschlüpft war, bis er seiner fränkischen Fraumutterſprache wieder Thür und Thor öffnete und nach abgethaner Unbändigkeit doch den frischen Duft vom Rhein und Main her sich als köstliches Eigenthum wahrte. Solche Entwicklung hat Lessing nicht durchgemacht. Er taucht weder entfernt so tief in den Quickborn der Mundart, noch ist er entfernt ein so königlicher Wortschöpfer wie Goethe. Sein Schulerbe war das rechte Meißner Deutsch, seine ersten Stücke sind im sächsischen Ton gehalten, nur daß der werdende Charakteristiker schon die Gesetze der Abwandlung nach Personen und Situationen bedenkt, daß ein individuelles Temperament in der Sprache vordringt und auch die Gesetze Gottscheds oft in den Wind schlägt. Er behielt zeitlebens heimatliche Merkzeichen in Laut und Flexion, Wortschatz und Satzfügung, die ältern Entwürfe wimmelten von dialektischen Incorrectheiten, und gewohnte Wendungen der mündlichen Rede wie „Es kommt doch nischt dabei heraus" zeugten für die Dauerbarkeit seiner Jugendsprache, wenn er auch das absonderlich Meißnische abzustreifen ernst bemüht war.

Er hatte bereits in jenem altklugen Neujahrsaufsatz den kleinen scharf gliedernden, zuversichtlich behauptenden Logicus bewährt. Der Journalismus spannte ihn an und ab. Wie altfränkisch, umständlich, trotz sichtbarem Streben nach kurzen Sätzen mit wie schwerfälligen Relativen erscheinen die Plautusarbeiten von 1749, wo er doch dem Allzutrocknen ausweichen will und den Vorwurf erhebt, ein Jahrhundert sei „zu wenig artig". „Wir wollen nun" „ich komme nun" „wir wollen ein ander mal" heißt es recht schulmäßig, und wie im Lustspiel die sächsischen „nu nu" und „je nu" sich breit machen, so schmecken

im gelehrten Feuilleton die „nunmehro" und „bis nachhero" nach der Kanzlei, mag der Verfaſſer auch den alten „pedantiſch-galanten" Muſeumsſtil von ſich weiſen. Bayle lehrte ihn den Text entlaſten; noch der Wolfenbütteler Beitrag über Ölmalerei bietet einen Anhang von Noten, „um den Leſer weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen". Das war ein ſtarker Damm gegen die ſächſiſchen Waſſerfluten, eine fördernde Übung im concinnen Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen. An Voltaires Hand ſchritt er eifrig weiter. Die Conseils à un journaliste empfahlen ja Bayle als erſtes, aber zu ſaloppes Muſter, ſie warnten vor dem gothiſchen Stil der Kanzleien, vor Stilgemiſch und unnützen Neubildungen, ſie entwickelten aus der breiten Wirkung aufs Publicum die Pflicht des Zeitungſchreibers, ſich ſprachlich nicht gehen zu laſſen.

So gläubig blickt der Schüler zu ſeinem Meiſter empor, daß er ſelbſt an die Vers techniques zur Einprägung der Kaiſer mehr einen Spott gegen Deutſchland knüpft, deſſen Nationalgeſchmack ſich Herr von Voltaire anbequeme, als gegen den großen Schriftſteller, der einen ganz eigenen hiſtoriſchen Vortrag habe: „denn niemand weiß ſo gut als er, die wichtigſten Begebenheiten in ein Epigramma zu bringen, und alles mit einer gewiſſen Spitze zu ſagen, die den zum Geſchichtſchreiber gewordenen Poeten nicht unverrathen läßt". So möchte er ſelbſt ſeine Sätze pointiren und die Mitarbeit des Dichters in wiſſenſchaftlicher Darſtellung herbeirufen, möchte plaudern, nicht Schulhefte ableſen, denn er verachtet im deutſchen Hiſtoriker den „docirenden Profeſſor". Was ſeine Vorrede zum überſetzten Laokoon über die franzöſiſche Vollkommenheit ſagt, war in ſeiner Jugend ganze Wahrheit: La langue allemande, quoiqu'elle ne lui cède en rien, étant maniée comme il faut, est pourtant encore à former, à créer même, pour plusieurs genres de compositions dont celui-ci n'est pas le moindre. Und dem Deutſch der erſten Hälfte des Jahrhunderts warf Friedrich mit gutem Recht ſeine diffuſe Schwerfälligkeit vor, wenn er hinüber ſah auf die leichte, elegante, logiſch entwickelnde Satzbildung der Franzoſen.

Wie hingebend Leſſing von Voltaires Proſa gelernt hat, ſieht man nur aus genauer Vergleichung der „Kleineren hiſtoriſchen Schriften" (1752) mit den Vorlagen. Es iſt ſchwer, dieſen Meiſter gut zu überſetzen, darum thut Leſſing ſein Beſtes und giebt ſich nur noch einmal,

als er 1753 die drei Lettres au public des Königs ehrgeizig verdeutscht, die gleiche Mühe. Wohl nöthigen ihn, der seiner Sprache nicht gern Fremdes zumuthet, die bequemen französischen Participia zu vielen schleppenden Zwischensätzen, und langsamer ist der Gang all dieser Feuilletons zur Geschichte geworden, aber die Periode schmeidigt sich merklich, die Gegensätze werden blank, die Pointen spitz, der leichte Weltton dieser wirklich anmuthigen Gelehrsamkeit findet oft einen unverfälschten Widerhall, die Wortwahl ist, trotz kleinen Verstößen, bis in puristische Bemühungen sorgfältig, seine dienende Treue versagt sich die nothwendigen Freiheiten auch in gelegentlicher Kürzung nicht. Nun nimmt seine eigene Tagesschriftstellerei einen rascheren Flug und epigrammatischeren Ton, soviel Hingeworfenes auch darunter ist; 1754 steht der Durchschnitt der Recensionen beträchtlich unter den „Rettungen". Unverkennbar war der vorausgegangene Fortschritt von den Theater-Beyträgen zum „Neuesten aus dem Reiche des Witzes" — der Titel forderte ja zur Entfaltung des esprit auf. Lessing ist sich der französischen Überlegenheit bewußt; wie hatte ihn als reimenden Knaben der Einblick in Fontenelles Prosa beschämt! Nun pries er laut die französische „Reinigkeit", bereit auch untergeordnete Darsteller, die daheim keinen sonderlichen Werth hatten, zu überschätzen, erfreut dann und wann selbst einem Pariser eins auszuwischen. 1753 heißt es von Marigny: „Daß er über dieses die Kunst wol zu erzählen, und die edle Einfalt in Worten und Ausdrücken werde in der Gewalt gehabt haben, läßt sich schon daraus schließen, weil er ein Franzose ist. Man lasse uns dieser Nation wenigstens das Verdienst nicht streitig machen, daß die allermeisten von ihren Schriften, wann sie schon mit keiner schweren Gelehrsamkeit prahlen, dennoch von einem guten Geschmacke zeigen". Geschmack — das Hauptwort des Boileau, das seit Wernicke, Canitz, König in Deutschland umging und nach und nach ekel wurde.

Nicht so unbedingt wie an Voltaires Prosa, glaubt Lessing an die zügellosere des jüngeren Frankreich. Diderot heißt ihm 1751 ein unordentlicher Schriftsteller, der überall ausschweife und im letzten Worte der Periode einen genügenden Übergang finde; aber, fügt er hinzu, seine Excurse seien voll neuer und schöner Gedanken. Deshalb verzeiht er die Lässigkeit, studirt genau, zu eigenem Vortheil, die frei-

heitliche Abhandlung über die Inversionen und lauscht Diderots feinfühligen Worten über den Klang. Übersetzt hat er „Das Theater des Herrn Diderot" nachher bei weitem nicht so gut, als in unreiferer Zeit den Voltaire oder die Schnurren des Königs, ja es ist, „in der Eil" wie er sagen würde, mehrmals ein höchst ungefüges Deutsch für ein klares und lebendiges Französisch eingetreten. 1751 drang auch Rousseaus „männliche Beredsamkeit" zu ihm, und einige Jahre später weiß er diese Sprache des Herzens von dem Ton feiler Sophisten zu scheiden, sie wiederzugeben aber in all seinen Auszügen kaum besser als Moses, dem auch die heiße Rhetorik der Neuen Heloise fremd blieb. Wol dachte Lessing, von Jean-Jacques dazu angetrieben, über den Ausdruck der Leidenschaft nach und suchte in den „Rettungen des Horaz" ihre Unruhe zu malen — seiner eigenen verstandesmäßigen Prosa war solches Sprudeln durchaus zuwider. Völlig versagt blieb ihm die gelassene unpersönliche Kunst epischer Erzählung; wo er sie ganz unselbständig probirt, treten kurze Sätze, dramatisch unterbrochen, einander auf die Hacken, und steif berichtet er auch den Lebenslauf eines englischen oder französischen Dichters. Im achtzehnten Jahrhundert hat der Deutsche bedeutend mehr und besser als heute die Sprache der Nachbarn gehandhabt, wie vor allem die Briefwechsel auch unserer Litteraten beweisen. Lessing schreibt an Richier einen sehr correcten französischen Brief und zeigt im Palaion Pariser Schule, zwar nicht ohne Schnitzer und Germanismen, sein Riccaut muß wol oder übel als Landsmann anerkannt werden, im Laokoonfragment verräth ein stilloses risquons donc le paquet, daß der Wunsch, recht lebhaft zu reden, den feinen Sprachtact überrannte. Gallicismen begegnen hie und da in Lessings Deutsch, obwol er, früh ein strenger Sprachrichter, der in Recensionen Fehler dieser Art ankreidete, das „französisch Deutsch" nicht liebte.

Seine Kritik geht bald mit dem sächsischen Stil ins Gericht, den Complimenten und Schnaken, Baron Schönaichs Unkenntnis der großen Welt und ihrer Sprache, den kriechenden und pöbelhaften Trauerspielversen, dem plumpen Alltagsjargon und dem „respectuösen Ceremoniell" der Komödie, der altfränkischen Grobheit des Leipziger Gebieters, dessen Sprachkunst er gern tödten möchte. Auch die Bewunderung für Gellerts Musterbriefe ist ihm rasch vergangen. Überhaupt kann er das Schulmäßige nicht leiden und weist gleich dem Stylus

curiae oder „Kanzeleyenstil" — „Kanzleystil der Liebe" muß sich dann Voltaire vorwerfen lassen — die methodischen Leitfäden, topischen Einfälle, studirten Empfindungen, staubigen Realia, künstlichen Perioden der Magister und Schulknaben von sich, wie noch seine theologischen Streitschriften über Katheberdisputationen und dergleichen spotten. Während er selbst außerhalb des ehrwürdig langweiligen Museums philologische, litterar- und kirchenhistorische Essays schrieb, ging Freund Moses an die Reform des philosophischen Vortrags, dessen Wolffsche Schulsprache Lessing barbarisch schalt, um dafür Mendelssohns Aufsätzen Über die Empfindungen den in Deutschland so seltenen Bund gründlicher Gedanken mit anmuthiger Form laut nachzurühmen. Die gelehrte Bildung sollte nicht länger so gar düster und allen Grazien so gar feind sein.

Darum gefiel ihm in der Poesie Uzens gedankenvolle Leichtigkeit, Hagedorns sparsames Funkenschlagen, und der Freund der Freiheit verfolgte weit einsichtiger als die plumpen Gottschedianer oder die nörgelnden Kästner und Nicolai Klopstocks neue Dichtersprache im verzückten Schwung des „Messias", dem manchmal „zu erhabenen" Odenflug, dem Fiasco der Gebete und Geistlichen Lieder. Was die blinden Gegner in einen Topf warfen und im Neologischen Wörterbuch zu einem eklen Ragout rührten, schied Lessing: das Schöpferische und die Nachahmung, das Erhabene und das Dunkle, das Neue und das Verwegene, das Rührende und das Romanhafte, seinerseits kritisch gegen lateinisch-deutschen Zwang oder das wallende Prachtgewand kleiner Gedanken. Selbst gar nicht auf diesen Ton gestimmt, unrührsam kalt wo er den Tod eines Freundes darstellt, die Sprache zerhackend wo sie bei Klopstock in langen Wellen strömt, kann er doch sogar im Ausdruck sein Verständnis Klopstockscher Sprachtechnik kundthun: in den Versen vom Ölberg stößt er auf eine abgebrochene Zeile — „dieser Ruhepunkt läßt dem Dichter Zeit, sich von der Last dieses schwangern (d. i. prägnanten) Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen". Er bewundert diese in der That großartige Periodisirung, diese starken Inversionen, diese unabläßig wandelnde und streichende Bemühung um volleren Klang und durchsichtigeren Satzbau, während er den Einbruch einer empfindsamen, mit Hyperbeln um sich werfenden Überschwänglichkeit abwehrt: „Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht

gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen" heißt es unzweideutig in ſeinem „Teſtament Johannis". Dagegen hielt er, wie Voß noch 1817 bezeugt, Klopſtocks ſchmuckloſe, männliche Proſa, die wir in der „Gelehrtenrepublik" doch recht manierirt finden, für die vorzüglichſte Deutſchlands.

Er ging aus jenen hochgewölbten Hallen und Hainen in den Salon, wo Wielands wortreiches Parlando ohne ſtarke Accente ſo flüſſig plätſcherte, daß der ſchmiegſame Mann in ſeiner von der Leſſingſchen grundverſchiedenen Entwicklung ſelbſt den greulichen Zyrcher Patriarchenſtil eine kleine Strecke mit forttragen konnte. Seine Perioden zogen lange Schleppen, die Leſſing den „Briefen von Verſtorbenen" mit grauſamem Spotte beſchnitt. Er begleitete dieſe raſtloſe Production von ihren Anfängen bis zum Oberon und verkannte nicht, was Wielands Stil, ein dem genial verarbeitenden Autor ſo angemeſſener Stil aus zweiter Hand, eine Form, welche den adeligen Deutſchfranzoſen des Südens zum erſten Mal verblüffende Eindrücke deutſcher Sprachfähigkeit gab, für unſere Cultur bedeute.

Leſſing ſelbſt zeigte ſich in der zweiten experimentreichen Periode beſtimmbar. So „holprichte ſchändliche" Satzgefüge wie die „Sara" boten die ältern Abhandlungen trotz ihren ungelenken Relativen faſt nirgends, auch große Abſchnitte der „Theatraliſchen Bibliothek" ermüden durch ſtockende Breite. Seltſam, da ſchon der Recenſent Jöchers die Unart, „gar zu viele und noch dazu verſchiedene Sachen in einen Perioden" zu bringen, tadelt. Nun hatten es ihm langſame Engländer doch angethan. Begreiflich genug wird der Rückſchlag in ſeiner erſten Wucht ein ganz übermäßiger, wie auch die unbillige Verurtheilung des Cramerſchen Kanzelſtils bezeugt: labyrinthiſche Perioden, bei denen man dreimal Athem holen müſſe, deren verſchränkte und verſchraubte Glieder und Einſchiebſel das Auge nicht ohne Schwindel verfolgen könne! Alſo hatte Leſſing mit herber Scheu vor allem Überflüſſigen den ſchweren lakoniſchen Panzer angelegt, der Fabel die äußerſte Präciſion Aeſops befohlen und ſparſam ſeinen lyriſchen Hauch hineingedämpft, dramatiſche Entwürfe gepreßt und geſpitzt, bis in den Litteraturbriefen das ſtolze Ich ohne den gezwungenen Geiz allen Gewinn der kritiſchen Vorübungen zog, und der franzöſiſchen Maut wie dem Klopſtockſchen Schlagbaum ein Paß entgegengehalten wurde:

„Der einzige Deutsche hat die Freiheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt". Er schrieb den „Laokoon", das erste große deutsche Werk, das Kritik mit freier Bewegung, Schärfe der Definition mit dichterischer Anmuth ohne eine Spur von ästhetisirender Salongelehrsamkeit verband. Er schuf, wie sofort alle Welt anerkannte, in der „Minna" eine Komödiensprache, die dem sermo classicus der Höheren wie dem sermo proletarius der Niedern Herberge bot. Er hob die Polemik zu den Gipfeln berühmter Abschnitte der ungleichmäßigen „Dramaturgie" und der wuchtigen persönlichen Erklärungen in den Antiquarischen Briefen. Die Sätze, anfangs durch Unmaß, dann durch Magerkeit gestört, gehen nun schlank einher, die Wortstellung ist freier und leichter, ausgeführte Bilder beleuchten den Spaziergang oder Kriegspfad.

In dieser Periode hämmerte Abbt, zur Wuth der Adelung, seine künstliche schmiedeeiserne Prosa, und Herder, von Winckelmanns Prophetenstil und Hamanns Sibyllinen angehaucht, zog mit fliegenden Fahnen auf, ein Redner Gottes, kühn, eigenwillig, aus voller Seele predigend wie ihn der Geist trieb, ganz Leidenschaft für die Sache, von Andeutungen seiner Interessenfülle triefend, stürmisch, enthusiastisch, fortreißend. Lessing konnte Herder mit Genuß lesen, den orakelnden Hamann nicht, weil er diesen subjectivsten, krausesten, räthselhaftesten aller Schriftsteller, der selbst von seinem dummen Tiefsinn sprach und ahnungsvoll durch die Nacht dem Leitstern des Daimonions nachtappte wie die Magier im Morgenlande, nicht begriff, mindestens nie gewiß war diese — so schrieb er einmal an Herder — zur Prüfung von Panhistoren abgefaßten Werke zu verstehen. Er, der doch damals die wirren, überwucherten Wege des Sternischen Shandysmus gern beschritt. Das „Hamannisiren" griff um sich. Es erfaßte Gerstenberg und wirkte in die Geniezeit hinüber. Die Hallenser glaubten sich berufen, diese ostpreußische Faction der Hamänner und Hamännchen, wie man höhnte, zu verjagen, als Lessing im antiquarischen Waffengang den neuen Journalistenstil züchtigte. Was er ihm vorwirft, bezeichnet negativ sein eigenes Ideal des Ausdrucks. Der hat nichts Schielendes und Schwankes, der ist weder pompös noch lendenlahm, nicht trivial, langweilig, verworren, undurchdacht, und seine Briefe schließen den artigen, süßen, liebkosenden Complimentirton aus. Der Mannhafte

vermißt in der Deutschen Bibliothek alles, was ein Mann hätte schreiben können. Der Selbständige schilt: „Keiner hat auch nicht einmal seinen eigenen Ton, alle schreiben sie ein Deutsch, das nicht kraftloser, dissoluter sein kann". Dem Parteiführer wollte er die „lächerliche Nachahmung des Winckelmannischen Enthusiasmus" vorrücken, auch „von diesem überhaupt" reden. Leider ist es nicht dazu gekommen; nur erschließen läßt sich eine auf tiefer Verschiedenheit der Naturen beruhende Abneigung, wie ja Lessing auch keine Sympathie für Winckelmanns vergötterten Platon hatte.

Lessing schrieb nie im Sturm und Drang improvisirender Erleuchtung. Wie er des Bruders Ruschelei und Sprachfehler unnachsichtig anstrich und die eilfertigen Jedermannsgedanken daheim zu lassen rieth, so lehrte er: „Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kömmt." Daß aller Anfang schwer sei, zeigen etliche seiner Entwürfe. Der Beginn der „Hermäa", „Hermäa hieß bei den Griechen alles, was man zufälliger Weise auf dem Wege fand. Denn Hermes war ihnen auch der Gott der Wege und des Zufalls", hat sich erst aus vier, fünf Skizzen entwickelt, worin entweder das Titelwort noch nicht einladend an der Spitze stand oder die Conjunctionen „denn" „und" „weil" nicht leicht genug schienen. Ähnlich ist 1778 der Eingang Über den Beweis des Geistes und der Kraft mit seiner knappen Zuspitzung aus mehreren Varianten herausgearbeitet worden. So durchgreifende Umgestaltungen, wie sie Goethe, der Stilgeschichte zum größten Gewinn, an einer Reihe von Werken vornahm, indem er den „Gottfried von Berlichingen" bändigte, „Werthers Leiden" jätete und eine neue stilgerechte Episode hineinpflanzte, „Fausts" Genieprosa dem stets idealisirenden Vers unterwarf, „Iphigeniens" freirhythmische Rede in die Harmonie der Jamben tauchte — solche oder nur von fern ähnliche Umgestaltungen begegnen uns bei Lessing nicht, denn die erste „Emilia Galotti" ist verloren, wie der erste „Tasso" und mit „Wilhelm Meisters theatralischer Sendung" leider ein höchst wichtiges Mittelglied deutscher Prosa. Die Fassungen des „Misogynen" lohnen den Vergleich wenig, und die während der zweiten Periode vollzogene Säuberung zahlreicher Jugendpoesien sammt der Revision der „Sara" zeigt nur insofern den reifenden Sprachmeister, als Lessing, jedoch ohne irgend principiell durchzugreifen, strich und besserte, indem er hie und da ein veraltetes Wort,

eine mundartliche Flexion, eine steife Verbindung, einen Latinismus, eine lässige Synkope oder Apokope, einen störenden Hiat ausmerzte. Derlei kam doch mehr oder weniger bei ihm wieder vor, denn er schrieb, wie streng auch sonst im Großen und Kleinen, bald so, bald so. Daß bei Lessing, zumal in den Handschriften seiner Jugend, meißnische Sonderart mannigfach zu Tage tritt, ist bereits oben angedeutet und könnte nur in einer, sehr wünschenswerthen, Monographie nach Gebühr dargelegt werden, während hier bloß Stichproben aufrücken dürfen und auch nicht für jeden Fall beizufügen ist, ob die Erscheinung ganz eigenthümlich, obersächsisch, mitteldeutsch, dem allgemeinen Deutsch des vorigen Jahrhunderts gemäß sei. Verbindungen wie „schmeicheln" (flatter) „klatschen" (applaudir) mit dem Accusativ wurden schon von Zeitgenossen getadelt, eine Menge anderer kam allmälig abhanden. Vieles in Wortschatz, Laut, Form, Syntax befremdet uns heute oder bedarf geradezu der Erklärung gegen Mißverständnisse. Diese Sprache enthält zahlreiche jetzt veraltete oder veraltende Elemente.

Der Lausitzer braucht, bis zuletzt in gemächlichen Briefen, manches doch selbst im „Nathan" bewahrend, sein abluxen ausgattern begeizen ruscheln sielen stankern sterlen, sein gewandsweise (beiläufig, niederdeutsch quanswys: quasi vero), sein Tocke Flatschen, und Dajas allgemeine große Zeitbestimmung „viele zwanzig Jahre" ist mehr dem Kamenzer, als dem gemeindeutschen Ohr geläufig. Nur in Leipzig versteht man Lisettens scheuchendes „Kätz weg" oder ihr vulgäres „schwude", den sächsischen Fuhrmannsruf für „links"; was „Kolster" (Schleim) heiße, war gewiß schon vielen Lesern beim ersten Erscheinen der „Kleinigkeiten" ein Räthsel, wie heute auch der Sprachforscher seine Zuflucht zu Rudolf Hildebrands ausgezeichneten Artikeln im Deutschen Wörterbuch nehmen muß, um etwa Lessings „Kuhlparse" als den Fisch Kaulbars zu erkennen. Seine Lustspielleutchen machen „bsch" wie die sächsische Kinderfrau, der Mitteldeutsche läßt es „bunt über Ecke gehn" wie der Märker Heinrich Kleist, er sagt „alleweile" statt „jetzt" wie Gellert oder Carl August, wo der Schwabe Schiller „wirklich" sagen würde, und es geschieht etwas „Zeit genug" d. h. eben recht. Unser Wörterbuch bringt gar nicht selten als spätestes Beispiel eines Wortes, einer Wortform, einer gewissen Bedeutung Lessingsche Belege, weil er Absterbendes noch festhielt oder erst später mit den Emporkömmlingen der

Sprache vertauschte. Lessing kennt z. B. das „Mittelalter" noch nicht, sondern nur die „mittlern Zeiten", wie er nicht „Zeitgenoß" schreibt, sonder „Zeitverwandter", „Religionsverwandter". „Witz" hat auch bei ihm noch den Sinn von esprit: „Genug wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen", in dem nun die Vossische Zeitung zum „Vergnügen", will sagen: zur anregenden Befriedigung ihrer Leser, arbeitet; Lessing selbst giebt sein „witzig" im französischen Laokoon mit ingénieux wieder. Er gründet eine Zeitschrift „zur Aufnahme des Theaters", d. h. zur Beförderung oder Reform, dient dem „Aufnehmen der Wissenschaft" und betrachtet noch 1777 die „Aufnahme der Dichtkunst" im staufischen Zeitalter, wofür er auch „Zeitpunkt" sagen könnte. „Einnehmen" kann bei ihm so viel sein wie „verstehen" (ich nehme eine Sache ein) oder wie „aufnehmen" (die Stadt nimmt einen Besucher ein, der sich in ihr „besieht", nicht umsieht). „Schuldner" oder „Schuldmann" (wie Kundmann neben Kunde) heißt nicht bloß, wer eine Summe entliehen hat, sondern öfter auch der Gläubiger. „Ausschweifung" geht erst spät aus dem örtlichen Sinne der Abschweifung, des Excurses ins Sittlich-Sinnliche über. „Kosen" bedeutet nur schwatzen, ihm ist „Witzbold" nur aus dem Frühneuhochdeutschen bekannt, „Thatsache" ein neues Wort, Wielands „der erste beste" eine auffällige, nun auch von Lessing bisweilen benutzte, Abkürzung der Formel „der erste der beste". Modernem Gebrauch fremd erscheint ein ganzes Wortheer bei Lessing: Auszug (Ausbund), anzüglich (anziehend), abgesetzt (veraltet), Aufsetzerin (coiffeuse), behandeln (marchander), belästigt (belastet), Beschluß (nicht nur für Ende oder Votum, sondern auch für Verschluß), beglauben (beglaubigen), betreibsam, Belag, Geburt (Werk), Gewächse (Wuchs), Mittel (Mitte, Mittelstand), thätig (thätlich) und Thätigkeit, Buhlerin als nichtsynonym mit Buhlschwester, sich bloß geben, in Abrede sein, in Willens sein oder haben, erdreistet (ermuthigt), Folge (Folgerung), geräumlich, das Geschwister collectiv, Hauptwerk (Hauptsache), Besorgung (Besorgnis), link oder links (gauche, linkisch), March (Grenze, Mark), Neige (Verneigung), Kundschaft (Kenntnis), Sehe (Gesicht), verhören (überhören), im Treugen (Trocknen), Wehrmann oder Währmann (später auch Gewährsmann), kostbar (précieux), Wendung (gezierte Redensart), wichtig (gewichtig, dagegen geschlank, geruhig),

würdigen (daigner, geruhen). Wir sagen nicht mehr: hämtückisch, Mahn (Mohn), Holunke, Bollenbeißer, misgönstig, Stilleſtand, Erzt und Harzt, ölbäumen, Helfenbein, Feye, Landstörz; Leſſing ſelbſt geht von Nebenbuhl Druckerfehler u. a. zu den neueren Formen über. Seine Participia nachgebend nachſehend ausdrückend gefallend anſchauend ſind den Adjectiven nachgiebig . . . anſchaulich gewichen, und ein unzuvergnügend unzuverfolgend ununterrichtend dürfte ſich heute nicht mehr ſehen laſſen. Das Urthel, der Wahle (Wälſche), der Franz (Franzos) erſcheinen völlig archaiſch. Vielfach befremdet das Geſchlecht, das Leſſingſche Wörter ausſchließlich oder neben dem heute — auch damals ſchon in der Schriftſprache — üblichen tragen: die Brocke, die Bekenntnis Erfordernis Gefängnis Vereinſtändnis, der Faſer, der Heft, die Dotter, der Feſſel, die Gedanke, das Klotz, die Schooß, die Schwulſt oder Wulſt, das Maculatur, die Zinſe, der Zeug, die Kleinmuth, die Colorite (neben: das Colorit), die Monologe oder Monologue (neben: der Monolog). Leſſing iſt gleich Herder, auch Klopſtock, ſtark in Verbalſubſtantiven: „Gebackensherumträger“ hat er auf der Leipziger Straße gefunden, ſelbſt gebildet Anbringer Bemerker Bevollmächtiger Entſcheider Ertheiler Steller (eines Briefes) Folger Probirer („oder Wardaien“) Verzieher Verhunzer Vorweſer Zweizüngler, Sinnverdreher Rückenhalter Quellenbraucher Lexikonsmacher Geſchichtſchmierer Widerſpruchklauber. Übler iſt ſeine Fülle an Thätigkeitsworten auf —ung, die das Bedürfnis und die Bequemlichkeit ohne wahre ſprachſchöpferiſche Kraft erzeugen: Austramung Befremdung Beerbfolgung Entfliehung Entnervung Kitzlung Harſchung Sichtbarwerdung Unſichtbarwerdungen Schadloshaltung Wiederangedeyung, oder: nach Maßgebung (Maßgabe) Rügung (Rüge) Theilnehmung (Theilnahme) Verſtoßung (Verſtoß) verliebte Ausdrückungen (Ausdrücke). Dazu kommen die lebhafteren Täuſcherei (Illuſion) Jukſerei (Spaß) Töſerei (Halbſchlaf), die ſchweren Eigenſchaftswörter Düſternheit Beſondernheit Beſtandheit Allengefallenheit oder Flatterkeit Sättigkeit Neugierigkeit (neben Neubegierde und Neugierde) Ungeſtümigkeit (neben Ungeſtümheit) Menſchengefälligkeit Geringſchätzigkeit. An Adjectiven auf —igt oder icht, wie ſie der Mitteldeutſche liebt, und auf —iſch iſt Leſſing reich und hat auch darin, ſeinen eignen aus dem Vogelleben übertragenen Ausdruck anzuwenden, eine neue Hecke. Viele Prägungen Leſſings entbehren

freilich des Goethischen Stempels, denn „weibbar" ist ein künstliches Seitenstück zu „mannbar", Hirngebicht Hirngeburt Hirngespinst, Mißbegriff Mißgeschmack kommt aus der Werkstatt des Denkers, nicht aus der frischen Münze der Natur. Da aber Lessing mit freiem Eigenwillen über die meißnischen Schlagbäume hinwegsetzte, erwarb er unter allen deutschen Schriftstellern des Jahrhunderts vor der neuen Generation den größten Wortschatz und ist in seinem Prosareich den meisten Nachfolgern weit überlegen geblieben, wie sehr ihn auch im Pathos nach Klopstock die Kunst Schillers, mit einem an sich geringen Vorrath zu wuchern, und im Malerisch-Musikalischen Goethe und die Romantik hinter sich ließen.

Lessing gewann unter anderm einen Vorsprung durch die Schätzung der Dialektrechte. Er „nationalisirte" Provinzialwörter, rühmt ihm Möser nach, der Osnabrücker Patriot. Kein großer Schriftsteller Deutschlands ohne Zusammenhang mit diesem Nährboden; hat doch auch in Frankreich die geistreiche Frau, die auf ihr Bernichon stolz sich daraus den üppigen Rabelais, dies atroce cochon, erklärte, George Sand die Mundart über die Schriftsprache erhöht, weil jene wahrer, beiwortreicher, einfacher in der Wiedergabe der Gedanken und echten Leidenschaften, der Emphase minder geneigt sei. Lessing ehrte die seinem Lausitzisch nahverwandte schlesische Provinzialsprache schon wegen der großen Vortheile, die sie den Dichtern des vorigen Jahrhunderts geboten. Er beneidete den Schweizern, wie heut ein Berliner dem Springbrunnen G. Kellers gegenüber empfinden müßte, die vielen „nachdrücklichen Wörter von gutem altem Schrot und Korne, die den meisten Provinzen Deutschlands fremde geworden sind", rühmte und studirte den Vorrath der Geßner und Zimmermann und hätte sicherlich, anders als der junge Wieland zunächst sehr gegen Lessings Wunsch verfuhr, einem Zürcher Aufenthalt manche „gute nachdrückliche Wörter" und „körnichte Redensarten" abgewonnen. „Und erinnere ich mich bei Gelegenheit der Schweizer, ehmals eine gute alte Teutsche Redensart dieses Volks bemerket zu haben, die unsern besten Sprachsverbesserern nicht leicht beifallen sollte" stand schon in Leibnizens Unvorgreiflichen Gedanken zu lesen. Lessing, der den Oberdeutschen nur spät und flüchtig nahe kam, legte seiner mitteldeutschen Habe in Hamburg ein bischen Niederdeutsch zu und nutzte weiterhin das minder altkräftige Platt der

Braunschweiger Lande, wenn auch nicht durchweg haarscharf geschieden werden mag, was den verschiedenen Perioden und Aufenthalten Lessings anheimfällt und ob er die Wörter blaffen bösig Döserei drall Fuschelei Nücke Knubbe schnacken gerad an der Alster aufgefangen hat. Daß so ein niederdeutsches Snickschnack gar ins Trauerspiel eindrang, konnte Adelung nicht oft genug tadeln; seine Proscriptionslisten des „Unedlen" treffen überhaupt vor allem die Neigung Lessings, auch dem Volk lutherisch aufs Maul zu sehen. „Wenn Lessing", so lehrt der Magister, „aus Vorliebe zur niedersächsischen Mundart unter andern auch 'Schnickschnack, Wirrwarr' u. s. f. aufnimmt, so zeigen sich diese Wörter sehr bald als niedrige Provinzial-Ausdrücke, weil sie bei keinem andern guten hochdeutschen Schriftsteller vorkommen." Aber auch die „Augendiener" der Orsina, das aus den Tiefen des Volksgemüths geschöpfte und von Lessing gleich „mutternackt" u. s. w. oder Compositis wie „blutselten" geliebte „mutterseelenallein" verpönt unser Sprachmeister, dessen Buch „Über den deutschen Styl" die Gleichnisse Lessings bis auf eine Allegorie todtschweigt, als unedel. Vulgär heißt das Wort „schmeißen", das Lessing sich, auch unserm Sprachgefühl zuwider, selbst im „Nathan" erlaubte, wie er in vertraulicher oder streitbarer Rede die Worte ausfenstern ausfilzen aushunzen ludern nutschen mukken, holkericht schlumpicht, Grützkopf Hundsfott Querl Racker Rummel Schwarte (Buch), Gikkelgackel Larifari Wischiwaschi nach Lust anwandte. Doch nicht jedem Volksausdruck oder Provinzialwort gab er den Freischein. Er rügte 1757, daß eine sonst leibliche Übersetzung Ulmer Herkunft ihren Geburtsort verrathe, und stellte anderswo die Regel auf, die Provinzialismen, deren ein Schriftsteller sich bediene, müßten eine Gewähr ihres alten Stammes aufweisen, keine neuen Aftergeburten sein. Er borgte vom Waidmann das „ankörnen", vom Niedersachsen das später durch Voß gerettete „glau" („welches wir auf alle Weise in unsre Büchersprache aufnehmen sollten"). Aus der obersächsischen Umgangssprache möchte er gern „aber" im Sinne von „wieder" für „Schriften zur Nachahmung des gewöhnlichen Lebens" wahren und, Luthers feierlicherem Gebrauch folgend, es auch der hohen Poesie wieder zuführen. Auf Luthers Fülle sah er begehrlich hin, schon vor der Zeit, wo junge Klopstockianer dem marklosen Gellertdeutsch eine Lutherische Kraftbrühe einflößen und „Machtwörter" der Altvordern

beleben wollten. Es behagte ihm, daß der Grenadier sich der conservativen Volkssprache zuwandte; es erregte sein Mißfallen, daß hervorragende neue Schriftsteller viele gute brauchbare Worte preisgaben, um bei Franzosen und Engländern zu Gaste zu gehen. Die „alte lautre und reiche Sprache der guten Dichter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts" studirte er emsig und, wie schon früher gezeigt, mit praktischem Bemühen in seinem lieben Logau, seinem überschätzten Scultetus, um auf der „Bahn des Natürlichschönen" rückwärts zu gehen zu den derben Prosaikern des Humanismus und der Reformation. Gar manches fiel ihm bei unsern Alten auf, was in anderen Landschaften noch geläufig war und heut in der Schriftsprache gang und gäbe ist. Weise mehrte er den eigenen Besitz. Logaus „Wegelagerer" z. B. tritt in der Dramaturgie als „Weglaurer" auf, sein „feiern von" (auch dem Hamburger Richey für feriari mundgerecht) leitet die Ankündigung des „Nathan" ein; an einer berühmten Stelle erneuerte er Luthers „überschreien", anderswo dessen „irrherzig" („mit Luther zu reden"). „Ein alter Degen; stolz und rauh; sonst bieder und gut" heißt Odoardo; „Degen" und „bieder" stammen aus dem Wörterbuch. Aber so oft sein lexikalisches Studium ein schönes, ein gutes altes Wort ergriff oder unter den Zeitgenossen, bei Hagedorn, den Schweizern, in Wielands „glücklicher Wörterfabrik" Umschau hielt, ging er doch nur auf „bescheidene Nachahmung" aus und machte weder den Vorredner des Turnerdeutsch noch der kühn andringenden Neologismen. Auch Purist ist er nur vorübergehend gewesen, wenn es galt, als Dolmetsch Voltaires den Ausdrücken der Schriftstellerei und Staatslehre deutschen Ersatz zu schaffen, wobei denn einiges schief gerieth, oder in den Jahren der Logauarbeit und des preußischen Krieges. „Wir können Roßbach sagen" — geistreich und vaterländisch sperrte so Kästner die fremde Hippokrene ab.

Lessing rügte französischen Unfug in Wielands Jugendschriften und ächtete damals, in der strengen Logauzeit, auch Wörter, die bei ihm selbst nicht selten sind. Der Schlendrian der Umgangs- und Gelehrtensprache war an ihm keineswegs spurlos vorbeigezogen. In den fünfziger Jahren errichtete er einen Deich gegen die fremde Überschwemmung: Anekdote wird geheime Nachricht, Politik: Staatsklugheit, Talent: Geschicklichkeit, Kritik: Beurtheilung, Geometer: Meßkünstler, Anatom: Zergliederer, Botaniker: Kräuterkundiger, Naturalist: Naturforscher

(„sie hören es gern, wenn man sie Naturforscher nennt"), Astronomie: Sternkunst wie schon früh Komet: Schwanzstern, Compaß: Richtscheit, Vagabund: Herumschweifer, Pension: jährliches Gehalt, Luxus: Pracht, Industrie: Fleiß — nicht immer glücklich, da die rechte Deckung der Begriffe fehlt oder Zusammengesetztes das Einfache umständlich ausdehnt. Die „Theatralische Bibliothek" trotz ihrem fremden Titel setzte Theaterstreich, Auszierung oder Verzierung (Decoration), Stellung (Situation), seitab und Seitab, Fügung (Composition), Abstechung (Contrast) ein und gab einiges für die Dramaturgie weiter; anderes entfiel mit Recht auf diesem Rain internationalen Kunstverkehrs. Die Vertreter der deutschen Litteratur hatten das abscheuliche „Schriftthum" noch nicht erfunden. Hier und da verdrängt bei dem Grammatiker Lessing die „mehrere Zeit" „den Pluralem", das Perfectum heißt „vollendete Zeit", sogar das Hysteronproteron verwandelt sich einmal in ein seltsames „Hinterstzuvörderst". Ein Epigramm ist nicht „pointirt", sondern „zugespitzt", wogegen nichts einzuwenden wäre, oder „pünktlich", was wir kaum noch verstehen. Lessing witzelt über sein, Menanders wegen beibehaltenes, „Misogyne", er sagt „weinerlich" für larmoyant mit spöttischem Nebensinn, er prägt „empfindsam" treffend für Sterne's sentimental und bewährt dem unersätzlichen Wort „Humor" gegenüber jene weise Vorsicht, die dem thatenlustigen Sprachreiniger, dem „Puritaner und Reindünkler" wie Leibniz sagt, fremd ist. Die Theatralische Bibliothek verdeutschte humour mit dem heimischen Wort „Laune": „weil ich nicht glaube, daß man ein bequemeres in der ganzen deutschen Sprache finden wird", die Dramaturgie jedoch widerruft das mit ausführlicher Begründung des Begriffsunterschiedes und warnt vor der weiteren Verbreitung des unpassenden Ersatzwortes.

In seinen zweiten Fassungen giebt es durchaus keine Fremdwörterhatz, kaum daß einmal das allzusehr nach Happel und Weise schmeckende „curiös" dem „neugierig" weicht. Die lässigen „spendabel" „Recompenz" „egal" „kurtisiren" seiner Erstlinge kehren allerdings in der Folge nicht wieder. Wie Schiller in Briefen das zeitgenössische Übermaß französischer Ausdrücke wuchern läßt, seine Poesie aber rein davon hält, so ist auch bei Lessing ein großer Unterschied: die Poesie steht strenger auf der Wacht als die Abhandlung, wie natürlich. An manchen Stellen kann niemand über den Grund des Fremdworts zweifelhaft

ſein: beaux-esprits wird geſagt mit der tüchtigen deutſchen Erklärung „d. i. wahrhafte ſeichte Köpfe"; es ſcheint wolüberlegt, daß Leſſing auf die Schriften religiöſer Schöngeiſter das flache „amüſiren" anwendet, Peterſens Pietismus mit ſchlichten deutſchen Worten wie „edle Einfalt", Wielands Plaudereien dagegen durch „affectirte Tiefſinnigkeiten" und „profane Alluſionen" bezeichnet. Wie ſollte ers beſſer ausdrücken als: Bolingbroke, der Lord, ſpreche oft „ziemlich cavalièrement" von der Bibel? Er ſchreibt: „Perſifflage (ich brauche dieſes franzöſiſche Wort, weil wir Deutſche von der Sache nichts wiſſen)", „Politeſſe" weil es ſich um Pariſer „Etiquette" oder „Rangordnung" handelt, „Careſſen des franzöſiſchen Publicums" und „Diſtinction" weil die höfiſche Theaterwelt des Herrn v. Voltaire gemeint iſt. Oder die „Abwechslung ſynonymiſcher Wörter", bei dem Dichter eine „Schönheit", bei dem Proſaiſten ein Mittel gegen Eintönigkeit, ruft Fremdwörter herbei: „Sittenſprüche" wechſelt mit „Moralen" „Maximen" „Sentenzen", „Ergoteur" mit „Vernünftler". „Nüance" „brüskiren" „chicaniren" „croquiren" und Ähnliches mögen auch wir, ſeit Reinigung und Bereicherung ſelbander fortgeſchritten ſind, nicht ganz entbehren, doch eine große Schaar Leſſings, die „Plaiſanterie" „Manöuvre" „Balanſe" „Tome" coup de main (wo „Handſtreich" ganz am Platze wäre) „Contenance", die „ſuperficiell" „volatil" „contraband", die „cabaliren" „turlupiniren" haben den Abſchied, die „ſcandalöſe Chronike" das „ſpecifique Gewicht" neue Formen, die „perſonifirt" „ſimplifiirt" „verificirt" gleichmäßige Regelung erhalten. Die Culturvölker würde niemand mehr „polirte" Völker nennen, die Schauſpieler heißen längſt nicht mehr „Acteurs" und „Actricen". So aber ſprach damals alle Welt; für die „Dramaturgie" iſt außerdem ſowol die Eile als die Maſſe franzöſiſcher Gegenſtände zu bedenken. In den antiklotziſchen Schriften und ſonſt überwiegt das gelehrte Fremdwort aus dem langen lateiniſchen Alter der Wiſſenſchaften. Der Schriftſteller iſt ein „Scribent", was, für uns ohne weiteres verächtlich, zu Liscows und Leſſings Zeit erſt durch das Beiwort „elend" den Sinn von „Scribler" bekam. Der Criticus hat es mit Phraſesdrechſlern Tachygraphen Polygraphen Litteratoren Novellatoren Compilatoren (oder „Zuſammenſchreibern") Falſarien, mit Calumnie Kakozelie Oscitanz Futilität zu thun. Verſtanden es wol die biederen Leſer der Voſſiſchen, wenn ihr Bericht-

erstatter, ohne daß die Vorlage zu solchen Worten aufforderte, in Einem Satze von transcendentalischen Ideen, distillirter Zärtlichkeit und thelematologischer Anatomie der Leidenschaften sprach? Hier waltete ja keine spöttisch-mimische Absicht, wie wenn anderswo ein Königsberger Schulmann bei dem Actu im akademischen Auditorio mit einem Senatsattestate von einem Themate voll miraculöser Geschicklichkeit reden muß. Das abgekommene lateinische „insulirt" wechselt noch mit dem durchgedrungenen romanischen „isolirt". Neben geläufigen Wörtern rücken gesuchtere auf: eine „Hypothes" ist „salebros", ein kleiner Tadel soll nicht „Krokylegmus" sein, und sehr altmodisch berührt es uns, „ein Ephemeron von einem Könige" oder die „prächtigen Ruder" (rudera, Ruinen) eines Kaiserpalastes zu sehen. Auch die oft gebrauchte lateinische Flexion wirkt heute magisterhaft.

Jeder zollt seiner Zeit den Tribut. Auch Lessing, wie genau er über die Form wachte, wie scharf er das „Schnitzern" gegen das Genie der deutschen Sprache und ihre grammatischen Gesetze rügte, wie laut er den Nutzen der Wortgrübelei betonte. „Mir ist es selten genug", sagt er in den Antiquarischen Briefen, „daß ich ein Ding kenne, und weis, wie dieses Ding heißt; ich möchte sehr oft auch gern wissen, warum dieses Ding so und nicht anders heißt. Kurz, ich bin einer von den entschlossensten Wortgrüblern; und so lächerlich als vielen das etymologische Studium vorkömmt, so geringfügig mir es selbst, mit dem Studio der Dinge verglichen, erscheinet, so erpicht bin ich darauf"; dann schließt er seinen Excurs: „Und hieraus lernen Sie denn auch, mein Freund, ein wenig Achtung für meine liebe Etymologie überhaupt. Es ist nicht so gar ohne Grund, daß oft, wer das Wort nur recht versteht, die Sache schon mehr als halb kennet". So treibt der Antiquar nach alter Regel nie res sine verbis. In den „orthographischen Richtigkeiten", die er allein oder mit Ramler feststellte, spielte ihm allerdings die liebe Etymologie mehr als einen üblen Streich: hartnäckig schrieb er sein Leben lang „betauern" nicht „bedauern", weil das Wort von „trauern" abstamme! Andererseits konnte ihn die mundartliche Aussprache bis zu dem Verlangen beirren, man solle mit den Vorfahren schreiben, wie man spreche: „Wundsch", nicht „Wunsch"; doch hat er es selbst bei einem „wüntscht" in der Jugend bewenden lassen und nicht etwa wie ältere Landsleute „Mendschen"

geſchrieben. Aber wir finden „ſprüen" „bejaen" und läſſig erleichterter Ausſprache gemäß „gilſt" (giltſt) und, wie auch Goethe in Briefen es hinwarf, „hälſt" (hältſt), die im Mitteldeutſchen häufigen Superlative „gegründeſten" „ungeſitteſten" „ſelteſten" „redenſten" neben „unterrichteteſten" „trockneſten" „rührendeſten", die zuſammengezogenen Formen die bei ihm faſt Regel ſind „einzeln" „ſilbern" „albern" für „einzelnen" u. ſ. w., ſogar „Wuchern" für „Wucherern", ſächſiſches „Oden" (Odem) „vollens", das bequemere „Märterthum" und „Beförderin", das mundartliche „ſchiſchen" neben „ziſchen". Selbſt von dem Eigennamen „Stoſch" wird mit Winckelmann und Herder ein leichteres „Stoſſiſch" abgeleitet. Er apokopirt, ſynkopirt, contrahirt anfangs trotz Gottſched ſo wie er es hörte und ſelbſt redend übte: Eil, ſächſch ſchalkſch patriotſch, redt belaſt't geheft, in (in den, in'n) u. ſ. w., „zum" für pluraliſches „zu den". Sein Vocalismus hat zumal in der Frühzeit, aber auch ſpät noch, viel Unregelmäßiges, das zum Theil aus jetzt verſchollenen Nebenformen, zum Theil aus perſönlicher Unſicherheit des Sachſen den i und ü, ei und äu gegenüber zu erklären iſt; alſo: wehnen wegen zehlen, hägen wäben knäten, verdrüßen kützeln ſchmünken ſchlüßlich flüßen ſtücken ſtrücken nüchtig gefrührt dück Rübbe, ſpieren gebiehren Schnierbruſt Kriepel Wieterich ziegellos überfließig Betriebnis erſchittern ungeſtiem (ungeſtimm, ungeſtümm, ungeſtüm) wirzen, durchſäugen heuſchen keufen heuter käumen ſtreuten ſträucheln Gekreuſch dreuſt (Treuſtigkeit, dreiſte), ſchleinig ſchleibern beigen zeigen, wo aber faſt überall das Normale nach und nach wenn nicht zur Alleinherrſchaft, ſo doch zum Oberrang kommt und viele Belege nur den Jugendhandſchriften angehören. Auch in dieſer Beziehung bleiben die Eigennamen nicht unangetaſtet: wie C. F. Weiße oft als Herr Weiß, Kloſe als Klos, ſo figurirt der Dichter Krüger als Herr Krieger. Nicht minder war Leſſing von der ſächſiſchen Erbſünde, der Verwechſelung von Tenuis und Media, angekränkelt: „Wie ſollte der Bediente P und B unterſcheiden können, da es der Herr nicht kann?" ſchreibt er 1780 zur Berichtigung eines Irrthums an Eſchenburg. Den verbreiteten Formen Belz Bilz Berle Brunk Blunder Braß waden, dem ſchleſiſch-lauſitziſchen tumm püffeln Prezeln Klöckchen ſchließt ſich Anwald Grümel begränzet (coronat) Drennung Daſſe und mehr an. Schreibt er auch nicht wie ein früherer ſächſiſcher Lyriker „Butelgen", wo keine kleine Bouteille,

ſondern ein Schoßhund gemeint iſt, ſo weicht doch auch bei ihm der „Bubel" erſt ſpät dem „Pudel".

Er theilt mit allen Zeitgenoſſen ältere Eigenthümlichkeiten der Declination, deren manche noch weit in unſer Jahrhundert hineinreichen, wie die ſtarke Adjectivform nach beſtimmtem Artikel und Ähnliches, was bei ihm principlos ſchwankt, oder die ſchwache Femininflexion: der Seelen Höllen Erden eine Lügen, die volleren Endungen, wie auch in der Conjugation (nennet, genennet) das zuſammenraffende Streben noch lange nicht den heutigen Curs inne hat. Der Mitteldeutſche, der als Recenſent einem Berliner den Unterſchied von „mir" und „mich" zu Gemüthe führte, handhabte ſeinerſeits das -m des ſtarken Dativs mit größter Nachläſſigkeit und ſetzte faſt immer: in Kurzen, von ganzen Herzen, auch ſeitdem er die Subſtantiva correcter abwandelte, alſo nicht mehr ſchrieb: die Bäre, einem Herze, dem Pfaue, der Monden, des Knabens, eines Weſen. „Bey Sie" freilich hat er auf gut Sächſiſch ſich nur als Anfänger entſchlüpfen laſſen, aber „gegen" oder „ohne" mit dem Dativ zu verbinden, „während dem Jahr" neben „währendes Jahres" zu ſagen, „für" und „vor" durch einander zu werfen, obwol die Sprachlehren eine klare Scheidung machten, blieb ihm vertraut, nachdem er längſt in der „Sara" ein „fürchte mich für den Augenblick" corrigirt hatte. Er ſteigert manchmal unorganiſch genug: öftrer größrer neurer, und heimatlich: ungerner ungernſt, oder zeigt ſich im Umlaut nicht correct. Neben den alten vollen Adverbien ſtehen die überſchüſſigen Adjectivformen des Dialekts braache dünne alleine unnütze, die Subſtantiva Gedichte Geſpenſte, Narre Chriſte Soldate Poete, die Zahlwörter zweie dreie, die vulgären Zeitangaben Punkte drei, heute Vormittage. Vergebens hat Gottſched gegen die meiſten dieſer Erſcheinungen ſein Anathema „So ſpricht und ſchreibt kein Menſch" oder die ſchöne Rüge „Welches in guten Ohren ſehr häßlich klingt" geſchleudert; es war auch nicht zutreffend, daß „nur die Herren Niederſachſen", mit denen dann auch Adelung unermüdlichen Streit vom Zaune bricht, die Plurale Kerls Mägdgens Säbels brauchten, auf die Leſſing ſo wenig wie Goethe ganz verzichtete. Aber „des Thomſons ſeine", „der Alten ihre Denkungsart", derlei pleonaſtiſche Fügungen ſchwanden, ohne daß Leſſings Behandlung des Genitivs, beſonders bei Eigennamen, ſpäterhin ſchon dem heutigen Uſus völlig entſpräche.

Wie ihm kein Gottsched das „Verbeißen" gewisser Silben, die „lächerliche Modesucht" substantivischer Adjectiva, die gute deutsche doppelte Verneinung wehren konnte, wenn er schalt: „Allein heut zu Tage spricht nur noch der Pöbel so. Artige Leute vermeiden es, und zierliche Scribenten noch mehr", so schierte ihn auch der über die, noch dazu vom Latein und Französischen her empfohlenen, Participialconstructionen verhängte Bann keineswegs. In der Conjugation nimmt er, besonders was die Präteritalformen der starken Verba anlangt, einen älteren Standpunkt ein und bleibt mit Formen wie „gänge" „willt" auf dem Boden der Mundart, mit den nach falscher Analogie gebildeten „rung" „schwung" oder mit „trunken" „sturben" auch Gottsched zufolge correct, obwol „trank" von diesem edler, „trunk" pöbelhafter befunden wird. Er hat manche schwache Form („biegte") mehr für sich, andre wie „rufte" mit vielen gemein. Die lästigen Überformen sahe flohe geschahe erscheinen noch bei Adelung als Regel, der aber ein „wir seyn" „ich furchte" und derlei zahlreiche Anomalien, „geschicht" „sicht" so wenig gutheißt wie die Participien „er träumt wachende" „zitternde" „stammelnde". Gottsched billigt, Adelung bemäkelt Lessings stetes „kömmst" und „kömmt", das dieser endlich um so hartnäckiger festhielt, ja in den Anti-Goeze wie ein kostbares Eigenthum gegen Wittenbergs Krittelei vertheidigte: „Wenn man in der vertraulichen Sprechart" — so lehrte Adelung — „spricht, du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern, bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu sein glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?"

Diese Eigenrichtigkeit hielt ihn nicht ab, auch in seine Syntax hie und da bessernd einzugreifen, sei es durch bloße Umstellung, sei es durch stärkere Correctur. „Ich bin es schon, was Sie mich haben wollen" in der „Sara" wurde geändert: „ich bin schon, was Sie aus mir machen wollen". Das war deutscher. Aber lateinische und französische Infinitivconstructionen wurden keineswegs ausgerottet, und kleine

Schrullen, wie die steife Behauptung, es müsse lauten „Lassen Sie den Grafen dieser Gesandte sein", nicht „diesen Gesandten", finden sich auch auf diesem Gebiet unter zahlreichen veralteten Wendungen und Idiotismen.

Dabei war Lessing doch geneigt, verständigen und wolwollenden Sprachrichtern zu lauschen und von ihnen zu lernen, denn für unfehlbar hielt er sich nicht. Er erkannte den wackeren Heynatz als berufenen Kritiker seiner Form an, dessen „Briefe die deutsche Sprache betreffend" Lessingen ein classisches Ansehen in grammatischer Richtigkeit und Reinheit beimaßen, aber triftig allerlei anstrichen, worin er nicht musterhaft sei. Er verschloß sich nicht gegen die Einwände, welche von Günstigen und Mißgünstigen gegen die Sprachmanieren der „Emilia Galotti" am Ende seiner zweiten großen Schriftstellerphase erhoben wurden. „Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln" — die Spitze dieses Schillerschen Xenions kann nur auf Lessing zielen, der vom „Philotas" an den Dialog oft zu geflissentlich abgewogen und gewürzt hatte. Da folgte im „Kleonnis" den Worten „der kalte Mörder seiner Tochter" sofort die Correctur „der Tochter frommer Opferer. Das Gebot des deutlichen Orakels —" und dieser augenblicklich die Anticorrectur „Das Gebot der deutlichen Natur war älter". Da bauten sich in der „Fatime" Reden und fragende Einwürfe mit sehr gesuchtem Parallelismus auf: „Du kennst ihn ja, wie argwöhnisch er ist — Ist Abdallah so argwöhnisch? — Du fragst noch, Fatime?" . . . „Du weißt ja, wie eifersüchtig er ist — Ist Abdallah so eifersüchtig? — Und auch das fragst du noch, Fatime?" bis zur Addition „Dieser argwöhnische, dieser eifersüchtige Abdallah kömmt wieder." Da hüpfte in der „Matrone" der Dialog gern auf Sinnsprüchen, wie Heyne es der „Emilia" nachsagte, worin die letzte Consequenz des epigrammatischen Stils gezogen ist. Silbenstechende Eingänge spannen den Verstand, künstliche Wortgeflechte dienen zu witziger Anknüpfung der nächsten Rede, Fragen zersetzen eine vorausgegangene Reihe, abgezählte Perioden sind unter mehrere Sprecher vertheilt, das eben Gehörte wird grübelnd oder spöttisch wiederholt, ein einzelnes Wort, „Ton" „gleichgültig" „Zufall", völlig ausgeschöpft, eine inhaltschwere Sentenz oder Meldung geht von Mund zu Munde, der Anfang der Schlußscene ist durch und durch auf Responsion der Worte berechnet, Antitheſen — „eine Lieblingsfigur

Leſſings, welche nahe an die Paronomaſie grenzt" ſagt Adelung — ſchärfen den dramatiſchen Diſput, und einen „Hauptflecken" dieſer „Ohr und Verſtand beleidigenden Manierart" nennt der dreiſte Herr v. Klein „die Correction, weil ſie ewig bis zum Ekel vorkömmt": „Deſto ſchlimmer — beſſer, wollt' ich ſagen", „Was für ein Unglück, oder vielmehr, was für ein Glück, — was für ein glückliches Unglück". Ihm war der quellenreiche Strom pathetiſcher Rede verſagt, und nicht nur in einer Überſetzung aus Banks' „Eſſex" wollte Leſſing ſich mehr vor dem Schwülſtigen hüten als vor dem Platten, einen Gedanken lieber proſaiſch faßlich ſagen, als poetiſch ſtiliſiren. Die Phraſe von dem „ſingenden" Dichter wird auch der gedankenloſeſte Schwätzer nicht auf ihn anwenden. Er kann wie ſein L. Sterne manchmal die lächelnde Thräne herauslocken, aber nicht lachen und weinen wie das zur Mutter Natur eilende junge Geſchlecht. Im letzten Jahrzehnt erreicht ſeine polemiſche und lehrende Proſa eine freie, luftige Höhe, auf der bislang nur der style agréable, railleur et divertissant heimiſch geweſen war, welchen Pascal, um ſeinen „Briefen" Gehör zu ſchaffen, ſtatt des style dogmatique angewandt hatte. Aber die nächſten Dichtergenerationen rufen einander zu: ich verſtehe dich nicht; als Leſſing noch den ſteifen Scultetvers auf die Lerche „In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren" als ein Kleinod deutſcher Dichterſprache hegte, ſtiegen ganz andere Lerchen in die blauen Lüfte, wohin er nicht folgen konnte. Und ſeiner Versproſa

Ich weiß, wie gute Menſchen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menſchen tragen.

antwortet aus dem Weimariſchen Gartenhaus in vollen Accorden einweihender Muſik Iphigeniens Rede über die Stimme der Wahrheit und Menſchlichkeit:

Es hört ſie jeder,
Geboren unter jedem Himmel, dem
Des Lebens Quelle durch den Buſen rein
Und ungehindert fließt.

Derſelbe Gedanke in zwei Stilwelten.

So falſch der Ruf war „o Shakeſpeare Leſſing", ſo unzutreffend declamirt Ebert in demſelben Gedicht, dem Leſſing das Bild von Schwamm und Moos für ſeine „Kalmäuſereien" entlehnte, über einen vom höchſten Verſtand beherrſchten Stil:

Der allgewalt'ge Zauberſtab,
Den Phöbus in dem Stil ihm gab,
Kann, was er will, zu Gold berühren
Und Dorngeſträuch mit Roſen zieren.

Dieſen Zauberſtab trug Goethes Hand, nicht Leſſings. Jenem Liebling der Muſen war es verliehen, auf allen Saiten der Empfindung zu ſpielen, die zierliche Grazie zu haſchen und den derbſten Holzſchnitt wiederzugeben, den Götz und Werther, den Fauſt und Prometheus den Mund zu löſen, in Liedern und Hymnen jede Falte im Labyrinth der Bruſt ahndevoll zu berühren. Leſſing hat nie das geheimnistiefe: Es dichtet etwas in uns, gefühlt; er iſt nie gleich dem jungen Beſeſſenen wie ein Toller aus dem Bette geſprungen, um eilends feſtzuhalten, was ihm der Genius zurauſchte; er hätte nie mit Herder und Goethe ſagen können: ich lalle mein Gefühl, faſſe es, wer da mag! Nein, ſein Bekenntnis lautet: „Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit", oder, wenn er es franzöſiſch ausdrückt, ſein Stilideal geht dahin d'être clair et précis. Er iſt vollkommen davon durchdrungen, daß die Sprache alles ſagen kann, was wir deutlich denken, und mißtraut der taſtenden, taumelnden Empfindung, wenn der Schwärmer lebhafte Gefühle für deutliche Begriffe nimmt. Immer hat die Kritik ihr ſcharfes Auge auf ſeinen Blättern: hier giebt's zu unterſcheiden! wie Nathan mahnt. Ex fumo dare lucem könnte er als Wahlſpruch ins Wappen ſchreiben, denn ausdrücklich verwirft er einen nur ruckweis aus Rauchwolken blitzenden Geiſt. Er will nicht ahnen, ſondern ſehen, nicht taſten, ſondern greifen. Die Sprache ſoll unzweideutig ſein. Wie oft hat er wirre Definitionen zerrupft und da, wo es auf faßliche Erklärung ankommt, ein gerades Wort ſtatt figürlicher Umſchweife gefordert. Allem wortreichen tautologiſchen Geſalbader wirft er ein Mal übers andre ſein Lieblingsurtheil „Gewäſche!" entgegen, denn „welches Kennzeichen der Urſprünglichkeit iſt ſichrer als die Anwendung grade nur ſo vieler Wörter, als eben zum vollſtändigen Ausdrucke unentbehrlich ſind?" Oder in einer lexikaliſchen Bemerkung: „Für mich iſt ſchon die möglichſte Kürze Wolklang. Wenigſtens iſt dem Wolklange leicht nichts hinderlicher als überflüſſige Partikeln." Daher hat er in ſeinen Perioden, in denen man häufig ohne Kenntnis der hiſtoriſchen Syntax zuviel Klang- und Accentberechnung wittert, nie auf Koſten des Ge-

dankenbaus melodischen Fall gesucht, daher sich aller vagen Einschiebsel, jener schielenden „gewissermaßen" und „beinahe", „es soll" und „man sagt" und ihrer Sippschaft peinlich enthalten. „Das fast ist ein recht nützliches Wörtchen, wenn man etwas ungereimtes sagen, und zugleich auch nicht sagen will"; wo er es aber braucht, braucht er es mit Nachdruck: „Ich sage: ungefähr so, nicht ganz so." Das siebzehnte Jahrhundert hatte, im sogenannten style épithété schwelgend, die Satzstämme Hauptwort und Verb von den Beiwörtern wie von buschigen Schmarotzerpflanzen überwuchern lassen, obgleich schon Quintilian solche mit Adjectiven beladene Sätze einem Heere vergleicht, wo hinter jedem Soldaten sein Kammerdiener einherginge. Lessing wägt die Beiwörter und begründet mehrmals ausdrücklich die Wahl, wie seine Auslese insgesammt sich auf die Überzeugung gründet: „vollkommene Synonyma giebt es nicht". Er häuft nicht selten wie Luther starke Beiwörter an, aber er rechnet mit der im „Laokoon" verzeichneten Thatsache, daß die Vorderstellung der Adjectiva im Deutschen, ehe man das Subject erfährt, ein schwankes Bild gebe. Wie versteht er auch hier zu steigern: engbrüstig, lahm, schielend wird die neue Evangelienharmonie genannt, diese Summe von Mißgestalt im Wort „thersitisch" zusammengefaßt, dies Wort „thersitisch" dann von außen und innen gedeutet. Niemals ist bei ihm, nach Voltaires Bonmot, das Adjectiv der Feind des Substantivs. Er springt ungnädig mit dem Declamator, dem treulosen Berichterstatter, dem verwässernden Paraphrasten um. Das Wort sie sollen lassen stahn, heißt es auch hier. Deshalb wird der Stab allzustreng über den doch nicht allein burlesken, sondern auch sprachgewaltigen Abraham a Sta Clara gebrochen — denn „was ist pöbelhafter als Wortspiele?" Lessing haßt das „Kostbare", die „Blümchen", jene Erbschaft des Hotel Rambouillet, dessen gezierte Gemeinde, von Moliere ausgehöhnt, „auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen kann". Lessing will das Ding beim rechten Namen nennen, ohne Scheu vor dem „delicaten" Geschmäckchen: schon der junge Plautiner zieht das Handfeste dem unvermerkten Gift des „Schalkhaften" vor, das die feinen Köpfe kredenzten. „Eine allzu zärtliche Empfindung gegen alle Worte und Einfälle, die nicht mit der strengsten Zucht und Schamhaftigkeit übereinstimmen", konnte ihn nicht abhalten auch in den derben und groben Besitzstand deutscher Art

wenn es die Gelegenheit empfahl. Mochte
dem Wort „Hure" die Nase rümpfen
ingen ungeschickt mit Rembrandt ver-
ns et des platitudes indignes du
eutsche war nicht gemeint, den heiligen
ance anzuerkennen, vielmehr hielt ers
aliquando ipsa verborum humilitas
enge „unedler" Worte und Wendungen,
ahr für Jahr als Unkräutchen im Beet
trat zu Tage, daß Lessing auch niedere
und ihnen spitzsinnige oder abgezirkelte
natürlich z. B. wie Franciska den fünf
die Nachtwächter, die Trommeln, die
ntsprechend ihre fünf Verba „zu rasseln,
en, zu fluchen" nachschickt, da denn eine
Spielerin nur zum Verdienst gereichen
die beiden Theile des Gesprächs zwischen
er Wilhelm Philipp Martin Fritz nach
einem genauen Schriftwechsel aufrufen.

Lessings Aufbau ist lichtvoll; aber die alten chrienmäßigen Schulreihen „die lassen Sie uns nunmehro fallen". Wenn es nur zum Selbstdenken leitende Gedanken sind, mögen die Fermente immerhin unverbunden, ja widersprechend scheinen. Der Spaziergänger erklärt paradox, es sei unwahr, daß die geradeste Linie immer die kürzeste sei, und will lieber geschwind den linken wie den rechten Weg ein wenig vorauslaufen, um zu sehen, wohin sie beide führen. In der scheinbaren Unordnung liegt ein Hauptreiz Lessingscher Dispositionen. „Man erlaube mir gleich anfangs einen Sprung in die Mitte meiner Materie zu thun" bittet der junge Autor; zwanzig Jahre später gesteht er gern den Ausgang von der unerheblichsten Kleinigkeit zu nehmen, wenn er sich von da wie von einem Sprungbrett mitten in die Aufgabe hinein schnellen könne. Den besondern Vorzügen des ihm angeborenen dialogischen Stils zählt er schon 1751 die ungezwungenen Zwischenfälle und die zur Natur des täglichen Gesprächs stimmenden Übergänge bei, „die angenehme Unordnung, welche eben so weit von der Methode als von der Verwirrung entfernt ist". Nachlässig heißt es manchmal „ich will

einige Gedanken hinwerfen". Nicht wie der Goethische Philosoph tritt er herein und beweist euch, es müßt' so sein, indem er Ober- und Untersätze an den Fingern abzählt, sondern er kündigt an: Erstlich Anderns Drittens, Eins Zwei Drei, um dann mit Drei zu beginnen: „Ich will bei dem letzten zuerst anfangen", „Doch will ich das letztere zuerst thun, weil ich alsdann etwas kürzer sein kann", „Gleichwol aber muß ich mich für den letzten Punkt zuerst erklären". Er zieht die rasche Hand wieder zurück, um den Nachtisch nicht vor der Suppe zu verzehren, er kehrt wieder um statt vorwärts zu gehn, er weiß, daß der logischen Gedankenreihe die Folge der Mittheilung an andre nicht immer entspricht und daß die liebe Ordnung der Faulen ermüdend wirkt. Im „Vademecum" bittet er, treu nach dem französisch-sächsischen Briefideal, um Verzeihung „daß ich in einem Briefe so ordentlich sein muß", anderswo wird der Dichter ausdrücklich von der „sclavischen Ordnung" des Philosophen losgesprochen; aber in wissenschaftlicher Darlegung Paragraph auf Paragraph zur enggeschlossenen Kette zu vereinigen, die Folgerungen Schlag auf Schlag zu liefern, eine Hypothese vorn in knappen trocknen Worten aufzurollen, ist ihm ebenso geläufig. Schnell dringen asyndetische Sätze vor, wenn er definirt, im Streite Trumpf ansagt, den letzten Schluß zieht. „Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben kein Publicum". Starke Accente, wie sie kein Gellert je zur Verfügung hatte, erhöhen die Hauptsachen. Mit dem wiederholten Wort „Dichter" „Dichter" „Gedicht" wird das Leitmotiv des Pope-Aufsatzes so kräftig wie möglich angeschlagen. Niemand kann noch markten und zweifeln, wenn diese laute Stimme ihm nach all den kurzen „Ich will" „Ich schließe so" „Exempel mögen mich leiten" zuruft: „Der Dichter ist Herr über die Geschichte . . . Ich sage: er ist Herr über die Geschichte" oder „Aber das ist grundfalsch . . . wie gesagt: es ist grundfalsch". Alle Mittel des überzeugenden Nachdrucks, von der einfachen Wiederholung des Generalnenners im Satz an, stehen ihm zu Gebote. Und das stumpfste Begriffsvermögen muß durch die beliebten „ein anderes — ein anderes" „der eine — der andre" „dieser — jener" zur Kritik aufgerüttelt, durch die hellen „warum — darum", durch anaphorische oder epiphorische Leuchten auf dem Wege festgehalten werden. Lessings Kunst, den Leser auf der Schwelle zu erregen und erwärmen, verräth sich schon in

manchen Titeln: „Gelehrte Kretze" freilich soll nicht gelobt werden, aber wie lockend klingt „Hermäa", wie sinnlich und bündig ist „Laokoon" gewählt, wie packt das „Vademecum" mit dem ersten Handgriff seinen Mann, wie kurz sind die Fehdebriefe „Anti-Goeze" überschrieben, wie epigrammatisch kündigt sich die „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage" an, wieviel Funken schlägt Lessing aus dem Schilde „Duplik" heraus! Für seine Dramen genügte meist der einfache Name, und das Wort „Ein schöner Titel ist einem Buche noch nöthiger, als einem Menschen ein schöner Taufname" hat ihn nicht zu spanischen Aushängetafeln verführt.

Der Einsatz ist sehr lebhaft oder führt gelassen treppauf, je nach Bedarf. Liest man etwa den Entwurf gegen eine im Teutschen Merkur ausgegangene Preisaufgabe — er gehört zum Allerbesten, was Lessing geschrieben hat —, so zwingt uns eine siegreich zerlegende „Wortgrübelei" über Schwärmer Schwarm schwärmen Schritt für Schritt wie Lessing will zu setzen, denn niemand hat die Wortausdeutung und -ausnutzung so verstanden. Gern leitet sein Beweis durch negative Instanzen, vom Falschen zum Wahren. Die ganze Dramaturgie bewegt sich um die Angel des falsa cognoscere, vera intellegere. Wieviel polemisch aufzugreifen sei, hat er sicher überlegt, denn „man ist in Gefahr sich auf dem Wege zu verirren, wenn man sich um gar keine Vorgänger bekümmert; aber man versäumt sich ohne Noth, wenn man sich um alle bekümmert".

Lessing entwickelt. Er giebt nie den Schluß vor den Prämissen, die zu ihm leiten, das Ganze vor den Theilen, die es bilden. Früh wurde seine Darlegung, daß Homers Kunst den Schild nicht als vollendet, sondern als werdend male und damit das lebendige Bild einer Handlung gebe, auf ihn selbst und seine Entfaltung werdender Gedanken angewandt. „Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget . . . Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen." So nennt Herder in vielberufenen, auch hier unentbehrlichen Worten Lessings Stil den Stil eines Poeten im eigentlichen Wortsinne des Schaffenden: „nicht der gemacht hat, sondern der da machet, nicht der gedacht haben will,

ſondern uns vordenket. Wir ſehen ſein Werk werdend, wie den Schild des Achilles bei Homer. Er ſcheint uns die Veranlaſſung jeder Reflexion gleichſam vor Augen zu führen, ſtückweiſe zu zerlegen, zuſammenzuſetzen — nun ſpringt die Triebfeder, das Rad läuft, ein Gedanke, ein Schluß giebt den andern, der Folgeſatz kommt näher: das iſt das Product der Betrachtung. Jeder Abſchnitt ein Ausgedachtes, das τεταγμένον eines vollendeten Gedankens: ſein Buch ein fortlaufendes Poem, mit Einſprüngen und Epiſoden, immer in Arbeit, im Fortſchritt, im Werden".

Boileau mahnte die Schriftſteller: Avant donc que d'écrire apprenez à penser. Leſſing hat gedacht, wenn er ans Pult geht, um den Marſch der Gedanken zu befehligen; ſagt er doch, man könne ſehr albern ſchreiben, indem man die Gedanken erſt unter der Feder reifen laſſe. Scribendi recte sapere est et principium et fons. „Ich will ja nur darüber nachdenken," ſchreibt Leſſing einmal, „wie kann ich aber einer Aufgabe nachdenken, ohne ſie vorher durchzudenken? Wie kann ich die Auflöſung zu finden hoffen, wenn ich von der Aufgabe und ihren Theilen keinen deutlichen, vollſtändigen, genauen Begriff habe?" Er wiederholt den durchlaufenen Proceß auf dem Papier, ohne doch alles und jedes beizubringen und dem Mitdenker gar nichts zuzumuthen. Er verfolgt den Gedanken und läßt nicht ab, wie Kepler einmal ſo ſinnlich ſeine Entdeckerarbeit mit dem Haſchen der lockenden und ſich neckiſch entwindenden Galatea vergleicht. Leſſing, der uns Corneilles Rodogune ironiſch im Werden zeigt, erſcheint bei der Arbeit und lädt uns zur Theilnahme am Werk ein. So wandert ſein Gleichnis einmal vom Seidenwurm bis zum fertigen Beutel, der das Gold birgt. Wir machen die Meſſiaslectüre vom erſten Aufſchlagen an mit, wir entdecken den Boner mit, wir finden den Marchtaler mit, wir ſuchen die „Nachtigall" mit, wir folgen der Neugier dieſes λόγος προτρεπτικός und ſtehen mit auf dem Anſtand. Uns gilt die Frage „Was ſagen Sie dazu?" und all die perſönlichen Wendungen unterwegs, und am Ende wird oft ohne objective Luſt an dem bloßen Stoff und Ergebnis dem Manne gedankt, der Sprödes in Fluß bringt, Todtes durch ſein lebendiges Wort auferweckt. „Das Vergnügen einer Jagd iſt ja allezeit mehr werth als der Fang." Alſo nicht in endgiltiger Auskunft, ſondern in Anregung der Denkkräfte, im geiſtigen Turnen und Ausgreifen liegt der Gewinn dieſes Verkehrs,

wie denn ein Antipode Leſſingſcher Proſa, Jean Paul, ſagt: „So oft ich Leſſing geleſen, ſpürt' ich mehrere Tage eine beſondere dialektiſche Kraft und Leichtigkeit des Diſtinguirens. Ich habe weniger Wahrheit vielleicht aus ihm gelernt, als viele Wege, zu ihr zu gelangen." Auch ein Wort Schopenhauers in ſeinem Hauptwerk iſt hier gut am Platze: „Man werfe das Buch weg, bei dem man merkt, daß man in eine dunklere Region geräth, als die eigene iſt; es ſei denn, daß man bloß Thatſachen, nicht Gedanken aus ihm zu empfangen habe. Außerdem aber wird nur der Schriftſteller uns Gewinn bringen, deſſen Verſtehen ſchärfer und deutlicher iſt, als das eigene, der unſer Denken beſchleunigt, nicht es hemmt, wie der ſtumpfe Kopf, der den Krötengang ſeines Denkens mitzumachen uns nöthigen will; alſo jener, mit deſſen Kopf einſtweilen zu denken, uns fühlbare Erleichterung und Förderung gewährt, bei dem wir uns getragen fühlen, wohin wir allein nicht gelangen konnten. Goethe ſagte mir ein Mal, daß, wenn er eine Seite im Kant leſe, ihm zu Muthe würde, als träte er in ein helles Zimmer."

Die Schriften ſind Abdrücke ſeines Selbſt, Kundgebungen einer großen, nie ſtarren Perſönlichkeit, die allem ihren eigenen Stempel aufprägt, auch wo ſie nur gymnaſtiſche „Evolutiones vormacht". Seine Freunde erkannten ihn am bloßen Anklopfen, ſeine Leſer erkennen ihn unter den Zeitgenoſſen am erſten Federzug.

Und nochmals, nicht ſowol Federzug, als geſprochene Sprache iſt es, was Leſſings beſte Proſa uns giebt. Die accentuirte Wortſtellung und die, man darf ſagen, phonographiſche Interpunction, die, jetzt verloren, im achtzehnten Jahrhundert bei viel reicherer Anwendung der Strichelchen und Pünktchen Sinn und Schall bezeichnet, lehren noch heute, Leſſing leſſingiſch zu ſprechen, auch ohne den zum „Nathan" geplanten Aufſatz über dramatiſche Interpunction. Dieſe Fülle dient nicht nur mit ihrer üblichen Abhebung adverbialer Beſtimmungen und dergleichen analytiſch der Logik des Satzes, ſondern modulirt auch den Athem und die Tonſtärke. Auf Gedankenſtrichen ruht die ausklingende Überlegung wie der abbrechende Hohn und die ſpannende Dramatik, feine Unterſchiede walten endlich zwiſchen — und . . ., die Ausrufungs- und Fragezeichen ragen und flattern wie Lanzen und Fähnlein aus dem Wortgeſchwader empor, fehlendes Komma treibt an, eine raſche Folge der Kommata giebt lauter kleine Einſchnitte des Vortrags, leichtere

Stimmsenkung innerhalb der Periode gebietet das Semikolon, auf der Höhe zu bleiben vor einem Aufschluß, einer Folgerung sagt Lessings Liebling, das Kolon, an. Man lese nur einmal laut einen Anti-Goeze, eine Scene des Nathan. In der ruhigsten Darstellung interpungirt Lessing phonetisch: „Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet" „Daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiene" „Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt" „In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste", wo heute kein Mensch ein Komma schreibt, aber doch ein Komma spricht. Anders: „Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist: das weiß ich" „Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können" — wir hören Lessing.

Bewegung giebt oft die Pirsch nach dem einzelnen Wort. Er sucht es, langt aus, zieht zurück, corrigirt sich, erachtet es nicht stark, nicht treffend genug, „findet kein besseres", geht mit einem „was sage ich?" weiter und erklärt endlich „man erlaube mir dieses Wort". Auch in fremdem Revier wird das gesuchte entdeckt: „— — wie soll ich mich gleich rund genug ausdrucken? Ich will, mit Ihrer Erlaubnis, einen Ausdruck aus dem Hudribas borgen". Prachtvoll ist der Anstieg in der „Duplik": „Diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will —, kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spott' ich? — diese ekeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes"; nun erst rollt die Periode durch einen an den letzten Fund angeknüpften Vergleich ihrem Ende zu.

Unendlich oft, nicht bloß in den eigentlichen Ich-Schriften, spricht Lessing in erster Person. Man sieht ihn auf dem Posten: „Hier bin ich also". Er sagt unmittelbar, daß er weit aushole oder nicht alles erschöpfe, als langsamer Deutscher frage oder wiederum es kurz machen wolle. Man sieht ihn abschweifen, einlenken, anhalten und folgt seinem Lieblingswort „schnurstracks". Ein „Hier sind sie" giebt uns Beweise und Belege gerad in die Hand, ein „Weiter" treibt uns, bis die Definition „kurz und gut in Bausch und Bogen" reif ist und „Mit Einem Worte" festgestellt wird. Das aufnehmende „sag' ich" erweitert sich zur stärksten Bekräftigung: „Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage

nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses statt jenes sagen läßt, läßt mich Unsinn sagen, um das große, heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne diese Bücher". Dieses beständige „Sagen" haucht lebendigen Athem, es ist Rede, nicht Buchstab. Und streitbar dringt Lessings Ich allenthalben hervor. „Ich getraue mir zu behaupten" heißt es schon im ersten Knabenaufsatz, „Ich bleibe dabei" erklärt die frische Zuversicht, „Wie leicht wird es mir sein" der dreiste Muth. Gravitätisch legt er in der Plautusarbeit dar, was ihn so verwegen mache, der Einsicht vieler Kunstrichter seine Wenigkeit entgegen zu setzen, doch eben diese isolirte Stellung liebt der Kämpfer vor allem, der nicht ins gemeine Horn stoßen mag. „Ich bin dieser Niemand" steht an der Spitze des berühmten Manifestes. Er fordert heraus: „Ich verspreche" „Ich biete aller Welt Trotz" „Man nenne mir doch" „Man zeige" „Herr X. ist der Mann nicht" „Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, mag man sie doch nehmen wofür man wolle". „Mit Ihrer Erlaubnis" führt er den Streich; die Frage „Was giebt mir Herr N.?" leitet über; ein kühnes Wort fällt als Tonne unter die kritischen Walfische; „Was gilt die Wette?" wird noch hinzugesetzt, er wettet Tausend gegen Eins oder gar eine Million Jahre seiner Seligkeit. Jawol muß dann die Behauptung „unwidersprechlich", „unstreitig" erscheinen, auch wenn sie das gerade Gegentheil des bisher Geglaubten erhärtet: „Er sagt, es sei ein höchst böses und gottloses Büchelchen. Ich aber sage, es sei ein sehr gutes und rechtgläubiges Büchelchen". Lessing spaltet, sein Gedankengang ist zweischenklig, „denn jede scharfsinnige Untersuchung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese kleiden." So sind manche Lessingsche Werke durchgeführte Antithesen von der ersten bis zur letzten Seite, und Gegensätze oder Unterschiede, zwischen Genie und Witz, Pastor und Bibliothekar, können unmöglich schneidiger gesichtet werden. Auch die seltenen Wortspiele dieses Polemikers beruhen fast immer auf der Antithese: überschreien und überschreiben, Auslegung und Ausleerung.

Lessing führt als Anwalt einen Proceß, gern für eine aufgegebene, nicht „allzu leichte" Sache, lieber für die causa victa als die causa victrix; wir sind die Schöffen, der Advocat des Gegenparts wird zum Worte gerufen, der Angeklagte verhört, ein verdächtiger Zeuge abgelehnt

zu Gunsten des unverdächtigen, ein Alibi dargethan, die Echtheit einer Urkunde geprüft, ein Beweisstück herbeigebracht, wie wenn Acten auf den Tisch des Hauses gelegt werden gerad im Augenblicke größter Spannung — „Und nun bitte ich um Revision des Processes". Ausdrücklich fordert er auf, einen Satz besonders zu beherzigen, „diese drei Umstände wol zu erwägen", und sorgt durch directe Anreden für das Hört, hört! Einmal soll sich der Gegner noch acht Tage auf das versprochene Confect spitzen, ein ander Mal trifft die Erklärung plötzlich ein: „Wie geschah das? . . . ohne weitere Umschweife: es geschah so, wie ich nun sagen will". Er ruft: Zur Sache! Mit der Sprache heraus! Genug! Geduld! Hurtig! Mit nichten! Nimmermehr! Possen! Larifari! Jämmerlich! auch wo er keinem bestimmten Gegner ins Auge schaut. Selbst im Lesen alter Scholiasten schreit er auf: „Daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger!" Zureden bemeistert aber die Hitze, wie der Kamenzer Pastor oder der alte Knabe Oboardo sein Ruhig! vor sich hin spricht. „Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen fortfahren" oder „Es würde ein wenig ekel klingen, wenn ich diese Apostrophe weiter treiben wollte. Ich will also gelassener fortfahren".

Überreich sind die Figuren des Abbrechens vom einfachsten haec hactenus bis zum Bilde des Vomitivs. Ein Genug wird potenzirt „Ja wirklich genug und allzu viel" oder in den barschen Befehl gefaßt „Gnug mit dem Herrn X. gesprochen". Da giebt es eine lange Stufenleiter: Lassen Sie es gut sein; ich habe wichtigeres zu thun; ich bin müde; ich bin es herzlich satt; mir graulet; mich ekelt . . . Mitten im Satz gegen Taube oder alte Weiber hält er inne, sogar ein ruhiges Laokooncapitel schließt mit einer Aposiopese, eine Theaterkritik läuft in den Scherz aus „Denn Aristoteles sagt — hier ward meine Kunstrichterin unterbrochen". Das Abbrechen bekundet die schroffste Verachtung: „Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Katechismusmilch meinem Leser vorkauen zu wollen"; „Doch was halte ich mich mit diesen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen, und mich unbekümmert lassen, was die Grillen am Wege schwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um sie zu zertreten, ist schon zu viel. Ihr Sommer ist leicht abgewartet". Es dient zur verächtlichsten Ver-

sifflage des Gegners, wenn dessen endlose Geschwätzigkeit als eine ansteckende Krankheit auch Lessings Abwehr ungebührlich zu dehnen droht.

Die Rede, dem Zwiegespräch genähert, beflügelt sich, manchmal bis zur Manier, mit Fragen und Ausrufen. „Die Erziehung des Menschengeschlechts" wird in einen Schwarm von Fragen aufgelöst. Fragen führen sokratisch weiter, zerfasern ein wirres Gespinnst, legen Bresche in einen Wall, dienen zum Abschluß einer hypothetischen Schrift. Der Zweifel taucht auf: wie denn? denn was? denn wann? Ein letztes Wort wird mit einem Fragezeichen im neuen Satz lebhaft aufgenommen, oder zwei, ja drei wie Rädelsführer aus der Menge herausgegriffen. Das Schlußstück der Hamburgischen Dramaturgie beginnt als Commentar zu der übergeschriebenen Nummer mit der Frage: „Hundert und erstes bis viertes?" Schon das beredte Ausrufungszeichen „Pope ein Metaphysiker!" ist ein Trumpf gegen die akademischen Weisen. Das Verblüffende, Ironische, Erschreckende, Empörende, Zermalmende spiegelt sich in einer Reihe von Ausrufen. Interjectionen, ein schalkhaftes Ey, ein in Emiliens Munde störendes Huy, springen zahlreich hervor. „Heyda" beginnt der achte Anti-Goeze, wie wenn die Tonart gleich mit einem Allegro bezeichnet werden sollte. Lessing stellt Betrachtungen über diese natürlichen, in den verschiedenen Sprachen übereinstimmenden Zeichen der Leidenschaft, die Urlaute der Menschheit, an und rechnet in Laokoonnotizen ihren Reichthum zur Vollkommenheit einer Sprache, mißbraucht von elenden Köpfen, doch nur von einer frostigen Anständigkeit verbannt. Bis in kleine Einzelheiten bringt seine Beobachtung theoretisch und praktisch. Auf einem lexikalischen Streifzug merkt er sich an: „Ah! diese Interjection verdient auf alle Weise aus dem Französischen ins Deutsche übergenommen zu werden, weil sie sich weder durch unser ach! noch o! geben läßt, und fast der natürliche Ton bei gewissen Ausrufungen des Verdrusses und Widerwillens ist, mit welchem weder Schmerz noch Verwunderung verknüpft ist, daß sie dort durch ach! hier durch o! ausgedrückt werden könnte"; er bedient sich denn dieses Ah in seinen Dramen, schon in der „Fatime" und „Minna von Barnhelm". Wie oft hat er durch ein „O des . . ." den staunenden oder richtenden Blick auf eine Person geheftet, wie oft die Apostrophe angewandt, leichthin, oder pathetisch wenn Luthers Geist vor den Epigonen beschworen wird.

So greift er mit Vorliebe zu halbdramatischen Formen der Darstellung, die auf den Kampfplätzen des Humanismus und der Reformation und gedämpfter in den Festen, wie sie Frankreichs geselliger Esprit der mündlichen und schriftlichen Conversation gab, ausgebildet worden waren. Der Brief ist ein einseitiger Dialog, „weil man sich würklich mit einem Abwesenden darin unterhält, den man aber nicht zum Wort kommen läßt, so oft auch darin steht: Sagen Sie, mein Herr; werden Sie antworten, mein Herr. Figürlich ist es die allerkommodeste Art von Buchmacherei; obgleich darum eben nicht die schlechteste. Was sie durch Mangel an Ordnung verliert, gewinnt sie durch Leichtigkeit wieder: und selbst Ordnung ist leichter in die Linien hinein zu bringen, als Lebhaftigkeit in eine didaktische Abhandlung, die an niemand gerichtet ist, als an alle, und von niemand ganz sich herzuschreiben scheint, als von der alten ruhigen Wahrheit selbst." Diese Programmsätze sind in ihrem Lehrgehalt nicht originell, sondern wiederholen weitverbreitete französisch-deutsche Meinung. Die Geschichte des deutschen Briefes ist, ohne näheres Eingehen auf die litterarische Kunstform, von Steinhausen jüngst gründlich und gefällig entwickelt worden. Als Lessing seine ersten Schreibübungen machte, „schrieben alle wolgesittete Leute französisch" — die Gelehrten lieber lateinisch —, ohne mit der fremden Sprache zugleich den beschwingten Stil der classischen Pariser Epistelkunst zu erfassen. Leicht zu plaudern, zierlicher und witziger Rede froh nicht sowol der Sache als der Form wegen die Causerie zu üben, scheint den Deutschen insgemein bis auf wenige Ausnahmen versagt. Wir haben einen Schatz herrlicher, vieltöniger, individueller Briefe deutscher Männer und Frauen, aber nur Eine Briefkünstlerin Caroline, während Frankreich einen ausgeglichenen, durchgebildeten Briefstil besaß und zum Theil auch während des allmäligen Bankbruchs seiner ältern Prosa noch besitzt. Der Deutsche Lessingscher Zeit rang noch immer mit jenem „galant" sein wollenden, umständlichen und unwürdigen Complimentirton, der in Unterschriften ein tiefes Ducken des geringen Selbst, nach weitschweifigen Präambeln eine ausgiebige Weihrauchspende verlangte. Im Stillen flatterten die pietistischen Seelencorrespondenzen durch das Land, deren Schauindich die Gefühlsanalyse bereicherte. Den „abgeschmackten Junkers und aberwitzigen Neukirchs", wie Lessing sagt, kurz allen Eselsbrücken und geschmacklosen

Briefstellern trat 1751 Gellert mit Lehre und Beispiel entgegen. Er machte den Brief in Deutschland zu einem Gradmesser der Bildung. Ideal war eine gesuchte Natürlichkeit, ein absichtlicher Stegreif, eine möglichst zwangloſe Gliederung, als schreibe man „wie man spricht", vielmehr wie man sprechen sollte, und folge sich gehen lassend dem „eigenen Naturell". Alles woltemperirt, ohne Aufschwung und ohne Niedrigkeit, wortreich, artig, gedanken- und kraftlos, „plan" wie der saubere Sachse sich gern ausdrückte. So schrieb Gellert, mit groſsem Verdienst um den Schliff der Umgangssprache, an seine adeligen Gönner oder seine bürgerliche Sévigné, Demoiselle Lucius. Oft genug kam nur eine Wasserſuppe auf den Tisch. Eine Briefwuth lief durch Deutschland, man bat um die Ehre eines Briefwechsels, man suchte ständige Correspondenten in Hauptstädten und Bildungscentren, auch zum Ersatz der dürftigen Zeitungen, und bald tänzelte von Frankreich auch eine, namentlich ausgewachsene Männer gar übel kleidende, anakreontische, gern zwischen Prosa und Vers spielende Mode herein. Lessing hat Gellerts matten Landkutschenwitz verhöhnt, die Tändelbriefe verachtet, die telegraphirten Freundschaftswerbungen der schönen Seelen von sich gewiesen. Es ist bezeichnend, daſs gleich der erste von ihm erhaltene Brief mit „Ich" anfängt, jener elenden Demuthsregel ganz zuwider, die ein solches unmittelbares Hervortreten des Selbst als unhöflich verpönt. Auch in etwas steifen Briefen an die Eltern oder einen Gönner regt sich Lessings Selbstbewuſstsein wie seine dem Gellertstil fremde lebhafte Dialektik. Er läſst sich wirklich gehen und folgt dem eigenen Naturell. Zu erzählen und beschreiben ist seine Sache nicht; ein Epigramm springt ihm oft von den Lippen, ein Erguſs der Empfindung sehr selten. Er kann übermüthig sein, hitzig, zornig, neckisch, freundlich, aber eine herbe Schamhaftigkeit des Gefühls hält volle Beichten zurück, so daſs er auch darin ein Gegenfüſsler Goethes ist. Die meisten Briefe sind sachlich, mit ein paar nachlässigen persönlichen Zuthaten, und im ausgesprochenen Contrast zu den „Schwätzern" kurz angebunden. Oft genug bekennt Lessing seine unüberwindliche Abneigung gegen lange Episteln. Er antwortete säumig oder verstummte gegen die Liebsten ganz, so daſs seine Freunde die Vernachlässigung beinah als einen Beweis der Intimität ansehen muſsten. Für Kästner den Beobachter an der Spree zu machen, wie Mylius als Briefjournalist gethan, lehnte

Leſſing ab; er wurde vor den Zeiten Evas ausgiebiger und regelmäßiger faſt nur, wo es auf die Fortführung großer äſthetiſcher Fragen ankam und der Brief an die Stelle des Geſprächs oder der Abhandlung trat. Leſſing gehört dergeſtalt nicht zur Gellertſchen Schule, die durch Aufſtellung von allerlei Muſterbriefen in Widerſpruch mit dem Natürlichkeitsideal gerathen war. Schon der günſtige Voſſiſche Recenſent erklärt: „Den beſten Briefſteller zu machen wird nichts erfordert als zu beweiſen, daß man keinen Briefſteller braucht, und die ganze Kunſt ſchöne Briefe zu ſchreiben iſt die, daß man ſie ohne Kunſt ſchreiben lernt.“ Er theilt aber mit Gellerts Lehren den Hang zur ſcheinbaren Unordnung und natürlichen Improviſation.

Das ſechzehnte Jahrhundert hatte den „Sendbrief“ als polemiſche oder volksmäßig belehrende Flugſchrift ausgebildet, das ſiebzehnte in Pascals Provinciales gegen die Jeſuiten ein Meiſterwerk moderner Polemik gezeitigt, das achtzehnte, auch an Briefromanen ſo fruchtbar, den offenen Brief Englands und Frankreichs, ſei es in der Form von Sammlungen, ſei es einzeln, auf alle Gebiete des Staats- und Geiſteslebens angewandt. Der briefliche Eſſay begünſtigte einen leichteren Gang, auf dem nicht alles aufgepackt und erledigt werden mußte, und als einſeitiges Geſpräch eine lebhafte Rede ohne Gravität und unliebſame Belehrung des Katheders. Man wendete ſich an eine wirklich vorhandene Adreſſe oder fingirte einen Empfänger oder ſchrieb ins Weite: au public. Leſſings Gelegenheitsſchriften in ſolcher Form gehen als Berliner „Briefe“ trotz Voltaires Vorbildern noch ziemlich ſteif einher, im „Vademecum“ nehmen ſie einen zu burſchikoſen Trab, in den „Litteraturbriefen“ und den „Antiquariſchen“ iſt der Stil ſehr ungleich, denn die Form wird namentlich in letzteren nicht feſtgehalten, ſondern durch lange, unintereſſante Auseinanderſetzungen geſprengt, bis ſie die Vollendung der „Anti-Goeze“ erſteigt und ruhiger die „Briefe an verſchiedene Gottesgelehrte“ beherrſcht.

Man hat von Leſſings Monologen geſprochen, aber das eigentliche Selbſtgeſpräch ſetzt keinen Zuhörer, mit deſſen Verſtändnis zu rechnen iſt, und keine andere Reſonanz als die des leeren, verſchwiegenen Raumes voraus. Monologe ſagt oft genug der einſame Leopardi vor ſich hin, wahrhafte Monologe ruft Novalis in die Todesſtille der Mutter Nacht, während Leſſing, außer im Drama, nur einmal einen echten

Monolog geschrieben hat: als er im stillen Zimmer seine jugendlichen religiösen Gemüthskämpfe dem Papier anvertraute. Er bedarf des Partners, sei es auch nur ein schattenhafter Gast, wie der Vater selig warnend vor dem verstörten Sohn erscheint und von ihm angerufen altvertraute Reden wiederholt. Lessings Weise ist gleich der Lutherschen eine dialogische, die das Denken gesellig macht und eine ideelle Unterhaltung herbeiruft. So erzählt uns Goethe, daß er gern im Geist einen Bekannten zu sich lud, niedersitzen hieß und dann auf und ab gehend zu ihm sprach. Lessing unterhält sich mit leibhaften oder nur gedachten Partnern oder wendet sich in den mannigfaltigsten, unerschöpflichsten Wendungen an den Leser, so daß wol ein förmliches „Ich" und „Du", „Ich" und „Er" Rede und Gegenrede bezeichnet, bis er dem Andern sagt: „Tritt ab." „Der bloße Einwurf „man könnte sagen", die kürzeste einsilbige Frage „Wie?" ist an eine sichtbare oder unsichtbare Gegenwart gerichtet. Lieber als den einverstandenen Freund holt der „kritische Schriftsteller" sich einen Andersgläubigen heran und sucht, mit wem er streite. Er porträtirt, carikirt den Gegner durch Vergleiche — „das wahre Bild . . ." — damit man ihn nicht bloß höre, sondern auch sehe, seine Gebärden beobachte, wie er selbst die Mimik des Zuschauers bemerkt und das eigene Mienenspiel. Seine Schriften wimmeln von unmittelbaren Anreden: mein Herr Pastor, senex abcdarie, ehrwürdiger Mann, Nachbar, gutes Mütterchen; der achte Anti-Goeze variirt die Zurufe an das Altonaer Roß: mein gutes Pferd, lieber Gaul, edler Houyhnhnm, komm an Scheckchen! Von den höflichen Prädicaten hat Lessing selbst einmal erklärt: „ein guter, mit welchem Beiworte man oft eine kalte Ironie verbindet." Ohne einem den Klotzianern so scharf angerechneten Klatsch zu verfallen, macht er sich persönliche Motive gern zu nutze. Lange ist Landpastor, er hat einen Schulmeister, der hat Schulknaben die Chorus machen müssen, sein Vater war Theolog und Grammatiker, ein stummes Spiel wird possenmäßig durchgeführt. So in der „Duplik" die Schlaftrunkenheit des Nachbars; pathetisch aber im zehnten Anti-Goeze die Abstimmung der versammelten Väter wie auf einer Bühne mit Einzelfiguren und Massen. Lessing giebt ein „Nachspiel" zum besten oder besteigt vor der Gemeinde die Kanzel um Yorickisch zu predigen. Er treibt den Feind durch Fictionen und mimische Satire zur Selbstvernichtung, indem er Gottsched

zu Worte ruft oder Dusch nicht als Dichter im Tempel der Natur, sondern als Savoyarden mit dem Schönerarität enkasten vorführt, Voltaires aalglatte Phrasen in sein gerades Deutsch übersetzt oder drei Fraubasen ein parodistisches Theatergeschwätz herplappern läßt. Manchmal bricht er plötzlich los und fährt sein „windschief" fragendes Opfer an: „Was schnacken Sie?" Wie fein er die Technik des Gesprächs studirt hat, zeigt auch seine Niederschrift über „Unterbrechung im Dialog", wo er mit Home gegen Voltaire das Recht der Ungeduld anerkennt, aber die leichte Ausfüllung der points poursuivants für Leser und Hörer fordert. Seine eigentlichen Dialoge, den schnurrigen „Kanzeldialog" nicht zu vergessen, nehmen durch ihre anspannende Sparsamkeit, ihren trockenen Witz, ihren gesammelten Scharfsinn eine Sonderstellung in der alten Gattung ein und bilden den äußersten Gegensatz zur Fülle eines platonischen Symposion, denn Lessing machte sich „aus der erhabenen Schreiberei eines Philosophen eben nicht viel". Seine Freimaurer reden so, wie er selbst mit Moses, Jerusalem, Jacobi redete; mögen Raphael und Julius philosophische Briefe schreiben wie Schiller und Körner, der „Sammler und die Seinigen" sich aussprechen wie die Weimarischen Kunstliebhaber — „das laute Denken mit einem Freunde" hat eben seinen individuellen Stil.

Lessings Stil ist sehr bewußt. Es wird licht um uns, so oft wir zu ihm gehen. Er kennt den verschleiernden Dämmerschein, das romantische Halbdunkel nicht, dem Dichter zum Schaden, der verstandesklaren Prosa zum Gewinn. Weiter Raum im Reiche der deutschen Sprache ist seinen Zeitgenossen und Nachfolgern zur Entdeckung und Pflege geblieben, der ihm fremd war. Er „distinguirt" immer, und Novalis fand seinen Blick zu durchdringend. Hinter ihm Nacht und vor ihm Tag, weiß er genau, was er will, was er kann. „Wer mit Wortgrübelei sein Nachdenken nicht anfängt, der kömmt, wenig gesagt, nie damit zu Ende". Er glaubt an Recht und Kraft des Genies: „daß ein Genie seiner angebornen Sprache, sie mag sein welche es will, eine Form ertheilen kann welche es will". Die eigenen Grenzen waren ihm unverhohlen: daß es mit dem Vers hapere und die Versification, ganz abgesehen von sehr bösen Tragödienalexandrinern, hie und da den Meister über ihn spiele, hat er offen eingestanden. Seine scharf im Zaum gefaßte, manchmal zu künstliche Sprache geht ihm nicht durch.

Ohne allen Parenthyrsus schaltet er mit den rhetorischen Figuren, hebt die Sätze bis zur obersten Staffel einer Klimax empor, unterstreicht die Hauptsachen und weiß die logischen Accente der Rhetorik dem rhythmischen Fall seiner Perioden vortrefflich anzupassen. Alles ist erwogen, auch in der größten Lebendigkeit. „Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache" steht in seinen zahlreichen Sprachbekenntnissen zu lesen, denn er beobachtete sich selbst und gab sich und andern Rechenschaft, warum er in dieser oder jener Sache gerade so, nicht anders geredet habe. Seine Absicht soll zum vollen Bewußtsein kommen: „Das sind schlechte Satiren, über die man es ausdrücklich schreiben muß, daß es Satiren sein sollen". Aber gern und oft charakterisirt er ausdrücklich die Tonart, bittet um Erlaubnis ein wenig possierlich zu sein, nennt die Weise der „Litteraturbriefe" streng, einen Ausfall gegen Klotz höhnisch, bemerkt ironisch, daß er die fremde Melodie schlecht treffe, will mit sehr kaltem Blut, ruhigstem Vorbedacht, langsamster Überlegung spöttisch, bitter und hart erscheinen und hängt zum Schrecken der Widersacher auf dem Kunstrichterschild seine Tonleiter aus. Man hatte diesen Stil „oft mehr als bloß satirisch" genannt — Lessing erwidert: „Meinem Vorsatze nach, soll er allezeit mehr als satirisch sein. Und was soll er mehr sein, als satirisch? Treffend". Und der Hauptpastor empfängt auf eine anzügliche Beschwerde über diesen Stil die Antwort: „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe." Trotzdem kündigt Lessing seine leidenschaftlichen Wallungen bewußt an und sagt, wie der Grieche sein *Θέλω θέλω μανῆναι*, „Ich muß, ich muß entbrennen" oder fühlt sich, wenn ihn wirklich einmal, wie im Verlaufe der „Duplik", ein Fieber übermannt hat, wenigstens nachher den Puls. Er weiß, daß er hitzig ist, und arbeitet mit dieser Hitze; er weiß, daß er witzig ist, und braucht diesen Witz bis in heilige Sphären hinein, denn „wozu hilft das Salz,

wenn man nicht damit salzen soll?" Auch der Kunst zu dämpfen war diese bewußte Sprachmeisterschaft sehr mächtig, wie die antiquarische und die theologische Fehde mit ihren Regenbogen nach den Gewittern zeigten.

Am ausführlichsten hat sich Lessing über die hervorstechendste Eigenschaft seines Stils geäußert, die wachsende Neigung zum Gleichnis. „Von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil.", fährt er im zweiten Anti-Goeze fort, „Ich gebe den meinen aller Welt Preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wol, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler, er ist seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bei seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wol meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wol gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Übergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann!" Die Metapher also ist in der Prosa ein der natürlichen Rede vertrautes, die Gedanken beförderndes, Unbekanntes ans Deutliche schließendes Vehikel, nicht ein Schmuck wie in der Poesie. Seiner Neigung, von diesem Fahrzeug zu häufigen und bisweilen zu feinen Gebrauch zu machen, ist sich Lessing wol bewußt, aber die Vortheile dieser Erbsünde überwiegen zu sehr ihre Fehler, als daß er nicht rüstig der Naturgabe frönen sollte. Noch einmal bestimmt er in den Anti-Goeze (8) Art und Absicht seiner Bilder: „Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner

Leſer zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, ſondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verſtehet, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; denn alle gute Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden". Das Bild des Proſaiſten, der auf klare, anſchauliche Überzeugung ausgeht und die Phantaſie als Medium zu Hilfe ruft, ſammelt die Lichtſtrahlen in einem Focus. Es concentrirt und ſteigert den Glanz der Wahrheit und macht das ſcharfe Schwert der Polemik blank. Allerdings geben die Bilder der lehrenden und ſtreitbaren Proſa ein poetiſches Element, das bei Leſſing, wo er perſönliche Zuſtände malt wie im Bild von der einſamen Mühle, ſich der Lyrik nähert und einen Hauch jener dichteriſchen Fülle athmet, welche den ergreifendſten Pamphleten unſeres Jahrhunderts, Claude Tilliers, ihre unwiderſtehliche Wirkung verleiht. Leſſing, der Feind der Blümchen, des „gefirnißten" Stils, will die Proſa nicht ſo ſtreng umzirken wie die ältern Franzoſen und Sachſen oder Klopſtock, immer aber iſt ſein Bild Brennpunkt des innern Intereſſes, nicht Zierrath. Die Sinnlichkeit der Rede eines Luther, Hans Sachs, Fiſchart war im ſiebzehnten Jahrhundert, wenige kräftige Federn ausgenommen, hinter einem aufgebauſchten, gedankenloſen, wie Haller ſagt „auf Metaphoren als auf Blaſen ſchwimmenden" Bombaſt verſchwunden, der im Grunde ſehr arm und erfindungslos erſcheint, wenn man ſeine Vorräthe auf Rubriken bringt. Die Dichterſprache litt an einem langwierigen Ausſchlag. Wer nach Günthers aus eigenſter Erfahrung geſchöpftem Spott ein Gleichniswort vom Miſſiſippi her holte, freute ſich ſeiner ungenießbaren Großthat vor dem verdutzten Leſer. Dann brach auf der einen Seite ein radicaler Bilderſturm los, auf der andern wollte man von den Hitzblattern des Marinismus beim Studium Homers geneſen. Gleichniſſe ſtatt Lohenſteinſchen Ambras und Zinnobers, Hoffmannswaldauſchen Alabaſters und Zuckers fanden in der Schweiz, wo einſt Zwingli das „Tropen und Troppeln" mit den Waffen antiker Rhetorik beſtritten hatte, den höchſten Preis. Und es war natürlich, daß die religiöſe Poeſie Klopſtocks, nach all den Orgien falſcher Sinnlichkeit und gegen die ſteifen Klunker des Gottſchedianismus, im Unkörperlichen, Unſinnlichen ihre Triumphe ſuchte: die Illuſtration war oft dunkler als das zu

Illustrirende, die scheinbare Erklärung nur eine weithergeholte Umschreibung; wie Lessing einmal sagt: „Erklärungen bekannter Dinge sind wie überflüssige Kupferstiche in Büchern". Aber der Marinismus als herrschende Mode starb dahin, jener Schwulst, den Lessing im „Leben des Sophokles" treffend bezeichnet: „Was macht einen Dichter anders schwülstig als die allzuhäufige, allzugesuchte Anwendung der kühnsten Tropen?" Jene waren gedankenarm; er bewährte im Gleichnis den scharfen Blick für Ähnlichkeiten und ein tiefes Verstehen, das alle Verhältnisse anschaulich hervorheben kann: τὸ ὅμοιον θεωρεῖν, wie es der Stagirite als Kennzeichen des Genies gerühmt hatte. πολὺ δὲ μέγιστον τὸ μεταφορικὸν εἶναι! Ein Gleichnis Lessings muß seine Gleichnisse bestimmen: der Begriff ist der Mann, das sinnliche Bild des Begriffes das Weib, die Worte sind die Kinder dieser Ehe.

Unser bildlichster Dichter und Schriftsteller ist Goethe. Von der Kindheit seiner Muttersprache an bis ins höchste Greisenalter, wo so manches Mal die schon lang verdorrte Sinnlichkeit eines Wortes von seiner Symbolik bethaut wieder aufquoll, war es ihm Bedürfnis, sich figürlich und gleichnisweise auszudrücken. „In Gleichnissen laufe ich mit Sancho Pansas Sprichwörtern um die Wette" sagt er der Freundin. Er hat das ganze Gebiet des Niedern und Hohen, Drastischen und Weiheyollen unumschränkt durchmessen, ein „Gleichnismacher", dem Volksrede und Weltlitteratur und alle Naturreiche willig ihre Schätze zollten. Auch Lessing könnte mit ihm sagen:

Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren,
Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.

aber bei geringerer Naivetät seiner Gleichnisfülle hat er Bild und Gleichnis erst unterwegs in Pflege genommen. Er freut sich des Sprichworts, in dem die Volksweisheit sich oft so anschaulich zur comprimirten Fabel verdichtet, und bedient sich so mancher populären Klugrede unbekümmert um die Geschmäckler, die derlei Wendungen gleich den biblischen trivial und unfein fanden. Gottscheds kleine Sammlung sächsischer Sprichwörter enthält eine ganze Reihe Lessing geläufiger Nummern, auch Contis „Die Kunst geht nach Brot." „Nach dem Sprichworte zu reden" sagt er allzeit gern. In den Anfängen bietet seine Sprache, nicht selten in Frageform und zur Schlußpointe, zwar

viele knappe figürliche Wendungen und Anspielungen, darunter höchst anzügliche; aber er steckt doch noch in altmodischer Allegoristerei, wenn er 1751 mythologisirt: „Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen", oder in den „Rettungen des Horaz" recht schulfüchsisch einem Vergleich aus der Schifffahrt durch Bemühung des Aeneas und Aeolus Bleigewichte anhängt. Sein erstes glücklich ausgeführtes, vielleicht durch Leibniz (Hempel 18, 337) angeregtes Gleichnis findet er, ohne je auf die Messias-Gleichnisse einzugehen, für Klopstock und die Nachahmer; was nicht hindert, daß im „Pope" Begegnung und Kleidertausch des Philosophen und des Dichters auf halber Parnaßhöhe geistreich gedacht, doch mühsam gesagt ist, oder in der Vorrede zum Thomson ein überaus anschaulicher Vergleich, des Merchant of London mit einem Buckligen, und ein malerischer Bilderschwall dieselbe Seite einnehmen. Kein Zweifel: klärend und bereichernd wirkte die theoretische, besonders die selbstthätige Beschäftigung mit der Fabel. Der letzte Schwulst ward hinausgefegt, das Auge geschärft, die Wendung gerundet. In den sparsamen „Litteraturbriefen" fällt einmal die kluge Berechnung auf, womit das biblische Bild vom Kahlkopf und den Bären und ein etwas steif wiedergegebener Vergleich aus Butler dem biblischen Brief eines englischen Schriftstellers angepaßt sind; andererseits erscheint als Frucht der neuen Gedrängtheit der Protest gegen die „schülerhafte" Ausdehnung. „Noch nicht aus?" heißt es zu einem Gleichnis des Nordischen Aufsehers — „Ja; nun ist es einmal aus, das ewige Gleichnis. Der Aufseher fährt fort: Ebenso ist es mit denjenigen beschaffen ꝛc. und Gott sei Dank, wir sehen wieder Land. Was sagen Sie dazu? Giebt es bei allen guten und schlechten Scribenten wol ein ähnliches Exempel, wo man, über das Gleichnis, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Gesichte verliert?" Basedows Widerspruch gab Anlaß, die „ekelhafte" Ausdehnung dieses „ausgereckten" Gleichnisses nochmals durchzuhecheln. Stets auf der Hut, daß er nicht über dem Ausspinnen die Verbindungsfäden zerreiße, will er doch den Homer nicht tadeln, wenn bei ihm das Gleichnis lebhafte Züge annimmt, die nicht ganz zum Verglichenen stimmen; nur völlige Unwahrheit dürften derlei beiläufige Züge nicht werden. So schaltet Lessing selbst,

der sich wie Homer „oft ein wenig in seine Gleichnisse verliebt". Doch ist er im „Laokoon", wo er die Künste als Grenznachbarn behandelt und einen Gleichnisfund bei Plutarch macht, noch enthaltsam, in der „Dramaturgie" ausgesprochener Feind luxurirender Gleichnisse der Bühnensprache, wie denn auch die „Emilia Galotti" ihre concise Rede nur mit unausgemalten figürlichen Zuthaten, von der gebrochenen Rose, dem Tropfen im Eimer, der brüllenden Löwin, würzt. Der Hamburgische Kritiker faßt im knappen Bilde sein Urtheil zusammen: ein Riese exercirt mit dem Cadettengewehr, ein Gemengsel von Zärtlichkeit und Cermoniell schmeckt wie Honig und Citronensaft, und dergleichen mehr. Schon aber greift die Lust am durchgeführten Gleichnis hier wie in den Antiquarischen Briefen um sich. „Ich erkläre mich an einem Gleichnisse" „Ich will bei diesem Gleichnisse bleiben" „Ich bleibe also in der Vergleichung". Man sieht ihn aus der „abgezogenen" Rede in die sinnliche hineinwachsen und aus der figürlichen zur abstracten zurückkehren. Diese Erscheinung verkennt, wer dem Nathanvers „Ein großer Mann braucht überall viel Boden" . . . mit Schlimmbesserungen wie „Baum" oder „Stamm" zu Leibe geht, denn das Wort „Boden" wird ein Erdreich für das im ersten Anfang noch nicht vorgesehene Bild von den einander in allzugroßer Nähe zerschlagenden Ästen. Ein Gleichnis ruft mittelst der Analogie das andere herbei: „Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maschinen in Bewegung setzen; was ich mit dem Fuße umstoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine sprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anstecken, um eine Mücke zu verbrennen" — so wird der Widerspruch zwischen kleinem Zweck und ungereimtem Kraftaufwand dreimal versinnlicht. Der Ausdruck „einer Übersetzung aus alten Sprachen den Puls fühlen" gesellt sich gleich den zweiten mediciniſchen, und zwar mit drastischer Steigerung, zu: „einer aus den neuern Sprachen das Wasser besehen". Eine ganze Kette schließt sich Glied in Glied, um Shakespeare und den deutschen Nachtreter zu contrastiren: die englische Tragödie ist eine Freske, die französelnde eine Miniatur, eine Scene des Briten der Ärmel eines Riesenkleides, den man nicht zum Ärmel eines Zwergenrockes nutzen kann, die Entlehnung gleicht der Flocke im Faden, die künstlerische Verwendung eines Motivs der vom Rohwerth unabhängigen Goldarbeit, endlich wird das große Originalstück zum

Spiegel für die Flecken der Pfuscherei, und antithetische Worte über Scharfsichtigkeit des Dichters und des Kritikers machen den letzten Ring dieser unwillkürlich weit erstreckten Kette. So strömen Lessingen eben da, wo er sich die lebendige Quelle der Poesie abspricht, analoge Bilder der Bedürftigkeit unerschöpflich zu, von dem Druckwerk, dem fremden Feuer, den Kunstgläsern, der Krücke. Der Titel „Nachtigall" giebt den Vogel, den Phönix, die Stimme, das Bauer an die Hand, der Name „Reichspostreuter" einen ganzen Bilderschwank mit Gaul und Schwager. „Bei diesem Gleichnisse zu bleiben", nimmt er das verwaiste Werk nicht bloß kurzweg für ein ausgesetztes Kind, sondern schafft es ins Findelhaus und zur Taufe und schreibt ihm die liebkosenden Gebärden eines Säuglings zu; dadurch inspirirt, daß sein Gegner auf die väterliche Pflege von Mißgeburten gestichelt hatte. Er spricht von Klotzens Weihrauch, als ihm Wernickes sinnliche Wendung, einem das Rauchfaß um den Kopf schmeißen, einfällt und die Phantasie sofort weiter zum Ungeschick des Schwenkenden, den Beulen des Getroffenen führt. Oder im gleichen Zusammenhang: der Schmeichler kitzelt, der Gekitzelte krümmt sich, denn seine Haut ist kein Elefantenleder, man wird ihn todt kitzeln. Der abstracte Eindruck, sein Opfer sei ein Egoist, giebt sich in bildlichen Fragen und Invectiven kund: „Sie preisen die Felsenkluft wol nur des Widerhalls wegen? Sie schneiden den Bissen nicht für meine, sondern für Ihre Kehle", und dem glücklichen Bilde muß noch ein gleichfalls antithetischer Untersatz dienen: „Was mir Würgen verursacht, geht bei Ihnen glatt herunter". Noch viel reicher wird im „Absagungsschreiben" der Tonwechsel des erst leidlich mäßigen, nun blind wüthenden Gegners ausgebeutet: dort murmelt er sauerfüß, hier verleumdet er aus vollem Halse; dort geht die Katze um den Brei, hier läuft der Eber in den Spieß; dort nennt er weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken schlägt, hier wird Lessing bei jedem Krampf der orthodoxen Finger geknippen; dort regt er das Wasser kaum, hier macht er Plumps.

Neben derlei Aufgebot analoger bildlicher Wendungen erscheinen die phantasievollen, großartig einheitlichen Frescogemälde, wie jene von der Mühle gegen die Klotzianer, oder vom Sturm gegen die Orthodoxen, das hier als Meisterstück fortreißender tropischer Beredsamkeit stehen soll (3. Anti-Goeze): „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern

aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anders am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bei eurem Zaun vorbei? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?"

Prosaischer wird bisweilen ein Gleichnis auf Ort und Umgebung des Adressaten berechnet: also vernimmt der Hauptpastor der Handelsstadt ein kaufmännisches von Brutto und Netto, Tara und Emballage, oder „ein Exempel, das ihm ganz nahe ist" durch eine Parallele der Bibel und der Klefekerschen Gesetzsammlung. Geht Gleichnissen dieser Art die plastische Kraft ab, welche den Rottenführer und seinen feilen Trupp als den Alten vom Berge mit seinen Banditen in Scene setzt, und die derbe Sinnlichkeit, die vom stinkenden Fette der Wassersuppen oder den eklen einander auffressenden Spinnen redet, um die Phrasen dort und die Widersprüche da zu illustriren, so hat Lessing auf der einen Seite die knappste Bildlichkeit in Prägungen wie „abbangen" „hinausverfolgen" „angestorben" „zerstreiten", auf der andern eine Neigung zum Subtilen. Seine Gleichnisse aus dem Kinderleben entbehren der Naivetät oder erscheinen zu sinnig, als daß der mit bunten Kieseln spielende Kleine sich auf den Klotzischen Kampfplatz schicken möchte. Die Ausmünzung des Fabelsprichwortes von der blinden Henne verliert sich ins mineralogische Detail von Kröten- und Luchssteinchen, die nicht jedermann kennt; das schöne Wort vom elektrischen Funken der Glaubensseligkeit klingt mit der Anrufung Franklins und Nollets ins gelehrte Revier hinüber; was die Optik über Strahlenbrechung ermittelt hat, wird auf Stand und Streich im Duell angewandt, oder die Schnauzen und Kragsteine, Simse und Architrave der Baukunst müssen, ebenda vor dem letzten „Fragment", die Stelle des Bruchstücks im geistigen Gebäude bestimmen helfen. Ja, das viel ältere Gleichnis

von den zwei Wilden, die in den Spiegel gucken, hat ganze Abhandlungen über seinen Tiefsinn herausgefordert, obwol Lessing im Plauderton anhebt: „Wollen Sie mir ein Gleichnis erlauben?" Jenes Bild der „Duplik" vom Hause, dessen Grundfestigkeit nicht durch Aufwühlen der Fundamente dargelegt zu werden braucht, wird durch das angefügte Gleichnis vom ephesischen Dianatempel, seinem Kohlengrund, der Art dieser Kohlen, den Zeugnissen des Plinius, Pausanias, Vitruv allerdings „nicht verdorben", was die geistreiche Meinung anlangt, aber in die dünne Luft der höchsten Bildung emporgehoben, wo dem ungewohnten Leser der Athem zu stocken droht. Selbst in Briefen fehlen neben den realistischen Sätzen über den einfallenden Bau der Kirche, das schmutzige Wasser der Theologie künstlicher geschliffene Facetten nicht. Nur ein paar Striche, und sein Blatt an Ebert vom 12. Januar 1773 über das gegebene Thema „Moos und Schwämme" dürfte neben der nachdenklichen Geschichte, wie Minervas Vogel sich von Mäusen nährte, unter Lessings Prosafabeln stehn; auch die Moral springt am Schluß epigrammatisch hervor: „Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln".

Wenig mehr wäre nöthig, um den Kräuterkenner und den Schäfer aus der antigoezischen „Bitte" im Bereich dieses neuen witzigen Aesop anzusiedeln oder den bildlichen Excurs der „Parabel" über Fuhrmann und Befrachter mit einer jener knappen Nutzanwendungen, in welche Lessings Apologen so gern auslaufen, selbständig zu machen. Und wie reich Phantasie und Empfindung die paraboliſche Fiction der frommen, auf inhaltlose Überreste eines Katechismus beschränkten Inselbewohner ausmalen könnten, lehrt ein Blick von solchen sparsamen Umrissen des Verstandes hinüber auf die tiefe Symbolik urchristlicher Einfalt, die uns in Tolstois Legende „Die drei Greise" umfängt.

Der Streit mit Goeze hat Lessing einmal veranlaßt, sich in der „Nöthigen Antwort" streng „aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen" zu enthalten, nachdem dieser Streit eine seit Luthers bilderfrohem Kriegsspiel mit dem Bock Emser nie dagewesene Fülle gezeitigt hatte, die ihre kräftigste Nahrung eben aus den Wechselfällen des Kampfes zieht. Bestellt war der Boden von den jugendlichen Waffengängen an, in Hamburg werden größere Garben gebunden, in Wolfenbüttel fahren hohe Erntewagen in die Scheuer. Gerade diese Gleich-

niſſe verbannen durch die bewegteſte Anſchauung handelnder Perſonen jede lahme Schilderungsſucht. Der Dramaturg vergleicht einen Feind ſeines Diderot mit dem Turnierſtecher, der in der Hitze des Anſprengens die Lanze gerad am Ring vorbei ſtößt, der Antiquar freut ſich, Klotzens „lateiniſche Schanzen" fallen zu ſehn. Wie ihm die Ilias das verächtlich umgewandte Bild des ins Gewehr tretenden abgelebten Neſtor bietet, ſo ruft er die antiken Helden auf in ſeinem Heereszug gegen den Scheinkönig der neumodiſchen Alterthumswiſſenſchaft. „Ich denke nicht, mein Freund, daß man eine Schanze darum ſogleich aufgiebt, weil man vorausſieht, daß ſie in die Länge doch nicht zu behaupten ſei. Noch weniger muß man, wenn der tapfere Tydeus an dem einen Thore ſtürmt, die Stadt dem minder zu fürchtenden Parthenopäus, der vor dem andern lauert, überliefern wollen". Ihm iſt Schutz- und Trutzfehde gleich geläufig. Er ſpielt den Krieg aus den Vertheidigungsmauern in Klotzens eigenes Land und rückt der „ganzen Artillerie von Vorausſetzungen, Verdrehungen, Verleumdungen und Vergiftungen" entgegen. Der Fragmentenſtreit für und wider die Religion erſcheint ihm im großen Bild eines Feſtungskrieges. Da ragen Baſtionen empor, hier wird ein Außenfort angerannt, dort zum Sturm auf ſämmtliche Werke gerüſtet, man belagert, cernirt, entſetzt, man führt alles Geſchütz auf einen Punkt, man zieht ohne Gegenwehr auf ein anderes Werk oder wirft ſich ins verlaſſene zurück — Ausdeutung iſt nicht von Nöthen: der Leſer werde ſchon in der neueſten Litteratur leicht „die Exempel zu jedem Gliede dieſer Allegorie" finden. Die einzelnen Motive des Eröffnungsmarſches bringen im Verlaufe des Feldzugs wieder ans Ohr. Auch die „Duplik" erzählt von dem „Hauptſturme" des Ungenannten und ſeinen Sturmleitern, deren viele nicht neu, einige durch zerſchmetternde Feldſtücke der Belagerten ſchadhaft geworden ſind: „Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wol eine morſche Leiter." Um wie viel gelaſſener und epiſcher als all dieſe Kampfſignale erſcheint Goethes dem ungeſtümen Grimm noch gebietende große Schilderung der „alten Burg" oder „Baſtille" Newton's und ihrer Geſchichte; wol das ausgeführteſte Bild im Schatze des Gleichnismachers. Lutheriſcher läßt der Secundant des Ungenannten ſeinen lahmen Nachbar links abmarſchiren und ſelbſt-

vergnügt Victoria schießen, höhnisch Goezes heilige Faust das christliche Banner über sich schwenken. Er selbst lockt mit leichten Truppen vor der langsameren Hauptarmee den Orthodoxen aus der Verschanzung, sagt das erste Treffen an, giebt eine „ritterliche Absage", reizt den berittenen Bundesgenossen durch ein spielendes Komm an, und, vertraut mit der Sprache der Vauban wie mit den Schlagworten des deutschen Fechtbodens: der glitschenden Mensurbrechung des Simulanten und dem Hinzaubern des Klopffechters, bereit dem andern in die Parade zu fahren, steht er da und freut sich, daß der Gegner endlich vor die Klinge kommt. In dieser Haltung hat ihn die Nation am liebsten gesehen.

Hier war in seltenster farbenreicher Fülle dargeboten, was Friedrich der Große damals bei seinen Deutschen nicht finden wollte: abondance de termes métaphoriques, si nécessaires pour fournir des tours nouveaux, et pour donner des graces aux langues polies, wenn auch Grazie und Schliff nicht das vornehmste Ziel der letzten klirrenden oder mit gesammelter Prägnanz ihre humane Weisheit aussprechenden Prosa und der hellen, warmen Nathanverse Lessings sein konnten. Hier war ein ganzer deutscher Mann, sein Stil der vollendetste Ausdruck der deutschen Aufklärung, so daß ihm auch in den Jahren, wo neue Weisen durch unsere Litteratur und Gesellschaft tönten, von einem Stimmführer des jungen, vorwärts drängenden Geschlechts der stolze Ehrenname eines Prometheus der deutschen Prosa zuerkannt wurde. Früher hatte Herder, der mit seiner eigenthümlichen Mundart zwischen der Lessing-Klopstockschen Generation und der Geniezeit zu Worte kam, Lessings Deutsch als das ursprünglichste nach Luther, seinen Eigensinn als Eigensinn der Sprache selbst gerühmt. Eine ruhige geschichtliche Betrachtung mag, wie oben geschah, wirksamer Jugendlehrstunden bei den Franzosen gedenken, deren Enkel heute auf Lessings Prosa gern das Prädicat der netteté anwenden — so ist doch das Erlernte wahrhaft eingedeutscht worden, und die Hauptmacht liegt in dem, was auf geistigem Gebiete durch Vererbung und Anpassung nicht erschöpft werden kann, im Reifen und Blühen des Individuellen. Auch die Sprache erringt, wie Goethes großartiges Selbstbewußtsein von der ganzen menschlichen Existenz sagt, als höchstes Glück der Erdensöhne die Persönlichkeit. Die Gaben seiner Persönlichkeit voll und rein heraus-

zuarbeiten, ſich ſo kund zu geben, ſchriftſtelleriſch den „eigenen Charakter zu cultiviren" war Leſſing vergönnt in aufſteigender Bahn, ohne Sinken. Seinen ganzen Scharfſinn, der die ſchwierigſten Fragen in rund hundert Paragraphen auseinanderlegt und jedes Wort wägt, und zugleich ſeinen ganzen lieben Enthuſiasmus der Darſtellung, der im letzten Viertel die gar nicht thränenſelige Reimarerin wie mit elektriſchen Schlägen überwältigte, bot die „Erziehung" 1780. Von dem Druck vorzeitigen Siechthums erfuhr die Nation nichts, ein gelähmtes Daſein aber hat ihm der Tod in dem Lebensalter geſpart, da andere Schriftſteller ihre erworbene Macht gemächlicher zu verwalten ſich anſchicken.

VI. Capitel. Lebensausgang.

Dies in lite. Wahlspruch Lessings 1780.

„Ich wüßte nichts, was mich so traurig machte, als die Ruinen eines großen Mannes zu sehn".
Elise Reimarus, 6. October 1780.

Als Goethe von der Höhe seines Daseins auf die Geniezeit zurückschaute, bezeichnete er dies ungestüme, leidenschaftliche Wollen mit dem weisen Spruch: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie rasch hatte der Sturm mehr als einem der jungen Gesellen das Schifflein zerbrochen, wie mancher hatte studentischen Überschwang für epochemachende Genialität genommen, war zurückgeblieben, seitab geirrt oder auch besonnen in sich gegangen, weil es im Geistesleben nicht mit ein paar neuen Schlagworten und jugendlichen Explosionen, sondern mit nachhaltiger Arbeit und ernster Schätzung des überlieferten Erbes gethan wird. Goethe verschwand in Weimar für das große Publicum, daß von dem Widerstreite des Dichters und Staatsmannes kaum etwas erfuhr und beim Empfang vereinzelter kleiner Poesien nicht wissen konnte, was dort am Ilmufer langsam der Zukunft entgegenreifte. So behielt Lessing sein Wolfenbütteler Jahrzehnt hindurch trotz alledem das unbestrittene Ansehen des ersten deutschen Schriftstellers, auch auf dramatischem Gebiet, und der Ruhm des Kritikers wuchs während der Anti-Goeze nur noch gewaltiger empor. Von Hamburg bis Wien, von Berlin bis Heidelberg genoß er seltener Ehren. Er fühlte, was er fort und fort schuf und bedeutete, und hatte das Glück seine Kräfte von Grund aus zu manifestiren, auch nachdem Evas Tod seinem Leben einen traurigen und jähen Abstieg gab. In

ihrem Sterbezimmer, hinten auf das ſtille Gärtchen hinaus, deſſen Grün den müden Augen wolthat, ſchlug er fortan ſeine Werkſtatt auf, umſpielt von einem Kätzlein und manchmal durch eine friſche Kinderſtimme von der Arbeit abgerufen, oder einſam grübelnd über dies ewige Einerlei. Beſchäftigung, die nie ermattet, war auch ſeine Reſignation. Die wilden Klagen, mit denen er einſt um den Beſitz der theuren Frau gerungen, verſtummten; ſelten nur brach in den Kriſen des Fragmentenkampfes ein verzweifeltes Ungeſtüm los, aber es greift uns ans Herz, wie er ſanft hinüberwinkt in ein verlorenes Eiland des Glückes und des Wandsbecker Boten liebes Hausgeſindel grüßt, „in welchem ich mir Sie ſo innig verwebt denke". Er ließ ſich 1778, als die gefährliche Spannung jener auf ſeine Streitſchriften gelegten Acht ihm den Abſchied aufzudrängen ſchien, doch willig vorhalten, daß Wolfenbüttel immerhin dank herzoglicher Gunſt und den Bücherſchätzen nebenan ein unverächtlicher Poſten ſei, wie bitter es auch für den geſelligſten Menſchen war, jeden Genuß des Lebens ſo „ausmäkeln" zu müſſen und freie Heiterkeit des Gemüths nur als ſeltenen Gaſt zu bewillkommnen.

Unverdroſſen und leidenſchaftlich, als müſſe in einer kleinen Spanne Zeit die ganze Aufgabe erſchöpft werden, ſaß er über der Arbeit, doch blieb „Nathan" ſein letztes Werk, denn die „Erziehung" war ſchon früher druckreif geweſen, die Fabelſtudien und andere Kalmäuſereien des Bibliothekars traten in den Hintergrund. Der Dienſt ward ihm immer läſtiger. Er ließ ihn laufen, und ſein ſtörriſcher, in ewiger Geldklemme befangener Gehilfe v. Eichin, der ſpäter einer ſtrengen Zucht bedurfte, war der letzte, den genialen Director zu erſetzen. Nur den Beſtand der Guelferbytana vertheidigte Leſſing gegen Helmſtedter Aneignungsgelüſte. Nichts wurde regelmäßig fortbezogen, faſt nur Theologiſches angeſchafft, die Bibliothek ſtagnirte völlig, ſo klagte der Nachfolger, da er „mit heiligem Horror auf das vorgefundene Labyrinth" blickte. Leſſing, der ganz anders als Goethe gar kein Talent zum Regiſtrator hatte und ſich nie zu regelrechten Tagebüchern und Briefwechſeln aufgelegt fühlte, trieb die Geſchäfte ganz beiläufig ohne Syſtem. Als ein Doublettenkatalog eingefordert wurde, ſchickte er, was zufällig zuſammengeſchrieben war, und bemerkte, das alte Verzeichnis liege wahrſcheinlich im Wuſt eines Nebenraumes begraben. Er hatte Größeres

zu thun als in strengen Bureaustunden Buch zu führen über Bücher. Sorglos wie in seinen eigenen Angelegenheiten verlieh er ohne Schein, trug nicht ein was er selbst an Drucken und Handschriften entnahm, forderte nichts zurück, weil er für seine Person Jahre lang auswärtige Sendungen behielt. In seinem Nachlaß fand man nach acht Jahren einen Stoß alter Kupferstiche und Holzschnitte aus dem Braunschweigischen Cabinet, und Heyne hatte Mühe der Göttinger Bücher wieder habhaft zu werden. Bis zu Schönemanns pedantischer Abrechnung saßen die Herren Collegen über die Amtsführung des großen Todten zu Gericht. Diese Banausen vergaßen, daß Lessing ihre Rotunde mit Glanz umgeben und von Rechts wegen eine Ausnahmestellung inne gehabt hatte, für welche der Amtseid eine bloße Formel gewesen war. Freilich rächte sich auch hier das in mittellosen Kleinstaaten beliebte Verfahren, eine wissenschaftliche oder Kunst-Anstalt mit einem berühmten Namen zu schmücken, ohne zugleich für ausreichende fachmännische Arbeitskräfte zu sorgen. Lessing selbst empfahl dringend die Anstellung Ernst Theodor Langers, um für sich in aller Form nur einen Ehrenposten zu behalten. Der Minister erwog im Sommer 1780 bei unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten ernsthaft die Ernennung eines wirklichen Bibliothekars in der Person Langers, der, nicht zum ersten Mal, an seiner künftigen Wirkungsstätte erschien und etliche Monate sich umthat; ein weitgereister Schlesier, Goethes Studiengenoß in Leipzig, eine subalterne Persönlichkeit, aber von gründlichen und angenehmen Kenntnissen. Auch Lessing legte ein anfängliches Vorurtheil ab und würdigte diesen geborenen Bibliothekar seines vertrauteren Umgangs; Langer durfte ihn bei langsamer Arbeit, schreibend und umschreibend, beobachten, und auch die letzten poetischen Pläne wie gewisse Mängel der „Emilia" wurden mit dem späteren conservativen Richter classischer und romantischer Dichtwerke besprochen. Langer trat 1781 die Erbschaft im Rundbau an, nach der so mancher begehrlich die Hand ausstreckte: Johannes Müller, Voß, der unselige Wildling Wetzel, durch das Berliner Hinterpförtchen wie schon 1770 der dreiste Bahrdt. So oft dann Langer über Lessings geniale Wirthschaft murrte, dem Schriftsteller hat er lebenslang öffentlich gehuldigt, wenn er es auch hypochondrisch zuwege brachte, den gedruckten Briefwechsel mit Eva König, in deren Sterbezimmer er die Blätter las, schnöde zu

benörgeln. Heut ist in Wolfenbüttels Bibliothek und Archiv eine pietät- und verständnisvolle Lessingforschung heimisch.

Im Hause blieb Malchen und der kleine Fritz, nachdem Engelberts (geb. 1765) Unbändigkeit der Obacht des Cantors überliefert worden war. Theodor König, der älteste (geb. 1757), wollte schon 1776 schlechterdings nur Soldat sein; damals faßte Lessing für ihn braunschweigisch-englische Dienste, lieber als österreichische, ins Auge, und 1778 verwandte er sich beim Herzog Ferdinand, der sich für den Jüngling interessirte und dem Gerücht nach eine maßgebende Rolle im bairischen Erbfolgekrieg spielen sollte. Der Stiefsohn war gründlich vorbereitet, des Französischen vollkommen mächtig, im Besitz guter mathematischer Kenntnisse, deren Befestigung und Erweiterung Lessing früh durch Rathschläge gefördert hatte, „sehr gesetzt und sehr formirt": „An seiner Person und Aufführung ist nichts auszusetzen". Doch über den Sorgenkindern Evas walteten keine holden Gestirne. Theodor, den wir beim Tode der Mutter in Berlin, dann in Wien antreffen, ist als Kaufmann verschollen und soll in Geistesstörung einen Selbstmord verübt haben. Irrsinnig endete Engelbert. Fritz (geb. 1768), der mit dem ältesten Bruder und der Schwester die musikalische Begabung theilte, blieb nach munteren Anfängen einem bösen Sturz zufolge zurück, und ist als greiser Vicar 1855 in Braunschweig gestorben. Malchens (geb. 1761) Loos ward das glücklichste: sie heiratete 1782 einen braven Mann, den Braunschweigischen Postrath Henneberg, genoß eines friedlichen Hausfegens und theilte noch im höchsten Alter — sie starb 1848 — gern und beredt ihre Erinnerungen an den „treuen Vater", seine Fürsorge, seine Scherze, seine Lebensweise, seine letzten Stunden mit.

Schlicht und warm schreibt Lessing an die Kinder; auch hier machte, nach dem Nathanwort, das Herz, nicht das Blut den Vater. Mitten in den heftigsten Kämpfen oder der schwersten Überlegung dachte er auch an Federbälle oder ein bischen Putz für seine Lieben. Er hütete ihr Vermögen peinlich, wie er schon vor seiner Heirath darauf bestanden hatte, daß ihm kein Antheil an Evas Renten werde und die großmüthige Schenkung eines Pfälzer Oheims den Kindern allein verbleiben müsse. Er selbst hat nie einen Heller davon für seine Person und den Haushalt, „eine so weitläuftige und kostbare Wirthschaft", angerührt und erst vom Erlös des „Nathan" dem rechtschaffenen, klugen Wessely

dreihundert Thaler heimzahlen können, die er eben zur gemächlichen Ausarbeitung des Gedichts so nöthig gehabt und der Kaufherr, nachdem Bruder Karl bei einem andern Geldmann vergebens angepocht, auf neckische Art angeboten hatte. Nur die niederträchtigste Klatschsucht konnte munkeln, Lessing mache sich das Königsche Vermögen zu nutze, oder das ebenso thörichte und boshafte Gerücht herumtragen, er betrachte sein aufblühendes Malchen, deren Madonnengesicht und sanfte Augen J. G. Jacobi, ein Kenner weiblicher Anmuth, bewunderte, mit andern Blicken als denen eines zärtlichen und sorgsamen Pflegevaters. Elisens Trost, „Sehn Sie, lieber Lessing, so lohnt sich doch das Jahr, das Sie einst theuer erkauft hießen, noch mit einigen Zinsen", mußte er ein halbes Jahr später (7. Mai 1780) mit einer langen Vertheidigung gegen das Geträtsch der Welt beantworten, da man auch in Hamburg den „Gecken von Stiefvater" zu bespötteln schien, während er doch schon vergnügt das Herz der Jungfrau für einen fernen Geliebten schlagen hörte und sich sagte, ein Mädchen sei bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen. „Kurz, liebste Freundin, denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz, schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann, oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt, oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie, wie ich dann handeln werde! Nur antragen soll sie, mit meinem Willen, sich Keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthiget, sich stockfremden Leuten in die Arme zu werfen oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurückwollte. Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen, wie er will! Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe es gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwidert. Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnere, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häusliche Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, ob ich ihn

ſchon meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verſchieben will. Denn ich werde in eine ſchreckliche Einſamkeit zurückfallen, in die ich mich ſchwerlich mehr ſo gut möchte finden können als ehedem."

Dabei vergaß er freilich all ſeine bitteren Beſchwerden von ehedem über die unerträgliche einſchläfernde Öde und den dürftigen Erſatz, den einzelne Beſuche für den Umgang mit vertrauten Menſchen brächten. Der Wolfenbütteler Verkehr war nach wie vor nicht ſehr ergiebig. Sein Hausarzt kam dann und wann zu einer Schachpartie. Am nächſten ſtand immer der Droſt v. Döring, ein freiſinniger Mann und harmloſer Dichterling, deſſen Gemahlin ebenfalls kleine litterariſche Neigungen hatte. Durch Leſſing ſuchte ſie in Berlin den Schöpfer des vielbeſprochenen „Sebaldus Nothanker", Nicolai, kennen zu lernen; ihr zu Liebe fügte Leſſing aber auch gewichtigen Worten über den Zweck ſeines „Nathan" eine Blumenbeſtellung bei. Es waren warmherzige, anhängliche Menſchen, bei denen Malchen König dann in den Trauertagen ihre erſte Zuflucht fand. Mit Döring ließ ſich auch ein Wort über ſchriftſtelleriſche Angelegenheiten reden, nicht bloß wenn Göckingk durch den Droſt den berühmten Wolfenbütteler um Beiträge für Journal und Almanach drängte und einmal ſein Gewerb in Perſon anbrachte.

Gäſte mancher Art und Herkunft ſprachen, vor allem durch Leſſing angelockt, in Wolfenbüttel vor. Auch ein Franzoſe fehlt in dieſem Zuge nicht: ſchon 1773 war François Cacault, der künftige Dolmetſch der Hamburgiſchen Dramaturgie, nach einem langen italieniſchen Aufenthalt, mit Empfehlungen von Berlin und Halberſtadt ausgerüſtet, ein Vierteljahr hindurch faſt allabendlich von Leſſing, gewiß nicht nur mit deutſcher Philoſophie, bewirthet worden. Er hatte eben einiges aus Ramler überſetzt und war noch in manchen Vorurtheilen befangen; nun ſtach ihm Leſſing den Staar. Der „philoſophiſche Reiſende" zog von Leſſing weiter gen Bückeburg, um in Herder die Fülle deutſchen Originalgeiſtes zu ſchauen; er ſtammte aus demſelben Nantes, wo Herder vor ein paar Jahren dieſe Fülle ſeiner Intereſſen in einem unſchätzbaren Tagebuche geſtaut hatte. So ſchlangen damals die Bildungsreiſen und Beſuche Netze von Land zu Land, von Ort zu Ort, von Mann zu Mann. Im gleichen Jahre war der Holſte Schönborn, Gerſtenbergs Freund, durchgefahren auf dem Wege zu Goethe. Hatte

C. F. Cramer flüchtig die Göttinger Genies vertreten, so erfuhr im April 1777 der Theaterdichter Klinger als Repräsentant des rheinischen Kreises neben seinem Principal Seyler, wie leicht mit Lessing trotz allen Klüften des Geschmacks und Stils zu verkehren sei und daß auch der heftigste Kraftmann sich nicht gegen die Bekanntschaft dieses freien Menschen sperren solle. Natürlich führte manche Begegnung nicht über ein paar oberflächliche Worte hinaus, da Lessing keine Neigung hatte, für die Fremden geistreiche Redensarten bereit zu halten und seine Unruhe oft dazwischen sprang. So schreibt Zoëga (an Esmarch 10. Juli 79): „Herrn Lessing habe ich in Wolfenbüttel gesehn, oder wenn man will gesprochen, nämlich wo die Herren herkommen und wo sie hingehn, und schiavo. Er ist auch der einzige, dem ich diesmal qua Gelehrsamkeit die Cour gemacht habe, und soll auch der einzige bleiben. Es ist ein langweilig, unerträglich Ding, wenn man ohne Introduction mit so einem Manne zu reden hat." Dagegen fanden, wie F. H. Jacobi bezeugt, im Sommer 1780 zwischen Lessing und Marchese Luccheſini, dem Diplomaten des Fürstenbundes, den Goethe dann in Italien als vollendeten Weltmann kennen lernte, sogleich bedeutende philosophische Gespräche statt, deren Lessing lebhaft und unter Lobeserhebungen des „sehr hellen Kopfes" gedachte.

Seinen ersten Besuch wiederholte der artige, reich gebildete und litterarisch erfahrene Boie im Mai 1778, wo er Lessing „theologischen Ketzereien hingegeben" fand und Einblick in germanistische Vorarbeiten erhielt. Ihm hatte Eschenburg eine Abschrift jenes furchtbaren Briefes über den Tod des Lessingschen Söhnleins geschickt und der begehrliche Redacteur darauf hin seine Sehnsucht nach Beiträgen Lessings gezügelt, den er durch den doppelten Schlag in tiefen Schmerz versunken wußte. Für Boie war alles Meisterwerk, was von Lessing kam. Er that viel zur Verbreitung des „Nathan" und ließ es sich nicht anfechten, daß die seinem eigenen, der Beihilfe so werthen Unternehmen, dem Deutschen Museum, von Lessing versprochene Mitarbeit ganz ausblieb. Mit ihm fand H. P. Sturz gastliche Aufnahme für einige angeregte Tage, einer unserer saubersten Prosaiker, den Lessing seit langem schätzte und dessen in die Kopenhagener Katastrophe verwickeltes Schicksal er mit freundschaftlicher Theilnahme verfolgte. Sturz hatte auch England und Frankreich bereist, er konnte aus persönlicher Bekanntschaft von Dr. Johnson

und Garrick wie von Diderot und dem Pariser Theater erzählen, er war in Bernstorffs dänischem Kreise heimisch und mit Klopstock intim, ein kluger Mittler zwischen der älteren und der jüngeren Generation, voller Interessen bis zu kleinen altdeutschen Gedichten und neugefundenen Leibnizbriefen. In Fragen des „Laokoon" wie der „Dramaturgie" hatte er feinsinnig eingegriffen, immer mißtrauisch gegen das eigene Urtheil, wenn er sich mit Lessing uneins fand, und diesem gehuldigt auch in parodirten französischen Nachtischgesprächen, dem homme à talens que ce Le Singe — „Welcher Franzos vereinigt so viel gründliches Wissen mit so viel Genie als Lessing!" Schon ein Jahr später, 1779, sollte Deutschland Sturzens allzufrühen Tod beklagen. Eilends strich im Januar der unruhige Georg Forster durch Braunschweig; aber „ein Mann, der um die Welt gereiset ist" durfte eine schlechte Fahrt zum Wolfenbütteler Schmause nicht scheuen, nachdem geselliges Beisammensein an Eschenburgs Tisch ihn Lessingen empfohlen hatte. Von Jugendfreunden kam Gleim manchmal herbei oder schickte aus dem Weghaus ein Zettelchen, daß er wieder bei Angott in Braunschweig absteige. Der Brave war als freundlicher Onkel Malchens Liebling, und man neckte sie, wenn in ein Gespräch der Männer ihre angelegentliche Erkundigung nach Gleim naiv hineinplatzte, dessen flache Schwatzhaftigkeit reife Geister leicht ermüdete.

Gesprächig von Natur, hatte Lessing keineswegs die Neigung allein das Wort zu führen, so daß der berühmte Anatom vom Haag, Peter Camper, nach einem Besuche lustig über den verfluchten Kerl polterte, der immer des andern Rede in Fluß bringe, da man doch komme ihn selbst zu hören. Aber auch unberühmte Wanderer fanden Tisch und Bett und mehr bei dem Großen, dessen Güte und Geduld nicht geringer war als seine Streitlust und Hitze. Da erschien im Sommer 1779 ein halbverrückter cynischer Philosoph, der Deutschrusse Könemann, und wurde sammt seinem entsprechend struppigen Hund, einem Pendant zu Justs Pudel, monatelang von Lessing unterhalten, auch auf Besuch nach Braunschweig mitgenommen, ohne daß die Lächerlichkeiten, die unangenehmen Manieren und die tolle, in scheußlichem Deutsch geschriebene Metaphysik des armen Teufels seinen Wirth je störten. Er wußte sehr gut, daß der Livländer das Buch, zu dessen Vollendung er sich Unterschlupf erbeten, nie zuwege bringen würde, ohne jeden Schaden

für die Welt, und lächelte zu der auf seine Bemängelung der Sprache gegebenen Antwort, dies Gebrechen möge man ja einfach in der Vorrede zugestehen. Hatte Könemann sein Brot mit dem verhungerten Köter getheilt, so wollte Lessing seinen letzten Wecken mit dem Philosophen brechen. Dieser kündigte, als die Tage sich wieder längten, plötzlich seine Abreise an und zog nicht ohne ein Viaticum aus Lessings offenem Beutel von dannen. Der uns diese Episode, vielleicht mit einzelnen journalistischen Ausschmückungen, als Augenzeuge erzählt hat, ist der Jude Alexander Davesson, von dem wir nicht wissen, wie weit Charakterschwäche, wie weit widrige Zufälle sein Geschick in die Irre führten. Halb Kaufmann, halb Litterat, mannigfach gebildet, aber haltlos, ist er im Vagabundenleben verdorben, gestorben. 1779 that er in Braunschweig eine Kunsthandlung auf für Vasen und Medaillons, Gemmen und Terracotten, Londoner Abgüsse von Antiken, Kupferstiche, physikalische Instrumente, und sein Laden verführte, wie es scheint, den alten leichtlebigen Herzog zu unnützen Ausgaben. Als nach Karls Tode der Thronfolger und Sparmeister, schon länger über derlei verschwenderische Käufe und Schenkungen grollend, Cabinetjustiz übte und Davesson ins Gefängnis warf, da bemühte sich Lessing nicht bloß in Braunschweig für seinen Bekannten, der sich ihm gleich Madame Davesson manchmal gefällig erwies und bei dem er auch ein Spielchen nicht verschmähte, sondern bot dem seiner Haft entlassenen Nachbar längere Zeit ein Asyl, ohne Furcht, dadurch oben ein Ärgernis zu geben. Und als der Jude, von rechts und links bedreut, im December 1780 das widerspänstige Glück anderswo suchen wollte, schrieb Lessing eine schöne Empfehlung an Mendelssohn: „Der Reisende, den Sie mir vor einiger Zeit zuschickten, war ein neugieriger Reisende. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, ist ein emigrirender. Diese Klasse von Reisenden findet sich unter Yoricks Klassen nun zwar nicht; und unter diesen wäre nur der unglückliche und unschuldige Reisende, die hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klasse gemacht, als sich mit einer beholfen, die eine so unschickliche Benennung hat? Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wol immer fehlen lassen. Eigentlich heißt er Alexander Davesson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute auf Verhetzung der Ihrigen häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von

Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten ſicherſten Weg nach dem europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt". Daveſon verließ Braunſchweig bei Leſſings Lebzeiten nicht. Seine Treue ſteht außer Zweifel, und dieſer Umgang ehrt Leſſings Herz, mag auch Gleim dem Hauſe Davidſohn einen ungünſtigen Einfluß auf Malchens Ton und Kleidung nachſagen und das weitere Leben des unſteten Schlemihl recht zweideutig erſcheinen. Auch in England war ſeines Bleibens nicht. Nach der Rückkehr wurde er in Schröders Theater grauſam ausgepfiffen, als er in einem „attiſchen Declamatorium" die Bühnen- und Parlamentsberedſamkeit Londons den Hamburgern zu Gehör bringen wollte. Unter fremden Namen, Lindemann, Lang, meiſt Karl Julius Lange, ſchrieb er in Bayreuth die Reichs- und Staatszeitung, redigirte aus Franken verjagt in Altona ein neues Journal, und Nicolai beobachtete 1803 ſeine Spur im Kotzebue-Merkelſchen „Freymüthigen", wo „Profeſſor Lange" alles mögliche zum beſten gab, über Nationalökonomie und deutſchen Purismus, eine Art Novelle, Anekdoten, etliche friſch erzählte Leſſingiana. Die Noth ſcheint den unſeligen kleinen Publiciſten ins franzöſiſche Lager getrieben zu haben. Er hatte weder Glück noch Stern ſchon in jüngeren Jahren, und Leſſing als guter und getreuer Nachbar fragte nicht peinlich nach dem Verdienſt, wo er helfen konnte.

Über alle Entbehrungen ſiegte immer wieder das vollſte Bekenntnis ſeiner geſelligen Humanität, das im 88. Stücke der „Dramaturgie" prangt; er konnte nicht glauben, daß ſo ein Diderotſcher Held dreißig Jahr durch die Welt geirrt ſei, ohne die Zärtlichkeit eines Menſchen empfunden, ohne irgend jemand angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: „Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht anders vorſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt, ein Bär geboren zu ſein, als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Menſchen ſo lange verlaſſen ſein! Man ſchleidere ihn hin, wohin man will: wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo fällt er unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt, auf allen Seiten bereit ſtehen, ſich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht glückliche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Waſſers berühren

darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen: Das Waſſer heiße, wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean".

Auf das Weltmeer werden wir freilich nicht hinausgeführt, ſondern zunächſt übers Weghaus, das beliebte Stellbichein, nach Braunſchweig. Oben, nicht allzu häufig, empfing ihn der Hof des Herzogs, der Herzogin-Mutter, in Bechelde war er Ferdinands Gaſt — unten machte ein wackerer Buchhandlungsfactor ſeinem wertheſten Herrn Leſſing das Compliment, die Frau Factorin Flörke habe ihn ſo lieb, daß ſie ihm wol gar einen von ihren Jungen zukommen ließe.

Leſſing hatte, wie bekannt, ein Abſteigequartier in dem Gaſthof des Weinhändlers Angott am Ägidienmarkte gemietet, wo er, zur Bequemlichkeit ſeines Bedienten daheim, ſich mit einem Lohndiener behalf und auch bei dieſer guten Seele ſehr in Gunſt ſtand. Braunſchweig erfreute ſich einer regen Geſelligkeit. Eifrig theilnehmend vergaß hier Leiſewitz, erſt 1778 als Landſchaftsſecretär beſtallt, ſeiner Hypochondrie und würzte einen ſehr langen Brautſtand durch freundſchaftliche Genüſſe, deren heitre und ernſte Zwiſchenfälle der genaue Mann, auch zum Frommen der Leſſingforſchung, im Tagebuch verzeichnete. Der Hauptverſammlungsort war Rönckendorffs Weinkeller in der Breitenſtraße. In dieſer 1778 eröffneten „großen auberge unter dem Namen Hôtel d'Angleterre" ließ ſich erſt ein freier Verein nieder, um vom Herbſt 1780 an als Großer Club mit feſten Satzungen faſt alle namhaften Männer der Stadt und einige Nachbarn zu umfaſſen, Hofherren, Officiere, Beamte, Kaufleute, Gelehrte, unter dem Vorſitz des lebensfrohen Herrn von Kuntzſch. Auch Hardenberg, der ſpätere Staatskanzler Preußens, auch Jeruſalem ſchloß ſich nicht aus. Da wurde bei einem guten Tropfen die Karte gerührt oder ein buntes Geplauder getrieben von Politik, Religion, Litteratur; manchmal ging es recht ausgelaſſen zu, ſo daß Hardenberg meinte: die Heiden toben gewaltig, und dann ſaß Leſſing mit am luſtigen Ende, ein trockenes Witzwort in die Tafelrunde werfend, wie daß der prunkhafte Dichter des „Renommiſten", Zachariä, doch kein Z auf ſeine Kutſche malen ſolle, denn man werde ſagen, es ſei nichts dahinter. Leſſing traf im Club auch die Freunde, deren häusliche Gaſtlichkeit er gern annahm. Schmid, den alten braven Anakreon und Büchermann, der launig beſcheiden Leſſings Falkenauge

und sein eigenes Maulwurfsgesicht verglich; Eschenburg, mit dem nicht bloß ältere deutsche Dichter und Shakespeare ein allzeit ergiebiges Thema waren; Ebert, der unentwegt die Liebe zu Lessing mit der Vergötterung Klopstocks und Stolbergs paarte und die Begeisterung für Wieland obendrein gab, zumal für den auch von Lessing bewunderten „Oberon", den leichten, melodischen Fluß, tanzend in der Kette des Reims, und „seiner Prosa süßen Klang, harmonisch fest wie sein Gesang". Dann stimmte selbst Leisewitz, obwol ihm vom Göttinger Bund her wenigstens eine dämpfende Kühle gegen Wieland geblieben war, bei im Preise dieser Wellenlinie des Stils, dieses herrlichen Meisterstücks, dessen Anregungen aus der englischen Poesie er sofort gewahrte und dessen Mühelosigkeit er beneiden mochte, denn ihm selbst gedieh nichts: all seine historischen, litterargeschichtlichen, satirischen, dramatischen Plane stockten. Kaum daß er einen Aufsatz über Wechsel zu Papier brachte und mit Lessing durchsprach; beide hatten Erfahrungen auf diesem Gebiete. Als der Karlsruher Allerweltsmann und Vielschreiber Ring im Spätsommer 1780 in Braunschweig von Thür zu Thür lief, um das Handwerk zu grüßen, notirte er sich neben Leisewitzens Verzicht auf weitere Schriftstellerei: „Lessing munter, witzig, macht sich nichts aus dem Ruhm und vielem Geschrei, zweifelt ob er wieder was herausgeben werde". In Gesellschaften, wo Musik gemacht wurde, traten wol Lessing und Leisewitz „in der gehörigen Entfernung" zu einem Privatgespräch zusammen. Bei diesen Braunschweigern fanden die neuen Propheten keine Gnade, man ging mit Lavater ins Gericht, auch die Physiognomik, das spielende Lieblingskind des genialen Individualismus, war nicht nach Lessings Sinn. Ein ander Mal stritten Lessing, Leisewitz, Schmid, Kuntzsch über die Liebe: „Wir waren", so meldet das Tagebuch, „ungemein aufgeräumt, rabotirten, lachten, philosophirten, seladisirten und verbanden die beiden letzten Dinge in einem Discours über die Liebe. Ich behauptete, alles bei der eigentlichen Liebe laufe auf physische Bedürfnisse heraus, Lessing war anderer Meinung"; auch dies ein Zeugnis, daß es ihm nicht so gar Ernst um jene paradoxen Trümpfe gegen Werthers Liebespein gewesen war. Wie seine humane Neigung, keinen Menschen so behandelt zu sehen, daß auch nicht ein gutes Haar an ihm bleibe, sondern bei jedem etwas Liebenswürdiges, Nachahmungswerthes zu suchen, den Tagesklatsch läuterte, zeigt ein von Davison überliefertes

Geſchichtchen: in Braunſchweig hatte ſich ein ausſchweifender Stallmeiſter erſchoſſen und zärtliche Abſchiedsworte an ein Freudenmädchen hinterlaſſen; man verwünſchte ihn darum und ſchalt über die feile Dirne; Leſſing aber wollte den Brief als ehrenden Beweis einer aufrichtigen Anhänglichkeit würdigen und fragte die Tugendkrittler, ob ſie denn wüßten, was dies Mädchen, aus Noth eine Dirne für Fremde, mit ihrer Liebe dem Stallmeiſter geweſen ſei?

Gelegentlich ſtieg man tiefer in der geſelligen Luſt. So hatten die Genoſſen, unter ihnen Graf Marſchall, 1778 in einem elenden Bauernkrug bei Bier und Taback ſich ein erbärmliches Puppenſpiel gefallen laſſen, wo Prinz Caſtilio von Caſtilien ſeine Prinzeß vom Drachen befreite und Hanswurſt alles mit geiſtreichen und lieblichen Reden durchwirkte. —

Neben dem perſönlichen Verkehr lief oder ſchlich der briefliche. Bruder Karl machte übereifrig den Berliner Berichterſtatter, viel ſeltener ließ ſich Theophilus hören, dem Leſſing nicht einmal Evas Tod gemeldet hatte. Der Juſtitiarius Gottlob erfuhr dieſen Trauerfall erſt nach einem vollen Jahr und ſchrieb einen entſetzlich philiſtröſen Beileidsbrief, während die einſame Schweſter in ihren ewigen Nöthen dem Bruder ohne jedes Zartgefühl vorhielt, er könne ja leicht helfen, da er weder Weib noch Kind, ſondern nur ſeine Perſon zu verſorgen habe. Alte Fäden wurden fortgeſponnen mit Gleim, mit Ramler, dem Gehilfen beim „Nathan", mit Moſes. Wol war ſich Leſſing bewußt, daß dem Treuen gar vieles in ſeiner Theologie fremd ſein müſſe und die Mittheilung aller neuen Gedanken ihren Bund ſchwerlich feſter ſchlingen werde; aber ein Lob Mendelsſohns ſättigte ihn doch, er „kaute und nutſchte" an ſo einem Briefchen und hegte die „Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage", wie jeder alternde Mann gern in Jugendfreundſchaften eintaucht und den Gefährten ſeiner friſchen Wanderjahre die Hand drückt, wär's auch nur um ſich am ſchwachen Abglanz eines lang entſchwundenen Morgenroths zu tröſten. Gegen Nicolai freilich wurde er immer einſilbiger und kühler. Die Theologie, von andern Hinderniſſen abgeſehen, machte auch da ein Loch, ja Leſſing ſtellte dem Verleger der Allgemeinen deutſchen Bibliothek ſchroff die Frage, ob er die Partei ſeiner geiſtlichen Kämpen nehme, die den Fragmentenſtreit anfangs todtſchwiegen, bis er mit größerem Ärger ſah, „wie armſelig die

Blindschleiche (Lüdke) daher gerutscht" kam. Es ist ein Vorklang der Xenien und der romantischen Treibjagd, wenn Herder es nun freundschaftlich als eine nachwirkende Schuld Lessings hinstellte, daß er sich einst in den „Litteraturbriefen" habe die Schuhe von Nicolai nachtragen und verschleißen lassen. Er selbst war der großen Berliner Recensirmaschine unmuthig entronnen. Lessing verläugnete den alten Cumpan oder vertheidigte ihn drollig: Nicolai kümmere sich im Grunde viel mehr um einen guten Braten und eine lächerliche Schnurre als um Kunst und Wissenschaft — und wenn ihr ihn nicht leiden mögt, warum schafft ihr ihn nicht bei Seite? Eben focht Nicolai auch mit Wieland einen unerfreulichen Strauß aus.

Lessing stand jetzt weit näher zu Weimar als zu Berlin. Es waren die zehn Weimarischen Jahre, wo das Gestirn Herders und Goethes neben dem für unser Auge mehr als billig verdunkelten, der damaligen deutschen Welt heller strahlenden Lichte Wielands emporstieg. Wieland, einst so böse wegen der gegen Zürich gerichteten „Rache" der Litteraturbriefe, dann so gelehrig und auch für den Beistand des Dramaturgen so dankbar, hatte dem „großen Mann" einen überströmenden Huldigungsbrief gesandt; Lessing mit ungewöhnlicher Wärme geantwortet, er achte diesen Verehrer unendlich hoch, zur vertrauten Freundschaft fehle ihnen nur der persönliche Umgang. Sie sahen einander nicht, und auch Goethe konnte nicht mehr nachholen, was sein knabenhafter Eigensinn einst in Leipzig versäumt hatte. Er schätzte „Nathan", wie er brieflich den Schöpfer nach dem Geschöpf nennt, auch als Kämpfer mit wachsender Theilnahme, bis er im Alter allen obscuren Mißwilligen den kräftigen Spruch zurief:

Sie haben Lessing das Leben verbittert,
Mir sollen sie's nicht.

Als Leisewitz, um trügerische Hoffnungen zu verfolgen, im Sommer 1780 Thüringen bereiste, fragte ihn alle Welt nach seinem großen Freund: Anna Amalia, die Braunschweigerin, die von Lessing einmal durch die Rotunde geleitet worden war, ihr Wieland, die gebildeten Männer und Frauen des Musenhofes; nur in Gotha, wo „Emilia Galotti" Anstoß erregt hatte, fand ein begeisterter Nathanfreund wie Prinz August doch, daß dieser deutsche Zeitungsschreiber gar zu un-

säuberlich mit den lieben Franzosen fahre. Gewiß erzählte der Heimgekehrte auch von Goethe, der ein Gespräch über Voltaires Aufklärungsarbeit „mit der größten Achtung" zum Verfasser der Anti-Goeze und des Nathan fortleitete und den Deutschen ihre Unfähigkeit, Laune zu empfinden, auch im Hinblick auf Lessing vorwarf.

Leisewitzens Niederschriften über reiche Stunden bei Herder melden gleichfalls, daß „besonders von Lessing" die Rede war. Es sind auch der äußeren Zeugnisse übergenug vorhanden, wie warm Herder im Privatkreise seine Liebe und Theilnahme kundgab, mochte er später seinem treuen Georg Müller den Nathan erläutern und „unverbesserlich fein" recitiren oder die Bitterkeit in theologischen Händeln aus Lessings Jugenderfahrungen begründen und zusammenfassend „dem ehrlichen, biedern, kalten Deutschen" huldigen. In den „Volksliedern" fand Lessing seinen Namen mit Ehren genannt, ein Exemplar der „Plastik", die er im theologischen Wirrwarr leider bei Seite schieben mußte und nicht beurtheilte, empfing er mit der Widmung „Dem Verf. Laokoons vom Verf.", und Grüße inniger Gemeinschaft wurden zwischen den beiden Humanen gewechselt: „Es ist niemand in Deutschland, der Sie mehr hochschätze und theurer halte als ich" schreibt Herder — „Da ich Sie so von Herzen hochschätze" bekennt Lessing und fragt sich, wenn er etwas Neues in die Welt schickt, sogleich: „Was wird Herder dazu sagen?" Der letzte Brief an Lessing, von dem wir wissen, kam aus Weimar, ein herzlicher, unerfüllbarer Wunsch: „Leben Sie wol, lieber Lessing, und werden ja bald und völlig gesund."

Herders Erinnerung verweilte gern und andächtig bei dem kurzen Zusammensein in Hamburg. Dort wußte Lessing die Treusten der Getreuen als „Brüder" und „Schwestern" zu einer Gemeinde in seinem Namen vereinigt, voran Elise, und nur in einer dunklen Stunde, da körperliche und seelische Leiden ihn übermannten, konnte er einmal bitterlich klagen, selbst die, um deren Hand er nicht vergebens geworben haben würde, verlasse ihn jetzt, nur im ersten Ärger die Nachlässigkeit eines jungen Reimarus, der auf der Durchreise in Wolfenbüttel den Vertrauten des Hauses, den Pfleger der „Fragmente" überging, als ein Erkalten der Familienfreundschaft beargwöhnen. Vor den Hamburgern schüttete er sein Herz aus, wenn es springen wollte, wie im Kriegsjahre 1778 (9. August): „Ich bin mir hier ganz allein überlassen.

Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von neuen Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte" — pecuniären Eigennutzes — „nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen. Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt. — Sehen Sie, meine gute Freundin, so ist meine wahre Lage . . . Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. — Gnug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" Und die kluge, warmherzige Freundin, die sonst ruhig zum Guten sprach, empfand es tief, daß einer so empörten und in sich zurückgepreßten Gemüthserregung nicht immer gelassener Rathschlag, sondern bisweilen auch eine heftigere Sympathie fromme; deshalb wallte, als sie 1780 durch die Regensburger Ränke Lessings ganze Existenz gefährdet sah, ihre Theilnahme leidenschaftlich über: „Um Gotteswillen, was für eine Nachricht! Und an dem allen sind wir — — der Gedanke verfolgt mich wie Todschlag. Verfluchen möchte man jeden Schritt, der zur Aufklärung der Wahrheit für diese Welt geschieht! — Es soll ja finster drin bleiben." Jeder Brief, jede Nachricht fand bei ihr einen wolthuenden Widerhall, und die beständige Umfrage in der Gemeinde, ob denn niemand etwas von Lessing gehört habe, erquickte seine einsamen Stunden.

Als der Goezekrieg alle Hamburger in Athem hielt, erschien er, nicht bloß um Geldgeschäfte der Stiefkinder abzuwickeln, als Anti-Goeze in Person. Elise staunte über seine Aufnahme, denn selbst wer ihn seit der Herausgabe des letzten Fragments wie die Erbsünde zu hassen schien, empfing ihn nun als alten Freund; er hätte dem Hauptpastor keinen ärgern Streich spielen können. Der Nöthigen Antwort erste Folge brachte er außer den Freimaurergesprächen als geheimes Gastgeschenk mit, wohnte aber vorsichtshalber nicht bei den Kindern des großen Ungenannten und wollte seine Besuche mehr nach Klugheit als nach Neigung einrichten. Am 12. September 1778 war er mit Malchen

eingetroffen, auf vierzehn Tage, die sich aber in Folge einer Erkrankung der Tochter bis zum 18. October ausdehnten; auch mag die Eile, das liebe Hamburg mit Wolfenbüttel zu vertauschen, nicht groß gewesen sein. Am vertrauten Theetisch, der noch in der französischen Revolution und später eine bedeutsame Tafelrunde vereinigte und wo der Schwabe Reinhard Stinchen Reimarus zur Braut gewann, verstand man auch Lessings „Grillen" und „Galle". Da wurde vom Nathanentwurf gesprochen und von der verhaßten Censur, von der orthographischen Influenza und dem für gemeine Geister unerschwinglichen Sinn neuer Klopstockverse, von Basedows Pädagogik und Gibbon's Geschichtswerk, stets in der klaren, geraden Weise, die hier daheim war. Elise berichtete über die empfindsamen Aufklärungskämpfe Hennings' und wollte gern eine ungleiche Allianz zwischen dem älteren und dem jungen Freunde schürzen. Daß von Goeze fleißig die Rede war, versteht sich von selbst. Ebendamals sollte dem sel. Alberti ein ländliches Denkmal gesetzt werden; Ebert dichtete die Inschrift auf den Unvergeßlichen, dem kein Ketzermacher das Himmelreich rauben könne.

Zu alten Genossen wie Claudius traten rasch gewonnene neue Freunde wie Joachim Heinrich Campe. Der hatte die Dessauer Philanthropinirrungen hinter sich und führte, auch von Schuback brav gefördert, nun ein stilleres und behaglicheres Pädagogenleben, das Häuflein der 1779 im „Robinson" verewigten Knaben unterrichtend und einer Schriftstellerei für Kinder hingegeben, die trotz mancher üblen Mischung von Erzählung und zopfiger Katechisation vielen tausend Kleinen zum Segen ward, obwol Goeze auf der Kanzel dagegen wetterte, daß Campe die liebe Jugend verderbe und in die freie Natur hinaus spazieren führe statt nach St. Katharinen. Der „Robinson" wurde Fritzchen König als Geschenk des Verfassers nicht vorenthalten. Ein Opfer liberaler Theologenbildung im Sinne der Teller und Semler, war Campe rasch mit den Reimarern gut Freund geworden, den „guten, köstlichen Menschen, die einen Misanthropen mit dem Menschengeschlechte aussöhnen könnten", und stimmte innerlich zur Gemeinde auch durch seine alte Verehrung für Lessing. War diese Bewunderung schon bei Lessings Berufung nach Braunschweig in überschwängliche, recht geschmacklose Verse ausgeflossen, so pries er fortan verständig „Nathan", „Ernst und Falk", die „Erziehung". Als er eben dabei war sein

Schriftchen über die letztgenannte Spende abzuschließen und so an dem Baum voller Geistesfrüchte zu schütteln, ereilte ihn die Nachricht, Lessing sei nicht mehr: „Wer ihn als Dichter gefühlt und als Denker gefaßt hat, wird seinen Verlust beklagen. Beredter mag es mancher, aber inniger wird es so leicht niemand thun, als ich, der ich seit zwanzig Jahren in dem Gange seines Geistes jeder Spur mit Ängstlichkeit gefolgt bin, und die Bildung des meinigen dieser Nachwanderung danke. Dies Geständnis sei mein Kranz um seine Urne." Er widmete dem Todten nicht bloß eine schlichte Nänie, sondern sorgte als Braunschweigischer Schulrath für die würdige Herstellung und Erhaltung des Grabes. Die „furchtbare Waschfrau" der Xenien, in denen ja auch Hennings arg gezaust wird, war in der Lessingzeit noch nicht zur großen Säuberung der Teutsprache, welche seine lexikographischen Verdienste beeinträchtigt, vorgeschritten und in Briefen selbst auf bequemen Fremdwörtern zu ertappen. Er gab sich durchweg als ein wackerer Mensch, der lieber mit Profanen Gutes thun als mit aufgeblasenen Logenherren über die Rechtstitel eines Dürftigen streiten wollte. Lessing erörterte gern mit ihm mündlich oder schriftlich die gemeinsamen Interessen der Theologie und Freimaurergeschichte, zollte den älteren Philosophischen Gesprächen Lob und Kritik, und, schläfrig im Kreise von Schöngeistern, war er lebhaft und aufgeknöpft gegenüber dem „festen, unschwärmerischen Mann", harmlos neckisch gegen Frau Lotte. Wie er ihre kleinen Anfälle von Herrnhuterei bespöttelte, zur selben Zeit, da er mit dem Gatten ernst die Unsterblichkeitsfrage erwog, hat uns Elise hübsch erzählt: als die Campe ein Auferstehungsfest auf dem Barbyer Kirchhof schilderte, wie da die Namen der verstorbenen Brüder und Schwestern feierlich aufgerufen worden seien, fiel Lessing trocken ein: „und sie antworteten eins nach dem andern: hier" — ein reimarisches Gelächter machte der Andacht der Stillen im Lande den Garaus.

Mit Campe ging's auch nach Wandsbeck hinüber zu Claudius und Voß, eben als das idyllische Hausen der beiden aus weichem und aus hartem Holze geschnitzten Männer sein Ende fand, und weil der bescheidene Hausrath schon für das Land Hadeln verfrachtet war, saß man fröhlich auf Kisten beisammen. Der Dolmetsch Homers, begeistert für die „ganze Lessingheit", die Goezen gepackt und zermalmt habe, schaute nun ohne Beklemmung in die „Tigeraugen" und folgte trotz

aller häuslichen Bedrängnis gern der Einladung nach Hamburg. Ein luſtiger Streit, wie die zwei Wandsbecker hommes de lettres, um nicht gegen alle Höflichkeit die Ehrenplätze einzunehmen, ſich den Mietern der Kutſche auf den Schoß ſetzten und in dieſer Gruppirung lachend abfuhren, blieb Frau Erneſtinen in Erinnerung. Aber noch ein ander Bild hielt ſie feſt und hat es uns in ihrer ſchlichten, reinen Art überliefert: Leſſing wurde einmal bei Büſchs mitten im lebendigſten Geſpräche, das aller Aufmerkſamkeit auf ihn heftete, vom Schlaf übermannt und nach Malchens Bitte, man möge ihn nicht durch rückſichtvolles Schweigen verſtimmen, ſich ſelbſt überlaſſen: „Er hatte den Kopf auf den Tiſch gelegt; als er erwachte, war er verlegen, ſeine ſchönen hellen Augen hatten allen Glanz verloren, und er redete wehmüthig mit Klopſtock über dieſe Schwäche, von der er durch die Reiſe Heilung gehofft hatte". Auch was Stolbergs „Jamben" von dem Beſuch eines jungen Dichterlings erzählen, deſſen Elegie Leſſing, aus dem Schlaf auffahrend, durch ein höfliches Gelächter unterbrach, weil er ſchon während der vorausgegangenen Recitation eines Scherzgedichtes eingenickt war, kann wol auf einem damaligen Vorfall beruhen.

Neidiſch mochte Leſſing den reiſigen, wetterharten Klopſtock anſchauen, ſo wenig ihm auch die jüngſt beſorgte und nun jahrelang fortgeſetzte Vergötterung des Sängers und des Menſchen durch Cramers weihrauchduftige, dithyrambiſche Bände „Tellow an Eliſa" und „Klopſtock. Er und über ihn", die das Neueſte aus Plundersweilern ſo köſtlich verhöhnt, behagen konnte. „Er", im Vollgefühl ſeiner Dichterwürde und erhöhten Menſchheit, nahm dieſe Abdrücke, Notenſchwärme und Denkwürdigkeiten hin wie der Gott ein frommes Opfer. Klopſtock achtete nach wie vor Leſſingen mit einer gewiſſen Scheu. Auch der unreife Thyrſosſchwinger wahrte einen gezwungenen Reſpect, obwol die alte Kritik gegen Vater Cramers „Nordiſchen Aufſeher" unvergeſſen war: Racheſchwüre trafen Nicolai, den „Erb- und Erzfeind meines Hauſes", und ſeinen Samen, Leſſing jedoch erſchien als der Löwe, der einmal mit dem Eſel jagte. Klopſtocks Cirkel nahm Leſſing ſchon deshalb für keinen rechten Dichter, weil er nicht einzig und allein Poet war und die Wiſſenſchaften nicht bloß als gelegentlichen Sport betrieb. „Seit Leſſing", ſo hatte Tellow-Cramer zwei Jahre vor dem Nathan öffentlich erklärt, „als Bibliothekar die Wolfenbüttler Selten-

heiten durchkramt, bleibt er immer der Ersten einer in seinem Fache. Aber seitdem er keine Emilien mehr macht, hat er aufgehört Deutschlands Shakespeare zu sein. O daß der Brutus so eingeschlummert ist." —

Erfrischt kehrte Lessing im October 1778 nach Wolfenbüttel zurück, seine krankhafte Schlafsucht schien überwunden, neue Kraft durchdrang nun den „Nathan". Einiger Gäste, die ihn während der theologischen Nachwehen aufsuchten, wurde bereits gedacht, nach seiner innern Bedeutung schon gewürdigt der Eintritt Friedrich Heinrich Jacobis am 5. Juli 1780. Er kam mit seiner Halbschwester Helene und gefiel auch den Braunschweigern sehr, sowie er bald darauf in Hamburg, wo er mit der „vortrefflichen Familie des alten tiefverdammten Reimarus" enge Freundschaft schloß, und in Wandsbeck den besten Eindruck machte. Das Seltsame hatte sich begeben: ein Nachzügler des „Werther" fand, von Goethe unfreundschaftlich genug ausgehöhnt, Gnade, Wolgefallen, Ermunterung bei Lessing, und freudig beschämt empfing Jacobi den „Nathan" als Gegengabe auf sein „grillenhaftes Ding", den „Woldemar". Die Art, wie er Lessings Begleitzeilen als einen freundschaftlichen Händedruck mit überwallenden Schwüren und Herzensergüssen an den „König unter den Geistern" beantwortete, war echt, ohne jede Mache, denn in dem weichen Wesen des Gefühlsphilosophen lag, selten nur durch jene Hartnäckigkeit, die des Schwachen Stärke ist, beirrt, ein tiefes Bedürfnis zu verehren. Er hatte den Jugendfreund in Weimar verloren, nun durfte er Lessing umarmen und traf ihn über alles Hoffen erschließend und theilnehmend. So war es auch natürlich, daß Jacobi halbe Worte Lessings über Goethe und Wieland ganz in dem Sinne nahm, den seine damalige Verstimmung suchte: Wieland sei leichtfertig, weil er eine preisende Epistel auf den zauberischen Ankömmling Wolfgang gedichtet; sein planloser Oberon habe nur Detailschönheiten; Goethe werde, wenn er je zu Verstand komme, nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch werden . . . Gewiß konnte Lessing weder das Frankfurter Genie noch den Weimarischen Dichter-Staatsmann recht verstehen — aber hielt er den für toll oder für mittelmäßig, dessen „Prometheus" ihn sowol auf Aischylos als auf Spinoza zu reden brachte und dem Hauptthema eines folgenschweren Verkehrs Schwung gab? Die Absicht mit Jacobi nordwärts zu reisen wurde,

nachdem schon früher ein Plan auf Berlin sich zerschlagen hatte, nicht ausgeführt; doch Jacobi holte rasch seine Söhne aus Claudius' Schule der unverfälschten Natur ab und sprach wieder bei Lessing vor, der dies Jahr auch den Bruder Johann Georg schon einmal in Wolfenbüttel beherbergt hatte und ihm im December eine neue launige Einladung zum Wohnen sandte — aber die nächste Unterkunft des empfindsamen Reisenden im Braunschweigischen war Lessings Sterbezimmer, wo er anakreontisch trauerte. Friedrich Heinrich gewann auch Leisewitz, doch widmete er, was Lessing ihm an Enthusiasmus übrig ließ, vor allem dem Abt Jerusalem, den er in einem Brief an Heinse als Urbild der Würde und Heiterkeit schildert. Bei Jerusalem sollte er den letzten Abend nach dem Theater mit Lessing speisen; Lessing, aller Theologie müde, schützte Kopfschmerzen vor und blieb weg, obgleich der liebenswürdige Greis über den Retter seines Sohnes verbindlich gesagt hatte: er ist wol in den Bann gethan, aber man kann doch mit ihm essen. Am 1. August ging's zu Gleim nach Halberstadt; Lessing, Jacobi, Lene, die zwei Knaben, deren einer schon erstaunlich Shakespearefest war. Dumpfe Schwermuth und beschwingte Mittheilsamkeit wechselten bei Lessing während der Fahrt. „Sein Gesicht wurde entsetzlich", erzählt Jacobi aus diesen Tagen; ein krampfhafter Widerstreit gegen innere Leiden verzerrte die Züge, keineswegs, wie Jacobi wähnte, das Gefühl der Ohnmacht im Disput oder Gram über religiösen Zwiespalt mit der todten Eva, seiner „vernünftigen Frau". Noch bewältigte er kräftig die nagende Pein, die an seinem Mark zehrte. Die Philosophie riß immer wieder siegreich alle Zügel des Gesprächs an sich und blieb Herrin auch am Ziel der Reise. Leicht wäre Herder der Dritte im Bunde gewesen; nur die Unbestimmtheit der Jacobischen Einladung, die nichts von Gleims Herberge und nichts von Lessing als Gefährten enthielt, hinderte ihn herbeizufliegen, wie er dann schmerzlich gestand. Und dies Bedauern wuchs, als Jacobis Briefaufsätze ihm erst meldeten, wie „greulich bei dem alten Anakreon metaphysicirt" worden sei: „denn seine gutherzige Jungfräulichkeit hat mir wahrscheinlich aus einer Art von Scham und Schonung von allen diesen Blasphemien nichts gesagt". Der Wirth störte die beiden Philosophen, die ihre Probleme ohne sonderliche Rücksicht auf uneingeweihte Tischgenossen fortwälzten und bis heute deshalb von tiefer blickenden Litterarhistorikern der Unhöflich-

keit gegen Gleim und Gleminde, die von Jacobi kaum eines Wortes gewürdigte „Huldgöttin", geziehen werden, oder aus Schläfrigkeit und Hals- oder Kopfweh verstummten, als ihr Gastfreund seine harmlosen Späßchen zum besten gab. Obwol der liebe Mann, der ihnen nicht von der Seite wich und neben den am Sonntag auch noch Klamer Schmidt trat, sie in seiner ängstlichen Bemühung „wirklich dauerte", behaupteten sie „im Fall der Noth, daß die Metaphysik zu allen Dingen nütze sei." Verdutzt horchte Gleim auf, wenn Lessing, als es zu regnen anfing, mit einer geheimen Anspielung auf jene Gespräche über Gott und die Welt lächelnd sagte: das thue ich vielleicht, und Jacobi antwortete: oder ich. „Gleim", so erzählt Jacobi in seinem Buch entschuldigend, „sah uns an, als ob wir unklug wären; wie er denn die dreimal vierundzwanzig Stunden, die wir bei ihm zubrachten, große Noth mit uns gehabt hat, ohne müde zu werden, uns beständig nur seine heitere sinn- und geistreiche Laune, seinen lachenden Witz, und immer liebevollen, wenn auch scharf treffenden Scherz entgegenzusetzen". Auf die Tapetenthür des Hüttchens, die zum Stammbuch diente, schrieb Lessing nicht nur sein Dies in lite, sondern auch sein Ἓν καὶ πᾶν. Gleim verstand den tiefen Sinn nicht; selbst Herder, als er den Wahlspruch zuerst mit eigenen Augen las, wußte ihn noch nicht Lessingisch zu erklären: „Siebenmal würde ich sonst mein Ἓν καὶ πᾶν heruntergeschrieben haben, nachdem ich so unerwartet an Lessing einen Glaubensgenossen meines philosophischen Credo gefunden". Spät noch zeigte der Alte eine einsame Ecke in dem anmuthigen Gärtchen am Stadtwall als Lessings Lieblingsplatz, und sein kleines Mausoleum nahm 1781 zur Urne Kleists auch die Urnen Lessings, des Anakreontikers Götz und des — Horazianers S. G. Lange auf.

Lessing konnte seinem Malchen, die bei Verwandten weilte, melden, die kleine Lustfahrt sei ihm ausnehmend gut bekommen. Gleichwol schritt das innere Leiden vor, er alterte und mochte schon, als Voltaire, als Rousseau dahin ging, und er dem Meister Arouet die zweischneidige Grabschrift widmete, seines eigenen Endes denken.

Daß ich mit Epigrammen wieder spiele,
Ich armer Willebald,
Das macht, wie ich an mehrerm fühle,
Das macht: ich werde alt.

Und genöthigt sich in einem Stammbuch einzuzeichnen, scherzte er über das Kreuzchen, das ein Verstorbener hier statt des Leichensteins bekomme. Auch hätte Elise kaum so heftig bei den schwungvollen Fragen der „Erziehung" über die Palingenesie geweint, wenn vor ihrem Blick nicht „die Ruinen eines großen Mannes" und die Ahnung des schmerzlichsten Verlustes aufgestiegen wären. Wie unablässig er arbeitete und dem Memento vivere folgte, oft fühlte er sich gelähmt, der alten Beweglichkeit seines Geistes beraubt, stumpf, zerschlagen. Schon vor der Ehe hatten ihn Beklemmungen und Augenschmerzen hart angefochten. Was er 1764 geschrieben, Kränkeln sei schlimmer als Krankheit, für gesund gelten, ohne es zu sein, unerträglich, mußte er in den letzten Jahren, die ihm gegönnt waren, bitter genug auskosten. „Alles ist zu überstehen und zu übersehen, wenn man nur gesund ist", rief er einst der Freundin zu. Er wurde es nicht mehr. Nur sein Schlaf blieb ihm treu, der zeitlebens über ihn kam, sobald er die Augen schloß; der traumlose, denn eigenthümlich: die nächtige Thätigkeit einer unzusammenhängenden, dem Wahnsinn verwandten, halbbewußten Phantasie ruhte ganz bei diesem mit wachem Verstand arbeitenden Dichter und Denker. „Er hat mich oft versichert, daß er nie geträumt hätte", bezeugt Leisewitz im Schreiben an Lichtenberg. Aber der Schlaf drang ja auch unersehnt herbei als krankhafte Sucht, die mit tragischer Ironie den Erwecker eines neuen geistigen Lebens, den unruhigsten Mann, den lebhaftesten Sprecher immer häufiger, selbst in angeregten Kreisen, übermannte, ein mahnender Vorbote des dunklen Genius mit der gestürzten Fackel. „Von ferne, von ferne, da kommt er, der Bruder, da kommt er, der — Tod", wie die grauen Geschwister im „Faust" summen.

Im Juli 1779 war er bettlägerig gewesen, und gegen Ende des Jahres befand er sich wieder „recht sehr übel. Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen". Nicht krank, sondern bloß — nicht gesund fand ihn das neue Jahr, bald folgte eine Unpäßlichkeit der andern, so daß er nach einem Bräuneanfall die Gratulation, er könne von Glück sagen, so davon gekommen zu sein, bitter entgegennahm: so sei es denn Glück, auch nur zu vegetiren ohne freien Gebrauch der Seelenkräfte. In den Jacobischen Tagen schwankte offenbar sein Befinden zwischen furchtbarer Abspannung und ungemeiner Erregung.

Als Leſſing dann am 7. October 1780 auf drei Wochen nach Hamburg kam, was nur durch eine Anleihe bei ſeinem bewährten Freund und Wirthe, dem Münzmeiſter Knorre, zu ermöglichen war, gingen ihm traurige Poſten voraus. Die Gemeinde machte ſich auf einen letzten Abſchied gefaßt, fand ihn aber beim Wiederſehen über Erwarten munter, obwol die Kälte unterwegs dem Reiſenden ſo zugeſetzt hatte, daß er ſich manchmal, wie Malchen vernahm, nach ſeiner Hausordnung zurückſehnte. „Jeden Tag, daß er hier iſt", berichtete Eliſe, „hat er gewonnen, theils durch den Umgang mit Freunden und theils durch körperliche Bewegungen, wozu Arzt und Freund ihn hier verdammen. Doch ſteh' ich nicht dafür, daß er nicht in ſeinen Seelenſchlaf zurück fällt, ſo bald das ewige Einerlei ſeiner Lage in Wolfenbüttel wiederkömmt, und dazu ſeine Bequemlichkeit, nichts zu thun, was ihn aus dieſer Lage reißt. Es iſt nicht wahr, daß ſein Kopf nicht ganz der alte iſt, ſobald er will — aber ſein Wille iſt ſchläfrig — und die Sphäre der Dinge, die ihm intereſſant ſind, verengt ſich nach Maßgabe, daß ſein Geiſt ſich an Kenntniſſen ausgebreitet hat". Und die Doctorin ſchrieb gleich nach ſeiner Abreiſe, Leſſing habe ihr erzählt, daß Euler ſeine Rechnungen, von Weib und Kindern umgeben, betreibe — „Armer Mann! dachte ich, dein Kopf würde heller ſein, wenn du es auch ſo haben könnteſt. Jammer iſt es den Leſſing zu ſehn, ſo viel Geiſt, und dabei ſo viel Zerbrechlichkeit, immer ſitzt er da, als ob er einſchlafen wollte, und es kömmt mir vor, daß er niemals wacht". Bedrohliche Nachrichten drangen ins Weite, Claudius meldete Schlimmes an Hamann, dieſer wiederum an Herder. Schon perſönlich hatte Jacobi inſtändig zu einer Erholungsreiſe nach Pempelfort eingeladen: wenn nicht alsbald, da eben die Kirchengeſchichte ihr Recht forderte, ſo doch im Frühling müſſe Leſſing kommen. Er wiederholte alle Lockungen dem durchreiſenden Malchen und zeigte ihr die gaſtlichen Räume, die ſie mit dem Vater bewohnen ſollte, auch den großen pechſchwarzen Kettenhund als Wächter und Schutz „vor allen andern großen pechſchwarzen Kettenhunden". Dann warb er Eliſen für ſeinen Plan. Ihr ergreifender Bericht an Helene Jacobi iſt handſchriftlich erhalten: bei der Stelle aus Friedrichs Brief (5. September 1780), er lebte ſchon lange nicht mehr, „wenn es keine Bäume" — — fiel Leſſing, der kein Naturſchwärmer war, ein: „die gehören nun zu meinem Leben nicht"; deſto ſchlimmer, meinte

Eliſe und las weiter: „und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe", herrliche Worte über dies beſeligende Heilmittel gegen Ekel, Menſchenhaß und Blutvergiftung — da hob ſie den Blick zu ihrem Hörer und ſah, was ſie kaum je an Leſſing zu ſehn erwarten durfte, ſein Antlitz feuerroth und ſeine Augen in Thränen ſchwimmend; „Es iſt ausgemacht, wenn Leib und Geiſt ganz geneſen ſoll, muß er nach Pempelfort, und Segen Gottes über alles, was dort lebt und Jacobi heißt!" Im December erließ Jacobi eine neue, hinreißend herzliche Einladung: Leſſing dürfe nicht in Wolfenbüttel zu Grunde gehen, er wolle ihn in Osnabrück abholen, mit ihm im Frühjahr die Rheinlande bereiſen und vielleicht im nächſten Winter Paris beſuchen, vorher aber alles herbeiſchaffen, was nur die Geneſung befördern könne, leiſe Munterkeit, ruhiges Leben ohne Todtenſtille, ſorglichſte Pflege, doch nicht über Wunſch, grenzenloſe Freiheit, eine recht gute, bequeme Lage; „aber Recha muß mitkommen". Der ganze Brief athmet die köſtliche Liebe, Wärme, Behaglichkeit dieſes rheiniſchen Hauſes. Jawol hätte die emſige Küchenmutter Lene den müden Gaſt herrlich gepflegt im Wetteifer mit ihrer treuherzigen Schweſter Lotte, Frau Betty ſich auch ihm bezeigt, ſo wie ſie Goethen lieb und werth war: „Heiterkeit, thätiges Weſen, keine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, ſich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, an Rubensſche Frauen erinnernd", des Hausherrn reine Verehrung und ſchöne Bildung ihm wolgethan! Wie athmete ein paar Jahre ſpäter der vielgeprüfte Hamann nach allem Königsberger Packhofelend im Pempelforter Garten auf, wo heute der „Malkaſten" ſein frohes Weſen treibt, bei Jonathan-Jacobi: „Was für ein Ausbund von menſchlichen Herzen, in deren Mittelpunkt ich lebe!" Der nordiſche Magus hat das letzte Bett im fernen deutſchen Weſten gefunden. „Ach, Sophie", ſchrieb Jacobi im Auguſt 1781 an Frau von La Roche, „wenige Leute haben dieſen Leſſing gekannt. Weil er kein ſinnlicher, in Begierden aufbrauſender Menſch war, ſo hieß er ihnen kalt. — Hätte er nur ſo lange noch gelebt, daß er hier in meinen Armen geſtorben wäre".

Leſſing iſt den herzerfreuenden Rufen nicht gefolgt. Noch einmal ſuchte er ſeine ſieche Kraft dem Bühnendämon, der keinen losläßt, zu verſchreiben oder ſpiegelte ſich doch die Möglichkeit neuer theatraliſcher Gebilde vor. Als er 1778 nach Hamburg, der Stätte ſeiner Drama-

turgenenttäuschung kam, stand Schröder als erster deutscher Schauspieler da; Altmeister Ekhof war vor wenigen Monaten in Gotha begraben worden. 1780 feierte er Schröder in den bekannten Versen und zeigte sich willens, für ihn und das durch befreundete Familien, auch die Reimarer, geförderte Actientheater — man hatte es der Mad. Ackermann abgepachtet — thätig zu sein. Unter den Darstellern war ihm z. B. Borchers und die Starke, unter den Leitern Bubbers von lang her bekannt. Die Initiale seines Namens, allen voran, las er auf dem neuen Zimmermannschen Vorhang, der zwei Epochen andeutete: auf einer der obersten Stufen zum Tempel der Wahrheit, Schröders Göttin, sah man Shakespeare in erwartender Haltung, unten die Gruppen Emilia und Odoardo, Götz und Bruder Martin. Wirklich schloß Lessing im August 1780 einen Vertrag, kraft dessen die Hamburger Bühne von ihm jährlich zwei Stücke zu je fünfzig Louisd'or mit dem alleinigen Aufführungsrecht für eine Spielzeit erhalten sollte. Näheres ist nicht bekannt, da seine Briefe an Schröder gestohlen und verschwunden sind. Aber wie das oder die Nachspiele zum „Nathan", so blieben auch der „Nero", der „Londoner Verschwender" und ein Ehebruchsdrama wieder im Vorsatz stecken, obwol Lessing bald nach seiner Rückkehr von Hamburg Anstalten zur Abfertigung dieser Plane machte. Die Stimmung ließ sich nicht commandiren. Langsam wurde nur die eine Vorfrage, ob der Prodigal besser eine Tragödie oder ein Schauspiel abgäbe, mit Al Hasi Abraham dahin entschieden, daß „der Kerl das Mensch haben solle". Zur Noth möchte Elise als Nachfolgerin Adelgundens mit der altmodischen „Cenie" einspringen; sie gab sich unnütze Mühe um Addison's „Cato", Voltaires „Alzire" und die schon von Eschenburg neu bearbeitete „Zaïre". Lessing aber nahm mit der Vorrede zum zweiten Druck seines deutschen Diderot Abschied vom Theater, so wenigstens mittelbar mit einem Gruß an Schröder, den bürgerlichen Dichter mehr noch als den weiter ausgreifenden Darsteller. Schon pochten junge Fäuste dröhnend an die Pforte: Lessings Todesjahr ist das Geburtsjahr der Schillerschen „Räuber", und demselben Intendanten, der diesem kraftgenialen Trupp das Thor aufthun sollte, Dalberg, meldete Schröder, im Widerspruch mit den Journalisten, die auch von einer dem Hamburger Theater in nahe Aussicht gestellten Fortsetzung der „Emilia" fabelten, am 1. November 1780 entsagend: „Lessing ist drei Wochen hier gewesen, seine

Gesundheit hat gelitten, und ich befürchte, sein Geist auch — fürs Theater haben wir wenigstens nichts zu erwarten". Ein Gleiches mußte sich 1780 Madame Starke sagen, als der Schöpfer ihrer berühmtesten Rolle, der Claudia, in einer Braunschweiger Gesellschaft durchaus ihr Tischnachbar sein wollte, dann aber die ganze Mahlzeit lautlos verstreichen ließ.

Umsonst seine beruhigenden Versicherungen, es gehe ihm recht gut und er hoffe auf einen ersprießlichen, fleißigen Winter, wie er, noch gestärkt durch den Hamburger Aufenthalt, der ihm die verlorene Gesundheit und Laune wiederbringen sollte, schrieb. „Wer in dieser Gesellschaft hätte bleiben können! Wer aus dieser Gesellschaft einen Einzigen hier hätte!" Die geselligen Unterbrechungen daheim hielten nicht lange vor. Er fühlte sich gebrochen und gezeichnet: „Auch ich war damals" — in den Jugendtagen mit Mendelssohn — „ein gesundes, schlankes Bäumchen und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, diese Scene ist aus". Seine Bekannten beobachteten eine an Lähmung grenzende Schwere, ein Versagen der Rede, krankhafte Verwechslungen, wie auch seiner Feder die Buchstaben manchmal nicht mehr gehorchten. Was lange nur ein Augenblicksübel gewesen, setzte sich fest und griff gierig immer weiter, so daß er die wachsende Unfähigkeit zu denken und arbeiten mit herben Worten beklagte. Seine Stimme ermattete, sein Gang schleppte, das Feuer seiner Augen erlosch. Traurig sah Döring dem täglichen Verfall zu, als der „edle, brave, über alles werthe" Mann nur mit äußerster Mühe gehn und Athem holen konnte.

Trotzdem fuhr Lessing, der auf Hamburger Weihnachtsfreuden schweren Herzens verzichtet hatte, am 28. Januar 1781 nach Braunschweig, verbrachte den Abend im Club, traf sich am nächsten Tag mit Leisewitz bei Eschenburg und war im Stande, den 1. Februar beim regierenden Hofe, den 2. bei der Herzogin-Wittwe zu speisen. Noch stand sein Geist den litterarischen und politischen Aufregungen des Tages offen. Es liegt ja oft eine tiefe Bedeutung in den Legenden, welche die letzten Stunden großer Männer umschweben und ein zufälliges Wort symbolisch erweitern oder eine nie gethane Äußerung erfinden, um darin die Summe des ganzen Daseins zu ziehen. In diesem Sinn ist der Ruf „Mehr Licht!" des sonnenhaften Goethe volle Wahrheit. Die Welt verlangt, daß die Lippe, die soviel Köstliches gespendet, noch

im Todeshauch ein geistiges Vermächtnis ausspreche. Denen, die an Lessings letzte Lebensneige solche Fragen richten, giebt die karge Überlieferung ohne mythisches Spiel zwar einsilbigen, aber gehaltvollen, seiner würdigen Bescheid.

Am 3. Februar empfing Leisewitz von Jerusalem eine Broschüre, die ihm Lessing, im Beisein des Urhebers, sogleich voll Interesses abdrängte: ein dünnes und dürres Heft, die laue, von der alten Herzogin gewünschte Erwiderung des Abtes auf ihres königlichen Bruders offenen Brief De la littérature allemande vom November 1780. In der Ursprache oder in Dohms Übersetzung war dies Sendschreiben damals den Deutschen insgemein und den von Friedrich weniger verkannten denn ungekannten Schriftstellern schwerer zu beurtheilen, als uns heut zu Tage. Friedrichs Bildung in Kunst und Wissenschaft war französisch, Deutschlands geistige Arbeit ihm nur durch vereinzelte ungünstige Mittheilung in seiner Jugend und ein paar Zufälle geläufig. Ein wahrhaft königlicher Hofstaat schöner Geister umgab ihn, als Lessing voll Sehnsucht in Berlin umherspähte und unter anderm auf die sorgsame Übersetzung der Lettres au public verwegene Hoffnungen gründete. Auch im siebenjährigen Kriege las und schrieb der König nur französisch; dann würzte die reiche Litteratur von Corneille bis Voltaire die Mußestunden des solitaire de Sans-Souci, der dem patriarche de Ferney 1775 ein Vorspiel jenes großen, an Herzberg gerichteten Litteraturbriefes gab: wie der Mangel an Sprache und Geschmack den Erfolg deutschen Ehrgeizes so zweifelhaft mache, Schulton und Schwulst vorherrsche, und der Wahn, sich im Drama auszuzeichnen, durch unvollkommene Versuche Lügen gestraft werde; man sei allenfalls im öffentlichen Recht tüchtig, aber seit Leibniz und Wolff unbekümmert um Philosophie — doch gelte es, wie einst in Frankreich unter Franz I., künftiger Geister zu harren: „Der Boden, der einen Leibniz erzeugt hat, kann andre erzeugen. Ich werde diese schönen Tage meines Vaterlandes nicht schauen, aber ich sehe ihre Möglichkeit voraus . . . Was mich betrifft, so tröste ich mich damit, im Zeitalter Voltaires gelebt zu haben; das genügt mir." Und wieder prophezeit er, ohne die Zeichen der Zeit zu belauschen: nach den Nöthen des dreißigjährigen Krieges und seiner eigenen Ablenkung durch die schlesischen Feldzüge nahe jetzt erst eine Morgenröthe, Griechen und Römer und

Franzosen seien die Helfer der Geschmackbildung, zwei oder drei Genies würden die Sprache befreien und des Auslands Meisterwerke bei uns heimisch machen — er, der König, aber auf dem Abstieg seines Lebens diese glücklichen Zeiten nicht erblicken. 1778 starb ihm in Voltaire der letzte große Erbe des siècle de Louis XIV., dessen Mark Friedrich als edelste Nahrung des Geistes pries; er selbst hielt die akademische Lobrede und sah Öde ringsum. Eine deutsche Renaissance schwebte ihm vor; daß sie schon lang im Werden war, wußte er nicht und konnte es nicht wissen. Nur diesem großen König war es erlaubt, seine hohen Zukunftswünsche mit solcher Unkenntnis alles bereits Erblühten und alles Keimenden als ein „Fremdling im Heimischen" auszusprechen und an d'Alembert bei Übersendung der Lettre zu schreiben, vielleicht würden in Deutschland gute Schriftsteller erscheinen, wenn er im Elysium dem Schwan von Mantua Geßners Idyllen und Gellerts Fabeln überreiche; worauf der Franzos einen schweizerischen Geschichtschreiber, „Herrn Mayer", empfiehlt, Friedrich aber die deutsche logon diarrhoea dieses Mayer, soll heißen: Johannes Müller, kritisirt. Man sage, was man will: es mußte die gebildeten Deutschen schwer bedrücken, daß der große, geistreiche, aufklärerische, schriftstellernde und dichtende König nur ein Wörtlein über den längst vermoderten Canitz hinwarf und neben der faden, glatten „Mädcheninsel" eine schale Komödie Ayrenhoffs, den „Postzug", als Nothnagel rühmte, die deutsche Sprache halbbarbarisch schalt, Shakespeare weit über Voltaire hinaus mit Verachtung strafte und den „Götz von Berlichingen", nach bloßem Hörensagen von einer Berliner Aufführung, dem Briten hinterdrein schleuderte — 1780, als Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Goethe und manche andere seit Jahrzehnten oder in junger Kraft am Werk waren! Man kommt doch immer wieder auf die müßige Frage: was hätte gerade dieser Fürst der Aufklärung zum „Nathan", zu den „Anti-Goeze" gesagt, warum drang keine Silbe davon an sein Ohr?*)

*) Hier, nicht in den Anmerkungen hinten, wo sie mancher übersehen möchte, finde nachträglich eine — auch für die „Minna" — wichtige, mir von Schüddekopf mitgetheilte Stelle des Quintus Icilius an Ramler (Potsdam, 20. April 1765) Platz, ohne Commentar: „Sie erfreuen mich mit der Hoffnung unsern Herrn Lessingk in Berlin zu besitzen. Ich habe große Absichten auf ihm, die die Ehre unserer Schaubühne betreffen. Vielleicht finden wir ihn geneigt dazu. Se. Majestät kennen ihn, und werden ihn unterstützen. Hätten wir nur noch den freundschafftlichen Gleim in der Nähe."

Da klagte denn der treue Gleim: dies Meisterstück „Nathan" hätte der große Landesvater verstehen müssen, um besser über die deutsche Dichtung zu reden und nicht den „Postzug" für unser Eins und Alles zu rühmen. Du kennst unsere Sprache und Litteratur nicht, sagte Herder ruhig dem ins gelobte Land ausschauenden alten „Moses". Die führenden Geister in der Umgebung seiner Nichten und Neffen waren für ihn gar nicht vorhanden, als er trotz alledem mit hoffnungsfrohem Nationalstolz der Zukunft entgegensah, wo die deutsche Litteratur eine Weltmacht, die Sprache neu gebildet, der akademische Unterricht in allen hier reihum geprüften Gebieten und die Mittelschule, deren Reform er 1779 Herzberg anbefahl, wesentlich durch eine gesunde Pflege classischer Bildung zur Blüte gelangt wären. Noch fehlte nach dem Wahn des Königs in den Jahren der Lessing und Herder unseren Schriftstellern ein gründliches Studium der Alten, die Fähigkeit sie zu lesen und zu übersetzen. Und ohne dem nachzufragen, was hier und dort von Fürsten bereits gethan war, als Freund und Gönner seiner einstigen französischen Gäste unbekannt mit dem freien edlen Wettbewerb stipendienloser Genies, schloß Friedrich diese für die Gegenwart so blinde, für die Zukunft in manchem Betracht so prophetische Schrift mit einem Mahnruf an die Souveraine: que nous ayons des Médicis, et nous verrons éclore des génies. Des Augustes feront des Virgiles.

Längst hatte Lessing seine bittre Ode an Mäcen niedergeschrieben; ein überstolzes Capitel „Von den Mäcenaten" stand in Klopstocks „Gelehrtenrepublik" zu lesen; vor vier Jahren wies Leisewitz in der „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter" tapfer den Mäcenen und den Kriechern die Thür: denn — wie er, Schillers berühmte Verse vorwegnehmend, erklärte — „kein Fürst schafft Talente, die deutsche Litteratur sei Zeuge! Da waren keine Mediceer, die die Flecken ihres Ruhmes mit kastalischem Wasser auswuschen, kein eitler Ludwig, der unsterbliche Dichter ergriff, um sich mit ihnen in den Tempel der Unsterblichkeit einzudrängen. Aber bei uns war der Funke des Himmels. Die deutsche Litteratur wand sich mit eigener Kraft aus ihrem Chaos hervor, und ward durch sich, was sie ist. Ohne Unterstützung schwimmt sie durch ihre weite Sphäre, wie ein Erdball, gestützt durch sich selbst, gehalten durch ihre Schwere". So dachte, sprach, that auch Lessing. Leisewitz aber ließ 1781 den Plan einer Entgegnung fallen, wie Hamann,

wie Goethe, der nach Suphans überraschendem und schön ausgedeutetem Fund mit Dialogen zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Frankfurter Wirthstafel antworten wollte, anfangs spöttisch gestimmt, dann so ernst, wie es einem solchen Autor und so hohen Zielen gegenüber sich gebührte. Ihm stand Herders Rath zur Seite. Nicht zufällig hatte Goethe eben damals im Sinn, Lessing zu besuchen: De la littérature allemande würde ihr erstes Gespräch gewesen sein.

Derweil in der Stadt, die einen Goethe geboren und einen Voltaire einst in schmählicher Gefangenschaft gesehn, zwar keine Tabled'hôteunterhaltung höheren Stils gepflogen wurde, sondern nur ein zorniges Mutterherz über das „schöne Gelese des Königlichen Verfassers", der bei aller Größe doch nur ein Mensch sei und sich, selbst nach Philisterurtheil, prostituirt habe, empört war, hatte Jerusalem im höchsten Auftrag seine in Filzsocken einherschlürfende Antwort erlassen, deren Friedrich trotz einer französischen Übersetzung nicht achtete: „Über die Teutsche Sprache und Litteratur. An Ihro Königliche Hoheit die verwitwete Frau Herzogin von Braunschweig und Lüneburg". Einen Schritt vor, zwei zurück, umgekehrt als bei der Echternacher Springprocession. „Ein armer, alter, stumpfer Mann", wie er sagt, war er ohne Lust und Muth an die Arbeit gegangen, bis zum Äußersten nachgiebig, mattherzig in allen Einwürfen, mit der schüchternen Behauptung, daß seit der Zeit, da der König aufgehört sich um deutsche Litteratur zu kümmern, gerade seine Regierung Epoche gemacht habe. Vergebens sucht man die Namen Herders und Goethes neben den Berlinern und Braunschweigern. Lessing ist mehrmals genannt: als deutscher Phädrus, als Alterthumsforscher im Gefolge Winckelmanns, als Dramatiker nach — Ayrenhoff und Engel, als Dramaturg, dessen Hauptschrift auch Voltaire „hie und da mit kleinen Unruhen gelesen haben würde". Nirgends aber steht ein handfestes, charakteristisches Zeugnis, und sammt den theologischen Streitschriften wird „Nathan" weislich verschwiegen, während Freund Tralles in einem unglaublich thörichten „Schreiben" Lessing zwar hoch über Herrn v. Ayrenhoff stellte, aber bedauerte, daß der Meister sein reines Deutsch im „Nathan", von Goethes Unarten angesteckt, geflissentlich verderbt habe! Im Gegensatze zu dem lavirenden Hofprediger, der dem König möglichst und unmöglichst weit entgegenkam, sagte Möser gerad und mannhaft und gedankenvoll seine Meinung

heraus, indem er den reformatorischen Ruhm des preußischen Namens würdigte, aber auch den „Götz" pries, England und Frankreich einsichtig verglich, Deutschlands Sprachentwicklung ins rechte Licht setzte und, jeder Generation gerecht, nur einen neuen Hercules-Lessing zur Säuberung des Genieparnasses verlangte. Auch der nachher von Friedrich belobte Danziger Jude Gomperz überholte den Braunschweigischen Officiosus weit mit praktischen Rathschlägen und besonderer Hervorhebung von Nathanversen und Herderscher Prosa. Goethes erschöpfendes Urtheil lautete: „Jerusalems deutsche Litteratur ist da. Wolgemeint, bescheiden, aufrichtig, alt, kalt und warm". Nicht anders werden die Clubgenossen in Braunschweig sich ausgesprochen haben.

So trat der alte König noch einmal vor Lessing hin, der umsonst zu ihm aufgeschaut und öfters seiner Bewunderung einen Tropfen Galle beigemischt, nie aber aus verletzter Eitelkeit oder ausschweifender Deutschthümelei den großen Einsiedler geschmäht hat. 1774 meinte er gar: wenn Ramler über den „Götz" französisch aburtheile, geschehe ihm recht, daß der König seine Oden mit den Augen eines Franzosen betrachte. —

Lessings letzte Lectüre war dem Kampf der Aufklärung gegen einen unerhörten Gewissenszwang gewidmet, der ihn und seine Gesinnungsgenossen schon seit einiger Zeit empörte. „Eine halbe Stunde, ehe er starb, hatte er noch Besuch bei sich und ließ sich aus Schlözers Briefwechsel das dumme Verfahren der Jülich- und Cleveschen protestantischen Geistlichkeit vorlesen", weiß die Familie Jacobi zuverlässig zu berichten. Diese Zeitungsblätter verdienten, den entfliehenden Geist des großen deutschen Journalisten noch ein Weilchen festzuhalten. Seit 1776 gab Schlözer zu Göttingen seinen „Briefwechsel meist historischen und politischen Inhaltes" heraus. Ohne sonderlichen Reiz der Form spendete diese weit verbreitete censurfreie Zeitschrift statistische Belehrung und religiös-politische Aufklärung, ein ehrenwerthes Denkmal deutscher Professorenpolitik, und zum ersten Mal in Deutschland wurde die Redensart von der Großmacht Presse eine unläugbare, willig oder widerwillig anerkannte Thatsache. Hier beobachtete ein wolunterrichteter, freisinniger, gewissenhafter Wächter die Verwaltung der europäischen Staaten und hatte das gleiche Augenmerk für den wirthschaftlichen Ertrag eines deutschen Landes wie für Frankreichs Flotte, bald ein ruhiger Rechner, bald ein lauter Rufer im Streit, wenn eine rückläufige Bewegung

drohte. Nicht selten läßt er die nackte Thatsache reden, indem er etwa einen hessischen Erlaß über landesväterlichen Soldatenschacher ohne jede Kritik abdruckt oder josephinischen Reformzwang durch bloße Mittheilung beleuchtet. Mit kräftigen Worten nehmen Schlözers Hefte die Partei aller Opfer der Reaction, sei es gegen starre Lutheraner, sei es gegen ränkevolle Jesuiten, doch wissen sie fast überall besonnen abzuwägen: das mäßige Verhalten eines Rohan in protestantischen Angelegenheiten wird belobt, die unsinnige Gleichstellung von Sokrates und Jesus bei den Rationalisten scharf abgewiesen. Lessing zählte zu den treuen Lesern dieser vornehmsten norddeutschen Zeitschrift, der seine Sonderart natürlich nicht durch Dick und Dünn folgte. In dem letzten Handel aber zeigte er sich ganz eines Sinnes mit dem Göttinger Publicisten: es war von allgemeiner Bedeutung, die von der Landesbehörde unterstützten hierarchischen und ketzerrichterlichen Gelüste der Jülich-Bergschen Pastoren, dieser neuesten „Patriarchen", wuchtig zurückzuschlagen. Das am 20. Januar abgeschlossene Heft berichtete an der Hand mehrerer vom Kriegsschauplatze gekommener Flugschriften über die vorjährigen Synodalansprüche. Die Synode unter Leitung des Inspector Westhoff beklagte heftig die immer weiter greifende frevle Verachtung des Gottesdienstes und der heiligen Sacramente und rief gegen solche Ruchlosigkeit den weltlichen Arm an, da die Kirchenzucht nicht ausreiche und Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses die oft unschuldigen Hinterbliebenen stärker treffe als den todten Atheisten. Der Kurfürst möge demnach verfügen, daß wider alle Feinde des regelmäßigen Kirchenbesuchs und Abendmahls außer der geistlichen Censur zunächst eine erkleckliche Geldbuße, bei weiterer Verstocktheit aber Leibesstrafe und Landesverweisung zur Anwendung komme, und seinen Beamten thatkräftige Förderung der mit unterthänigster Submission ersterbenden Synode anbefehlen. Einer ziemlich allgemein gehaltenen Zusage der Regierung war von den Kanzeln herab das maßloseste Proclama ganz im Geiste des „Friß Vogel oder stirb" gefolgt. Da wurde gegen die wachsende Verachtung des Heiligen mit Ausblicken auf die Höllenpein gezetert, das gemeinsame Interesse von Staat und Kirche drohend erhärtet und jeder Seelenhirt angefeuert, sein Strafamt gemäß dem Erlaß des gnädigsten Landesherrn ohne Menschenfurcht auszuüben. Die Gemeinden mußten sofort den Vorrath der frommen Strafen zur Warnung kennen lernen: erst Geldbuße,

dann Entziehung der Kirchenämter und Sacramente; bei anbauernder Hartnäckigkeit sollten die Sünder „von der christlichen Gemeinde mit Namen und Zunamen von öffentlicher Kanzel ausgeschlossen, und von dieser für Heiden und Zöllner gehalten" werden, denen auch ein ehrliches Begräbnis nicht zustehe; unverbesserliche freche und verwegene Bösewichter endlich würde Se. Kurfürstliche Durchlaucht mit noch härterer Pön zu treffen geruhen. Den Schluß dieses racheschnaubenden Kanzelukas machte ein inbrünstiges Gebet zu Gott um richtige Leitung der durch Jesu Blut theuer erkauften Pfarrkinder.

So mörderlich donnerten die lutherischen Päpstchen im deutschen Westen. Ein einstimmiger Schrei der Empörung mußte das Echo bei allen Freiheitsfreunden sein, nicht nur in der unmittelbarer berührten Nachbarschaft, wo der sanfte J. G. Jacobi sich als „Erzengel Michael" zu einer besondern Gegenschrift ermannte, sondern auch in der Ferne: die Reimarer machten ihrer Entrüstung kein Hehl, Lessing hatte schon vor der Abkündigung „sich fast wüthend über diesen unlutherischen Schritt" gezeigt und aus Pempelfort wiederholte Nachrichten bezogen. Inquisition in Jülich-Berg! Der freisinnige Kanzler v. La Roche in Coblenz abgesetzt! Censur über die Universität Gießen verhängt! . . . Da erschien der Reimarischen Gemeinde das Wachsthum einer aufgeklärten Toleranz nur als schöner Traum, und ingrimmig fragte Elise, was ihr Freund denn zu den „heiligen Eseln" meine? Lessing dachte wie Schlözer. Im „Briefwechsel" wird der ehrwürdigen Synode sehr eindringlich zu Gemüthe geführt, daß für „Verachtung" der Kirche besser „Versäumung" stünde, daß sie aber mit ihrem Drohwort der „Verdammnis" Zwangsmaßregeln über die christliche Liebe und, gegen jedes evangelische Princip, äußerlichen Kirchendienst über innerlichen Gottesdienst gesetzt habe. Ein ernster Laie erinnert diese gewaltthätigen Pastoren an die Sendung der Apostel. Er hält ihnen die Unklarheit ihrer Forderung „ordentlichen" Kirchenbesuchs und Sacramentgenusses vor und brandmarkt die Entziehung nicht eines kirchlichen, sondern eines ehrlichen Begräbnisses als einen vom Verfolgungsgeiste dictirten anmaßenden Eingriff in die Gerechtsame des Staates. Gegen solche Wölfe im Hirtenkleid, ihre Werkheiligkeit, ihre Ketzergerichte, denen nur noch der Scheiterhaufen fehle, gegen das „entsetzliche" Schlußgebet wird die versöhnende Liebe Jesu Christi und die Gnadenlehre Luthers, dem

jeder geiſtliche Zwang ein Greuel geweſen, aufgerufen. Herzensglaube, Liebe, Duldung, Eintracht, ſo grauſam und blindlings verkannt von Weſthoffs Pfaffen, kamen wieder zu ihrem Recht in den Göttinger Blättern, denen Leſſing ſeine letzte Andacht widmete. Der Jude Daveſon las dem Nathandichter die Schande neuer Patriarchen vor in ſeiner Todesſtunde. So ſollte der Anti-Goeze proteſtirend bis zum letzten Athemzug aus dem Kampf in die ewige Ruhe eingehn und ſich noch einmal zu ſeinem theuren Johannisworte bekennen: Kindlein, liebet einander! —

Am Abend des 3. Februar 1781, den er im Club und bei Daveſons verbrachte, wurde Leſſing von einem Stickfluß befallen und zeitweilig auch der Sprache beraubt. Man trug ihn in ſein Quartier. Er wollte weder Arzt noch Diener bei ſich haben. Tags darauf ließ er ſich friſiren, um nach Wolfenbüttel heimzufahren. Ein Beſucher trat dem entgegen und holte den Doctor, der einen Aderlaß und ähnliche Mittel anwandte. Leſſing ſpie Blut, doch ſchöpfte Leiſewitz noch Hoffnung auf Geneſung, während der Kranke ſelbſt, treu ſeinem tapfern Wort, er werde vielleicht in ſeiner Todesſtunde, aber nicht vor ſeiner Todesſtunde zittern, dem zu einem Begräbnis beſtellten Lohndiener ſagte, daß er ſich ſputen möge, denn nun komme an ihn die Reihe. Alle ärztliche Kunſt wurde aufgeboten, Malchen eilte zur Pflege herbei, das getrübte Bewußtſein ſtellte ſich raſch wieder her, viele Theilnehmende ſprachen vor, auch der Hof zog häufige Erkundigungen ein. In einſamen Stunden ſammelte Leſſing ſeine Gedanken, „und er iſt dem Tod wie ein Held entgegen gegangen", ja mitunter vernahmen der Hofmedicus, der Hauswirth, Daveſon harmloſe Scherze von ſeinen Lippen. Nach der Lectüre des Schlözer am 15. Februar konnte er noch einmal das Zimmer verlaſſen, doch als er zurückkam, lehnte er, die Haare von Todesſchweiß benetzt, ſein müdes Haupt an den Thürpfoſten und ſprach, in den Gedanken der beſtürzten Tochter leſend: Sei ruhig, Malchen! Darauf reichte er, wieder gebettet, den Arm zum Aderlaß, und als man ihm ſagte: ängſtigen Sie ſich nicht, entſchlummerte er mit lächelndem Blick — „Daß ihn alle Goezen geſehen hätten, dieſen Blick, damit ſie von ihm lernen ohne Verzerrung des Geſichts zu ſterben und ſterben zu laſſen" fügt Eliſe, auch im tiefſten Schmerz ſtreitbar, ihrem Bericht (an Hennings, 27. Mai) bei, der gleich der Erzählung Betty Jacobis

(an Sophie v. La Roche, 9. März) auf Mittheilungen des Augenzeugen Daveſon fußt. Er ſtarb, bekräftigt dieſer, „ſo wie er gelebt, als ein Weiſer, entſchloſſen, ruhig! voll Beſinnung bis in den letzten Augenblick.“ Es war nach ſieben Uhr Abends.

Amalie Henneberg erzählte als Greiſin — und unſer Gewährsmann mag ihre Erinnerungen ein wenig ſtiliſirt haben, — wie ſie vor der Schwelle des Krankenzimmers geſeſſen, um ihrem gepreßten Herzen durch geheime Thränen Luft zu machen: „Da öffnete ſich die Thür, und Leſſing tritt herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz, ſchon durch hippokratiſche Züge markirt und von kaltem Todesſchweiße überdeckt, leuchtet von himmliſcher Verklärung. Stumm, und unter einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke, drückt er ſeiner Tochter die Hand. Darauf neigt er ſich freundlich gegen die übrigen Anweſenden, und mit ſo entſetzlicher Anſtrengung es auch geſchieht, nimmt er ehrerbietig ſeine Mütze vom Haupte. Aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch den ängſtlichſten Beſorgniſſen noch überraſchend, das theure Leben.“

Die Section ergab Bruſtwaſſerſucht mit ungewöhnlich ſtarken Verknöcherungen.

Erſt im Laufe des nächſten Tages (16. Februar) erfuhren die meiſten Braunſchweiger Freunde, daß der Große von ihnen genommen ſei. Am 20. wurde er auf dem Magnikirchhof unter einer Tanne beſtattet. Ebert, Eſchenburg, Schmid, Leiſewitz, Kuntzſch, Graf Marſchall, auch ein paar Männer aus dem Volke wohnten dem vom Herzog würdig ausgerichteten Begräbnis bei. Leiſewitz ſchrieb einen einfachen, ſachlichen Bericht über Leſſings letzte Wochen für Lichtenbergs „Magazin“, und es iſt nur allzumenſchlich, daß in ſeinem Tagebuche ſich Hoffnungen auf den erledigten Poſten unter warme Erinnerungen miſchen. Schmähworte und Lügen des orthodoxen „Kirchenboten“ ſammt dem darin erwähnten Volksgerücht, Leſſing ſei vom Teufel geholt worden, oder der Sage, die Ärzte hätten einen ſo böſen Menſchen abſichtlich ſterben laſſen, gingen klanglos dahin. Daß der Religionsfeind Leſſing dem Stahl eines frommen Mörders erlegen ſei, konnte außer einigem Pöbel einen Augenblick nur Gleim für wahr halten, der womöglich gar an einen „gottesfürchtigen Maroniten“ des Patriarchen Goeze dachte und

bald in überschwänglichen Grabverslein Trost fand. Ebensowenig aber bewahrheitete sich das Gerücht, der Herzog wolle Lessingen ein Denkmal aus Harzer Marmor errichten; vielmehr blieb es dem Schauspieler Großmann vorbehalten, sieben Jahre später sich selbst echtkomödiantisch durch einen Aufruf in Scene zu setzen und mit der Miene des trauernden Busenfreundes bei den Collegen herumzubetteln, aber kläglich Fiasco zu machen, wie er 1791, ohne jedoch seinen Klingelbeutel einzuziehen, aller Welt darlegte. Dann wollte Nicolai mit den Braunschweigischen Getreuen der beschämenden Zudringlichkeit im Stillen zuvorkommen. Frau Rath meinte verständig, man habe in diesen Kriegsläuften zuviel an die Lebenden zu denken, auch möchte sie einmal ihr Herz über die nichtssagende Verherrlichung großer Todten durch Obelisken, Urnen und dergleichen ausschütten, nur nicht bei Gevatter Großmann, der alle Briefe drucken lasse. So wartete Braunschweig denn auf Meister Rietschel, den Landsmann Lessings.

Ein die berühmten Duplik-Worte über die Wahrheit umschreibendes Gedicht des Wolfenbütteler Rectors Heusinger wurde von der vorsichtigen Behörde unterdrückt, auch an andern Orten regte sich eine bevormundende Censur, aber die Bühnen Deutschlands eilten, den Dichter und Dramaturgen und natürlich in ihm sich selbst zu feiern, mit Katafalken, Trauermusiken, poetischen Nachrufen; hatte doch Bonn schon im December 1779 sein kleines Lessingfest gehabt, als den Kurfürsten ein Gelegenheitsstück begrüßte, das mit begeisterten Worten über den „Nathan" anhob. Voran ging am 24. Februar 1781 der allzeit rührige und anhängliche Döbbelin in Berlin, wo Demoiselle Döbbelin, umgeben von dem schwarzgekleideten Personal, ein im Ganzen unbedeutendes Gedicht Engels recitirte. Lessings Bildnis war hinten auf einem schnörkelhaften Monument zu sehen, und das dichtgefüllte Haus antwortete mit „dumpfem Bravo" den Versen, die ein öffentliches Denkmal und ein Grab Lessings in der Fürstengruft für selbstverständlich erklärten, wenn er ein — englischer Dichter wäre. Ein politisches Wetterleuchten flackerte überall um diese Bahre. Viele hundert Berliner waren vergebens gekommen, so daß die Gedenkfeier wiederholt wurde und ihr Erfolg auswärtige Theater anspornte. In Schwedt ließ der Macher des „Grafen Walltron", Möller, all seine sinnfälligen Künste spielen: die Bühne war ebenfalls schwarz verhangen, ein Tempel der

Unsterblichkeit ragte unter Eichen empor, zwei Trauerbarden lagerten auf seiner Schwelle, Lessings Urne und Büste schmückten den Altar, Bildsäulen verkörperten die Natur, Erziehung, Toleranz, Poesie und was der öden Allegorien mehr war, die Mimen schritten mit Lorbeer und Weihrauch herbei, Herr Möller als Odoardo trug den im Preise des unsterblichen Dichters und nicht minder des musenholden Markgrafen schwelgenden Bombast eines gewissen Laur vor. Dann erschien seltsam genug Lessings bekränzte und umflorte Büste im Cabinet des Prinzen von Guastalla wieder, und die Zeitungen erzählten, diese feine Idee habe die angenehmste Wirkung auf Kopf und Herz gethan. Der Markgraf aber ließ die Brustbilder Lessings und Shakespeares auf den Vorhang malen, beide mit der Unterschrift „alt 52 Jahr." Am 25. März feierte das Ellricher Privattheater Lessings Tod mit einer Aufführung der „Sara", während sonst überall „Emilia Galotti" zur Darstellung kam; voraus ging unter Musik und Gruppenbildung ein nach Art des Göttinger Hains leidenschaftlich gegen Firlefanz und Menschenquälerei der Großen ausklingender Dithyrambus von Gökingk. Gleim wohnte der Feier bei und hatte sein Mayssches Lessingportrait mitgebracht, das ein Genius mit gesenkter Fackel auf der Bühne hinter dem Sarg emporhielt.

Auch Hamburg blieb am 9. März bei dem Apparate der Urnen, Trauergewänder und dumpfen Musik, doch was man hier von Schröders berufenen Lippen vernahm, war würdige Poesie in tiefgefühltem Vortrag. Das geistliche Ministerium hätte beim Senat gegen die Feier protestirt, wenn nicht Goeze, so wurde wenigstens erzählt, dafür eingetreten wäre, daß niemand dem Todten die elende Ehre, von Komödianten gerühmt zu werden, rauben solle. Der Theaterverein bestand tapfer auf seinem Gedenkfest und setzte es durch: nur gedruckt sollte kein Bericht, kein Vers werden. „O der dicken, dicken Dummheit!" seufzte Elise, nach deren Sinn freilich das theatralische Aufpflanzen einer Lessingurne als Decorationsstück vor ein paar hundert armen Sündern nicht war; aber sie belobte und copirte die Rede Unzers, „denn sie war mehr als leerer Panegyristenstil, und betraf auch sein Verdienst um Wahrheit und Aufklärung", die von den Reimarern über alle künstlerischen Gaben gestellten Palladien. Dieser Nachruf sprach ernste Gedanken aus, schwulstlos, ohne die verdächtigen Hyperbeln der

litterarischen Klageweiber, und er wußte Lessings Verherrlichung mit einem tactvollen Fingerzeig auf den ungenannten, noch lebensfrischen und ins neue Jahrhundert hinüberwallenden Dichter Hamburgs, auf Klopstock, zu verbinden:

Deutschland kann sich trösten,
Es hat der großen Männer mehr,
Vielleicht noch Einen, der wie Er
Sich selbst allein des Ruhmes Hütte baute,
Vor Fürsten, Fürstendienern nie gekniet,
Tief in der Menschen Heimlichkeiten schaute,
Und niemals eine schadenfroh verrieth.
Der was Er einmal war, mit Ehre
Und Nachsicht doch für Andre blieb,
Und den nicht jeder Sturm der Lehre
Aus der erkannten Wahrheit trieb.
Der Gleißnerei und Prahlsucht kühn verscheuchte,
Aus Furcht und Haß an keiner Meinung hing
Und wenn er auch Gewißheit nicht erreichte,
Doch immer nah an ihrer Ferse ging.

Nur unverwunden bleibt die Trauer,
Mit welcher unsre Kunst den Schlag beklagt,
Denn diese klagt um mehr, ist um die Dauer
Der vaterländ'schen Kunst verzagt.
Sieht nur den kleinen Troß von weiten,
Hofft, daß noch Dichter ferne stehn,
Die nur den einzigen bewährten Richter scheuten,
Und kühner nun auf seine Pfade gehn . . .

So kraftgenial und ungestüm sprang im gleichen Jahre Schiller hervor, daß der Sprecher dieses Hamburgischen Epilogs von den Kolossen und Extremitäten der neuen Räuberfreiheit den Untergang des deutschen Theaters befürchtete.

Mochte auch manche wolfeile Phrase und manches äußere Komödiengepränge bei diesen Feiern unterlaufen, es geschah doch zum ersten Male, daß Deutschland auf die Bahre eines freien Schriftstellers Ehren des Nationaldanks häufte, wie sie nur Voltaire, noch bei Lebzeiten, erfahren hatte, und große öffentliche Versammlungen sich einmüthig verpflichteten, das Erbe zu hegen, den Muth des Kämpfers fortzupflanzen nicht zuletzt im religiösen und politischen Bereich.

Ergreifend tönen die leiſeren Nachrufe der Freunde und mitſtrebenden Genoſſen. Wie eine Sonnenfinſternis umſchattete Leſſings Tod ihr Daſein, nachdem ſie ſo lang und freudig den hellen, warmen Schein ſeines Weſens und Wirkens genoſſen hatten.

Den Einen, unſern Stolz, den haben wir verloren,
Ihn, der der Nation beim Ausland Ruhm erwarb.
Es werde Licht! ſprach Gott, und Leibniz ward geboren;
Es werde Finſternis! ſprach Gott, und Leſſing ſtarb.

dichtete Gleim; „Was klagen wir den Untergang der Sonne!“ rief Campe; „ins Reich der Nacht“ führt uns eine von heftigen Gegenſätzen bewegte und mit heiligen Schwüren „trotz Vorurtheil und Fürſt und Pfaffen“ beſiegelte Nänie Eliſens; „Es ſoll Finſternis bleiben! Es war alſo auch Plan der Vorſehung, dieſes Licht in ſeinem vollen Leuchten zu erſticken, da andere bis auf den letzten armſeligen Docht ausſchwelen?“, ſchreibt ſie an Hennings, „Nun ja, wer's nur ausharren kann, bis wir's ſchauen, wo es weiter fortbrennt . . . sleep and die, das liebſte Wort in meinen Ohren. Aber Sie haben Recht — wir wollen wirken, thun, handeln jeder nach ſeinen Kräften, in einem engen oder weiten Kreiſe, und wär's auch nur zum Zeitvertreib, bis — wir's beim ewigen Lichte taxiren können. Wer nur den Gedanken erſt etwas hinunter hätte: und wir hofften, er ſolle Israel erlöſen!“ Ihr Gelöbnis aus ſtarker Seele war nicht in den Wind geſprochen, das Haus Reimarus blieb eine Herberge der Aufklärung. — Im fernen Rom dichtete der Maler Müller einen ſchmerzerfüllten Nachruf, in Berlin K. Ph. Moritz. Gewichtig zollte Klopſtock ſein Beileid nach Braunſchweig: „Leſſings Tod iſt mir innig nahe gegangen“, und an Leſſing erinnern uns die Verſe von 1781:

Weiter hinab wallet mein Fuß, und der Stab wird
Mir nicht allein von dem Staube, den der Weg ſtäubt,
Wird dem Wanderer auch von Aſche
Näherer Todten bewölkt.

Den ſchönſten Nachruf ſandte Weimar. Denn Leiſewitzens „Hiſtoriſche Lobſchrift“ blieb dieſem Zauberer auch in der umgearbeiteten Faſſung liegen, der trauernde Mendelsſohn kam nur noch zu einigen „Hauptzügen“, nicht aber zu der von ihm erwarteten und geforderten Biographie. Herder jedoch gab eine Fackelbeleuchtung, wie nur er es vermochte, und ſo wurde Leſſings Lob in ſeinem Munde die würdige,

inhaltſchwere Antwort auf Friedrichs Klagen über unſere geiſtige und ſprachliche Armuth.

Am 20. Februar traf die Todesbotſchaft in Weimar ein. „Mir hätte nicht leicht etwas fataleres begegnen können, als daß Leſſing geſtorben iſt. Keine Viertelſtunde vorher, eh die Nachricht kam, macht' ich einen Plan ihn zu beſuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben", mit dieſen Worten ſendet Goethe die Trauerpoſt, wie alles was ihn bewegte, weiter an Frau v. Stein, und fragt ſpäter in demſelben Zuſammenhange Lavater nach der Schrift des alten Königs, betheuernd: „Leſſings Tod hat mich ſehr zurückgeſetzt, ich hatte viel Freude an ihm, und viel Hoffnung auf ihn." Weit ſtärker getroffen war Herder. „Ich kann nicht ſagen, wie mich ſein Tod verödet hat; es iſt, als ob dem Wanderer alle Sterne untergingen, und der dunkele wolkigte Himmel bliebe" lautet ſein ſchönes Gleichnis für das Erlöſchen der Einen Leuchte, in einem Brief an Gleim, „Hundert, ja tauſend ſind mit ihm geſtorben" ſein Zuruf an Voigt; auch Hamann hörte Herders Klagen über Leſſings Hingang, „der mir ſehr bitter geweſen iſt und den ich noch nicht vergeſſen kann. So wenig ich mit ihm im engen Briefwechſel geſtanden, ſo eine große Geſtalt war er doch in unſrer litterariſchen Welt für mich, die ich mir oft nahe fühlte, zumal ich ihn perſönlich und ſehr freundſchaftlich, männlich und bieder in Hamburg kennen gelernt hatte. Wenig Tage vor ſeinem Tode, Ende Januars, habe ich noch einen Brief von ihm und dachte nicht, daß es der letzte ſein würde. Die große Lücke ſteht nun da und die Melchior Götze und andre Unbeſchnittene freuen ſich in der Stille. Der Nicolaiſche Trupp hat jetzt, wo möglich, noch weiter Feld: und wie lange wird's ſein, daß für Deutſchland wieder ein Leſſing geboren wird?"

Schon das Märzheft des Wielandſchen Teutſchen Merkur brachte namenlos Herders erſtes Todtenopfer, in drängenden Ausrufen, da er, betäubt wie er war, noch keine ruhige Würdigung geben, ſondern nur danken konnte für ſoviel Licht und Kraft und all die Feſte des Geiſtes und des Gemüths, mit der bekümmerten Frage, welcher Denker, Schriftſteller, Kritiker, Menſchenkenner uns einen Leſſing erſetzen werde? — „und man wird ſich keine Antwort geben können." Aber dieſe Grabrede war nur der raſche Vorklang einer umfaſſenden Charakteriſtik, die, eingerahmt von dem Nachruf auf Winckelmann und einigen Seiten zu

Sulzers Gedächtnis, als Kern- und Kronstück im Octoberheft desselben „Merkur" erschien und mit den Aufsätzen über das Epigramm und die antiken Todesbilder später in die Zerstreuten Blätter überging. Keine Pyramide der Unsterblichkeit wolle er errichten, nur ein paar rauhe Steine, nach Art der nordischen Heldengräber, auf diesen Todtenhügel wälzen und dann schweigend von dannen gehn. Um so lauter war der Dank: Gleim jubelte dem „Herzensbruder" zu, Mendelssohns unstillbare Trauer klärte sich zu einem begeisterten Liebeserguß nach Weimar, Carl August schrieb „Sie haben Lessingen ein herrliches Denkmal gesetzt, daß er es wirklich nicht besser erkennen könnte, als wenn er Ihnen sein Bild aus Elysium schickte." Was will da des Propheten Lavater Mäkeln in Briefen an Jacobi, er wünsche die Gründe der Goethischen Theilnahme, der Jacobischen Trostlosigkeit zu wissen, denn er für seine Person könne wol die Gelehrsamkeit, den Verstand, die körnige classische Sprache Lessings verehren, doch weder Akme noch Genie an ihm finden: „ein ganzer Mann schien er mir — aber zu wenig Mensch." Herder war nun der erste und langhin der einzige, der mit einer beobachtungsreichen, stets den Hauptsachen zugekehrten Übersicht der gesammten Werke Lessings eine hinreißende Würdigung seiner „Menschheit" verband; in dem freien, besonnenen Abschnitt, worin er sich als Theolog über den Fragmentenstreit erklärte, stieg er zu den Formeln der warmen Kälte, der leidenschaftlosen Leidenschaft für Wahrheit hinan, um endlich rednerisch entflammt den Abgeschiedenen selbst anzurufen und so auch hier das Necrologium, wie er einmal sagt, in ein Athanasium und Mnemeion zu verwandeln:

„Und wo bist du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst du jetzt? Dein erster Blick, da du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdenebels hinwegwarst, in welch anderm, höhern Lichte zeigte er dir alles, was du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein Blick, dein strenges Geschäft, dein Studium, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten, und warst keinem Laster so feind, als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unsrer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden Menschenliebe, die nie

wolthätig sein will oder sein kann; am meisten (deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst du, wie ein Held, an und hast deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in deinen Büchern voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldner ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen, und Männer wecken, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo du irrtest, wo dich dein Scharfsinn und dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo du ein Mensch warst, warst du es gewiß nicht gern, und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender zunehmender Geist zu werden."

Homburg v. d. H., Englischer Garten, September 1891.

Anmerkungen.

Auf die Titelblätter dieses Buches habe ich ein gut Stück eigener Lebensgeschichte schreiben müssen, Wien Weimar Berlin, und es erklärt sich daraus die langsame Vollendung namentlich des letzten Bandes, da mir, von andern Pflichten abgesehen, in Weimar die erste Verwaltung des Goethe-Archivs, hier aber große Arbeiten zum „Faust" oblagen. Meinen Eltern, in deren Schwarzwälder Landhäuschen manche Seite geschrieben ist, und Wilhelm Scherer kann ich nun den Abschluß nicht mehr überreichen.

Beim ersten Bande hat A. Sauer, beim zweiten mit so manchem kleinen Wink E. Redlich die Correctur mitgelesen, wofür ich auch hier herzlich danke. Überhaupt hat es mir an erbetener und an freiwilliger Unterstützung nie gefehlt.

Heute würde ich, zumal in den früheren Partien, mit der freien Selbstkritik, die uns die Jahre eigenen Versuchen gegenüber zulegen, und dank fremder Thätigkeit auf dem so reich bebauten Felde der deutschen Litteraturgeschichte, manches anders fassen, Unerledigtes vertiefen und befestigen, Accente verrücken und verstärken, Maschen weiter ziehen, aber auch etwas Ballast hinauswerfen, und den Ausdruck, der nun einmal mein ungesuchter Stil ist, wenigstens einiger Mängel, sei es übergroße Prägnanz, seien es studentische Reste, zu entledigen streben. Alles Wesentliche bliebe unberührt. Eine große Monographie kann nicht den Ton einer Festrede durchführen, und der Vorwurf, Lessings Charakter sei auch von mir nicht unangetastet geblieben, läßt mich völlig kalt. Schlimm freilich, wenn diese Untersuchung der Wärme entbehren sollte; ich hoffe nicht.

Ich gebe im Folgenden einige Litteratur mit ein paar Nachträgen und Verbesserungen, ohne irgend nach bibliographischer Vollständigkeit zu trachten, die hier nur vom Übel wäre. Die Sache liegt für Lessing viel einfacher als etwa für Schiller, dessen neuester trefflicher Biograph Minor sich seiner gelehrten Nachweise laut rühmen durfte. Manches wird mir trotz den bequemen Hilfsmitteln entgangen sein, vieles soll aber schweigend bei Seite geschoben werden, denn wem frommen die Listen vermoderter Bücher, gehaltloser Aufsätze, wiederholungsreicher Programme? Die neue Auflage von Goedekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" 4, 129 hätte in minder verworrener Anordnung theils weniger, theils mehr geben sollen. Sehr zu gute ist ihr Strauchs Bibliographie (für die Jahre 1884—1889) zur Zf.*) Band 29—34 gekommen.

---

*) ADB: Allgemeine deutsche Biographie ed. v. Liliencron und Wegele 1875 ff. — Anz.: Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur (zur Zf.) ed. Steinmeyer, Roethe 1876 ff. — Archiv: Archiv für Litteraturgeschichte ed. Schnorr von Carolsfeld (1 Goesche) 1865—87. — DLD: Deutsche Litteraturdenkmale ed. Seuffert 1881 ff. — VJS: Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte ed. Seuffert 1888 ff. — Zacher: Zeitschrift für deutsche Philologie 1869 ff. — Zf.: Zeitschrift für deutsches Alterthum (und deutsche Litteratur) 1841 ff.

In naher Aussicht steht nun der „Jahresbericht für deutsche Litteratur" von Elias, Herrmann und Szamatolski.

Im großen Stil hat zuerst Herder 1781 seinen Freund gewürdigt; aus dem folgenden Geschlecht durch Darstellung und Auslese, nicht ohne sophistisches Drehen und Deuteln, Friedrich Schlegel: 1797 im „Lyceum der schönen Künste", mit neuem Schluß 1801 in den „Charakteristiken und Kritiken" (Minor, F. S. Jugendschriften 2, 140, 415), wozu die Beigaben in den drei Bänden „Lessings Geist aus seinen Schriften" 1804 traten. Hier erscheint Lessing viel zu sehr als Revolutionär, der er, ein Reformer, nicht war, und der romantische Kampf gegen das Zeitalter der Aufklärung giebt einen unhistorischen Gesichtspunkt, doch ist die „productive Kritik", der „wissenschaftliche Witz", der „höhere Cynismus", die „denkende Freiheit des Protestantismus" nie beredter betont worden; der Dichter wird geopfert, wie auch in Wilhelms „Vorlesungen".

Einen „Grundzüge" betitelten Entwurf Mendelssohns nahm Karl Gotthelf Lessing auf in „G. E. Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse" 2, 14, drei Bände 1793—1795. Die unordentlich und seicht geschriebene, aber an wichtiger Überlieferung reiche Vita ist jetzt in Reclams Universalbibliothek Nr. 2408 f. wieder abgedruckt. 1789 begann die Veröffentlichung der Briefwechsel, die nach französischem Muster zum ersten Mal umfassend den Werken eines deutschen Schriftstellers beigesellt wurden. Entwürfe, Skizzen, Collectaneen durften nicht in der Kladde bleiben. Nur Klopstock hatte, er noch bei Lebzeiten, seinen Hausinterpreten gefunden, und E. Schlegel in kleinerem Maße den brüderlich sammelnden Herausgeber. Man verfuhr nach Lessings eigenster Überzeugung, die Welt müsse, was sie einmal habe, so ganz als möglich besitzen. Nicolai machte, widerwillig zwar, den Anfang Lessings nachberlinische Kritiken auszulesen (vgl. Akademische Blätter 1884 S. 285); Karls Vita versah er im Stillen mit absprechenden Randbemerkungen (Werner, Archiv 12, 533). So entstand ein Corpus, das zu weiterer Abrundung aufforderte, wie Herder (4, 232) der Methode, einem Schriftsteller durch eine Auswahl ein Ehrendenkmal zu setzen, die Methode, uns chronologisch und vollständig in den Schriften des Mannes ein Portrait seines Geistes, die Geschichte seines Denkens und Schaffens zu bieten, vorgezogen hatte.

Die „Xenien" rufen in Schillers Meistercyclus Lessing als Achill auf. Über der Huldigung vergesse man doch die Beize nicht, denn das nachgerade in Motti und Schlüssen abgenutzte Distichon

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

schnellt den ironischen Pentameter gegen die „jungen Nepoten", Schlegels und Genossen, die in Lessings geistiges Erbe so zuversichtlich hineinsprangen. Den Schillerschen Spott

Edler Schatten, du zürnst? — Ja, über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein läßet im Frieden nicht ruhn.

macht später Goethes freundliche Anerkennung gut (Archiv des Dichters und Schriftstellers, Hempel 29, 238): „Mehr als einmal während meiner Lebenszeit stellte ich mir die dreißig niedlichen Bände der Lessingschen Werke (— 1794) vor Augen, bedauerte den Trefflichen, daß er nur die Ausgabe des ersten (Vermischte Schriften I 1771) erlebt, und freute mich des treuergebnen Bruders, der seine

Anhänglichkeit an den Abgeschiedenen nicht deutlicher aussprechen konnte, als daß er, selbstthätiger Litterator, die hinterlassenen Werke, Schriften, auch die kleineren Erzeugnisse, und was sonst das Andenken des einzigen Mannes vollständig zu erhalten geschickt war, unermüdlich sammelte und unausgesetzt zum Druck beförderte". So verlangte Goethe auch eine historisch-kritische Wielandausgabe mit den ältern Lesarten (29, 240).

Goethe selbst legte im 7. Buche von „Dichtung und Wahrheit" den Grund zur geschichtlichen Auffassung Lessings aus seinem Jahrhundert und dessen politischer Umwandlung.

Schinks Duodezausgabe 1825 ff. ist so elend wie seine darin erneuerte Biographie von 1791.

Dann brach Karl Lachmann die Bahn für eine auf philologischen Grundsätzen sicher fußende Behandlung moderner Schriftwerke. „Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Schriften" Berlin, Voß 1838—1840 in dreizehn Bänden zeigten einen gewahrten und gemehrten Text mit sparsamen, leider in Betracht der Handschriften zu geizigen Lesarten, eine weise Mitte zwischen chronologischer und sachlicher Anordnung, eine Fülle des Neuen, die Briefe in zeitlicher Folge auf zwei Schlußbände vertheilt. Zum ersten Mal, freilich mit zu spätem Einsatz, trat der Vossische Recensent wieder ans Licht. Wol spürt man hie und da, nicht bloß in allzurascher Erledigung der Breslauer Papiere, eine gewisse durch die drängenden Verleger erzeugte Abspannung, Versehen der Textkritik, Lücken im gedruckten Material, aber das Ganze war an sich Lessings würdig und weithin epochemachend für die Verwaltung unsers litterarischen Erbgutes. Das unliebsame Nachspiel behandelte Lachmann in dem Heft „Ausgaben classischer Werke darf jeder nachdrucken" 1841. — „Neu durchgesehen und vermehrt" nannte Wendelin von Maltzahn die von ihm, Stuttgart bei Göschen 1853—1857, besorgte zweite Auflage; Lachmanns 13. Band, die Briefe an Lessing, fiel unter den Tisch; die Recension des Textes bewies, namentlich in den „Litteraturbriefen" und den Collectaneen (Guhrauer, Blätter für litterarische Unterhaltung 1843 Nr. 244 ff.), daß wer eine feine Spürnase als Handschriftensammler und Bücherliebhaber besitzt, deshalb doch der philologischen Elemente völlig bar sein kann. — Nach umfassender Vergleichung aller Drucke und Handschriften besorgt jetzt Franz Muncker die dritte Auflage, von der bis 1891 sechs Bände (Stuttgart, Göschen) erschienen sind, wichtig in erster Linie für die Berliner Recensionen und die dramatischen Fragmente. Vgl. Sauer, Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 40,36; E. Schmidt, Anz. 17, 136; Redlich, VJS 2, 277. — Vor der 3. Lachmannschen Ausgabe war abgeschlossen die Hempelsche, Berlin o. J. (1868—1879) in zwanzig Theilen, mit sacht modernisirter Schreibung, ohne philologischen Apparat, aber mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen. 1—5 (Poesie) und 7 (Hamburg. Dramaturgie) sind werthlos; dazwischen steht schon die vortreffliche Arbeit am „Laokoon". Was namentlich Alfred Schöne für das Archäologische, Christian Groß für die Theologie, Carl Christian Redlich für die Litteraturbriefe und, von anderem abgesehen, für die am Schluß in zwei ebenso unhandlichen wie unschätzbaren Bänden gebotene, überaus vermehrte, musterhaft erklärte Correspondenz gethan hat, kann niemand dankbarer anerkennen als ich. In der sachlichen Anordnung finde ich mich nach jahrelangem Gebrauch noch heute mühsam zurecht. Zum Briefwechsel (vgl. Sauer, Anz. 6, 173) gab Redlich 1886 im gleichen Verlag „Nachträge und Berichtigungen". Ferner: Lessing an Lippert 4. Jan. 77 Vossische Zeitung 15. Apr. 1888, an v. Breitenbauch 12. Dec. 55 VJS 2, 271 (zuerst Voss. Zeitung 10. Febr. 1889); an J. A. H. Reimarus

22. Aug. 69 VJS 4, 263; Ebert an Lessing 15. Dec. 70 ebda. 260, Gleim 28. Dec. 77 ebda. 265 (S. 272 Kästner über seine Correspondenz mit Lessing). Der Briefwechsel mit F. H. Jacobi liegt, nachdem er aus der Maltzahnschen Auction in C. R. Lessings Besitz übergegangen ist, vervollständigt in der Voss. Zeitung 15. Juni 1890 vor, darin zum ersten Mal Jacobi 20. Aug. 79, 23. Juli 80, 28. Nov. 80; ebda. v. Breitenbauch 10. März 64. Ein Billet an Heyne, 14. Jan. 71, im Besitze von O. A. Schulz, mir von F. Jonas mitgetheilt, wird in der VJS erscheinen. Eine Berliner Dame hält einen längeren Familienbrief Lessings aus der leider so spärlich vertretenen schlesischen Zeit hinter Schloß und Riegel; da mir keinerlei Benutzung zugestanden wurde, habe ich auf den bloßen Anblick verzichtet. Die Briefe an F. L. Schröder sind durch Diebstahl verschwunden (Uhde, Histor. Taschenbuch 5. Folge 5, 277), die an Claudius hat dessen Sohn verbrannt (Mönckeberg, L. als Freimaurer 1880 S. 55).

Dem Litterarhistoriker und dem Litteraturfreund kann nicht zugemuthet werden, sich Jahr für Jahr neue Classikerausgaben anzuschaffen, die nicht das Bedürfnis, sondern kaufmännische Berechnung der Verleger und die Büchermacherei betriebsamer Editoren hervorrufen. Zu den Dichtwerken hat der an drei oder mehr Lessingausgaben betheiligte R. Boxberger in der Groteschen Sammlung 1875 allerlei beigebracht, zur Archäologie Blümner.

Redlichs „Lessingbibliothek. Verzeichnis derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Lessingischen Werke bilden" (Hempel 19, 673, auch separat 1878) wird durch Munckers, in dieser Richtung von dem ersten Verleger Weibert bereicherte, Ausgabe hie und da ergänzt. Die Einzeldrucke übersehen wir noch immer nicht völlig. Vgl. auch Milchsack, Systematisches Verzeichnis der Lessing-Litteratur der Bibliothek zu Wolfenbüttel mit Ausschluß der Handschriften 1889 (die Autographa Archiv 1, 299). Hauptmassen der erhaltenen Handschriften sind im Besitz der Breslauer Universitätsbibliothek (dramatische Bruchstücke, Collectanea), der Wolfenbütteler Bibliothek (Germanistisches, Ahnenbilder, Briefe), der Kgl. Bibliothek zu Berlin (Emilia Galotti), der Halberstädter Gleimstiftung (Briefe), des Herrn Ernst Mendelssohn-Bartholdy (Matrone von Ephesus, erster Nathanentwurf), des Herrn Geh. Justizrath C. Robert Lessing (Minna von Barnhelm, zum Laokoon, italienisches Tagebuch, Briefe).

Darstellung. In großen Zügen zeichnete historisch entwickelnd Lessings Wesen und Wirken Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung 5. A. 4, 353 ff; sein litterarhistorisches Meisterstück in Gehalt und Form, zu dem immer wieder bewundernd zurückkehrt, wen die moderne Scheelsucht gegen diesen Forscher verdrießt. Durch saubere Gliederung und esoterische Tendenz erfreut Hettner durch scharfes Urtheil fesselt Julian Schmidt, durch anmuthige, besonnene Klarheit Scherer. Wie uns schon auf der Schule Koberstein berichtend oder meisterlich vorlesend zu Lessing zog, ohne hier durch die Brille seiner geliebten Romantiker zu schauen, wird jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben.

Nach biographischer Fabrikarbeit erschien 1850, Lachmann zugeeignet, Theodor Wilhelm Danzels erster Band „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmannschen Ausgabe"; ein Buch noch weit entfernt von der Ergründung, Rundung, Formgebung des Justischen „Winckelmann" oder der strengen allseitigen Vergegenwärtigung des Haymschen „Herder", aber, im rechten Gegensatze zu Goethes nur vom Berge zum Berge schreitendem „Winckelmann", die erste das Große und Kleine durchdringende wissenschaftliche Monographie über einen deutschen Schriftsteller, tief aus den Quellen geschöpft, umfassende Bildungsgeschichte, auch den dienenden Per-

sonen zweiten und dritten Ranges zugewandt, wolbeschlagen in ausländischer Litteratur, unzulänglich in der Analyse der Dichtwerke, philosophischen Constructionen noch allzu geneigt, übel disponirt, formlos, schweres Geschütz, und doch nicht ohne starken persönlichen Reiz, in Vorzügen und Mängeln als Ganzes ein bahnbrechendes Buch. Wie rasch war der arme brustkranke Leipziger Privatdocent aus Hamburg, der zum Lebensunterhalt sogar Schmöker wie Sue's Enfant trouvé verdeutschen mußte, seit seinem „Gottsched" von 1848 vorgeschritten! Wie viel durfte die Litteraturgeschichte sich von ihm noch versprechen! 1850 starb er, erst zweiundbreißig Jahre alt. „Gesammelte Aufsätze von Th. W. Danzel" gab Otto Jahn 1855 mit einem warmen Begleitwort heraus (auch in Jahns Biographischen Aufsätzen 1866 S. 165). Seine reichen Vorarbeiten gingen auf G. E. Guhrauer über, den hochverdienten Leibnizforscher und Interpreten der „Erziehung des Menschengeschlechts", der 1853 f. die beiden Abtheilungen des zweiten Bandes lieferte und 1854 starb. Er hat es vielfach bei unverarbeitetem Rohmaterial bewenden lassen, da ihm gegen Ende eines kümmerlichen Gelehrtenlebens Lust und Kraft versiegten. Der Band ist sehr belehrend, aber unlesbar. Eine zweite Auflage besorgten recht ungenügend Boxberger und Maltzahn 1880 f. Es hätte Danzel selbst vergönnt sein müssen, sein Werk zu beenden und dann noch einmal auf den Amboß zu legen. Ich muß auf einige holde und unholde Stimmen der Kritik erwidern, daß mein Buch das Danzelsche weder ausstechen noch ergänzen soll. Es ist Raum für mehrere Darstellungen, und es werden noch andere, jeder nach seiner Art, dieses Weges ziehen. Daß durch Danzel alle wissenschaftlichen und durch Kuno Fischer alle schriftstellerischen Ansprüche für Lessing erschöpft seien, kann nur ein Litterat behaupten, der nicht im Stand ist Danzel durchzuarbeiten und von litterarhistorischen Aufgaben keine blasse Ahnung hat. — Adolf Stahr gab mit geringer Arbeit, aber doch mit eigenen Urtheilen, in leichter, oft declamatorischer Form zwei Bände „G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke" 1859, 9. A. 1887; die Widmung ist von Johann Jacoby zum Fürsten Bismarck übergesprungen. Wer die Dünnflüssigkeit schilt, sollte wenigstens zugeben, daß viele Tausende durch das geschickte Buch zu Lessing hingezogen worden sind. Die Revision der letzten Auflage erstreckt sich bis zu dem Punkte, wo meine Arbeit 1885 abbrach. — Aus akademischen Vorlesungen ist Loebells Lessingbuch (Entwicklung der deutschen Poesie 3) 1865, ed. Koberstein, hervorgegangen. — Geradezu monströs muthet uns Heinrich Düntzers mit allerlei mittelmäßigen Holzschnitten versehenes umfangreiches Opus an, „Lessings Leben" 1882, meist kunterbunte Auszüge aus den beiden Briefbänden ohne Besprechung der Werke und ohne eine Spur von Composition. Wer die Litteratur nur ein wenig kennt, braucht diese Chronik nicht aufzuschlagen, wie ich mich aus gleichem Grunde der gemeinschädlichen sogenannten „Erläuterungen" Düntzers enthalten durfte. — Über Heinrich Pröhle, Lessing Wieland Heinse 1876, habe ich mich Anz. 3, 22 geäußert; seine Briefexcerpte sind inzwischen größtentheils durch Sauers Ausgabe der Werke Chr. Ewalds v. Kleist Bd. 2 f. (Hempel) entbehrlich gemacht. — Kuno Fischer, Lessing als Reformator der deutschen Litteratur 1881 2 Bde, hat es besonders mit dem Dramatiker zu thun; gemeinverständlich, geistreich, pointirt. Der Titel könnte leicht eine schiefe Vorstellung von Lessings dem Reformator Luther in vieler Hinsicht so fremder Reformernatur geben, wenn auch der berühmte Verfasser das keineswegs beabsichtigte. — Eine ausgezeichnete Zusammenfassung bot Redlich, AdB 19, 756. — Confessionelle Zerrbilder von jesuitischer (Baumgartner 1877) oder, an Talent viel geringer, von muckerhafter Seite

(Claaſſen 1881) verzeichne ich nicht näher, mag auch weder an der Hand Dührings (1881) „Die Überſchätzung Leſſings und deſſen Anwaltſchaft für die Juden" prüfen, die ihrerſeits oft Leſſing zum Ehren-Reformjuden ſtempeln, noch mit Biſchof Reinkens „Leſſing über Toleranz" (1883), d. h. über den lahmen Altkatholicismus peroriren hören. — Das wackere, aber wenig originelle zweibändige Werk von James Sime, Lessing. His life and writings. London 1877 (Tauchnitzausgabe 1878) hätte Strodtmann nicht, Berlin 1878, deutſch zu bearbeiten brauchen; viel unnützer allerdings als die abgekürzte Übertragung des gewiſſenhaften Sime, aus dem manche unſerer Tagesblätter altbekannte Leſſing-Geſchichtchen naiv als neue Funde auftiſchten, war Claudis ſchlechte Überſetzung (Celle 1880) eines ganz oberflächlichen Buches: G. E. Lessing. His life and his works. By Helen Zimmern. London 1878. — Crouslé, Lessing et le goût français en Allemagne 1863, wird an Geiſt und, freilich auf den Effect geſpitzter, Darſtellung überboten von Cherbuliez, Études de littérature et d'art 1873 S. 1. Eine größere Biographie fehlt den Franzoſen. Zur Aufnahme Leſſings in Frankreich vgl. Süpfle, Geſchichte des deutſchen Cultureinfluſſes auf Frankreich I 1886.

v. Treitſchke, Hiſtoriſche und politiſche Aufſätze 5. Aufl. 1886 I (Grenzboten 1863 Nr. 8). Dilthey, Preußiſche Jahrbücher 1869 19, 117, 271, ſehr bedeutend für Aeſthetik, Theologie, Philoſophie; ſoll in einer Sammlung 1892 neu erſcheinen. Scherers Aufſatz, Deutſche Rundſchau 26, 272 (Febr. 1881), beſonders den Dichtwerken zugewandt, mit einer Periodiſirung 1755 und 1772, wird dem zweiten Bande der Kleinen Schriften einverleibt. O. Ribbeck, Kiel 1863 (nicht Weinhold, wie bei Goedeke S. 136 zu leſen iſt) ſkizzirt in raſchen Zügen Leſſings Verhältnis zur Wiſſenſchaft. Wundt, Leſſing und die kritiſche Methode, Eſſays 1885. Nur des Verfaſſers wegen ſei genannt F. Laſſalles Tirade: G. E. Leſſing vom culturhiſtoriſchen Standpunkt (1853 geſchrieben) 3. A. 1880. Einem beſondern Capitel weiß ich nicht zuzutheilen die Studie von H. Groſſe, Leſſings Pädagogik, Deutſche Blätter für erziehenden Unterricht (Langenſalza) 1878 Nr. 35 ff.; W. H. Riehl, Leſſing als Univerſitätsfreund, Freie Vorträge 2 (1885), 481 (München 1873). — Zum Drama: Guſtav Freytag, Die Technik des Dramas 6. A. 1890; Bulthaupt, Dramaturgie der Claſſiker I 4. A. 1891; Richard M. Meyer, VJS 3, 298; K. Heinemann, Vorhang und Drama, Grenzboten 1890 1, 459.

Leſſings ſämmtliche Dichtungen als zuſammengeklaubte Moſaiken ohne jede „autokephale" Schöpferkraft zu zerſtückeln, iſt die fixe Idee Paul Albrechts in ſeinem auf zehn Bände berechneten Werk „Leßings Plagiate" (Hamburg 1891 ff., Selbſtverlag). Bei grundverſchiedener Auffaſſung wird man von Albrechts findiger Beleſenheit im Einzelnen noch recht viel lernen (vgl. Deutſche Litteraturzeitung 13. Dec. 90). Bis jetzt liegen mir, außer den Proben im Proſpect, erſt drei Hefte vor (Epigramme, Lyrik, Jugendluſtſpiele).

Die Recenſionen ſtellt in übler chronologiſcher Folge und unvollſtändig zuſammen Braun, Leſſing im Urtheil ſeiner Zeitgenoſſen I (— 1772) 1883.

Könnecke, Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur 1886 S. 164, Portraits, Facſimiles.

Heimat und Schule.

Familie: Klix, Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1885 Nr. 7, 1890 Nr. 6. Der Name Leſſing iſt ſlaviſch (Kopitar, Grammatik S. 398); der Umſtand, daß ihn ſich ſpäter manche Juden beilegten, begünſtigte den Mythus von

Lessings jüdischer Abstammung. — Des Großvaters Dissertation De tolerantia religionum abgedruckt Voss. Zeitung 23. Oct. 1880. Zarncke erinnert mich daran, daß Goethes Großvater über die These disputirte: In republica non debet esse duplex potestas ecclesiastica et politica, sed politicae etiam jus sacrorum est vindicandum, Goethe-Jahrbuch 5, 345. Copie seines Kamenzer Bildes bei Herrn C. R. Lessing. Verwandtenporträts in Düntzers Buch. Über das Knabenbild (Könnecke) S. 16 Hettner, Kleine Schriften 1884 S. 429. Den Vater als Theologen bespricht Bertheau, AdB 18, 448. Die persönlichen Verhältnisse wurden durch die Hempelsche Briefausgabe neu beleuchtet. Ein wichtiger Brief Karls an den Vater, 9. Jan. 69, über Gottholds Hamburger Zustand und italienische Pläne, Neues Lausitzisches Magazin 9, 528. Eugen Wolff, Karl Gotthelf Lessing 1886 (Neudruck seines Lustspiels Die Maitresse, DLD 1887 Nr. 28). C. Kirchner, Johann Theophilus Lessing und das Chemnitzer Lyceum (S.-A. aus dem 3. Jahrbuche des Vereins für Chemnitzer Geschichte) Chemnitz 1882; Siegfried, AdB 18, 449.

Meißen: veraltet und unzuverlässig Diller, Erinnerungen an Lessing, Meißen 1841. Kreyßig, Afraner-Album 1876. Flathe, Sanct Afra 1879. Hermann Peter, Deutsche Rundschau März 1891 26, 366 (erster Druck des Gedichts an Carlowitz, jetzt Lachmann-Muncker 1, 274; das kürzlich von Th. Distel in einem Privatdruck ausgegebene „Gedicht aus Lessings Secundanerzeit" vom Nov. 1743 wird irgend einen Meißner Primaner zum Verfasser haben); Archiv 10, 285 das Urkundliche; Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Meißens I Heft 3 (S.-A. Meißen 1884): Die Pflege der Poesie auf den sächsischen Fürstenschulen in dem zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Auf der Universität.

Werke wie Justis Winckelmann (1866—72) und allgemeinere Darstellungen citire ich nicht immer im Besondern. Für die litterarischen Beziehungen Sachsens und der Schweiz ist gerade in den letzten Jahren durch die allen Fachgenossen wolbekannten Schriften von H. v. Stein, Braitmaier, Servaes viel geschehen und dadurch die Ausbildung der Kunstlehre im 18. Jahrhundert neu fundirt worden. Eine große Monographie über Gottsched hat Waniek versprochen. — S. 36 bitte ich den Lapsus des Fabelcitats zu verbessern: Verfasser ist der Hamburger M. Richey. — Christ: F. A. Wolf in Goethes „Winckelmann"; Danzel; Justi 1, 374; Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst 1878 1, 159; Dörffel 1878 (biographisches und bibliographisches Material). Ich spreche selbstverständlich nach eigener Lectüre. — Christlob Mylius: mit Unrecht in der AdB übergangen; Lessings Vorrede zu M.s Vermischten Schriften 1754; L. Hirzels Hallerausgabe 1882 (VJS 3, 367); Kästner, Olla potrida Berlin 1778 1, 154 (v. Murr, Anmerkungen über Herrn Lessings Laokoon 1769 S. 53). Er verdiente wol eine kleine Monographie als Naturforscher und Journalist. Seine Zeitschriften, deren „Lessingiana" Mohnike 1843 untersuchte, sind sehr selten; ich benutzte meist C. R. Lessings Exemplare. „Der Wahrsager", S. 172, ist doch erhalten in der Kgl. Bibliothek, wo die 20 Stücke dem Jahrgang 1749 der Voss. Zeitung beigebunden sind; ein Berliner Neudruck war in Aussicht gestellt, scheint aber, sehr mit Recht, als unnöthig aufgegeben. S. 59 die Wendung unten ist ungeschickt, denn es giebt zwei lausitzische Reichenbach, das Pfarrdorf 1 Stunde von Kamenz auf dem Wege nach Radeberg, M.s Geburtsort, und das Städtchen im Görlitzer Kreise. — Ossenfelder: AdB 24, 498. Neuberin:

Danzel, Gottsched 1848; Reden-Esbeck 1881 ganz unzulänglich; Creizenach, Grenzboten 1882 2, 75; Offenfelders Gedicht an Lessing wiederabgedruckt und kundig erläutert von Uhde, Dramaturgische Blätter von Hammann und Henzen 1877 S. 279 (Hempel 20^2, 3) und 324.

Jugendpoesie.

1. Eine Geschichte der Anakreontik fehlt. Für Frankreich hat Ste-Beuve das Meiste gethan. Kleine Ansätze bei Witkowski, Die Vorläufer der anakreontischen Dichtung in Deutschland und Friedrich von Hagedorn, Leipzig 1889. Albrechts Entlehnungsnachweise verfolge ich hier nicht; L. hat allerdings manchmal wörtlich aus dem Französischen übersetzt, wie schon S. 84 vermuthet. „Die Türken" J. M. Wagners Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung 1874 S. 48, Schnorrs Archiv 6, 152; 9, 232. „Auf Brüder" Schöne, Archiv 6, 337; Kettner, Zacher 17, 245. Compositionen Anz. 17, 139. — S. 98 Lorenzin: Uhde a. a. O., J. H. F. Müllers Abschied von der K. k. Hof- und Nationalschaubühne 1802 S. 342, romanhaft H. M. Richter, Geistesströmungen 1875 S. 231.

2. Eigenbrodt, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen, Berlin 1884 (Seuffert, Anz. 12, 68). Über Gellert und L. Anz. 2, 38; Handwerck, Studien über G.s Fabelstil, Marburger Dissertation 1891. S. 91 vgl. Poggios Eremita, s. Meyer Zs. 31, 104; zu S. 94 behauptet Meyer ebda. für das „Muster der Ehen" willkürlich eine Abhängigkeit von Pope, s. aber R. Köhler VJS 1, 492, 2, 275. Haug, Kordus und Lessing. Neuer teutscher Merkur 1793 3, 275; Krause, E. Cordus 1863 S. 53; Archiv 9, 276; das Franciscanerepigramm deutsch von L. Sandrub, Hallenser Neudrucke 10, 35. Mohnike, Lessingiana 1843 S. 48. Müller, Archiv 1, 494. Archiv 7, 24; 9, 111. Borberger in der Groteschen Ausgabe 1. VJS 4, 268. Überall ist Albrechts Schrift zu vergleichen. Ich kenne nicht Bystron, L.s Epigramme und seine Arbeiten zur Theorie des Epigramms, Krakauer Dissertation 1889. Nachdichtungen Coleridge's, Brandl S. 264.

3. Hohenberg, Über L.s Lehrgedichte, Programm des Kgl. Realgymnasiums Berlin 1883. Hirzels Haller CCCXLVI. Muncker, L.s persönliches und litterarisches Verhältnis zu Klopstock 1880, worin besonders Lessings Kritiken, die Schönaichfehde u. s. w. spätere Partien meines Buches angehen. Seine allzuwarme Auffassung von Beider Freundschaft hat Muncker selbst in der großen Klopstockbiographie 1888 gekühlt. S. 96 lies: Wotton.

4. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels 1879. Schlenther, Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie 1886. Wetz, Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts I 1 1885. Hofforp und Schlenther, Dänische Schaubühne Ludwigs von Holberg 1888; S. 112 hätte ich auf den „Erasmus Montanus" mehr Gewicht legen sollen. Minor, Christian Felix Weiße 1880. Was, ohne Vollständigkeit, bei Goedeke S. 139 Nr. 12 genannt ist, fördert wenig. Zum „Freigeist" Sauer, J. W. v. Brawe 1878 S. 34. S. 107 nicht „Mütterschule" (Nivelle de la Chaussée 1744), sondern „Frauenschule" (Moliere). S. 115 lies tapinois. S. 117 Schäferspiel: Rühle, Das deutsche Schäferspiel des 18. Jahrhunderts Halle 1885, Netoliczka VJS 2, 1. Über die Wiener Theaterbearbeitung „Der Misogyne" handelt Raab, Neue freie Presse 6. Febr. 81. Ein Erneuerungsversuch im Berliner Kgl. Schauspielhaus 7. Mai 1866 war natürlich erfolglos. S. 128 „Wir Lateiner" erst im 2. Druck. S. 129 u. Crouslé S. 396 zieht noch Destouches heran. Albrecht.

Der Berliner Litterat.

1. Die Litteratur über Friedrich den Großen (Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur S. 757) kommt hier nicht in Frage. Meine Skizze beruht nur auf der Ausgabe der Akademie. Den Horazianer charakterisirt M. Haupt, Opuscula 3, 137. — Lessing in Berlin: Julius Rodenberg, Nationalzeitung 14.—19. Febr. 1886 (als Heft 37 S.). Zahlreiche Aufsätze in den Zeitungen vom 14. October 1890 zur Enthüllung des Berliner Denkmals; Schlenther, Voss. Zeitung 12. October.

2. Plautus: Lorenz' Einleitungen in der Weidmannschen Sammlung; Sierke (Schatz) Königsberg 1870; Seldner, L.s Verhältnis zur altrömischen Komödie, Programm des Mannheimer Realgymnasiums 1884. Den „Schatz" spielte Schmidt in Hamburg noch 1816, Uhde 2, 182. „Weiber sind Weiber", Allg. d. Bibliothek 61, 147. — Recensionen u. s. w.: B. A. Wagner, Lessing-Forschungen nebst Nachträgen zu Lessings Werken 1881 (Vossische Zeitung 1879f.); Berliner Neudrucke V 1889; Danzel 1^2 Anhang; Lachmann-Muncker 4f. Die Diaskeuasten haben neuerdings gewiß zuviel auf L.s Rechnung gesetzt. Das Hauptverdienst nach Lachmann gebührt Wagner, der auch Lessings Übersetzung der kleinen Schriften Voltaires entdeckte. S. 180 o. Novellen s. Seemüller, Zs. 24, 42. S. 182 Spanisch: B. A. Wagner, Zu Lessings spanischen Studien, Programm des Sophien-Realgymnasiums Berlin 1883; VJS 2, 136, 500.

3. Voltaire. S. 190: auf dem Titelblatt steht 1752. Proben bei Wagner, nur das Vorwort bei Muncker 5,1. Einen Neudruck, sammt der Übersetzung der drei Lettres au public Friedrichs des Großen, gebe ich im Auftrag der Berliner Gesellschaft für deutsche Litteratur 1892 bei W. Hertz heraus. Z. 10 v. u. „Anmerkungsschmierer". Bayle, auch ein Liebling Friedrichs II., ward in seiner Bedeutung für L. zuerst von Danzel gewürdigt, der aber Voltaire kaum berücksichtigte. Stahr. C. B. Boxberger, Einzelheiten über Voltaire bei L., Programm der Realschule Friedrichstadt Dresden 1879. — Herrnhuter: Bergmann, Hermäa 1883. — Henzi: dürftige Monographie von Bäbler 1880; L. Hirzel, Im neuen Reich 1880 1, 285 und Hallerausgabe CCLXXXII, CCCXLVIII; VJS 4, 271; Archiv 6, 86 9, 425 10, 364; Rochholz, Tell und Geßler in Sage und Geschichte 1877 S. 236. Ältere Litteratur, mit schroffer Wendung gegen L., G. E. v. Haller, Bibliothek der Schweizer-Geschichte 6 (1787), 69. Zur Form Herder, Lebensbild I 3^1, 37. S. 208 Borcks Caesar-Übersetzung kommt zu schlecht weg; sie ist so getreu, wie es damals in Alexandrinern nur möglich war.

4. Rettungen. Lemnius: AdB 18, 236, 796; Bursian, Geschichte der classischen Philologie in Deutschland 1, 179; Gottsched, Nöthiger Vorrath 2, 192; Archiv 10, 11; Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens 1754 St. 19, 64; Strobel, Neue Beyträge zur Litteratur, besonders des 16. Jahrhunderts 1792 3, St. 1. — Cochläus: orthodoxe Repliken Goedeke 4, 141; Krafts Theologische Bibliothek 13, 238; Otto, J. Cochläus der Humanist 1874. — Ineptus religiosus von J. B. Schupp: Borinski, Zs. 33, 220; Archiv 7, 275. — Lange: Waniek, Immanuel Pyra 1882; Sauer, DLD 22, 1885 (Freundschaftliche Lieder). Fisch, Generalmajor von Stille und Friedrich der Große contra Lessing 1885, geht in seinen Schlüssen viel zu weit; Litzmann, Anz. 12, 172. Meine Charakteristik sollte knapper sein. — Klopstock s. o. Zu S. 246: „Grandison in Görlitz" (rec. Lachmann 5, 53) ist von Bodmer verfaßt und durch Sulzer zum Druck befördert, s. Bächtold, Jubiläumsschrift der Allg. Geschichtforschenden Gesellschaft der

Schweiz 1891 S. 194; auch mit dem „Versuch einer Dunciade" hatte L. nach Muncker nichts zu schaffen.

5. Miß Sara Sampson. Zur Vorgeschichte: Wetz, Die Anfänge der ernsten bürgerlichen Dichtung . . . 1885. — Lillo's Merchant erörtert Brandl, VJS 3, 47. Die Ballade Reliques 3. — Wirkung aufs Publicum, s. auch Müllers Abschied S. 20. — Caro, Lessing und Swift. Eine Studie zu Lessings Nathan 1869 S. 71; Scherer, Aufsätze über Goethe 1886 S. 131. Deutsch: Orrery, Briefe über Swifts Leben und Schriften, Hamburg 1752. — Medea: schon Ayrenhoff 5, 188 nennt „Marbot" eine „in Bürgerkleider gesteckte Medea". — S. 263 Ramlers Bericht bezieht sich auf Frankfurt a. O. Ackermanns Theaterzettel bei E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. 1882 S. 488 (S. 492 „Der Freygeist). Vgl. auch Litzmann, F. L. Schröder 1 (1890), 90. — Klotz — genauer wäre „in Hannover", nicht „in Göttingen" — bespricht die „Sara" auch im Brief an Briegleb 29. Dec. 63 (Berlinisches litterarisches Wochenblatt 1777 1, 9) mit scharfer Einzelkritik, die ich der Seltenheit und des Verfassers wegen hier nach einer Abschrift Weilens wiederholen will:

„Das Lob, welches Sie der Miß Sara Sampson beigelegt, bewog mich dieses Stück noch einmal zu lesen. Es ist wahr, die Tragödie ist vortreflich: sie reißt uns dahin, und ich wenigstens schäme mich nicht zu sagen, daß sie mir Thränen abgezwungen hat. Wo ich nicht irre, wird unsere Betrübniß vornehmlich dadurch vermehrt, daß die Marwood ungestraft ihre Bosheit ausführt. Denn wenn entweder diese sich auch erstochen hätte (ein weniger großer Geist, als Lessing würde den Plan so gemacht haben) oder von dem Mellefont wäre entleibet worden, so würde unser Mitleiden eine gewisse Satisfaction bekommen: unser Affect würde nicht so stark, die ganze Geschichte nicht so rührend, kurz die Tragödie nicht so schön seyn. Nein! daß uns der Sara Schicksaal recht rühren und zum weinen zwingen mußte, darzu war es nötig, daß Marwood ungestraft und. triumphirend diese Bosheit ausführen konnte. Kurz des Sophokles Oedipus hat eine Gespielin gefunden, (wie sich Herr Butschany ausdruckt) an der Sara gefunden, oder wollen Sie recht aufrichtig hören, die Miß Sara Sampson gehört unter die Arbeiten, welche dem menschlichen Geschlechte Ehre machen. Allein einige Anmerkungen will ich Ihnen mittheilen. Sie sind nicht gelehrt, ich habe sie bei einem Glase Wein gemacht; sie beruhen bloß auf meinem Gefühl. Wie verschieden müßten diese Anmerkungen von den Noten eines Sterlejus und Barnesius über den Aeschylus und Euripides seyn! doch jene waren gewiß nicht beim Weine gemacht. Aber diese Herren endigen sich auf das dreimal heilige ius. S. 30 „Dessen Herz muß ruhiger oder muß ruchloser sein, als meines, welcher immer einen Augenblick zwischen ihm und dem Verderben mit Gleichgültigkeit nichts als ein schwankendes Bret sehen kann". Welch eine böse Periode für mich! Sie brachte mich aus der Begeisterung, in welche mich das vorhergehende gesetzt hatte. Sie that noch mehr, sie brachte mich aus der Ernsthaftigkeit. Ich erinnerte mich, daß ich eine Tragödie lese, daß Herr Lessing sie gemacht, daß er die Stelle eines griechischen Dichters nachgeahmt, welche alle Kommentatoren zu Horazens: illi robur et aes triplex etc. angeführt haben. Für mich wäre es hier besser unwissend zu seyn. Gelehrsamkeit unterbrach mein Gefühl und meine sanften Empfindungen: ich brauchte einige Minuten Zeit, mich wieder in die vorige Situation zu setzen. Doch hat denn Lessing für Criticos geschrieben? Nein! Klotz sollte sie nicht lesen, oder wenigstens beim Lesen unwissend seyn. S. 75. Hier will die Marwood den Mellefont erstechen; er entreißt ihr den Dolch! was thut sie? — sie schweigt —

sie erblaßt und ist betäubt — nein sie perorirt. Diese geschwinde Abwechselung einer von der heftigsten Leidenschaft ergriffenen Person scheinet mir unwahrscheinlich. S. 93 sagt der Diener Waitwell: „Und vielleicht ein aufrichtiges Bedauern, daß er die Rechte der väterlichen Gewalt gegen ein Kind brauchen wollen, für welches nur die Vorrechte der väterlichen Huld sind". Sollte man nicht schwören, Waitwell hätte bei dem Herrn *** das Jus naturae gehört? Ein Gedanke, den ich überdenken muß, den mir der Zuhörer, auch der gelehrte Zuhörer, nicht sogleich versteht, ist mir in einem Stück ärgerlich, wo mein Herz, nicht mein Verstand beschäftiget seyn will. Ich schwöre, da das Stück in Hannover aufgeführt worden, keiner hat sogleich dies verstanden, selbst die *** nicht. Und die schöne Antithese Vorrecht und Recht! Überhaupt redet Waitwell oft nicht als ein Diener, sondern als ein Philosoph. Lesen Sie S. 102 und 103, 193. Ich will 100 Louisd'or wetten, Herr *** philosophirt nicht so gut und so wahr. Und dieser ist doch Professor. Der arme Waitwell aber hatte nie die Logik in Tabellen gebracht. S. 176 „Hier, wo ich in bessern Zeiten die geschriebenen Schmeicheleien der Anbeter verbarg; für uns ein ebenso gewisses, aber nur langsames Gift." Um Vergebung, ein Wortspiel! und wieder um Vergebung, eine kindische Stelle! Es redet hier Marwood, da sie das Giftpulver hervornimmt — in der größten Hitze — in einer Art von Raserei — in der größten Wuth redet sie Sentenzen. S. 193 „Laß die Hülfe so wirksam seyn, als deinen Irrthum." Ist dunkel, unnatürlich, spitzfündig. S. 212 „Nein, ich will es nicht wagen, sie (die Hand) zu berühren. Eine gemeine Sage schreckt mich, daß der Körper eines Erschlagenen durch die Berührung seines Mörders zu bluten anfange." Ach Pedante! der verzweifelnde Mellefort, der sich in wenigen Minuten erstach, wird noch gelehrt. Und der scholastische Ton: Eine gemeine Sage — Was fehlte noch, als Hochzuverehrende Anwesende. Noch eins! hätte Lessing nicht einen sehr rührenden Auftritt machen können, wenn er der Sara von ihrem Vater den Seegen hätte geben lassen. Sie will es S. 200 selbst: und ich glaube, hier hätte man ein lautes Geheul auf dem Theater erregen können, wenn der alte graue Sampson seine zitternde Hand auf die Stirne seiner Tochter gelegt, und sie gesegnet hätte. Meinen Sie nicht? Und noch eins. Nun darf ich dieses Stück nicht wieder lesen. Es würde für mich keine Schönheit mehr haben. Denn ich habe es als Kritikus gelesen. Man muß es aber bloß als Mensch lesen. Die damals gehabten Kritiken würden mir wieder lebhaft werden und mein Herz verhärten. — — — Mein Freund, wie viel ließe sich über diesen Punkt schreiben! wie viel Regeln ließen sich da abstrahiren!"

Wiener Bearbeitung: Raab, Neue freie Presse 6. Febr. 81; „Der Kaufmann von Londen" (deutsch von H. A. Bassewitz Hamburg 1754), Teutsche Arien (Hs. der Wiener Hofbibliothek, Kurz-Bernardon) 1, 77. Duval, La courtisane, kenne ich nur aus dem Portefeuille Amsterdam 1883 Nr. 12. Eine von einem Braunschweigischen Prinzen, offenbar Prinz August von Braunschweig-Oels, geschriebene Übersetzung Sara Samson sujet anglois tragédie bourgeoise (darin Arabelle personnage muet) habe ich flüchtig im Nachlaß der Herzogin Amalia zu Weimar gesehen (Großherzogliches Hausarchiv unter C. A. H. Burkhardts Leitung). Crouslé S. 375. — Litterarische Nachwirkung: Sauer, J. W. v. Brawe (Quellen und Forschungen 30) 1878 S. 80 (vgl. Minor, Anz. 5, 380). Pfeil: AdB 25, 656. Angriff Bodmers, Freymüthige Nachrichten 1757 S. 307.

Theatralische Bibliothek. Der Comédien deutsch von Bertuch, Altenburg 1772, mit Berufung auf Lessing. — Seneca und Euripides sind zu breit und ohne Schärfe behandelt; ich sah das schon vor der Lectüre des wundervollen

Herakles-Buches von Wilamowitz von 1889. Die Schranken der Lessingschen Philologie mußten mehr gezeigt werden. S. 272 „Oper", vgl. Zelter an Goethe 3, 187. — S. 275 „aus der ein Blatt entfallen zu sein scheint" wäre überhaupt als lästiger belangloser Relativsatz zu streichen; die Vorrede wurde nachträglich gedruckt, und ein weißes Blatt diente zur Füllung des Bogens. Ungemein schroff fällt gegen den „dummen" Thomson W. Schlegel aus, Berliner Vorlesungen ed. Minor 2, 313: „Seine Tragödien (es gehört auch zu Lessings Jugendsünden zu einer schlechten Übersetzung derselben eine Vorrede gemacht zu haben, worin er ihnen eine große Bedeutung beilegt) sind anerkannt schlecht".

Diderot. Ausgabe von Assézat 1875 ff. Danzel wollte den Beziehungen genauer nachspüren, Guhrauer unterließ es. Rosenkranz, Diderots Leben und Werke 1866, geht nicht tief. — Die Grimmsche Correspondance in der neuen Ausgabe würde ich jetzt stärker zu nutzen suchen (Ste-Albine Le comédien 1, 112, 396; Lillo 1, 229, 489, 5, 440, 474 7, 187, 499 8, 293; Chassiron 1, 285 2, 332; Marigny 2, 1, 126; Montiano 2, 131; Journal étranger 2, 144, 335 u. s. w.; Laokoon 2, 486 3, 78, 316, 408 4, 462; Riccaut 4, 51; Spartacus 4, 188, 227; L. und Diderot 4, 398; Hamburg. Dramaturgie 4, 417 5, 477, 501, 6, 174 7, 328 9, 273, 10, 27, Belloy 5, 92 6, 241 u. ö.; Moore 5, 175 7, 364 8, 74; Sara 7, 140; Fabel 7, 140; Erbprinz von Braunschweig 7, 144, 240, 296; Minna v. B. 10, 503). — Weyland, Lessing und Diderot, Programme Gartz a. O. 1878, 1883. Flaischlen, O. H. v. Gemmingen. Mit einer Vorstudie über Diderot als Dramatiker 1890. H. v. Stein, Die Entstehung der neueren Aesthetik 1886 S. 253.

6. Berliner Verkehr. Ramler: vortrefflich die Dissertation von Carl Schüddekopf, K. W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lessing, Wolfenbüttel 1886 (S. 30 über die „Critischen Nachrichten" 1750; S. 47 erste Urtheile über L.; S. 53 Logau). — Moses: eine gute Monographie fehlt. Die Litteratur giebt jetzt D. Jacoby in seiner sorgfältigen Übersicht über die Popularphilosophen, Goedeke 4, 160. Jacob Auerbach, Lessing und Mendelssohn. Erster Abschnitt, Frankfurt a. M. 1867. Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz 1875 S. 272. Auch ich habe S. 296 die Bekanntschaft gleich allen Biographen gemäß Nicolais Angabe ins Jahr 1754 verlegt; vgl. aber Schriften 3, 8, 13, Auerbach S. 10, wonach 1753. So auch Scherer. Ganz klar ist die Sache nicht. Neue Ausgabe der Schriften in Auswahl von Brasch 1881. Minor, Fabeldichter Satiriker und Philosophen, Spemanns Nationallitteratur Bd. 73. — Pope: H. v. Stein S. 101; mein 2. Band S. 609. — Nicolai: Monographie fehlt. Der ungeheure handschriftliche Nachlaß auf der Kgl. Bibliothek. Goedeke 4, 168. Minor, Lessings Jugendfreunde (Auswahl aus Weiße, Cronegk, Brawe, Nicolai), Spemann 72, 275. Muncker, ADB 23, 580. Hübsch die jüngste Gelegenheitsschrift von E. Friedel, Zur Geschichte der Nicolaischen Buchhandlung ... mit 6 Abbildungen, Berlin 1891. — Interessante Mittheilungen Prémontvals an Michaelis in dessen Litterarischem Briefwechsel ed. Buhle 1, 113.

Leipzig und Berlin.

1. Die rechte Brücke fehlt. Das Theater (Scherer, Litzmann) darf man nicht ohne weiters als Magneten bezeichnen; auch Redlich warnt davor. Doch wird die alte Liebe mindestens unbewußt im Spiele sein, und mein Übergang ist gar zu sprunghaft. — Weiße s. o. vgl. Anz. 7, 68. — Kleist: Sauers dreibändige Ausgabe der Dichtungen und Briefe im Hempelschen Verlag 1881 f. mit

schöner Biographie; Über die Ramlersche Bearbeitung der Gedichte E. C. v. Kleists, Wien 1880; Archiv 11, 457; VJS 3, 254. Chuquet, De Ewaldi Kleisti vita et scriptis 1887. S. 312 Das „umrauscht" und „stolz" ist doch zu rhetorisch für diese Entlehnung aus der griechischen Anthologie, die nach Campes Wunsch mutatis mutandis auch Lessings Grabmal bezeichnen sollte. — Gleim: Sauers Einleitung zu den Grenadierliedern, DLD 4.

2. Brawe s. o. — S. 359 Die „Virginia" ist nach Roethes Nachweis wörtliche Übersetzung aus dem Englischen des Crisp, s. unter „Emilia Galotti". — Die Texte sind mehrfach nach Munckers letzter Collation im 3. Bande zu verbessern; so heißt es in „Fatime" nicht „Sie sterbe", sondern „Sie sterben". Auch zur Datirung einige neue Winke. — Jamben: Sauer, Brawe S. 129; Über den fünffüßigen Jambus vor Lessings Nathan, Wien 1878. — Philotas: Archiv 4, 272 über das „kurze Schwert". Minor, Zacher 19, 240, vermuthet Einfluß von Calderons Standhaftem Prinzen? wogegen Roethe VJS 2, 516 bei der Regulus-Reihe sich begnügt. Laas, Der deutsche Aufsatz 2. A. 1877 S. 564. Bodmers Recension, Freymüthige Nachrichten 1759 S. 298; klug warnte Breitinger, vgl. Blümner, Mittheilungen aus Briefen an L. Usteri (undatirter S.-A.) S. 15. Daß L. an König Friedrich und dessen Vorsatz, die Schande nicht zu überleben, dachte, hätte ich nicht nur S. 318 andeuten sollen. Vgl. auch Zeller, Friedrich d. G. als Philosoph 1886 S. 184, 234. Und sogar Kant wollte mit Berufung auf Friedrichs Entschluß den Selbstmord erlauben, wenn ein Fürst dadurch sein Land retten könne. S. 347 Hamlet, vgl. D. Jacoby, Voss. Zeitung 5. Mai 89 (auch S.-A. und Jahrbuch der deutschen Shakespearegesellschaft 1889); Brauns, Die Schrödersche Bearbeitung des Hamlet und ein vermuthlich in ihr enthaltenes Fragment L.s 1890 ist irrig). — Fatime: „ein Geheimnis; vielleicht . . ." vgl. das Motiv in Hebbels „Herodes und Mariamne". — Das Horoskop S. 352: Caro hat mir briefliche Mittheilungen gemacht. — Alcibiades: ein Vergleich mit Schillers Themistokles-Entwurf ist lehrreich, interessant auch die Männerliebe in den „Malteserm". — Faust: Creizenach, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doctor Faust 1878. Den Zusammenhang mit Marlowe bemerkte zuerst Achim v. Arnim in der Vorrede zu W. Müllers Übersetzung 1818 S. XIII. Andere Ansicht vertritt nach H. Grimm zuletzt Bielschowsky, VJS 4, 193. Engel, Johann Faust. Ein allegorisches Drama. Muthmaßlich nach Lessings verlorener Handschrift 1877, hat ein Machwerk des von R. M. Werner nachgewiesenen Schauspielers Paul Weidmann (1775) blind überschätzt. Kuno Fischer, Nord und Süd 1, 262 (L. als Reformator 1). Goethe-Jahrbuch 2, 65. Lessing an Breitenbauch VJS 2, 272. Vorspiel s. Creizenach, Der älteste Faustprolog, Krakauer Privatdruck 1887 (der Prolog ist dem Volksschauspiel vorgeheftet aus Thomas Dekker's Friar-Rush-Drama If this play be not good, the devil is in it). S. 370 Holthausen VJS 4, 167 verweist auf Honorius' Speculum ecclesiae; das sind eben weit verbreitete Geschichten, vgl. z. B. den „Seelentrost" Zacher 6, 433. Das Phantom erklärt Sauer VJS 1, 13 aus Calderons En esta vida todo es verdad y todo mentira. In Faustischen Vorraum weisen auch die „stumpfen Furien" der Fabel Lachmann-Muncker 1, 127; für das Alter der Motivirung zeugt 1755 „Pope ein Metaphysiker!" 6, 422: „sollte Gott eines Lieblings willen — der wißbegierige Weltweise sei, z. E., dieser Liebling." Daß Lessing seinen „Faust" dem Wiener Hoftheater verkauft habe, behauptet Schubarts Deutsche Chronik 1775 S. 310.

Danzel hat Lessings Entwürfen eine „Sorabe" angereiht. Ohne eigene Prüfung der Hs. wage ich jetzt nicht mehr zu sagen als Anz. 17, 143: Mit dem

kleinen Trauerspiel Zorade macht Muncker 3, VIf. doch wol zu kurzen Proceß, freilich im Einklang mit allen Herausgebern, trotz Danzels gewichtigen Begleitworten zum ersten und einzigen Abdruck in seinem Lessing 1, 522. Es fehlt auch in der zweiten, von Maltzahn und Boxberger auf den Markt geworfenen Auflage. Die äußeren Schwierigkeiten der Überlieferung verkenne ich nicht und weiß sie nicht zu enträthseln. Daß die Correcturen und Randnoten der Schreibercopie nicht, wie Danzel wähnte, von L. stammen, müssen wir Oesterley auf seinen Sachverständigeneid glauben. Aber ich finde nicht bloß mit Danzel das Nachwort des L. lessingischer als lessingisch, sondern sehe schon in der einactigen Anlage, in den Motiven und Charakteren, in Stil und Sprache des geraume Zeit vor Entwürfen wie Fatime anzusetzenden Versuchs trotz allen Schwächen ein bei keinem Zeitgenossen wahrnehmbares Gepräge, das mich, je öfter ich zu dem Stück zurückkehre, immer stärker von Lessings Autorschaft überzeugt. Als Herausgeber würde ich die paar Seiten anhangsweise mit einem Fragezeichen aus den Breslauer Papieren abdrucken und lieber mit Danzel zu viel thun als mit Boxberger zu wenig. — S. 376 Essay on d. p. 1667.

3. Logau ed. Eitner, Bibliothek des litterarischen Vereins 1872. S. 382 lies „Nordischem Aufseher". Fabel: Herder 15, 539. J. Grimm, Sendschreiben über Reinhart Fuchs 1840. Diestel, Bausteine zur Geschichte der deutschen Fabel, Programm des Vitzthumschen Gymnasiums Dresden 1871. Die Gottsched-Litteratur. Grebel, Darstellung und Kritik von Lessings Fabeltheorie, Jenaer Dissertation 1876. Motivgeschichte der antiken Fabel s. O. Keller, Fleckeisens Jahrbücher 4. Supplement S. 309. Taine, Essai sur les fables de La Fontaine Cap. 1; Ste-Beuve, Causeries du lundi 13, 254; Crouslé S. 118; Cherbuliez, Études 1, 49. S. 393 „nie nach Gebühr": Scherer ausgenommen. Ramler, Vierzehn Fabeln von Lessing in Verse gebracht, Berliner Monatsschrift Jan. 1796 S. 1.

Briefe die neueste Litteratur betreffend.

Nicolais wichtiges Schreiben an Herder jetzt bei O. Hoffmann, Herders Briefwechsel mit Nicolai 1887 S. 31. Thiele, Thomas Abbts Antheil an den B. d. n. L. d. Halle 1879 (aus der Festgabe für J. Zacher). Hayms Herder. Koch, H. P. Sturz und die Schleswigischen Litteraturbriefe (die mit Sturz nichts zu thun haben) 1879 (v. Weilens Einleitung zum Neudruck DlD 29 f.). Wieland: Seuffert, von dem eine große Monographie zu erwarten ist, Archiv 12, 607, VJS 1, 345; Nicolai an Wieland 4. März 1793; ich hätte mich an einigen Stellen mehr von L. emancipiren sollen. Einiges Neue bietet nun L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli 1891 S. 38, 132, 141 u. s. w.; desselben Einleitung zu Wielands „Geschichte der Gelehrtheit seinen Schülern dictirt" 1891. S. 417: Wieland an Riedel 29. Juni 68; Sauers Einleitung zu Uz, DlD 33 ff. Klopstock: Muncker; Cramer, Klopstock. Er und über ihn 4, 496, 5, 286; S. 425 Basedows Abwehr ist selbständig (Soroe 1760), nicht in einer Hamburger Zeitung erschienen. S. 406 Meinhard: W. Schlegels Hohn, Vorlesungen 3, 82. S. 407 war zur Stelle über die Dainos noch die allgemeine Ausführung zu citiren: Poesie finde sich unter jedem Himmelsstrich ..., und auch Herders „Zeugnisse" im 1. Band seiner Volkslieder heranzuziehen.

Breslau.

Vater Lessing redet von einem „Unfall", der Gotthold von Berlin nach Breslau getrieben, was nicht mehr aufzuklären ist. Redlich fragt, ob L. wegen

seiner Beziehungen zur Voss. Zeitung wie andere Journalisten Unbequemlichkeiten von den Russen gehabt hat? — Fichte, Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen 1801 S. 98. Klose bei K. G. Lessing 1, 241. Markgraf, Grenzboten 1881 1, 509; Kutzen, L. in seinem Welt- und Kriegsleben, sein Wirken und Streben zu Breslau 1760—1765, S.-A. aus den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur 1861. Brandes, Meine Lebensgeschichte 1799 1, 287 u. ö. Der Mythus Kloses und Karl Lessings, L. habe den Frieden in Breslau ausgerufen, spukt S. 441 noch nach, obwol feststeht, daß der Oberamtssecretär Förster das am 10. März „unter Pauken- und Trompetenschall" that. Oder handelt es sich um zwei verschiedene Vorgänge? — Über das Münzgeschäft s. Preuß, Friedrich der Große 3, 529. — In Tauentziens eigenem Nachlaß fand Preuß, wie ich aus seinen hsl. Aufzeichnungen durch F. Jonas' Güte ersah, einen Brief des Leibarztes Cothenius an den König, Breslau 11. Aug. 58: „Ich muß aber noch zitternd klagen, daß der Obrist v. T. vor einer Stunde in unserer Lazareth-Conferenz den geschicktesten und fleißigsten Feld-Medicum, den Dr. Ellenberger ohnverhörter und unverschuldeter Weise unter denen heftigsten Schimpfwörtern im Angesicht aller zum Lazareth gehöriger Personen mit dem Stock ins Gesicht etliche mahl geschlagen habe. Alles bebet, die ganze Stadt zittert, und unsere besten Leute bitten sich keine andere Gnade aus, als ihre Dimission". Der Betroffene ist wol derselbe Ellenberger-Zinnendorff, der 1771 den impertinenten Freimaurerbrief an L., Tauentziens Getreuen, schrieb. Aus L.s Secretariat sollen, wie mir Fresenius auf Grund einer noch unverwertheten Entdeckung Posners sagt, weitere Actenstücke im Berliner Staatsarchiv liegen.

Portraits: J. Friedländer, Beilage zur Königlich privilegirten Berliner Zeitung 17. März 1865, Grenzboten 1868 1, 441. Soetbeer, Das in Hamburg [jetzt in Berlin bei C. R. Lessing] befindliche, im September 1777 gemalte Bildnis G. E. Lessings, Hamb. Privatdruck 1868. Das „verteufelt freundlich" S. 444 möchte sich wol auf Bauses Stich beziehen. S. 443 u.: Titelkupfer zur Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1778, Göttingen, Graff ping. Sturm sc. Letzter Stich von Eilers vor C. R. Lessings Prachtausgabe der „Minna von Barnhelm" 1890. Schöne Photographie im Allgemein historischen Porträtwerk von W. v. Seidlitz 5. Serie 1886. Das Berliner Lessing-Standbild von Otto Lessing wurde am 14. October 1890 eingeweiht; am besten beschrieben von L. Pietsch in der Voss. Zeitung desselben Tages (ebda. im Abendblatt meine Festrede). — Körte schickt Goethen, der am 28. August in Halberstadt verweilt und L.s Brief an Gleim Nr. 208 als Autograph mitgenommen hatte, den 20. September 1805 das Mayersche Bild und fügt als Geschenk den zweiten Abguß jener auf Gleims Wunsch geformten Todtenmaske von Krull bei: „Vor Lessings Larve lag vor fünfzehn Jahren der sel. Lavater in hoher frommer Entzückung, in Wonn' und Thränen, als vor dem heiligsten, reinsten, Kinder-unschuldigsten, Flammen-geläutertesten, Diamant-festesten Männergesicht. Die vielen Worte verdrossen mich, doch aber sollte ich glauben, daß der in großen Sinn gehüllte Ernst dieses Antlitzes selbst Lavatern aufrichtig gemacht hätte, so daß er es würklich empfunden, was der Mann sagen wolle." — Eine unbedeutende Silhouette in einem Stammbuch ist 1890 bei Albert Cohn verkauft worden. Die ausgezeichnete vor diesem Bande stammt aus F. H. Jacobis Nachlaß; mein kleiner Nachweis einer bislang unbekannten Goethe-Silhouette daselbst ist mir durch Zarncke mit Wucherzinsen heimgezahlt worden. Frau Elisabeth Jacobi zu Wetter a. d. Ruhr hat die Erlaubnis zur Reproduction freundlichst ertheilt. Die versprochene Radirung nach

Graff stieß 1885 auf Schwierigkeiten; nun wird die Silhouette, gewiß von 1780, als letztes Lessingbildnis vielen lieber sein. Ihre Spur finde ich nur im Briefwechsel zwischen Rauch und Rietschel ed. K. Eggers 1891 2, 304; Rauch schreibt 25. Oct. 48, die übersandten Portraits seien höchst willkommen, „namentlich das mit dem frivolen dreikantigen Hute im Haar, Gott weiß wie nicht recht auf dem jugendlichen Kopfe, wäre vollends der Autor dieses Bildes ein etwas gewissenhafterer gewesen, so wäre es gewiß dem andern vorzuziehen gewesen, indem unbegreiflicher Weise keine Spur der Grandiosität der Todtenmaske in dieser sonst gewandten Darstellung zu finden ist, die Physiognomie aber wol wahr sein mag. Gestern erhielt ich vom Freunde Tieck nach einem Bildnisse Lessings [das Profil auf dem Titelblatt Über die Lehre des Spinoza 2. A.?], welches der berühmte Jacobi nebst einer Silhouette besaß, eine gute Zeichnung von Tieck selbst copirt, zu meinem Gebrauch, dies Portrait ist auch nicht viel besser, aber die Augen verständiger für unsern Zweck, und werde sehen was ich nach allen diesen Mitteln herausbringe, denn gern möchte ich ja wie es die größte Schuldigkeit ist nach Kräften und aller Aufmerksamkeit diesen großen herrlichen Mann, dessen Schöpfungen uns noch beleben, im Zopfcostüm darstellen, so gut ichs kann und mein ganzes Bestreben dahin geht, daß dieser keinem meiner Ein und Dreißig Heldenzöpfen als Schlußstein dieser monumentalen Gesellschaft nachstehe."

Minna von Barnhelm.

Prachtausgabe in Hochquart, von C. R. Lessing im October 1890 verschenkt (vgl. Voss. Zeitung 16. Oct.), mit Facsimile einer Seite der Riccaut-Scene aus der Urschrift, die einst Engel, dann B. Friedländer besaß. Bieling, Textkritische Studien zur M. v. B., Programm des Lessing-Gymnasiums Berlin 1888. Mehrere Schulausgaben mit Noten u. s. w. Girot, Paris 1887. — Über Friedrichs Abdankung der Freicorps Anfang März 1763 vgl. Oeuvres 19, 383. Preuß hat sich mit Lübbener Localforschern wegen des Major A. R. Marschall v. Biberstein (1717—69) in Verbindung gesetzt: Briefe Neumanns lassen die Überlieferung von dem rettenden Vorschuß als alt, aber doch unsicher erscheinen; um so gewisser ist die harte Bedrückung der niederlausitzischen Stände 1757. Auf die Scene 2, 2 wirft ein Bericht Baron Scherzers (17. Nov. 1794) an den Wiener Polizeiminister v. Pergen ein interessantes Licht (mir von A. Fournier freundschaftlich mitgetheilt, Voss. Zeitung 13. Jan. 1889): „Anno 1768 war ich in Berlin und wurde sehr vertraut mit Jemanden, der bei der königlichen geheimen Polizei angestellt war. Dieser eröfnete mir im Vertrauen, daß des Königs allerbeste geheime Spionen in den großen Städten die Würthe, Traiteurs und Eigenthümer der Hotels garnis wären, für welche der König zum Theil ganz, zum Theil die Helfte des Zünßes bezahle, und wenn sie sonach etwas Wichtiges entdecken, ihnen nebst diesen noch eine angemessene Belohnung ertheilt, durch welche Einrichtung in diesen Häußern allen Fremden ihr Haab und Gut sicher und heylig ist, da die Würthe dem König mit ihrem Kopf dafür haften müssen, dahero auch von keinem Diebstahl in diesen Häußern etwas zu hören ist. Für das aber, daß der König für diese Würthe den Zünß zahlet, sind sie verbunden, von allen Zusammenkünften, Gesprächen und sogar — wenn Jemand bei ihnen wohnt, der dem Staat verdächtig scheinet — von seinen bey sich habenden Briefschafften täglich einen verläßlichen Prothocoll-Auszug der Geheimen Polizei einzuschicken, wodurch Friedrich der Große weit verläßlicher als durch die Wiener Tagzetteln täglich erfahren hat, wer in seinen Hauptstädten

angekommen und was allda seine Beschäftigung seye." — Litterarische Motive: C. Th. Michaelis, Lessings M. v. B. und Cervantes' Don Quijote, Berlin 1883 (der auf andern Gebieten verdiente Forscher verwahrt sich gegen die Absicht einer Herleitung — wozu dann der durchgeführte Vergleich sammt dem Erweis, daß L. den Cervantes kannte?). Auf Farquhar machte, ohne z. B. des Rings zu gedenken, Elze aufmerksam, Allg. Zeitung 4. Juli 69, Vermischte Blätter 1875 S. 93, und glaubte sein geistiges Eigenthum gegen mich ängstlich schützen zu müssen (Akademische Blätter 1884 S. 119, 184; ebda. S. 316 Prêt-au-vol zuerst Wendt 1868). S. 465, 476 Yorick vor Yorick, denn Sentimental journey war ja noch nicht erschienen, und zur Pudelscene wäre auch an Die beiden Veroneser 4, 4 zu erinnern. — Zelter an Goethe 6, 236 „Der Dichter hat sich selbst als gekränkter Ehrenmann darin zu Buche gebracht. — S. 473 „Reitertod Max Piccolominis" Boxberger, Archiv 9, 560. — S. 478 f.: impertinent W. Schlegel, Vorlesungen 1, 392 „Localität und temporäres Interesse sehr zu loben. Sonst untergeordnete Partien besser als die Hauptsache. Gezerre mit übertriebner Delicatesse, die wieder keine ist. Übles Beispiel: ein Mädchen, die dem Geliebten nachgeht; episodische edle Handlung — Rittmeisterin Marloff — der Mann mit dem Hunde aus Menschenhaß und Reue". — Riccaut nach den Parasiten der römischen Komödie, die „Minna" das versprochene Pendant zu den Captivi! Schuchardt, R. d. L. M. Greiz 1879; dem Bruder der Manon Lescaut verglichen auch von Gensichen, Studienblätter 1881; undeutlich citirt Guhrauer den Francisque Michel, L'Histoire des Grecs ou de ceux qui corrigent la Fortune du jeu 1758. — S. 484 Hechts Bericht abgedruckt von Redlich, Nachträge S. 48. S. 485: ohne Riccaut in Hamburg, der französischen Occupation wegen, 15. Sept. 1807 (Uhde, F. L. Schmidt 2, 212); Wien: Ayrenhoff gegen Riccaut 5, 61; Frankfurter Zettel s. Mentzel S. 513. Rochon de Chabannes s. auch Deutsches Museum 1780 2, 476. Eine treffliche Aufführung im Burgtheater habe ich besprochen, Allg. Zeitung 19. Sept. 84. — Herder an Caroline 20. Sept. 1770.

Laokoon.

Hempel 6. Blümner, Lessings Laokoon herausgegeben und erläutert. 2. A. 1880 (Text nach Grosses Collation, vgl. Archiv 9, 144); dagegen verschwinden die kleinen Ausgaben von Cosack (die beste, 4. A. 1890), Boxberger, Gosche. Überhaupt scheint mir der „Laokoon" kein Gegenstand der Schullectüre. Ältere Litteratur bei Blümner. Auf Harris (den Lessings Freund Michler verdeutschte, Danzig 1756) ist Dilthey durch F. Schlegels richtige Beobachtung aufmerksam geworden. Vgl. auch Grosse, Wissenschaftl. Monatsblätter Königsberg 1876 4, 7 (zu Leysaht, Dubos et Lessing Greifswald 1874). Den moment frappant bei Diderot betonte Scherer, Anz. 2, 85. W. Schlegels Vorlesungen 1. — Laokoongruppe: Justi 1, 451; W. Henke, Die Gruppe des Laokoon 1862; zu Goethe 22, 53 und 28, 38, woran Stark mit dem Hinweis auf Proklos καὶ τὸν ἕτερον υἱόν anknüpfte, s. Brunn, Archäologische Zeitung 37, 167 (vgl. die Abbildung 38, 189) und Deutsche Rundschau Nov. 1881; Kekulé, Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon 1883, dagegen Trendelenburg, Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergamenischen Altars 1884. Benndorf, bei dem ich mir manchmal in archäologischen Dingen Raths erholen durfte, sagt in seinem Vortrag Über die jüngsten geschichtlichen Wirkungen der Antike 1885 S. 24 gelegentlich der Dresdener Sculpturensammlung: „Noch ist der Gipsabguß nachzuweisen, an welchem Lessing Studien für seinen Laokoon vornahm oder vor-

nehmen konnte". A. Schöne bemerkt brieflich (an Benndorf) erst, daß im „Laokoon" selbst keine Stelle Kenntnis der Gruppe aus einem Abguß zeige und L., wenn er einen gesehen, ihn nur 1756 in Dresden gesehen haben könne; aber weiter: Blümner, nach Justi 1, 451, behaupte Winckelmanns Autopsie für Dresden gemäß dem mißverstandenen Brief an Uden 3. Juni 1755, doch erwähne Justi in der Anmerkung, ein Gips-Laokoon sei damals in Dresden nicht nachzuweisen und noch 1774 habe sich Hagedorn bemüht einen Abguß zu kaufen, „demnach war 1756 auch in Dresden höchst wahrscheinlich kein Abguß, und L. konnte einen solchen also nicht sehen, selbst wenn ihn, der für bildende Kunst an sich kein Interesse hatte, danach verlangt hätte. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß sich bereits vor 1765 ein Abguß des Laokoon in Berlin oder Potsdam befunden haben könnte, was ich nicht glaube, aber hier nicht untersuchen kann". — Herder Bd. 3, 4. Die „Plastik" fehlt noch in Suphans Ausgabe (das Dedicationsexemplar, s. hier 2, 751, besitzt P. Zimmermann in Wolfenbüttel. Haym. Kettner, H.s 1. kritisches Wäldchen, Programm Pforta 1887. — Vischer, Aesthetik 5, 455 u. ö.; Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland 1868 S. 589; über Association Fechner, Vorschule der Aesthetik 1876 passim (L.s L. und das Princip der bildenden Künste, Zs. für bildende Kunst 19, 252); feinsinnig Marty, Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinns 1879; Brücke, Die Darstellung der Bewegung durch die bildenden Künste, Deutsche Rundschau Jan. 1881; Blümner, Laokoonstudien I 1881 (Allegorie) II 1882 (fruchtbarer Augenblick, Transitorisches); Kögel, Die körperlichen Gestalten der bildenden Kunst, Hallenser Dissertation 1883; Heinrich Fischer, Lessings Laokoon und die Gesetze der bildenden Kunst 1887 (vorher sein Greifswalder Programm 1884). — S. 26 Caylus: Stark, Handbuch der Archäologie der Kunst 1878 S. 147 (168 Spence u. s. w.); Rocheblave, Essai sur le comte de Caylus 1889. — Über die spätgriechische Beschreibungsmanier vgl. E. Rohde, Der griechische Roman S. 151. Heute ist besonders in Frankreich der Roman nicht selten, der nur Beschreibung enthält, nur Zustände malt. Daß darin viel schärfste und feinste Beobachtung sich kundgiebt und die Aesthetik kein absolutes Veto gegen die Beschreibung hat, kann nur läugnen, wer Laokoon-orthodoxer ist als Lessing; daß aber dies ewige Beschreiben nicht ermüde, hat noch kein Aufrichtiger bestritten. Zu Wielands Gelehrigkeit s. auch Zacher 21, 336. Zu Wolfram s. Bock, Quellen und Forschungen 33, 11. — S. 49 die Bedeutung von „Krokylegmus", wofür Lessing seine Einwürfe gegen Winckelmann nicht genommen sehn möchte, stellt endgiltig fest Blümner, VJS 4, 358: Schmeichelei durch Fäserchenabsuchen.

Hamburg.

Schröder und Cropp, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller (Lessing: 4, 450). Zeitschrift für Hamburgische Geschichte; wol das beste städtische Unternehmen dieser Art. Wehl, Hamburgs Litteraturleben im 18. Jahrhundert 1853 ist ganz oberflächlich. Heitmüller, Hamburgische Dramatiker zur Zeit Gottscheds 1890. Vorgeschichte des Theaters (Löwen, Geschichte des deutschen Theaters, Schriften IV 1766; Schütze, Hamburgische Theatergeschichte 1794; Meyer, F. L. Schröder 1819) s. jetzt Litzmann, F. L. Schröder I 1890, die beste Monographie unserer Theatergeschichte. — Commentare zur Dramaturgie: Schröter und Thiele 1877 mit Text; knapper und schärfer Cosack 1876, 2. A. 1891; St. 1—7 Zürn, Rastatter Progr. 1884 f. Waldberg, Studien zu Lessings Stil in der H. D. 1882. Für den Text wird Muncker manches zu thun finden (Grosse, Archiv 7, 397). Zu Hempel 7 Nachträge in 19. Die Nachdruckfirma „Dodsley und

Compagnie" hat Wustmann entlarvt, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885 S. 236: Engelhard Benjamin Schwickert, Handlungsdiener der Wittwe Dyk, der sich 1770 selbständig etablirte. — Seyler: Uhde, F. L. Schmidt 1, 245; Ekhof: Uhde, Neuer Plutarch IV 1876; Mad. Hensel: Daten in meinem H. L. Wagner 2. A. S. 131; Mad. Mecour: Litzmann, Schröder und Gotter 1887 S. 8; ADB. — VJS 2, 137. Schlenther, Lessing und Goethe über Schauspielkunst, Voss. Zeitung 30. März 90; Henke, Die Kunst der Mimik, Deutsche Rundschau 12, 406; Wundt, Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen, Essays 1885. — S. 80: Hanslick, Die Zwischenactmusik, ihre Beurtheilung durch Lessing und die Schriftsteller unserer Zeit, Suite. Aufsätze über Musik und Musiker 1885 S. 100; A. C. Kalischer, G. E. Lessing als Musikästhetiker 1890 (zuerst Dramaturgische Blätter und Bühnenrundschau 1888 Nr. 7 ff.). — Matrone von Ephesus: Grisebach, Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe durch die Weltlitteratur 2. A. 1889 (E. Rohde, Jenaer Litteraturzeitung 1877 Nr. 28. Murko, Die Geschichte von den sieben weisen Meistern bei den Slaven 1890 S. 2); Minors Weiße; Muncker 3 mit wichtigen Correcturen. — S. 99 Weilens Einleitung zum Neudruck der Schleswigischen Litteraturbriefe, DLD 29 f. 1890, Suphan, Shakespeare im Anbruch der classischen Zeit unserer Litteratur, Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 25, 1 und Deutsche Rundschau Sept. 89; Brandl, Coleridge S. 251). — Heilsame Wirkung der H. D. auf kleine Leute wie Heufeld, Zf. 22, 301, VJS 3, 502. Roschmanns Abschluß von „Olint und Sophronia", Archiv 9, 64. — Franzosen: Crouslé, Süpfle u. s. w. Ich bin nur den Quellen nachgegangen. H. Schmidt, Étude sur la dramaturgie de Lessing, Revue d'Alsace 1862 kenne ich nicht. Schlösser, Zur Geschichte und Kritik von F. W. Gotters Merope, Leipziger Dissertation 1890; die neuere Litteratur über Goethes Elpenor und Delphische Iphigenie. Großmanns boshafte Sendung an Voltaire s. jetzt Redlichs Nachträge S. 48 (20', 573). — Allgemeines: hier wären alle Poetiken (eingehend Baumgart 1887) und Aesthetiken herzuzählen. Das Verhältnis von Drama und Geschichte behandelt Bollmann, Festschrift zu der 3. Säcularfeier des Berliner Gymnasiums zum grauen Kloster 1874 S. 43; Lambeck, Colberger Programme 1884 f. Baumgart, Aristoteles Lessing und Goethe 1877. Gotschlich, Lessings aristotelische Studien 1876. J. Bernays, Zwei Abhandlungen über die aristotelische Theorie des Drama 1880 (die über die Katharsis zuerst 1857; vgl. Gomperz, Allg. Zeitung 4 f. Nov. 1881, ich denke mit Freuden an sein Wiener Interpretationscolleg); Spengel, Über die κάθαρσις τῶν παθημάτων 1859; Bonitz, Aristotelische Studien V 1867; zusammenfassend Döring, Philologus 21, 496, Siebeck, Fleckeisens Jahrbücher 125, 225. Zerbst, Ein Vorläufer Lessings in der Aristotelesinterpretation (Heinsius), Jena 1887. Über Platners Vorgang vgl. Köchly, G. Hermann S. 121. Batteux, Les quatre poétiques 1, 231. Goethe, Hempel 29, 490 (Goethe-Jahrbuch 6, 320). Lipps, Der Streit über die Tragödie 1891.

Theaterstreit: J. Geffcken, Zf. für Hamburgische Geschichte 3, 1 (1677), 3, 56 (1769). Ein interessanter Brief Goezes über sein Buch VJS 4, 276.

2. Klotz: ich glaube fast alle Klotzischen Schriften zu kennen und habe selbst eine größere Sammlung; die Universitätsbibliothek Halle war mir durch Hartwigs Güte sogar an einem Karfreitag zugänglich. Meusel, Mangelsdorf, Hausen (und Fuhrmann), Murr (Denkmal zur Ehre des sel. Herrn Klotz 1772, mit unbeachteten enthusiastischen Abschweifungen über Hans Sachs), Schirach (Magazin der deutschen Kritik 1772 1, 105) brauche ich nur zu nennen. Frankfurter gelehrte Anzeigen 1772, Neudruck von Scherer und Seuffert, DLD 7 f. Hayms Herder;

Hohnverse 29, 521. — Hagen, Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz 2 Bde 1773; dreizehn Nummern bei Murr; Briefe an Bahrdt 1, 56, 155 (vgl. Bahrdts Leben 1, 220 und über Riedel 2, 4, 111, AdB 28, 521 mit Benutzung von Rings hsl. Nachlaß); an Hommel (über Christ) 3. Sept. 61, Sylloge nova epistolarum 4, 406; an Briegleb Denis Mastalier 1763—70, Berlinisches litterarisches Wochenblatt 1777 St. 1, 3, 6, 10 (die daselbst S. 383 erwähnten Litterarischen Monate. Ein Journal von einer Gesellschaft zu Wien 1. Bd. Oct. 76 bis Jan. 77. Auf Kosten der Gesellschaft, waren in Wien nicht aufzutreiben; „Der Briefwechsel zwischen Klotz und Riedel, der sich im December und Januar befindet, wird manchem angenehm, manchem aber unangenehm sein"); an Gebler, Deutsches Museum ed. F. Schlegel 4, 167; Martin, Ungedruckte Briefe von und an J. G. Jacobi 1874 S. 30; an Nicolai 1. Apr. 66, Sammlung A. Meyer-Cohn; an Formey 4. Oct. 68, in meinem Besitz; über den „guten Magister" Deutsche Rundschau 18, 448, dagegen A. Schöne 19, 325; Correspondenz mit Bürger s. Strodtmann, Briefe von und an G. A. Bürger 1, 1; Rautenberg (Braunschweig) an Klotz, Olla Potrida 1782 4, 109. — Bursian 1, 445 und AdB 16, 228 unbedeutend; Eckstein, Ersch und Gruber II 37, 234; Kawerau, Aus Halles Litteraturleben 1888 S. 187. — Zur Gemmenfrage: Justi 1, 361. Oeser an Goethe s. Keil, Vor hundert Jahren 1875 1, 8. — Die Nr. 100 des Hamburg. Correspondenten 22. Juni 68 mit dem 1. Antiquarischen Brief (Hempel 13^3, 4 Anm.) ist zum Jubiläum der Zeitung facsimilirt worden. — VJS 3, 398 ein von mir bekämpfter Versuch Weilens, eine große Recension der Hamburgischen neuen Zeitung (29 ff. Febr. 68) über Hausens Reformationsgeschichte Lessing zuzuweisen; Leister? — Beiläufig: woher stammt Goethes Bemerkung über das Verdeutschen des Cellini, Hempel 30, 455 „Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben, doch ist mir von einem ernstern Vorsatz nichts Näheres bekannt geworden"? — „Wie die Alten den Tod gebildet": Zeibich, De cultu mortis et imagine (vgl. Deutsche Bibliothek 6, 696, Neue Hallische gel. Zeitungen 5, 299); Lobeck, Disputatio de diis veterum adspectu corporum exanimium non prohibitis zur Habilitation in Wittenberg 1802, wiederholt in den Königsberger Universitätsprogrammen 1876; J. Lessing, De mortis apud veteres figura, Bonner Dissertation 1861; Robert, Thanatos. 39. Programm zum Winckelmannfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin 1879, Lessings und Herders auch in der Darstellung würdig. Herder 5, 656 (vgl. Schriften der Goethegesellschaft 2, 74, 376); Gedicht auf L.s Tod 28, 135. Benda, Wie die Lübecker den Tod gebildet 1891.

3. Redlich, Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten 1881. Ein nicht bloß durch die hübschen Illustrationen ausgezeichnetes Festblatt zum 8. Sept. 1881 (Text von Redlich; bei Enthüllung des Schaperschen Standbildes). Über Bodes Buchhandel s. auch Briefe an Bahrdt 1, 118 und die daselbst verstreuten geschäftlichen Schreiben; F. H. Meyer, Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels 5; Weibert, Lessing und Bode als Buchhändler, Deutsche Buchhändlerakademie 1889 S. 265; Goedeke 4, 135.

Emilia Galotti.

Text s. Archiv 11, 367. Ältere Litteratur s. Guhrauer, auch Düntzer, Lessings E. G. 1873. Kleins dreiste Abhandlung schon Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit 1780 f. Herder 17, 185; Von und an Herder 2, 127, 130. Frankreich, Mercier vgl. Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1780 S. 671 (Mercier,

Deutsches Museum 1780 2, 92), 1781 S. 140, 593. Czechisch, Taubers Geschichte des Theaters in Prag 2, 296. — Entstehung: R. M. Werner, Zs. 25, 241, Lessings E. G. 1882 (vgl. Anz. 9, 67). Quellen: Hebler, Lessingiana 1877 Antikes; Volkmann, Zu den Quellen der E. G. 1888 (Festschrift zur 50jährigen Gedenkfeier des Düsseldorfer Realgymnasiums) Montiano; Roethe, VJS 2, 516 Crisp, und über andere englische Virginiastücke u. s. w., die L. nicht kannte. Roethe also hat gezeigt, daß L.s sogenannter erster Entwurf einer „Virginia" nur markige Prosaübersetzung (1754?) aus Samuel Crisp's 1754 aufgeführtem Jambenstück ist, das in den folgenden Scenen sehr erlahmt und erst die Katastrophe wieder kräftiger und interessanter behandelt. Montiano gab das Motiv für die Messe: sein Appius stellt der Verginia beim Palilienfeste nach, die Amme räth zum Schweigen. Crisp ist mit der erfundenen, nur in den beiden ersten Acten thätigen Marcia, der Schwester des Claudius, die auch den Icilius liebt und wunderlich intriguirt, kaum ein Anreger der Orsina (wie Albrecht die Rotascene aus dem Aelian gar zu weit herholt); aber er wirkte auf die letzte Scene Odoardos und Emilias bis zur Rosensymbolik. Es ist noch nicht beachtet, daß die endliche Motivirung aus Bandello stammt, der 2, 21 die Geschichte der Lucretia sehr modern darstellt und die entehrte Gattin vor Collatin auch über den Conflict von senso und ragione und die strafbare geheime Schuld des appetito concupiscibile, die Schwäche und Verführbarkeit der Frau reflectiren läßt. Max Herrmann verweist mich auf Salutato. Bandello nämlich giebt von der großen Rede des Collatino rasciuga, cara Lucrezia mia, le cadenti lacrime an nur eine freie Bearbeitung des Lucretiagesprächs Colluccio Salutatos, ohne Verfassernamen gedruckt in den Werken des Aeneas Sylvius (Basel 1551 und 1571 S. 959; mangelhaft H. Müller, Blätter für bairisches Gymnasialwesen 14, 371, vgl. 16, 9); Voigt, Über die Lucretiafabel und ihre litterarischen Verwandten, Abhandlungen der sächsischen Gesellschaft 35, 1 (vgl. Wiederbelebung des classischen Alterthums 2, 444) nennt Salutato, aber nicht Bandello. Dieser hat ziemlich genau wiedergegeben Salutatos Num putatis nullam esse corporis corrupti voluptatem? Fatebor occultum nefas, — parce, parens, parceque, marite, et vos, dii castarum mentium, indulgete. Non potui, fateor, tantam animo concipere tristitiam nec ab illo complexu mentem adeo revocare, quin subierint male obedientium membrorum inlecebrae, quin agnoverim vestigia maritalis flammae; illa tristis et ingrata licet qualiscunque tamen voluptas ferro ulciscenda est. Grillparzer 11, 20 nennt Bandellos Lucretiarede „ein Meisterstück, wie man es bei Schriftstellern von erstem Rang kaum findet" und möchte vermuthen, „als ob Tarquin schon früher in ihr ein, wenn auch nur flüchtiges Wolgefallen erregt habe. Hierauf fordert sie die Ihren zur Rache auf und tödtet sich. Die letztern Gedanken dürften Lessing bei dem fünften Acte seiner E. G. vorgeschwebt haben". Ich zweifle nicht daran. An Grillparzers Ernst habe ich schon im Text erinnert, sein Meran hat viel von Tarquinius (Skizze 1819, 11, 19); auch der leisen Motive in O. Ludwigs Genovefa und Angiolina sei gedacht. Daß ich durchaus nicht mit Bertling an Emilias „Unwahrheit" glaube (Fleckeisens Jahrbücher 139, 535 und 142, 513; dagegen Jeep 140, 580), liegt auf der Hand. Das verrätherische „Er selbst" kann man nicht stark genug betonen, wie auch Nathan 1, 4 zeigt. — B. Arnold, Lessings E. G. in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles und zur Hamb.. Dramaturgie, Progr. Chemnitz 1880, gut über die Orsina. M. Bernays, Über den Charakter der E. G., Morgenblatt 1863 Nr. 13f. Über Marinelli (Rötscher, Seydelmann) trefflich F. L. Schmidt, Dramaturgische Aphorismen 1, 56 (vgl. auch Blankenburg,

Versuch über den Roman 1774); G. Buchholz, Zwei Lessingstudien 1881 (S.-A. aus den Grenzboten) S. 32. Hebbel s. noch Tagebücher ed. Bamberg 1, 147. Schopenhauer am schroffsten: Reclam 4, 412. Zu den romantischen Angriffen W. Schlegels Vorlesungen 2, 392.

S. 191 Ceci n'est pas un conte sei denen gesagt, die von einer Inhaltsangabe nicht eine Analyse unterscheiden können, wie sie die Eigenart dieses ausgetüftelten Trauerspiels verlangte. — Die Anregung des spanischen Essex verzeichnete schon Schmid, Über einige Schönheiten der E. G. 1773 S. 37, dem Gotter diese Bemerkung einer Dame mitgetheilt hatte; auch Blätter für litterarische Unterhaltung 1855 Nr. 29 u. s. w. S. 193 Auf eine Portraitscene des Théâtre italien, La fausse coquette 1, 10, verweist Herrmann, Archiv 14, 324? für den Schluß auf den „Othello" D. Jacoby, Voss. Zeitung 20. Juni 87? S. 202 „Gryphius" Anz. 7, 316. — S. 217 Absprechender Bericht über die Braunschweigische Aufführung im Beytrag zum Reichspostreuter 23. März 1772. Hamburg: Litzmann, Schröder u. Gotter 1887 S. 92. Die Theaterjournale wimmeln in den 70er und 80er Jahren von Besprechungen. Von einer der Hamburgischen Bühne verheißenen Fortsetzung der E. G. will die Berliner Litteratur- und Theaterzeitung wissen 1780 S. 768, vgl. 1781 S 411.

Geniezeit: nach v. Biedermann, Goethe-Jahrbuch 1, 17 (Goethe-Forschungen 2, 199), ist L. im Verhältnis zur Goethischen Generation kurzweg ein Neidhart; ebenso tendenziös, aber geistreicher Hehn, Gedanken über Goethe 2. A. 1888 S. 56. Einsichtig Minor, Neue freie Presse 5. März 81 (vgl. zum Urtheil über „Werther" Zacher 19, 239). S. 227 „er füllt Därme mit Sand", Archiv 4, 113. — Wirkungen: s. die Monographien über die Geniedramatiker. Minors Anmerkungen zu „Kabale und Liebe" und „Fiesco", Schiller 2, 602, 598; J. Franck, Zs. 20, 366; Brahm, Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts (Quellen und Forschungen XL) 1880, mit reicher Phraseologie, und Archiv 11, 618. Clavigo: D. Jacoby, Goethe-Jahrbuch 5, 323. Eine zusammenfassende Arbeit über A. M. Sprickmann läßt J. Wahle erwarten. Schubart: VJS 4, 512. — Entgangen war mir der anekdotenhafte unglaubliche Bericht Rahbeks über L.s Zusammentreffen mit Klinger in Wolfenbüttel, s. Minor, Aus dem Schillerarchiv 1890 S. 36. „Ich soll eben Lessing sehen" schreibt Klinger an Schleiermacher, 15. April 1777 (Rieger, Klinger in der Sturm- und Drangperiode 1880 S. 408). — Jerusalem: Minor, AdB 13, 785; VJS 2, 532; Koldewey, Lebens- und Charakterbilder 1881 S. 167. — S. 224 Spartacus: Grillparzers Absicht kannte ich nur aus dem ungedruckten Tagebuch; das Fragment (1810) liegt jetzt in Sauers Ausgabe 10, 141 vor, die Notizen über den Römercyclus 11, 3, vgl. 11, 81.

Der Bibliothekar. Frau Eva.

O. v. Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Actenstücke 1870. In Wolfenbüttel ruht die Arbeit für Lessing nicht. Paul Zimmermann war mir ein hilfreicher Rathgeber. Neben Heinemann sind Milchsack und Schüddekopf thätig. — Hof: Stahr lieferte, auf unmuthigen Äußerungen L.s fußend, ein Zerrbild. Karl I.: Zimmermann, AdB 15, 266. Karl Wilhelm Ferdinand: Pockels 1809 (danach Justi 2^2, 327); Pertz, Stein 1, 93; Ranke, Denkwürdigkeiten von Hardenberg 1, 66; Zimmermann, AdB 15, 272. Leopold: M. Bernays, Allg. Zeitung 1885 Nr. 270 ff.; Suphan, Aus dem Jahrhundert der Humanität, Deutsche Rundschau 1889 Heft 2. — Sonnenburg, Gartenlaube 1881 Nr. 7 und Westermanns Illustrirte deutsche Monatshefte Febr. 1881.

Romanhaft unzuverläſſig Seventornen (pſeudonym), L. in Wolfenbüttel 1883 (vgl. Zimmermann, Grenzboten 1883 2, 131). Braun: AdB 26, 536. Féronce: AdB 6, 717. — Wohnungen: Heinemann, Das herzogliche Schloß zu Wolfenbüttel 1881 (u. Voſſ. Zeitung 1881 20. Sonntagsbeilage). S. 245 Ernſt Daniel v. Liebhabers Bericht ſ. Corvey, Frankfurter Zeitung 1. Mai 85. Unbedeutend Schiller, Braunſchweigs ſchöne Litteratur 1845. Für Schmid, Ebert, Zachariä u. ſ. w. ſind Angaben hier nicht nöthig. Biographiſche Einzelheiten ſ. auch Pröhle, Zſ. für preußiſche Geſchichte und Landeskunde 1881 S. 485 und Fleckeiſens Jahrbücher 1876 ff. — Bibliothek: Schönemann, Serapeum 5, 213; Heinemann, Die herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel 1878; derſelbe, Leſſings Amtsgenoſſe in W. (Cichin), Grenzboten 1890 2, 152, 169 (dazu Riegel, Voſſ. Zeitung 19. Oct. 90; Replik Heinemanns ebda. 9. Nov. 90). Zimmermann, Ernſt Theodor Langer Bibliothekar zu Wolfenbüttel 1883; Akademiſche Blätter 1884 S. 605. — „Zur Geſchichte und Litteratur". Hirſchau: Heider, Beiträge zur chriſtlichen Typologie und Bilderhandſchriften des Mittelalters 1859 S. 11; Dutuit, Manuel de l'amateur d'estampes 1884 1, 41; Muther, Die älteſten deutſchen Bilderbibeln 1883; Uhland ſ. R. M. Werner, Lyrik und Lyriker 1890 S. 339 Theophilus: Schedula ed. Ilg mit Einleitung 1874; Nagler, Künſtlerlexikon 18, 320; F. L. W. Meyers beſtimmte Angabe, Fiorillo ſei Leſſings freundſchaftlicher Berather geweſen, iſt mir uncontrolirbar (Leben 2, 85). Scultetus: Redlich, Nachträge S. 57; letzte Nachleſe, Weimariſches Jahrbuch 3, 324. Herder 29, 723. Nachtigall: Deutſches Muſeum 1779 1, 61 und 2, 458, 522. S. 260 Kleiner feiner Almanach, Berliner Neudrucke 1 f. 1888. Boie an Bodmer (12. März 1781, auf der Zürcher Stadtbibliothek, Mittheilung Seufferts): „Leſſings Tod iſt, wie für die deutſche Litteratur überhaupt und ſo viele Wiſſenſchaften, auch für das Studium der vaterländiſchen Litteratur ein herber Schlag. Als ich vor zweien Sommern zum letztenmal bei ihm war, zeigte er mir den faſt vollendeten Entwurf einer Geſchichte der deutſchen Sprache und Litteratur von den Zeiten der Minneſinger bis auf Luthern. Obgleich die Citate und Nachweiſungen gröſtentheils beiſammen ſein mögen; wer von den Nachbleibenden wird es ausführen!" Fabel: S. 267 den Lapſus „vor Hugo" wird jeder germaniſtiſche Leſer längſt beſeitigt haben; Forſchungen Schönbachs, Gottſchicks u. ſ. w. ſ. die Compendien und Bächtold, Geſchichte der deutſchen Litteratur in der Schweiz 1884 Anm. S. 45; Oeſterley, Romulus, die Paraphraſe des Phädrus und die äſopiſche Fabel im Mittelalter 1870. S. 254 Mikrologie: gegen Bahrdt in den Frankfurter gelehrten Anzeigen 1773 Nr. 15 gerichtet, VJS 4, 267. Epigramm: Herder 5, 338; die Poetiken, Baumgart, Werner. VJS 4, 512. — S. 287 Reiskes Perſönlichkeit, ſein dürftiges Leben, ſeine nach vielen Seiten großartige Philologie verweilend zu behandeln, paßte nicht in den Rahmen des Buches; R. Förſter, AdB 28, 129, 140.

Eva König: A. Schöne, Briefwechſel Leſſings mit ſeiner Frau 2. A. (die erſte 1870; Karl G. Leſſing 1789) 1885 mit Portrait und vortrefflichen Erläuterungen. Thiele, Eva Leſſing 1. Lieferung 1881, wird nicht fortgeſetzt. Sauer, Frauenbilder aus der Blütezeit der deutſchen Litteratur 1885. — Wien: H. M. Richter, Geiſtesſtrömungen 1875 (Klopſtock ſ. nun Muncker); v. Hock und Bidermann, Der öſterreichiſche Staatsrath 1879 S. 63; L. und Kaunitz ſ. Raab, Neue freie Preſſe 29. Dec. 80; L. und das Hoftheater, derſelbe ebda. 13. Sept. 81; Kloſterneuburg, J. M. Wagners Archiv 1874 S. 82. Litteraten: Minors Bibliographie, Zſ. für die öſterreichiſchen Gymnaſien 37, 576; Werner, Aus dem Joſephiniſchen Wien. Geblers und Nicolais Briefwechſel 1888. — Mannheim:

Seuffert, Maler Müller 1877, Wielands Abderiten 1878, Litterarische Beilage der Karlsruher Zeitung 1879 Nr. 27ff. J. H. F. Müllers Abschied S. 132. Heigels Auszug aus den Memoiren Stephans v. Stengel, Cabinetsecretärs des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, war mir noch nicht bekannt: Cottaische Zs. für allgemeine Geschichte 1887 Nr. 6f., Quellen und Abhandlungen zur neueren Geschichte Bayerns N. F. 1890 S. 341. Ich verdanke der Güte Heigels eine Abschrift der Lessing betreffenden Hauptstelle. Stengel erzählt über das Mannheimer Nationaltheater:

„Meine Hauptabsicht war, der Bühne ihre ganze Würde zu geben, ihr ein moralisches Gewicht zu erhalten, und wegen ihrem Einfluß auf die Mundart, darauf eine gute, reine, durch Verschiedenheit der Dialekte nicht vermischte Sprache einzuführen. Am meisten kämpfte ich deswegen gegen alle einem Direktor irgend einer bis damals noch überhaupt wandernden deutschen Schauspieler-Truppe zu überlassenden Entreprises: ich schlug vor, die Direktion dem damals in allgemeiner Achtung gestandenen Herzoglich Sachsen-Gothaischen Hofschauspieldirektor Eckhof zu übergeben, das ganze aber einer unmittelbaren Theater-Intendanz unterzuordnen. Der letzte Punkt dieses Vorschlags wurde angenommen, im übrigen setzte es aber Marchand durch seine Bekanntschaften und Verbindungen im Vorzimmer des Churfürsten und bey dem Minister durch, und wurde mit seiner Truppe angenommen. Indessen behielt die deutsche Gesellschaft doch immer einigen Einfluß, und ich schrieb nachher das Tagebuch der Mannheimer deutschen Schaubühne in den Rheinischen Beiträgen. Da inzwischen die Hofkammern durch Übernahme der Baukosten wieder hatten vor den Riß stehen müßen, so nahm Minister Hompesch auch wieder Antheil an der Sache, und nun beschloß er, den bekannten Leßing nach Mannheim zu ziehen. Leßing wurde eingeladen und kam. Hompesch wandte alles an, diesem Gelehrten Deutschlands erster Größe einen würdigen Empfang und einen angenehmen Aufenthalt vorzubereiten. Ich erhielt den Auftrag, die Bedingniße mit ihm richtig zu machen. Leßing, von vielem Weihrauche, der ihm von allen Seiten entgegendampfte, betaumelt, machte den Spröden; die Direktion der Nationalbühne zu übernehmen, schlug er rund ab, nur dazu wollte er sich noch verstehen, von Zeit zu Zeit seine Meinung zu sagen, seinen Rath zu geben. Hompesch war in Verlegenheit, Leßingen konnte er so nicht fortgehen laßen, und ihn so zu behalten, schien ihm zu theuer. Jezt fiel er auf den Gedanken, ihm die oberste Leitung der Heidelberger Universität und der Studien überhaupt zu geben. Leßing nahm es an, und ließ sich in einem Hofwagen nach Heidelberg führen, um den ersten Überblick seiner künftigen Würde zu nehmen. Aber nun brach das Wetter los: die Oberkuratel der Universität und die Direktion der Studien standen unter dem Departement des Ministers Oberndorf, der diesen unvorgesehenen Eingriff seines Herrn Kollegen unmöglich dulden konnte. Pater Frank wurde benutzt, und da mußte die Sache von der gefährlichsten Seite gepackt werden, daß es darauf abgesehen seye, die ganze National-Erziehung einem Protestanten in die Hände zn spielen, und dadurch der katholischen Religion den tödlichsten Streich zu versetzen. Da der Gedanke wirklich sonderbar und abentheuerlich, und gewiß von dem ersten Berufe Leßings nach Mannheim sehr verschieden war, so war wohl vorzusehen, daß Oberndorfs und Franks Bewegungen dawider bei dem Churfürsten Eingang finden würden. Als ich daher einige Tage nachher zum Churfürsten kam, erhielt ich den Auftrag, die Sache einzuleiten, daß Leßing (doch mit guter Art) sich so bald als möglich zu seiner Nachhausreise bequemen möchte. Hompesch mußte nun gleichwohl in einen sauern Apfel beißen, und seinen Mißgriff, so gut er konnte, mit Gold bedecken. Ich

mußte Leßing sehr viel Verbindliches vom Churfürsten sagen, ihm eine mit Dukaten gefüllte goldene Dose, dann die Folge der Churfürsten von der Pfalz von Otto dem Erlauchten an bis auf Karl Theodor in goldenen Medaillen überbringen, dann wurden ihm seine Reisekosten besonders vergütet und sein Wirth bezahlt, und Leßing verschwand, wie er gekommen war. Dieß geschah im Frühjahr 1777." Eine Kritik knüpfe ich hier nicht an.

Der theologische Feldzug.

Ich beschränke mich auf die wichtigste Litteratur und übergehe Unbedeutendes wie Schiller, Lessing im Fragmentenstreite 1865. Die theologischen Encyclopädien. Karl Schwarz, Lessing als Theologe 1854. Ausgezeichnete klare Entwicklung giebt Zeller, Vorträge und Abhandlungen 1877 2, 283 (aus der Histor. Zeitschrift 23, 343). Dilthey, zu dessen Verdiensten auch die bündige Formulirung der Ergebnisse Semlers gehört. Hebler. Zur Vorgeschichte: Tholuck, Vermischte Schriften großentheils apologetischen Inhalts 1839; Lechler, Geschichte des englischen Deismus 1841. — Berengar: zu Reuter, Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter 1, 91 tritt A. Harnack, Dogmengeschichte 3, 333 in beachtenswerthen Gegensatz. — Reimarus: für das Persönliche und überhaupt für L.s letzte Jahre sind eine Hauptquelle die Briefe der Elise Reimarus an Hennings, die Wattenbach, Hennings' Enkel, 1861 im Neuen Lausitzischen Magazin 38, 193 auszüglich herausgegeben hat (S.-A. 39 S.). Durch seine collegiale Freundlichkeit war mir Weiteres im Manuscript (Original in Hamburg) zu lesen gestattet. Die Echtheit hat Boden 1863 ganz thöricht bestritten: ein einziges falsches Datum sprang heraus. — ADB 27, 702. Gaedeke, De Arminii Reimari philosophumenis specimen Königsberger Dissertation 1881. C. Möncheberg, H. S. Reimarus (und J. C. Edelmann) 1867. Apologie: Klose, Niedners Zs. für historische Theologie 1850 f.; Strauß, H. S. Reimarus und seine Schutzschrift 1862 (Gesammelte Schriften 5, 229, vgl. 2, 1 „Brockes und Reimarus"). Die von Lessing abgedruckten Stücke hat Groß in die Hempelsche Ausgabe 15 nach Gebühr aufgenommen. — S. 387 Neuser: Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz II; Kluckhohn, Friedrich der Fromme 1877—79; Taylor-Hausraths Roman Klytia. — Goeze: Röpe, J. M. Goeze eine Rettung 1860, vom streng-orthodoxen Standpunkt, gründlich nach den Quellen (schal dagegen Boden, Lessing und Goeze 1862); für Goeze Bertheau, ADB 9, 524 (großer Brief 23. Sept. 1777, Zs. des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 1878 11, 355); liberal J. Cropp, Deutsche Zeit- und Streitfragen Heft 115; Händel der Frankfurter gel. Anzeigen s. Scherers Einleitung und Dechent, Goethe-Jahrbuch 10, 169. Erklärung Gökingks über das Epigramm, Deutsches Museum 1780 1, 167. Die Goeziana minora waren mir theils in Hamburg, theils hier auf der Kgl. Bibliothek gut zugänglich. Seine Hefte gegen Lessing würden einen Neudruck verlohnen, trotz alledem. — S. 453 Jerusalem an Michaelis 27. August 1787, VJS 4, 279. S. 464 Querini (so!) s. Zimmermann, Braunschweigische Zeitung 29. Juni 89 (und S.-A. aus der Zs. des Harzvereins 1891). — S. 481 Holtzmann, Einleitung in das neue Testament 1885 war mir sehr lehrreich. — Pascal wird von Lessing einmal ganz nebenher unter „Leibniz" genannt 18, 338.

Lessings letzte Periode behandelt Richard Mayr, Beiträge zur Beurtheilung G. E. Lessings, Wien 1880; eine geistreiche, paradoxe Schrift, die vielerorten den Satz bestätigt, daß Allzuscharf schartig macht, die aber keineswegs, wie durch

Boxberger im Neudruck des Danzel-Guhrauer geschehen, als Pamphlet abzuthun ist. Nichts lästiger und überflüssiger, als diese Ritter und Retter unserer Großen.

Nathan der Weise.

Prachtdruck von C. R. Lessing zum 100jährigen Todestag 1881 verschenkt. Vgl. Voss. Zeitung 6. Febr. 81 über die rechtmäßigen ersten Drucke. Riesige, meist werthlose Litteratur. F. Naumann, Litteratur über Lessings Nathan (Annen-Realschule Dresden) 1867 dürftig; Mayr S. 7. Pabst, Vorlesungen über L.s N. 1881. — S. 488 Döring: Geiger, Frankfurter Zeitung 20. Nov. 1890. — Kreuzzüge: Reuter II; Scherer, Vorträge und Aufsätze S. 328. De tribus impostoribus ed. Weller 1876. Parabel: auf das Schebet Jehuda wies zuerst Dunlop hin; M. Landau, Die Quellen des Decameron 2. A. 1884 S. 183; an Toblers Ausgabe Li dis dou vrai aniel (2. A. 1884) knüpfte H. Schuchardt eine kleine feine Besprechung, Im neuen Reich 1877 2,481 (Romanisches und Keltisches 1886); Gaston Paris, La parabole des trois anneaux 1885 (Extrait de la Revue des études juives 11); auf Manni Istoria del Decamerone 1742 p. 155 wies mich Erdmannsdörffer hin (leider bricht der ungeschickte M. gerade da ab, wo der mir unzugängliche Dubliner Druck zur eigentlichen Parabel rückt); Des Ormeaux schrieb 1760 den Schluß zu Du Port du Tertre, Histoire générale des conjurations, conspirations et révolutions célèbres, die Parabel 9, 479 (nach Carvacchi, Zs. für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, Münster 1855 S. 305 wäre das L.s Quelle, was natürlich unrichtig ist, obwol L. den Du Port kannte); Wackernagel, Kleine Schriften 2, 452 mit schiefen Bemerkungen über L.s Rangordnung der Religionen; rabbinerhaft Bloch, Quellen und Parallelen zu L.s N. 1880 (ultrajüdisch auch das Lessing-Mendelssohn-Gedenkbuch 1879); Gesta Romanorum ed. Oesterley 1872 (ablenkend R. M. Meyers These 9 im Anhang seiner Neidhartdissertation Berlin 1883); Rinckart: Hallenser Neudrucke 53 (schon von Gottsched mit Swift's Tale verbunden). — S. 512 Auf Decameron 10, 3 wies zuerst kurz Gosche, Jahrbuch für Litteraturgeschichte 1865 S. 199; Genaueres gab Caro, Lessing und Swift 1869 leider mit sehr spitzsinnigen Combinationen aus Swift's Leben. — Zur Geschichte bisher nur etliche Einzelheiten, z. B. Zacher und Boxberger, Zacher 5, 443, 6, 304. — S. 544 lies „Wadsack". — Voltaire: Mayr S. 102 will den Nathanplan nicht vor den Guèbres zulassen. An N. erinnert flüchtig Waetzoldt vor seiner Schulausgabe der Zaïre 1880. — Das Gedicht: David Strauß 1864 (Ges. Schr. 2, 43) ist auffallend schwach. Kuno Fischer 1864 u. s. w. (L. als Reformator II) sagt viel Geistreiches und Anregendes über die Charaktere, construirt diese aber ganz aus der „Idee" der Selbstverläugnung heraus. Gegen Vischers „Aesthetik" (vgl. aber auch die schöne Trias Nathan Iphigenie Carlos, Auch einer 2, 121) und Strauß, gegen Schiller u. s. w. polemisirt neuestens glücklich Werder, Voss. Zeitung 8. Juni 90, 22. Juni 90 und in zwei folgenden Sonntags-Beilagen. Ich lege Werth, nicht auf die Priorität, die ich hier nirgends geltend machen möchte, weil sie gleichgiltig ist, aber auf das mehrfache freie Zusammentreffen mit Werder; das Capitel schrieb ich 1889 bei meiner Mutter in Jena. Von Dichtern haben sich zuletzt Spielhagen, Faust und N. 1867, und Auerbach, Die Genesis des N. 1881 (vgl. auch Briefe an J. Auerbach 1884 passim) geäußert. Von hervorragenden Theologen u. a. Beyschlag, N. und das positive Christenthum 1863. Unmittelbare Beziehungen des Patriarchen auf Goeze hätten nie geläugnet werden sollen;

richtig urtheilt Redlich. Die Wolfenbütteler „Fragmente" zog auch Boxberger a. a. O. heran. — Der erste Entwurf (Danzel, Maltzahn, Hempel, Muncker, alle mit kleinen Versehen vgl. Anz. 17, 141) separat ed. Boxberger 1876 (aus Hempel 11). — Erlebtes: „Ein Brief von Frau von Grothuis an Goethe ... aus dem Riemerschen Nachlaß", Europa ed. Kühne 3. Apr. 1840. — Pfeffels „Goldstück" auch in Christoph Heinrich Schobelts „Noten mit Text über die Erziehung des Menschengeschlechts von Lessing" Stendal 1780 S. 69: „Mir fällt hierbei die Fabel ein, welche sich in den Neuesten Mannigfaltigkeiten 3. Jahrg. 1. Quart. S. 191 sich befindet"; hier also wol der erste Druck, der mir nicht zur Hand ist. — Vers: Zarncke, Über den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe, Leipziger Universitätsschrift 1865; unselbständig Belling, Die Metrik L.s 1887. Ekhof an Weiße 23. Juni 1766, VJS 4, 274. — S. 571 Leipzig: Wustmann, Aus Leipzigs Vergangenheit 1885. S. 574 Pfranger: Borgius, Barmen 1881; Ebner, Herrigs Archiv für das Studium neuerer Sprachen 73, 1. — Theater: zerstreute Nachrichten. Uhde, F. L. Schmidt 1, 340, Der Freimüthige 1803 Nr. 198; Costenobles Tagebücher 1889 passim ergänzen Laubes Geschichte des Burgtheaters reichlich. Über Döbbelin hsl. Notizen von Preuß. Daß Mad. Mecour 1783 noch die blutjunge Recha spielte, scheint mir ausgeschlossen; im Bericht der Berliner Litt.- u. Th.-Zeitung 1783 1, 285 entsprechen sich die Reihen Recha Daja Sittah: Döbbelin Mecour Böheim. Schiller: nun vortrefflich Köster, Schiller als Dramaturg 1891 S. 129, 308 (Wartenberg, VJS 2, 394); Hist. krit. Ausg. 15², 85.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Guhrauer s. u. 1841. H. Ritter, Über Lessings philosophische und religiöse Grundsätze 1847 (bedeutsam recensirt von Danzel, Neue Jenaer Litteratur-Zeitung 1848 Nr. 172—174). C. Hebler, Lessing-Studien 1862 (vgl. Philosophische Aufsätze 1869 S. 79); Dilthey, Preuß. Jahrbücher 19, 271; Zeller s. o. Vorträge 2, 283, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz 1879 S. 284. J. Jacoby, G. E. Lessing der Philosoph 1863 (in Stahrs „Lessing" übergegangen und von Frau Lewald-Stahr ungebührlich genug behandelt), fährt in der Hempelschen Ausgabe denn doch zu schlecht, wie viele Blößen das Jung-Hegelsche Schriftchen auch bietet. Tiefer steht Witte, Die Philosophie unserer Dichterheroen 1880 1, 25. Gründlich, zu systematisch, Traditionen und Leistungen übertreibend, Hauptfragen verkennend, manche Probleme fördernd G. Spicker, Lessings Weltanschauung 1883. Rehorn, Lessings Stellung zur Philosophie des Spinoza 1877. Wie kann man aber auf den Gegensatz des Temperaments soviel Gewicht legen? R. Zimmermann, Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1855 S. 377. Schaarschmidt, Lessing und Kant. Ein kleines Gedenkblatt, Philosophische Monatshefte 1881 Heft 4 (vgl. ebda. Hermann Fischer 85 S. 29, 169 und mehr). Kants Vertrautheit mit Lessings Theologie hat endlich E. Arnoldt, Altpreußische Monatschrift 26, 385 klar auseinandergesetzt. Tertullian: Bergmann, Hermäa 1888. Mayr. Kuno Fischer. Hettner. Julian Schmidt (Spinoza zu sehr abwehrend). Windelband, Die Geschichte der neueren Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften 1878 1, 524. O. Pfleiderer, Geschichte der Religionsphilosophie von Spinoza bis auf die Gegenwart 1883 S. 132. A. Riehl, G. E. Lessing. Rede, Graz 1881.

F. H. Jacobi. Werke IV 1 (vgl. Hempel 18,17). Suphan, Goethe und Spinoza 1783—86, Festschrift zur 2. Säcularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums 1881; Goethe-Jahrbuch 12,3. In der Heranziehung Goethischer Urtheile mußte ich mich beschränken; Briefe 7. weimarischer Bd. S. 58 (Salto mortale Jacobis), 92 (Prometheus; „Herder findet lustig daß ich bey dieser Gelegenheit mit Lessing auf Einen Scheiterhaufen zu sitzen komme"), 95, 110, 131, 173, 212, mit v. d. Hellens Anm. 321 ff., 328. Auch die weitere Polemik Jacobis gegen Mendelssohn wurde nicht verfolgt. Die Inschrift *Εν και παν* wurde gegen Jacobis und Herders Augenzeugnis mit Unrecht bestritten von Pröhle, Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur S. 288, 296 (vgl. Suphan bei Zacher 5, 242; Lessing Wieland Heinse S. 50); sie ist nur vor Pröhles Localinspection verschwunden. Ein Stammbuchblatt „*Εν εγω* [undeutlich *εγω*] *και παντα!* Gotthold Ephraim Lessing. Hamburg den 14 Octbr 1780" besitzt mein Freund A. Köster und hat es mir im Facsimile mitgetheilt. — Karl Lessing an Mendelssohn 24. Oct. 85: „Nun, bester Freund, habe ich Jacobis Briefe über die Lehre des Spinoza ganz gelesen und bis S. 162 gereut es mich auch nicht. Aber von da an wird er einem Lavater ziemlich ähnlich, den er auch fleißig anführet. Und da er sich von da an auf seinen inneren Sinn, auf sein individuelles Gefühl, auf sein *θειον, λογον*, das die Griechen Dämon genannt, so lavaterisch beruft, so ströme ich mit meinem innern Gefühl auch herum und sage: o lavaterscher Jacobi! so zu saalbadern hättest du gegen meinen Bruder dich nicht getraut! Daß du ihn zum Spinozisten gemacht, weil du seine Schraubereyen nicht recht verstanden, ist kein großes Unglück; aber daß er dein vertrauter Freund vor der Welt gewesen zu seyn scheinen muß, Schade!" u. s. w. gegen den „Tollhäusler" und „Schwärmer", gegen die Unvernunft Lavaters und — Herders.

„F. W. J. Schellings Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen &c. des Herrn Friedrich Heinrich Jacobi und der ihm in derselben gemachten Beschuldigung eines absichtlich täuschenden, Lüge redenden Atheismus" 1812 S. 45. — Schelling über Lessings „Erziehung", Vorlesungen über die Methode des academischen Studium 1808 S. 184. Die Note über L.s „Meisterhaftigkeit gänzlicher Subjectivität" steht noch nicht im ersten Druck Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur 1807, wol aber findet sie sich mit andern Anmerkungen in den Philosophischen Schriften 1809 1, 388.

Ernst und Falk: Hamanns Text, Archiv 7,184. Herder 15,57, 626; 24, 598. Kloß, Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung 1855. Hettner, Geschichte der englischen Litteratur 1872 S. 214. Deutsche Entwicklung im 18. Jhrh.: v. Nettelbladt, Geschichte freimaurerischer Systeme 1879. Die freimaurerischen Darsteller scheuen sich, bei L. Esoterisch und Exoterisch klar zu sichten. Merzdorf, E. u. F. historisch-kritisch erläutert 1855 (1881); ganz leer Findel, L.s Ansichten über Freimaurerei 1881; C. Mönckeberg, L. als Freimaurer 1880.

Erziehung speciell: Historisches bei Mayr; Bonnet (Tholuck, Verm. Schr. 1, 271) zuerst von Dilthey stärker für L. herangezogen; Seelenwanderung s. C. Rößler, Preuß. Jahrbücher 20, 268, dagegen Dilthey ebda. 439). Herder Bd. 15 u. s. w. Guhrauer, L.s E. d. M. kritisch und philosophisch erörtert 1841. Auf die längst abgethane Fabel von Thaers Urheberschaft braucht nicht

mehr eingegangen zu werden (nach Guhrauer Groß, Hempel 18, 188). — Goethes „Geheimnisse" schön, auch im Hinblick auf Lessing, commentirt von Loeper Hempel² 1882 2, 362. Goethe dichtete daran in Braunschweig 1784.

Sprache.

Eine Darstellung fehlt, denn A. Lehmann, Forschungen über L.s Sprache 1875 kann wahrlich nicht dafür gelten (vgl. Anz. 2, 38, Zacher 8, 118). Burdachs verheißene Geschichte der nhd. Schriftsprache steht leider noch immer aus. F. Kluge, Von Luther bis Lessing 1887 (2. A. 1888), führt nur ausschließlich bis Lessing. Ich sage hier „Schriftsprache" sowol im engeren grammatischen als im weiten stilistischen Sinn, obwol ich recht gut weiß, welche Verwirrung namentlich die Frage nach Luthers Stellung in der Geschichte des Neuhochdeutschen dadurch betroffen hat, daß man die Probleme durch einander warf (Rückert u. s. w.). Solche Gefahr droht hier nicht. — Einzelne Beobachtungen von Boxberger, Sanders, Grosse (über L.s Interpunction: Wissenschaftliche Monatsblätter Königsberg 1879 7, 194 — s. auch ebda. 5, 40 — vgl. Archiv 11, 370) sind hier nicht aufzuzählen. Gottsched, Richey, Adelung, Heynatz habe ich natürlich durchgenommen, aus Antons zahlreichen den Wortschatz der Lausitz behandelnden Görlitzer Programmen, auch aus Albrechts Leipziger Mundart 1881 (mit Vorwort des feinsinnigsten Kenners R. Hildebrand), aus Weinholds musterhafter Skizze des Schlesischen Über deutsche Dialektforschung 1853 gelernt. Brandstäter, Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache 1874 behandelt eine Menge Worte und Wendungen aus falschem Gesichtspunkt; anderer Sprachreiniger zu geschweigen. Eine historisch-philologische Monographie über L.s Laut- und Flexionsgebrauch, Wortschatz, Syntax, mit Rücksicht auf die verschiedenen Lesarten bleibt wie gesagt zu wünschen. Ich habe viel dazu liegen. Eben geht mir Th. Längins sorgsame Freiburger Dissertation zu, Die Sprache des jungen Herder in ihrem Verhältnis zur Schriftsprache, Tauberbischofsheim 1891. — Steinhausen, Geschichte des deutschen Briefes, 1889—1891. — Lehrreich das Verzeichnis von Kanzleiworten, Deutsches Museum 1779 1, 208 (2, 528) und Gedikes Gedanken über Purismus und Sprachbereicherung ebda. 2, 385 gegen Adelung. Cosack, Bild und Gleichnis in ihrer Bedeutung für Lessings Stil, Progr. der Realschule Danzig 1869 giebt eine kleine Sammlung. Gutes bei Immisch, Beiträge zur Beurtheilung der stilistischen Kunst in L.s Prosa, Fleckeisens Jahrbücher 1887 S. 331, 393. M. v. Waldberg in seiner Erstlingsarbeit „Studien zu L.s Stil in der Hamb. Dramaturgie" 1882 beschränkt sich zu sehr und sieht zu viele Absichten und Eigenheiten; um so fördernder sind seine stilgeschichtlichen Beobachtungen für das 17. und 18. Jahrhundert, Die galante Lyrik 1885, Die deutsche Renaissance-Lyrik 1888.

Lebensausgang.

S. o. die zum 1. Braunschweiger Capitel verzeichnete Litteratur. Redlichs Noten, Hempel 20. Besonders wichtig sind Leisewitzens Tagebücher (bei Heinemann 1870; vgl. Kutschera, J. A. Leisewitz 1876); sein Bericht an Lichtenberg, Sämmtl. Schriften von J. A. L. 1838 S. 113. Die Briefe der Reimarer und der Jacobi. Elisens Brief S. 770 hat mir M. Bernays freundschaftlich mitgetheilt. Der Passus soll hier im genauen Wortlaute stehen: an Helene Jacobi o. D. „Die

Campen schrieb mir neulich einen Vers aus dem Gotter zu meinem Briefe: nehmen Sie stat dessen folgende Anecdote aus dem Lessing, die auch nicht ungereimt ist, von mir. Als ich ihm die herrliche Stelle aus Ihres Bruders Brief [5. Sept. 80, Auserlesener Briefwechsel 1, 298, von Elise frei citirt] vorlas, die so anfängt ‚ich selbst lebte lang nicht mehr, wenn es keine Büsche und Bäume' — — fiel mir Lessing bei diesen Worten plötzlich ein: die gehören nun zu meinem Leben nicht — desto schlimmer! sagt ich und las weiter ‚und keine Kinder und Kindesgleichen gäbe. Aber da herum ist so was frommes und seeliges das Genügen bereitet, aus dem Handthieren damit entspinnt sich ein Hang der nicht nachläßt und der allem Eckel widersteht; die schwärzeste Mysantropie und was noch schwärzeres seyn mag, wird dabei zur bloßen Speculation, und kann wenigstens nicht ins Blut treten' — da hob ich meine Augen auf und sahe — was ich kaum an L. zu sehn hoffen durfte: sein Gesicht war feuerroth und seine Augen schwammen in Thränen! — Es ist ausgemacht, wenn Leib und Geist ganz genesen soll, muß er nach Pempelfort und Segen Gottes über alles was dort lebt u. Jacobi heißt." — Schiller, Über G. E. L.s Persönlichkeit, Herrigs Archiv 3, 317 (abgedruckt Deutsche Reichszeitung, Braunschweig 30. Sept. 53) schöpft aus mündlicher Mittheilung der 86jährigen Amalie Henneberg-König und Friedrich Königs; werthvoll, doch nur mit Kritik zu benutzen. Döring an Gökingk, Frankfurter Zeitung 20. Nov. 1890. Davison-Lange, Der Freimüthige 1804 Nr. 21, 25, 29 (vgl. Nicolai an Eschenburg 7. Febr. 1804, mir von Schüddekopf mitgetheilt). — De la littérature allemande (Geiger, DLD 16): Scherer Litteraturgeschichte S. 756; Pröhle, Friedrich d. Gr. und die deutsche Litteratur 1872 bietet kaum etwas zur Sache; Fisch s. o. bei Lange; Gottsched s. Litzmann, Zs. 30, 204 und Creizenach, Berichte der Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften 1885 S. 308, wonach bei mir 1, 327 unter dem Vielschreiber nicht Gottsched, sondern Ludovici zu verstehen ist; G. Krause, Friedrich d. Gr. und die deutsche Poesie 1884 bringt manches zur Dichtung des siebenjährigen Krieges bei; A. Schöne, Akademische Blätter 1884 S. 569; das Beste giebt Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Litteratur 1888. Grillparzer, Friedrich der Große und Lessing, Ein Gespräch im Elysium (1841) 11, 197. — Jülich-Cleve: ich durfte mich an Schlözer halten; ein Nachweis der Schrift J. G. Jacobis würde mich verpflichten (s. Redlich, Nachträge S. 64). Zu S. 757: die häufige Angabe, Johann Georg sei damals mit Friedrich Heinrich in Wolfenbüttel gewesen, beruht auf einer Verwechslung mit seinem kleinen Neffen Georg; s. Redlich, Voss. Zeitung 1890 24. Sonntagsbeilage — Tod: Daß L. am 3. Februar tödtlich erkrankte (so auch Redlich), schien mir schlechterdings nicht mit Leisewitzens Tagebuch, wo der 13. angegeben ist, zu vereinigen, wie Scherer (Deutsche Rundschau Febr. 1881 S. 273) triftig bemerkt; aber die Überlieferung ist älter und besser als Scherer meint, der nur von einem Druckfehler — 3 statt 13 — bei K. G. Lessing 1, 426 spricht. Leisewitzens eigener Bericht an Lichtenberg bietet den 3. (Schriften S. 116; Guhrauer 1. A. citirt: 13.), dasselbe Datum Betty Jacobi (Zöpprits 2, 181). Leisewitz, Betty, Elise, Malchen erzählen so, daß man trotz den nicht recht präcisen Angaben keinen bloß dreitägigen Verlauf der Todeskrankheit herauslesen kann. Aber das Tagebuch! In meiner Verlegenheit wandte ich mich nach Wolfenbüttel: die Collation ergab, daß bei Heinemann S. 141 statt 13. 14. 15. zu lesen ist 3. 4. 5. — Todtenfeier: Berlin Schwedt Ellrich, Berliner Litteratur- und Theaterzeitung 1781 1, 237 gleich Taschenbuch für die Schaubühne auf das

Jahr 1782 (Reichard, Gotha) S. 78, danach Weimarisches Jahrbuch 5, 210 Heinzmanns bloßer Wiederholung vor seinem Nachdruck der Hamburgischen Dramaturgie (1786) folgt, mit charakteristischen Zwischensätzen und Anmerkungen Suphan, Voss. Zeitung 18. Juli 1886. Hamburg: Wattenbach S. 29; Leyser, J. H. Campe 2, 85. — Großmann, Lessings Denkmal 1791 (Archiv 3, 129; Akademische Blätter 1884 S. 16). — Herder 15, 33 (ihm zuerst von Haym glücklich zugewiesen), 486. Suphans Ausgabe, die uns den ganzen Herder schenkt, während der Arbeit Band für Band zu empfangen, war mir so förderlich wie genußreich. — Und nun: i liber.

Regiſter.*)

Abälard II. 489.
Abbt 404, 427. — II. 421, 693.
Abraham a Sta Clara II. 710.
Abramſon 444.
Abulfeda II. 516.
Acciajoli 616.
Ackermann K. E. 262, 485. — II. 64, 123, 300.
Ackermann Sophie II. 762.
Ackermann Charlotte II. 206, 218, 300.
Ackermann Dorothea II. 294.
Addiſon 166, 248, 406. — II. 25, 139.
Adelung II. 263, 693, 699, 706, 708.
Aelian 392.
Aeſchylus 406. — II. 661.
Aeſop 385. — II. 269.
Agricola 84, 158, 292. — II. 80.
Albani II. 179, 322.
Alberti II. 423 ff. 447, 753.
Ste-Albine 267. — II. 78.
Aleman 215.
d'Alembert II. 765.
Alkiphron 409.
Amaboddin II. 516.
Anakreon 25, 46, 75ff. 78, 384. — II. 35, 37.
Anderſon II. 584.
Angott II. 747, 771.
Annet II. 362, 370.
Anſchütz II. 578.
Antelmy 396.
Antonello 257.
Apion 372.
Apollonius 451.
Arcangeli II. 199.
d'Argens 91. — II. 556.
Arioſt II. 36, 43.
Ariſtophanes II. 46.
Ariſtoteles 177, 199, 289, 329f., 333, 372, 387. — II. 6. 113ff, 203, 229, 621f., 671f., 728.
Arletius 449.
Arnaud 179, 187.
Arnold 198. — II. 396.
Auguſtin II. 408, 510, 636.
Avian II. 268.
v. Ayrenhoff II. 220, 306, 765, 767.
Babrius 385.
Bach Ph. E. 90, 158. — II. 173.
Bahrdt II. 132, 137, 422f., 429, 449, 464, 468 475, 585, 739.
Balzac II. 41.
Bandello II. 236.
Banks II. 124.
Bannier 182.
v. Bar 227.
Barclay 183. — II. 595.
Barnes 377.
Baſedow 425. — II. 171, 403, 423, 753.
Basnage II. 396.
Batteux 387, 389, 429. — II. 5.
Bauer II. 624.
Baumann 428.
Baumgarten S. J. II. 360, 395, 416.
Baumgarten A. G. 330, 433. — II. 46.
Baur II. 371, 482.
Bauſe 443.
Bayle 45, 145, 194 ff., 215, 222, 377. — II. 251, 362, 367, 498, 622, 668f., 688.
Beaumont 376.
Behn II. 450.
Bekker 133, 182. — II. 362.

*) Nicht jede belangloſe Erwähnung eines Namens iſt hier verzeichnet; die Anmerkungen mußten ausgeſchloſſen werden.

Belloy II. 93.
Bentley 42. — II. 359.
Berengar II. 348 ff.
Bergmann 405.
Berkeley II. 674.
Bernard 180.
Bernays J. II. 117.
Bernini II. 14.
v. Bernstorff, Graf II. 301.
Bertram II. 144.
v. Besser 23, 35.
Ste-Beuve 234.
Bibiena 268.
Bidermann 157.
v. Bielefeld 253.
Bilfinger II. 611.
Birkholtz 32.
v. Blankenburg 369.
Blount II. 359.
Blumauer II. 429.
Boccaccio 193. — II. 500, 503 ff., 516.
Bode II. 174, 428, 584 ff.
Bodmer 55, 99, 227, 230, 241, 246, 291, 293, 348, 380, 396, 401, 416, 419. — II. 216, 264 ff., 727.
Boek J. M. II. 71.
Boek Sophie II. 73.
Böhme 222. — II. 678.
Börne II. 200.
Böttiger II. 77.
Bohadin II. 516, 582.
Boie II. 88, 287, 501, 743.
Boileau II. 34, 684, 714.
v. Boineburg II. 385.
Boissard II. 164.
Bolingbroke 405.
Bonafede II. 540.
Boner II. 267.
Bonnet II. 374, 649 f.
Borchers 485. — II. 71, 189, 762.
v. Borck 167.
Borkenstein II. 170.
du Bos 55, 153, 183, 267, 387. — II. 69, 119, 611.
Bose 219.
Bossu 388.
Bossuet 419. — II. 218.
Boysen II. 526.
v. Branconi Maria Antonia II. 217.
Brandes J C. 438. — II. 227, 324.
Brandes Charlotte 438. — II. 72, 122.
Brandes Minna 438.
v. Brandt 316.
Braunschweig, Herzog August II. 247.
Braunschweig, Herzog Karl I. II. 217, 247, 281, 334, 464 ff., 526, 745.
Braunschweig, Herzogin Philippine Charlotte II. 747, 763, 767.
Braunschweig, Herzog Ferdinand II. 282, 463, 585 ff., 740, 747.
Braunschweig, Herzog (Erbprinz) Karl Wilhelm Ferdinand, II. 181, 217, 283 ff., 314, 328, 334, 464 f., 468, 472, 745, 747, 763.
Braunschweig, Prinz Leopold II. 283, 318.
v. Brawe 316, 335 f., 343, 352, 363.
v. Breitenbauch 305.
Breithaupt 335, 352.
Breitinger 55, 386, 388. — II. 6, 47, 264 ff.
Bremer Beiträger 69.
v. Brenkenhof II. 57.
Brentano II. 433.
Brockes II. 47, 169, 355.
Brockmann II. 218, 297.
Bruck 68.
Brucker 453.
Brückner 485.
Brueys II. 91.
Brumoy 155, 270, 331.
Bruno, Giordano 196. — II. 242, 670.
Bubbers II. 68, 762.
Bürger II. 137, 260.
Büsch II. 169, 171. 300, 755.
Burg 63.
Burckhard II. 248.
Burke 298. — II. 5, 620.
Burmann II. 135, 253.
Busone II. 503.
Butler J. II. 407.
Butler S. 305. — II. 729.

Cacault II. 742.
Calau II. 293.
Calderon 170, 265, 269, 351, 373.
Caligt II. 243.
Calliachi 153.
Calov II. 396, 432.
Campe J. H. II. 589 f., 643, 653, 753 f. 776.
Campe Charlotte II. 754.
Camper II. 744.
Campistron 359. — II. 186.
v. Canitz 147. — II. 765.

Cardanus 45, 222, 226. — II. 377.
v. Carlowitz 25.
Carolo II. 122.
Carstens II. 37.
Cato, Dionysius 384.
Catull 92, 384. — II. 276.
Caylus II. 27, 36, 149, 164.
Cervantes 178, 182.
Chapelle 76.
Chapuzeau II. 400.
Chassiron 249, 277.
Chateaubrun II. 15.
Chaucer II. 268.
Chaufepié 194, 255.
Chaulieu 76.
de la Chaussée, Nivelle 112, 122, 248. — II. 95.
Chodowiecki 83, 92, 483.
v. Chotek, Graf (u. Wilczek) II. 296.
Christ 43 ff. — II. 133, 148, 150, 157, 269, 271.
Chrysostomus, Dio II. 36.
Chubb II. 359.
Cicero II. 16.
v. Cichin II. 249, 738.
Claudius 241, 485. — II. 173, 183, 213, 378, 427, 452, 473, 588, 666, 738, 754 f., 760.
Clemens Alexandrinus II. 480, 630.
Clemens XIV II. 471.
Clericus II. 366.
Cochläus 221.
Coello II. 124, 191.
Coleridge II. 374.
Collins II. 359.
Congreve 168 f., 253, 256.
Connor 350.
Cordus 92.
Corneille P. 33, 157, 161, 179, 257, 271, 274, 332. — II. 96, 101 ff., 112, 116, 120, 125.
Corneille Th. II. 106, 124.
Costenoble II. 578.
Coypel 375.
Cramer J. A. 24, 60, 421 ff.
Cramer K. F. II. 287, 449, 755.
Cranz II. 422.
Crebillon P. J. 179, 188, 271.
Crebillon fils II. 515.
v. Cronegk 119, 335, 339. — II. 74, 96, 515, 521.
de la Croze II. 55.
Crusius II. 256.
Cumberland 136.
Curtius 333. — II. 116, 118.

Dacier 159, 224, 333. — II. 116.
v. Dalberg II. 342, 575, 762.
Damm 151. — II. 144. 393, 406, 423, 454.
Dangeville 158.
Dante 406. — II. 99.
Davison II. 745 f. 748, 771 f.
Dawison II. 216, 545.
Demosthenes 451. — II. 288.
Destouches 111, 116, 119, 158. — II. 94.
Detharding 116.
Dickens II. 41.
Diderot 180, 278, 356, 457, 479, 482. — II. 9, 41 ff., 95, 101 f., 113 f., 190, 204, 524 f., 689 f., 744, 746, 762.
Dieze II. 57.
Dionys v. Halicarnaß II. 188.
Dippel 452. — II. 362, 669.
Dodsley (Schwickert) II. 177.
Döbbelin K. Th. 217, 437, 486. — II. 300, 577, 773.
Döbbelin Caroline Maximiliane, II. 577, 773.
Döderlein II. 366, 474.
v. Döring II. 488, 505, 537, 742, 773.
Dreyer II. 471.
Dryden 376.
Duim II. 108.
Dusch 405, 408. — II. 74, 119, 147.
Duval 266.

Eberhard II. 383.
Ebert 103. — II. 181, 221, 239, 279 f., 708, 772.
Edelmann 145, 202. — II. 362.
Edzardi II. 355.
Eichhorn II. 484.
Ekhof 310, 485. — II. 69, 76 ff., 122, 189, 218, 567, 762.
Eliot, George II. 41.
Elisabeth Charlotte 248. — II. 497.
Ellenberger s. Zinnendorff.
Elmenhorst II. 128.
Engel J. J. 369. — II. 220, 542, 575, 665, 767, 773.
Engel S. 208.
Ephraim (Veitel) 435, 439.

Epiphanius II. 630.
Erasmus II. 396.
Erneſti 43. — II. 358, 395.
Eſchenburg II. 181, 259, 280, 329, 431, 487, 743f., 763, 772.
Etienne de Bourbon II. 494.
Ettinger II. 375.
Euclid 29.
Euler II. 760.
Euripides 257, 270, 373. — II. 34, 110, 163, 230, 238, 446.
Euſebius II 353.
van Eyck II. 257.

Fabricius II. 168, 355.
Falbaire de Quingey 265.
Farquhar 460, 464, 487.
Favart II. 95.
Febronius (v. Hontheim) II. 471f.
Felbrich Cornelie II. 73.
Fénelon II. 101.
v. Féronce II. 282, 328.
Feuerbach II. 605.
Fichte 444. — II. 132, 677.
Fielding 179.
Finkelthaus 82.
Firmian, Graf II. 318.
Fiſchart 408.
Flaxman II. 28.
Fleming 382.
Fletcher 124, 376.
Flögel II. 138.
Flörke II. 747.
St. Foix 375. — II. 94.
Fontenelle 29, 193. — II. 497.
Forſter II. 585, 744.
Franklin II. 585, 594, 604.
Freibank II. 490.
Fréron 249.
Freytag G. 456, 481. — II. 112, 395.
Friederici II. 428.
Friedrich II., Kaiſer II. 490.
Friedrich d. Große 141, 172, 186f., 213, 232, 318, 326, 394, 404, 426, 439f., 461, 480. — II. 55ff., 107, 109, 264, 283, 352, 360, 372, 524, 584, 592ff., 648, 688, 735, 764ff.
Friſch 382.
Friſchlin II. 496.

Gärtner II. 279.
Garrick II. 76.
Garve II. 50.
de Gasc 428.
v. Gebler 368. — II. 311, 316, 323 f.
Gellert 22, 24, 36, 79, 91, 93, 117, 119, 131, 136, 194, 248, 252, 277, 327, 388, 391. — II. 92, 129, 177, 687, 721, 765.
Gengenbach II. 496.
v. Gerſtenberg 346 f., 403, 407, 409, 424. — II. 17, 99, 115, 302.
Gertinger II. 603.
Gesner J. M., 152. — II. 355.
Gesner K. 408.
Geßner 419. — II. 698, 765.
Gherardi 105, 123, 125.
Gherardino II. 630.
Gibbon II. 443.
Gleditſch 215.
Gleim 79, 82, 84, 179, 230, 246, 320, 348, 383, 386, 390, 406, 409, 416 f., 429, 442. — II. 57, 59, 145, 150, 261, 287, 469, 525 f., 573, 603, 680, 744, 746, 757 f., 766, 772, 774, 776, 778.
Gluck II. 323.
v. Göckingk II. 429, 590, 742, 774.
Goethe 39, 78, 86, 255, 308, 346, 352, 357, 369, 375, 378, 407, 422, 437, 442, 463, 466, 468, 486. — II. 17, 19, 23 f., 25, 27, 32, 35, 39 ff., 53, 72, 77, 118, 127, 166, 168, 200, 206, 221 f., 226 ff., 285, 378, 395, 448 f., 535, 555, 561 ff., 568, 574 f., 579, 581, 583, 587, 631 f., 647, 651, 660 f., 665, 668, 680 f., 687, 694, 698, 704, 708 f., 715, 721, 723, 728, 734 f., 737, 748, 750, 756, 761 f., 765, 767 f., 777.
Goethe, Frau Rath II. 767, 773.
Götz 78. — II. 758, 765.
Goeze II. 129, 145, 170 f., 232, 415 ff., 468 f., 473, 480, 537 f., 752 f., 774, 777.
Goldoni 248, 375, 459, 477, 481.
v. d. Goltz 187.
Gomperz II. 768.
Goncourt II. 35.
Gotter II. 70, 98, 568.
Gottfried v. Straßburg II. 38, 490.
Gottſched J. C. 4, 23, 51, 64, 67, 95, 107, 117, 155, 174, 177, 179, 194, 245 f., 262, 326, 343, 361, 367, 379, 387, 408, 410, 415. — II. 6, 265 ff., 566, 685 f., 705 f., 728.

de Graffigny Françoise 249, 277, 335. — II. 92, 95.
Graun 158. — II. 173.
Greff 156.
Gottsched Victoria Adelgunde Luise 36, 105, 115 ff., 123, 131, 245, 277, 367. — II. 91 f.
Grabner 18. 28, 30.
Gradus 93.
Graff 442.
Gregorius 157.
Gresset 148. — II. 78, 95.
Greve II. 170.
Griesbach II. 398, 483.
Grillo 427.
Grillparzer 373. — II. 200, 214, 224.
v. Grimm F. M. 158.
Grimm J. 158, 385, 388. — II. 263, 278, 570, 685.
Grosser 3.
Großmann 4, 83. — II. 218, 337, 773.
Grotius II. 395, 462.
v. Grotthuß Sara II. 542, 548, 559.
Grynäus 419
Gryphius II. 202.
Guasco 440.
Gueudeville 159.
Günther 76, 82, 218, 449. — II. 727.
Gumpertz 138.

Haberkorn 16.
Hackert II. 322.
v. Hagedorn F. 77, 85, 91, 179, 224, 227, 375, 386, 391. — II. 169 f., 700.
v. Hagedorn C. L. II. 37, 194, 325.
Hahn J. D. II. 315, 340.
Hahn J. G. II. 340.
Haller 29, 56, 65, 77, 90, 97, 100, 174, 179, 202, 205, 209, 245, 290, 299, 425. — II. 33, 107, 364, 581, 727.
Hals II. 48.
Hamann 297, 356, 399. — II. 115, 145 f., 184, 453, 590, 603, 638, 665 f., 685, 693, 760 f., 776, 777.
Hamilton 467.
v. Hardenberg C. A. II. 747.
v. Hardenberg F. s. Novalis.
Harles II. 137.
Harris II. 8.
Hartmann 88.
Hasse 158.
Haug 92, 94.
Hausen II. 137, 162.
Hawkesworth 255.
v. Hecht 484.
Hegel II. 656, 679.
Heine II. 502.
v. Heinecken II. 255, 266.
Heinitz 4, 16, 70.
Heinze 410.
Hemsterhuys II. 667, 679.
Henneberg II. 740.
v. Hennings II. 325, 387, 542, 664, 753 f.
Henrici 36, 115.
Hensel G. II. 71
Hensel-Seyler Friederike Sophie 263. — II. 65, 71, 77, 79, 122, 189, 218.
Henzi 204 ff.
Herbelot II. 516.
Herder J. G. 184, 383, 396, 403, 407, 418, 422, 425, 427. — II. 8, 17, 27, 51 f., 107, 115, 134, 136, 140, 159, 183 f., 216, 221, 261 ff., 273, 365, 421, 445, 477 f., 535, 567 f., 573, 590, 594, 597, 601 ff., 633 f., 643, 650 f., 666 ff., 680, 685, 693, 697, 713, 735, 742, 750 f., 757 f., 766 ff., 777 ff.
Herder Caroline II. 578.
Hermas II. 481.
Hermilly 269.
Hertz 441.
v. Herzberg II. 764, 766.
Heusfeld II. 95.
Heumann 453.
Heusinger II. 279, 773.
Heydenhaus 226.
Heydrich 68.
Heynatz II. 707.
Heyne 43, 451. — II. 34, 57, 151, 249, 288, 707.
Heyse P. 359.
Heywood 247.
Hieronymus II. 408.
Hirsch 186.
Hirschel 134.
Hobbes II. 592.
Höre 19, 23.
Hoffmannswaldau 406. — II. 727.
Hofmann 198.
Hogarth II. 5, 47.
Holbein II. 165.

Holberg 112, 117, 122, 127 f., 133, 178, 386 f., 480.
v. Holtei 436.
Home II. 724.
Homer 22, 418. — II. 14, 22, 27, 31, 34 ff., 43, 149, 163, 713, 729.
v. Hompesch II. 333 ff., 339 ff.
Horaz 21, 46, 86, 148, 224. — II. 6, 568.
Huarte 182.
Huber s. Lorenz.
Huet II. 406.
Hug v. Trimberg II. 262.
Hugens 29.
Hugo II. 240, 249.
Hugtenburg II. 170.
v. Humboldt W. II. 36.
Hume II. 641, 674.
Hygin 379. — II. 110.

Jachmann II 259.
Jacobi F. H. II. 472, 573 f., 641, 659 ff., 676, 679 f., 756 ff., 760 f., 778.
Jacobi J. G. 320. — II. 137, 139, 141, 143, 145, 160 ff, 185, 659 f., 741, 757, 770.
Jacobi Betty II 761, 771.
Jacobi Charlotte II. 761.
Jacobi Helene II. 756 f., 760 f.
Jacobi J. F. II. 425.
Jacobus a Cessolis II. 268.
Jean Paul II. 608, 715.
Jerusalem J. F. W. 422. — II. 279 f., 454, 465, 474, 479, 747, 757, 764, 767 f.
Jerusalem K. W. II. 233, 619, 625 f., 629, 652, 675.
Iffland 36, 136, 459, 479, 481. — II. 76, 578.
Ignatius II. 480.
Illgen II. 454.
Joachim von Fiore II. 630.
Jöcher 215, 453. — II. 387.
Johannes Junior II. 268.
Johnstone 483.
Jonson 376.
Irenäus II. 406, 442, 480, 630.
Jungius II. 168.
Junker II. 720.
v. Justi 426.
Justinus Martyr 452. — II. 480.

Kästner 41, 60, 64, 92, 95, 125, 179, 239, 291. — II. 57, 340.
Kaltschmidt II. 740.
Kant 95, 427. — II. 356, 407, 440, 592, 603, 648, 675, 715.
Karsch Anna Luise 400, 427 f. 486.
Kauke 424.
Kaulbach II. 19.
v. Kaunitz, Fürst II. 302 f., 323 f.
v. Keith 458.
Keller G. 381. — II 698.
Kepler II. 714.
Kies 292.
Kirchhof 92.
Kleefelder Katharina Magdalena 68.
Klefeker II. 732.
v. Klein II. 220, 332, 338, 708.
v. Kleist C. E. 311, 335, 343, 395, 399, 406, 409, 473 ff., 478. — II. 33, 259, 758.
v. Kleist H. 342, 391.
Kleuker II. 443, 454, 475.
Klimm 28.
Klingemann II. 88.
Klinger 22. — II. 72, 222 f., 226 ff., 574, 743.
Klopstock 21, 24, 32, 69, 79, 95, 98, 102, 147, 239, 310, 324, 344, 346, 383 f., 395, 418 ff. — II. 7, 29, 99, 172, 178, 263, 302, 323, 332, 345, 411, 423 f., 449, 593, 691, 697, 727, 753, 755, 766, 775 f.
Klose 450, 452. — II. 259.
Klotz 263. — II. 50, 125, 129, 132 ff., 694.
Knittel II. 263, 458 465.
Knorre II. 171, 300, 586, 760.
Koch H. G. 67 f., 72, 203, 262, 266, 308, 376. — II. 218.
Koch S. G. II. 578.
Könemann II. 744 f.
König Engelbert II. 171, 182, 289, 320.
König Eva II. 171, 182, 288 ff., 555, 738, 740.
König, die Kinder II. 289, 740.
König Amalie II. 330, 551, 741, 744, 746 f., 755, 760 f., 771 f.
König Theodor II. 470, 740.
König Engelbert II. 740.
König Fritz II. 330, 740, 747.
König F. W. II. 329.
König J. U. 23, 35.
König S. 205, 246.
Körner II. 667.
Kohlhardt 68, 116.
Kotzebue 464.
Krause 158.

Kretschmann 400.
Krüger 64, 120. — II. 93.
Krull 444.
Kuen 220.
v. Kuntzsch II. 280, 294, 325, 328, 747f., 772.
Kurz-Bernardon 265. — II. 90.

La Bruyere 21, 126.
Lachmann II. 265.
La Fontaine 91, 193, 386, 390. — II. 82.
La Harpe II. 107.
La Martiniere 93.
La Mettrie 97, 202, 290.
La Motte 386. — II. 82.
Lanfranc II. 349ff.
Lange J. 227, 237.
Lange K. J. s. Davesон.
Lange S. G. 227ff. — II. 161, 758.
Langer II. 739.
Langner 450.
Lardner II. 360, 482.
Laur II. 776.
Lavater II. 374, 390, 666, 679, 748, 778.
Legrand 116.
Leibniz 40, 199, 283, 298. — II. 248, 357, 382, 596, 609, 614, 620ff., 632, 645ff., 649f., 651, 653, 662, 668f., 679f., 684, 698, 701, 729.
Leisewitz II. 222, 572, 747f., 750f., 759, 763f., 766, 771f., 776.
Leiste II. 254, 279.
Lemnius 219.
Lenz 165, 486. — II. 229.
Leopardi II. 722.
Leß II. 420, 474ff.
Lessing, Großvater Theophilus 5.
Lessing, Oheim Christian Gottlob 16, 70.
Lessing, Vater Johann Gottfried 6, 27, 70, 86, 130, 152, 197, 431, 445. — II. 180, 295, 325, 349, 431, 445.
Lessing, Mutter Justine Salome 12, 152. — II. 325ff.
Lessing, Schwester Dorothea Salome 12, 72. — II 326f., 749.
Lessing, Bruder Theophilus 16, 214, 233, 242, 246, 445. — II. 325ff., 343, 445, 749.
Lessing, Bruder Karl Gotthelf 20, 273, 446. — II. 156, 180, 220, 227, 295, 376, 575, 589, 665, 749.
Lessing, Bruder Gottlob 217, 429, 445. — II. 749.
Lessing, Bruder Gottfried 310.
Lessing, Bruder Erdmann 310.
Leuschner 450.
Lichtenberg II. 228, 375, 575, 603, 772.
Lichtenstein II. 313.
Lichtwer 386, 401, 447.
Lieberkühn 324, 405.
v. Liebhaber II. 244.
Lillo 249, 255.
Limiers 159, 161.
Lindner 16.
Lippert II. 143.
Liscow 36, 57.
de Lisle 132, 375.
Livius 338f. — II. 188, 211, 217.
Locke II. 359, 391, 592, 621, 674, 684.
Löwen J. F. II. 64ff., 69, 92, 103, 123, 129.
Löwen Eleonore Luise Dorothea II. 73, 79, 123, 189.
Logau 380, 449. — II. 497, 700.
Lohenstein II. 727.
Lope 269, 364.
Lorenz-Huber Christiane Friederike 68, 72, 88, 264, 486. — II. 218, 317.
Lowth II. 365
v. Lucchesini II. 743.
Lucian 93, 95.
v. Ludewig II. 595.
Ludolf II. 254.
Ludwig 463.
Lüderwald II. 413, 465.
Lübke II. 404, 750.
Luther 7, 219f. — II. 349ff., 422, 439, 541, 626, 663, 699 f., 710, 723, 733.

Mabillon II. 353.
Macchiavelli 45, 170.
Maffei II. 110.
Manasses II. 36.
Mangelsdorff II. 162.
Marchand II. 332, 342.
Marchtaler II. 252, 528.
Marcy II. 303.
Marigny 185. — II. 514.
Marin II 515ff.
Marivaux 108, 125, 129, 178, 203, 248. — II. 94.

Marlowe 360, 365.
Marpurg 84, 98, 158.
Marr II. 123.
Marschall v. Biberstein 461.
v. Marschall, Graf II. 749, 772.
Martene II. 353.
Martial 92, 384. — II. 273 ff.
Martini 266.
Maschо II. 392, 414, 446, 450, 453.
Maupertuis 61, 202, 290, 299.
May 442.
Mecour Susanne 485. — II. 73, 577.
Meier 98, 227, 230.
Meil 292.
Meinhard 402, 406.
Melanchthon 220.
Menander 124.
Mencke 126.
Mendelssohn (Moses) 138, 179, 296, 328, 335, 347, 363, 392, 399, 402, 413 f., 416, 419, 426, 435, 447, 472. — II. 3 ff., 11, 23, 29, 37, 46, 92, 119, 141, 220, 287, 343, 374 f., 467, 469, 535, 542, 557 ff., 567, 588, 602, 606 f., 610 f., 621 ff., 664 ff., 668, 690 f., 745 ,749, 778.
Merck II. 472.
Mereau Sophie II. 516.
Meslier II. 374.
Meusel II. 137, 148, 343.
Meyer A. II. 559.
Meyer v. Knonau 386.
Meyer F. L. W., 485. — II. 667.
Michaelis 128, 174, 235, 245, 292. — II. 57, 365 f., 393 ff., 396, 398, 402, 406, 413, 454, 474.
Miller 266, 443. — II. 586.
Milton 57, 303. — II. 28 f. 46.
Mirabeau II. 283.
Möbius 221.
Möller 486. — II. 775 f.
Möser 403, 427. — II. 57, 90, 641, 698, 767 f.
Moliere 103, 115, 123, 127 ff., 406, 460, 466 f., 472, 480. — II. 94, 130, 207, 411.
Montaigne 126, 404, 406. — II. 321.
Montesquieu 183. — II. 592, 597, 638.
Montfaucon II. 2, 20.
Montiano 268. — II. 186, 200.
Moore 251.
Moreri 195, 215.
Morgenbesser 450.
Morhof 406.
Moritz II. 560, 776.
Mosheim 10, 131, 152, 422. — II. 382.
Müller A. II. 219.
Müller, Maler F. 368. — II. 226, 335 ff.
Müller G. F. II. 254.
Müller Johannes II. 264, 472, 630, 739, 765.
Müller J. Georg II. 751.
Müller J. H. F. II. 335 ff.
Müller J. S. II. 170.
v. Münchhausen 153.
Münter II. 463 f.
Mumsen II. 586.
v. Muralt 205.
Murner II. 262.
v. Murr II. 50, 162, 295.
Musäus 451.
v. Muzell-Stosch II. 179.
Mylius 59, 67, 70, 73, 81, 88, 117, 120, 126, 152, 154 ff., 167, 170, 172, 176, 193, 290.

Natter II. 150.
Naumann 68, 121, 241, 409.
v. Nesselrode 481.
Neuber J. 52.
Neuberin Friederike Caroline 52, 65, 71 f., 125.
Neukirch 23. — II. 720.
Neumeister II. 416.
Neuser II. 387 ff.
Nevelet II. 268 f.
Newton 199.
Nicolai C. F. 263, 301, 329, 335, 376, 398 f., 414, 419, 427, 430, 484. — II. 55, 177, 220, 229, 260, 375, 378 f., 427, 429, 584, 601 f., 746, 749 f., 755, 773, 777.
Nicolai G. S. 232, 238, 399 f.
Nicolini 153.
Nilant II. 269.
Noël 368.
Nölting II. 129.
Novalis II. 651, 722, 724.

Oeser II. 2, 20, 151.
Österreich, Erzherzog Ferdinand II. 319.
Österreich, Maria Theresia II. 305, 317.
Österreich, Joseph II. II. 218, 302.
Olearius II. 544.
Opalinski 351.
Opitz 380. — II. 6, 340.
Origenes II. 406, 482, 630.
des Ormeaux II. 500.

Orrery 255.
Offenfelder 68, 71, 81, 88, 120, 158, 178, 218.
Oftade II. 48.
Otway 169, 358, 459.
Ovid 341. — II. 37, 44.
Owen II. 278.

v. Palthen 405, 408.
Papias II. 482 f.
Parfimontus II. 256.
Parvifh 192.
Pascal II. 442 ff., 632, 647, 708.
Paschafius Jac. 93.
Paschafius Radbertus II. 350.
Patzke II. 186.
Pauli 371.
Paulli II. 500.
Paulus II. 629.
Paulus H. E. G. II. 454, 484, 667.
Paulus Silentiarius II. 252.
Pausanias 341. — II. 163.
Pauw 221. — II. 641.
v. Pergen, Graf II. 305.
Perinet II. 310.
Pernety II. 58.
Perotti 46.
Petersen 418. — II. 649.
Petron II. 80, 165.
Petrus Alfonfi II. 268.
Pfalz, Kurfürft Karl Theodor II. 331.
Pfeffel 204. — II. 91, 572, 711.
Pfeil 267.
Pfranger II. 574 f.
Phädrus 22, 46, 387, 390. — II. 269.
Philemon 162.
Pindar 406.
Piraëicus II. 48.
Pius VI. II. 321.
Plato 199. — II. 6, 117, 694.
Plautus 21, 46, 105, 159.
Plutarch 22, 82, 346. — II. 6, 12, 730.
Poggio 92.
Polo II. 254.
Pope 64, 99 f., 166, 299. — II. 34, 609, 620.
Pordenone II. 47.
v. Praun II. 249, 465.
Prémontval 292.
Prévoft 367, 481.
Prynne II. 128.
Pyra 58, 227. — II. 61.

Quanz 292.
Querini II. 464.
Quevedo 331.
Quintilian II. 710 f.
Quintus Icilius II. 55, 57, 137, 765.

Rabelais 382.
Rabener G. W. 21, 36.
Rabener J. G. 22.
Racine J. 53, 272. — II. 101, 105, 194.
Racine S. 100.
Rahbek II. 88.
Ramler 92, 230, 263, 294, 364, 380, 387, 401, 429, 449, 456. — II. 220, 227, 271, 276, 566, 711, 768.
Ramufio II. 253.
Raphael II. 19.
Rauch Chriftian 444.
Rauch Chriftoph II. 128.
Regnard 107, 120, 130, 161, 480. — II. 94 f.
Reich 443.
Reichel 245.
Reiffenftein II. 322.
Reimarus H. S. II. 60, 169, 354 ff. 362 ff., 401 ff., 453 ff., 466, 476, 499, 586, 629, 634 f., 642.
Reimarus Elife II. 170, 172, 354, 372, 400, 410, 443 f., 453, 467, 470, 522, 547, 573, 589, 664, 741, 751 ff., 759, 760 ff., 770 f., 774.
Reimarus J. A. H. II. 172, 354, 371 ff., 453, 760.
Reimarus Sophie II. 760.
Reimarus Chriftine II. 753.
Reinhard II. 753.
Reifer II. 128.
Reiske J. J. 451. — II. 144, 158, 249, 253, 256, 276, 287, 353, 395, 516, 526.
Reiske Erneftine II. 288.
Rembrandt II. 18, 48, 711.
Remer II. 465, 467, 485.
Refewitz 427.
Reß II. 409, 432, 465, 478.
Rethel II. 165.
v. Retzer II. 306.
Rheſa 407.
Riccoboni 157, 268, 375, 477.
Richardſon J. II. 20.
Richardſon S. 178, 182, 248, 252, 254, 386. — II. 188.

Richer 387.
Richey 36. — II. 169.
Richier de Louvain 185, 210.
Riedel 425. — II. 50, 137, 149, 157, 160, 304 f.
Riehm II. 466.
Rietschel 444.
Rimicius II. 270.
Rinckhart II. 496.
Ring II. 748.
Rist II. 371.
Rochon de Chabannes 483.
Rönckendorff II. 747.
Rollin 184.
Romanus II. 124.
Romulus II. 269.
Roschmann II. 74.
v. Rosenberg, Graf II. 317.
v. Rosenberg, Baron II. 586 f.
Rost 36.
Rothfischer II. 464.
Rousseau J. B. 93, 95.
Rousseau J. J. 148, 180. — II. 127, 405, 563, 592, 611, 635, 641, 690.
Rowe Elisabeth 406.
Rowe N. 415.
Ruccellai 268.
Rüdiger 173.
Ruhig 407.
Ruhnken II. 136.

Saadi II. 544.
Saal 376.
Sachs Hans II. 31, 39, 186, 262.
Sachsen-Weimar, Anna Amalia II. 285, 750.
Sachsen-Weimar, Carl August II. 280, 285, 465, 579, 776.
Sachsen-Gotha, Prinz August II. 750.
Sack 417, 432.
v. Sacken, Graf II. 325.
Sadolet II. 14.
Salomo ben Verga II. 491.
Sand, George II. 698.
Saurin 204. — II. 224.
Saxo II. 139.
Scaliger 162, 223. — II. 34.
Schadow 444.
Scheffer 406.
Scheibe II. 80.
Schelling II. 667, 676, 678.
Schernberk 367, 370.
Scherz II. 267.
Schickard II. 252.
Schiebeler II. 170.
Schikaneder II. 310.
Schiller 22, 95, 473. — II. 25, 31, 33, 37, 41, 96, 103, 105, 115, 118, 166, 198, 222f., 230, 473, 516, 531, 535, 568ff., 579ff., 602, 635, 648, 698, 701, 707, 762, 766, 775.
Schiller Charlotte II. 292.
Schirach II. 137, 140, 144, 157, 162, 254.
Schlegel J. E. 24, 54, 119, 129, 167, 204, 272, 331. — II. 47, 61, 92ff., 567.
Schlegel J. A. 182, 386, 411.
Schlegel A. W. 365, 405f. 423. — II. 19, 28, 112, 219, 567, 578.
Schlegel F. 448, 472. — II. 8, 569, 604, 648, 662, 677, 735.
Schlegel Caroline II. 720.
Schleiermacher 4. — II. 360, 485, 647, 667.
Schlözer II. 254, 449, 453, 768ff.
Schlosser J. G. II. 651.
Schlosser J. L. II. 129.
Schmelz 486.
Schmid C. H. II. 220, 226.
Schmid K. A. II. 271, 279, 348, 350, 487, 747f., 772.
Schmidt F. L. II. 123, 576 ff.
Schmidt J. F. II. 171.
Schmidt J. L. II. 362, 391, 423, 453.
Schmidt Kl. II. 423, 758.
Schnabel II. 441.
Schobelt II. 638.
v. Schönaich 95, 245, 395.
Schönborn II. 742.
Schönemann II. 64.
Schönheider II. 463.
Schopenhauer 478. — II. 119, 636, 715.
Schrader v. Schliestedt II. 282, 314.
Schreyvogel II. 578.
Schröder 99, 263, 265, 464, 485. — II. 123, 212, 218, 227, 576, 585, 587, 762, 774f.
Schuback II. 171, 329, 753.
Schubart II. 333, 336.
Schuch 267, 362, 437.
v. Schütz II. 572.
v. d. Schulenburg, Graf 210.
Schultens II. 516.
Schulze Caroline 486. — II. 65, 73.
Schulz (Schulze) Therese II. 73.

Schumann II. 405, 408, 619.
Schwalb 443. — II. 171.
Schwan II. 334, 337f.
Schwarz 214, 222.
Schwedt, Markgraf von II. 774.
Schwickert s. Dodsley.
Sculletus 380, 449. — II. 259, 708.
v. Seckendorff II. 216.
Seipp II. 577.
v. Sellier 154.
Semler II. 358, 369, 371, 395ff., 406, 409, 475ff., 482, 631.
Seneca 257, 269, 342, 378. — II. 16.
Seybelmann II. 216.
Seyler II. 65, 68, 123, 185, 333, 337, 340, 342.
Shaftesbury 387. — II. 8, 358, 648.
Shakespeare 166, 207, 289, 347, 351, 365, 376, 383, 412. — II. 46, 98ff., 107ff., 556, 567, 730, 762, 765, 774.
Sherlock II. 362.
Sievcking II. 585.
Silberschlag II. 414.
Simon II. 358.
Simonides II. 6, 13, 56.
Smollet 135, 178.
Soner II. 382.
Sonnenfels 483, 485. — II. 91, 304, 308ff., 316.
Sophokles 22, 341, 345, 352, 376, 412. — II. 15, 47.
Spence II. 24, 139.
Spinoza 196, 297, 452. — II. 357, 362, 392, 561, 622, 629, 631, 636, 647, 650, 659, 661ff., 679f.
Spittler II. 343.
Sprickmann 267, 486. — II. 222.
Starke Johanna Christiane II. 218, 762 f.
Steele 248.
Steffens 348.
v. Stein Charlotte II. 651, 667.
Steinbrüchel 406, 427.
Steinhöwel II. 270.
Stella E. II. 254.
Stephanie 486. — II. 218.
Stephanus 220.
Sterne 169, 183, 465, 476. — II. 174, 427, 745.
Stieler 382.
Stifter II. 33.
v. Stille 188, 231.
Stobäus 331.
zu Stolberg, Graf F. L. II. 430, 666, 755.
Stoppe 48, 386.
Stosch F. W. II. 55.
Straube 450.
Strauß II. 359, 368, 373, 466, 484.
Strube II. 595.
Struensee II. 300.
Sturm II. 429.
Sturz II. 743 f.
Süßmilch 431.
Suidas 392.
Sulzer 176, 239, 246, 292, 307, 431. — II. 55, 475, 777.
Suppig 67.
van Swieten 303, 305, 316, 323f.
Swift 193, 255. — II. 479, 498f.
Sylvanus II. 387.

Tacitus II. 595.
Tasso II. 96.
v. Tauentzien 430, 432, 435, 439f., 445.
Telemann II. 170, 173.
Teller II. 375, 463, 478.
Teniers II. 48.
Terenz 21. — II. 124.
Tertullian II. 448, 480, 630, 672f.
Theokrit 405.
Theophilus Presbyter II. 257.
Theophrast 21.
Therbusch-Liscewska Anna Dorothea 428.
Thomas a Kempis II. 545.
Thomasius 41, 126. — II. 684.
Thomson 275, 352, 439.
Thümmel 451.
Tibull 451.
Tieck 464. — II. 33, 77.
Tillemann II. 68.
Tillier II. 727.
Tillotson 9, 419.
Timanthes II. 20.
Timotles 331.
Tindal II. 360, 392.
Tischbein J. H. 441.
Tischbein W. II. 27.
Töllner II. 478.
Toland II. 361.
Tolstoi II. 733.
Tralles II. 572, 767.
Treschow II. 421.
Triller 241, 380, 386.